

446

Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient.



Einzug der Pilger in Bethlehem.

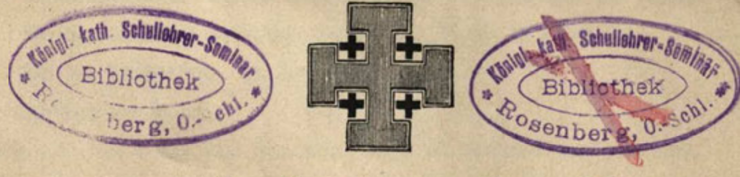
Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient.

Von

Dr. Paul Keppler.

Zweite Auflage.

Mit 109 Abbildungen, einem Plan der Kirche des heiligen Grabes und zwei Karten.



Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1895.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.





Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

(Die eingeschalteten Bilder sind durch stärkere Druckschrift hervorgehoben.)

Titelbild: Einzug der Pilger in Bethlehem.

Verzeichnis der Abbildungen.

Beilagen:

Wanderfahrten im Pharaonenland.


ZBIORNICA

Von Meer zu Meer ins Morgenland. Meeresperlen und Meeresleuchten.

Triest, 11. März 1892.

Die letzten Schritte auf europäischem Boden. In ununterbrochener zwanzigstündiger Fahrt hat uns die Eisenbahn aus Bayerns Hauptstadt über die Schneegipfel des Brenner, durch die Hochwelt der Alpen und das öde Steingefilde des Karst hierher gebracht, nach Triest (Fig. 1), an das Meer, welches Welten trennt und Welten verbindet. Durch die von eisigem Schneesturm erregten Wasser führt jetzt unsere Straße. Fünf Tage lang wird unser Fuß des Gefühls der Sicherheit entbehren müssen, welches das Festland ihm verleiht. Der dünne, schwanke Boden der schwimmenden Insel des Dampfers trägt uns über die Abgründe des Meeres in eine andere Welt.

Hier liegt er vor Anker. „Amphitrite" ist sein Name (Fig. 2). Der große Ostindienfahrer begnügt sich diesmal mit der kleinen Route Triest-Alexandrien. Hoch ragt er mit seinem gewaltigen Körper über die Meeresfläche empor, ein Bild der Festigkeit und Ruhe inmitten des unruhig wogenden und schäumenden Elementes. Sein Anblick weckt Vertrauen. Sein bei aller Massigkeit schlanker Bau läßt rasche Fahrt hoffen. Ächzend, sausend und rasselnd arbeitet noch der Dampfkrahnen, und endlos eilen Kolonnen von Lastträgern vom Land zum Schiff, vom Schiff zum Land, um die unergründlichen Tiefen des Schiffsinnern zu füllen mit den Frachten, welche das Abendland dem Morgenland sendet, mit dem Kohlenbergwerk, dessen die Maschine bedarf, mit dem Gepäck der Passagiere und mit den Lebensmitteln für die große Schiffsgemeinde.

Ernst und sinnend steigen wir die Schiffstreppe empor. Wir bergen unsere Habseligkeiten in der schönen, geräumigen Kabine. Dann auf Deck. Das Herz ist übervoll. Die Erwartung hämmert in allen Pulsen. Sinnverwirrender Lärm umbrandet das Schiff, das zur Abfahrt klar macht. Endlich wird Ruhe. Die Landratten verlassen das Schiff. Die Treppe wird aufgezogen, der Anker aufgewunden, die Verbindung mit dem Lande gelöst. Pfeilschnell eilt ein Boot hinaus, um mit armsdicken Tauen den großen Dampfer an ein kleines Hafendampferchen zu ketten.

Ein gewaltiger schriller Pfiff ertönt wie ein Schmerzensschrei und Abschiedsseufzer aus der Brust des Ungetüms. Die kleine Nußschale setzt sich in Bewegung und bugsiert die gewaltige Masse aus dem Hafen hinaus. Folgsam läßt der Riese sich leiten, und unterwürfig beugen sich vor ihm die Hunderte von Seglern im Hafen und winken ihm mit ihren Masten den Abschiedsgruß zu.

Nun erst, nachdem er aus dem Hafen ausgelaufen, streift er das Gängelband ab. Er entläßt seinen kleinen Diener und wandelt selbständig seine Bahn. Seine gewaltigen Lungenflügel setzen sich in Bewegung, sein Herz fängt an zu schlagen; die Kraftanstrengung durchzittert seinen ganzen Körper. Die Flügel der Schraube peitschen die Wasser, daß sie erschreckt auseinander fliehen und dem stolzen Dampfer freie Bahn schaffen. Das Land weicht zurück. Die unermeßliche Fläche des Oceans breitet sich aus.

Lebe wohl, Europa! Soviel Teures wir auf deinem Boden zurücklassen, so sehr wir auf glückliche Wiederkehr hoffen — lebe wohl! Wir verlassen dich nicht ungern auf einige Monate, alterndes Europa, mit deiner Überfülle von Kultur und deinem Mangel an Bildung, mit deinem öden Einerlei und deinen endlosen Aufregungen und Neuerungen, mit deinen großen Fragen und deinen kleinen Händeln, mit deinen Millionen von Fabrikschlöten und von Bajonetten und mit deiner socialen Frage — Europa, lebe wohl!

Und du, Morgenland, dem unser Kiel zugewendet ist, sei gegrüßt aus allen Fernen! Nimm den Europamüden auf und heile seine zeriebenen Nerven; laß den an Hyperkultur Erkrankten wieder gesunden in der Heilanstalt deiner noch unverfälschten, noch nicht mit Firnis überzogenen Natur.

Die Natur ist ja sicherlich ein Jungbrunnen für das abgearbeitete und abgemarterte Menschenwesen. Zu entfliehen „des Zimmers Gefängnis und dem engen Gespräch" wird von Zeit zu Zeit Lebensbedürfnis für den Einsiedler der Bücher und des Katheders. Wenn der Saft im Lebensbaum zum Stocken gekommen, muß er wieder in raschern Umlauf gebracht werden. Auch die Menschenpflanze zieht und saugt aus dem Nährboden der Natur neue Kräfte und Säfte. Aber es ist, als ob der Boden, auf welchem wir immer wandeln, nach und nach hart werde, gleichsam seine Elektricität verliere und uns nichts mehr an belebenden Einflüssen mitzuteilen vermöge. Dann müssen wir die Natur irgendwo anders aufsuchen, da wo sie uns fremd ist und ungewohnt, noch möglichst unberührt und unbeschädigt von den schmutzigen Händen, von den scharfen Zähnen, von dem dunstigen Qualm der Industrie, wo ihre webenden Kräfte stärker uns umwittern, wo sie noch mit elementarer Unmittel-



Fig. 1. Triest.

barkeit auf uns wirkt. Das hoffen wir zu finden im Orient. Das finden wir schon hier auf dem Meer, dessen scharfer Wogenduft das Herz weitet.

Aber nicht das allein erhoffen und erstreben wir. Sei uns gegrüßt, heiliges Land, eigentliches Ziel unserer Reise! Auf dich vor allem sind unsere Hoffnungen gesetzt. Dir schlägt unser ganzes Herz entgegen. In deinem Boden liegen höhere Heilkräfte als bloß natürliche, seitdem jener Fuß über ihn gewandelt. Du bist uns fremdes Land; nie hat unser Auge dich geschaut, nie unser Fuß dich berührt. Und doch bist du uns Heimat, wohlbekannt und teuer und unvergeßlich seit unserem ersten Denken und Wollen.

Wohl haften die großen Geheimnisse, deren Schauplatz du sein durftest, nicht an deinem Boden. Ihre Wahrheit, ihre Gnade und ihr Segen ist Gemeingut der ganzen Welt geworden. Wo immer ein Christenherz in festem Glauben pocht, da ist Bethlehem und Jerusalem und Golgatha. An jedem Punkt der Welt kann Glaube und Liebe den vollen Anteil an diesem Heil gewinnen, ohne Eintrag und Einbuße. Wohl ist das Christentum geistige Macht und geistige Gabe, die im Geist erfaßt und erfahren sein will, und wer als Ungläubiger Jerusalem betritt, wird es schwerlich als Gläubiger verlassen.

Aber wir wollen nicht thörichte Versuche machen, geistiger zu sein, als wir sind und unserem Wesen nach sein können. Wir wollen nicht geistiger sein als der Gottessohn selber, der im Fleisch erschien und auf dem materiellen Boden der Welt lebte, wirkte und starb. Wir wollen es als kostbare Gabe von oben betrachten und benützen, wenn es uns vergönnt wird, mit leiblichen Augen den irdischen Schauplatz der heiligen Geschichte zu sehen. Sie hat auf diesem Boden unaustilgliche Züge, einen unverlierbaren Duft zurückgelassen. Diese Züge aufmerksam zu betrachten, diesen Duft einzuatmen freuen wir uns, und wir hoffen davon Stärkung und Förderung des Glaubens, des Glaubenslebens, des Glaubensforschens. In dieser Hoffnung grüßen wir dich am Beginn unserer Fahrt, heiliges Land, Mittelpunkt der Weltgeschichte, Wiege des Christentums und irdische Heimat aller christlichen Seelen!

* * *

Auf hoher See, 12. März.

Noch ist Triest nicht ganz unter dem Meeresspiegel versunken gleich dem Sarg im Grabe, und schon läßt das tückische Element uns seine Übermacht und seinen Übermut fühlen. Die Wellen lassen sich von den scharfen Winden, die vom Karst herabstreichen, zum Tanze laden und setzen unserem Dampfer so zu, daß er alle Mühe hat, Würde und Ruhe zu bewahren.

Da sie im Lauf ihn nicht aufhalten können, machen sie sich das Vergnügen, ihn unaufhörlich zu necken und zu foppen, gegen ihn anzurennen und von ihm wegzuspringen, bis sie ihn glücklich nervös gemacht und in jene regellosen und doch so entsetzlich regelmäßigen Perpendikelschwingungen versetzt haben, denen nach und nach mit Ausnahme der Starknervigen alle erliegen.

Aber es kommt noch schlimmer. Das Wellenspiel geht in offenen Aufruhr über, in Krieg und Kampf, fast bis auf Leben und Tod. Nur mehr rollend und stampfend in finsterem Unmut kann der Dampfer sich durch das empörte Element durcharbeiten; er fängt an in allen seinen Teilen und Planken zu stöhnen und zu seufzen in bitterer Kampfesarbeit. Am Abend geht der Kapitän durch alle Gelasse, um eigenhändig mit kräftigem Schraubenschlüssel alle Fensterluken zu verschließen; er war, wie er erst andern Tags uns eingestand, auf schweren Sturm gefaßt.

Es dauerte nicht lange, so stellte jene Krankheit sich ein, welche in wenigen Stunden den Menschen auf den Nullpunkt physisch-psychischen Daseins herabdrückt, welche alles Denken, Fühlen und Wollen verschlingt in unbeschreiblichem Weh. Wir sind nicht so skrupulös wie die alten Perser, welche es für Frevel ansahen, das Wasser der Flüsse und Meere zu trüben. Dem Meer, das unsere Schmerzen verursacht hat, klagen und übergeben wir dieselben auch. Und in dumpfem, sinnlosem Brüten halten wir die schwere Leidenszeit aus, die zum Glück nicht allzulang währt.

Denn glücklicherweise geht die Befürchtung des Kapitäns nicht in Erfüllung. Der eigentliche Sturm bleibt aus. Die Unruhe legt sich nach und nach. Ein schöner Morgen streicht mit weichen, warmen Winden über das zerzauste Lockenhaupt der See und glättet es. Ein wolkenloser Himmel spannt sein azurnes Gewölbe über uns. Linde Lüfte wiegen sich mit den Wellen in unschuldigem Reigentanz, der den ruhigen Lauf des Dampfers nicht mehr stört.

Die Landkarten werden entfaltet, die Reisebücher aufgeschlagen. Die Gedanken eilen dem Dampfer voraus und wandeln schon unter Palmen und ergehen sich auf den Pfaden des Herrn. Gespräch und Scherz verkürzt die Stunden. Das Zusammenleben auf so engem Raum bringt auch geistig nahe. Man studiert Menschen und treibt die Kunst des Gedankenlesens. Man kennt bald die tiefen und die flachen Gefäße. Man fühlt, wie die Sympathie ihre feinen Telephonleitungen von Mensch zu Mensch spinnt, wie die Antipathie ihre fernhaltenden Spitzen schärft. Man empfindet es wohlthuend, wie gut nach langem, fast ausschließlichem Umgang mit Büchern der Verkehr mit Menschen ist und wie er das Menschenwesen davor bewahrt, auf der eigenen Hefe zu versauern.

Und wenn man des Umgangs mit Menschen müde ist, so gewährt es großes Vergnügen, Entdeckungsreisen auf der kleinen Welt des Schiffes

zu machen. Welch ein Kunstwerk des denkenden und schaffenden Menschengeistes ist ein solcher Dampfer! Wieviel Intelligenz steckt darin, wieviel mathematische Berechnung, wieviel praktischer Sinn, wieviel kühnes Wagen, welch ein Schatz von Erfahrung! Wie kondensiert und konzentriert erscheint hier das Wissen und Können des Menschen, wo es gilt, mit äußerster Raumbeschränkung genügend Platz für riesige Lasten und Hunderte von Menschen zu schaffen, in einem einzigen kleinen und bombenfesten Bau ein Maschinenhaus mit gewaltigen Kohlenvorräten, ein Lagerhaus, eine Massenherberge und ein nobles Hotel mit allem

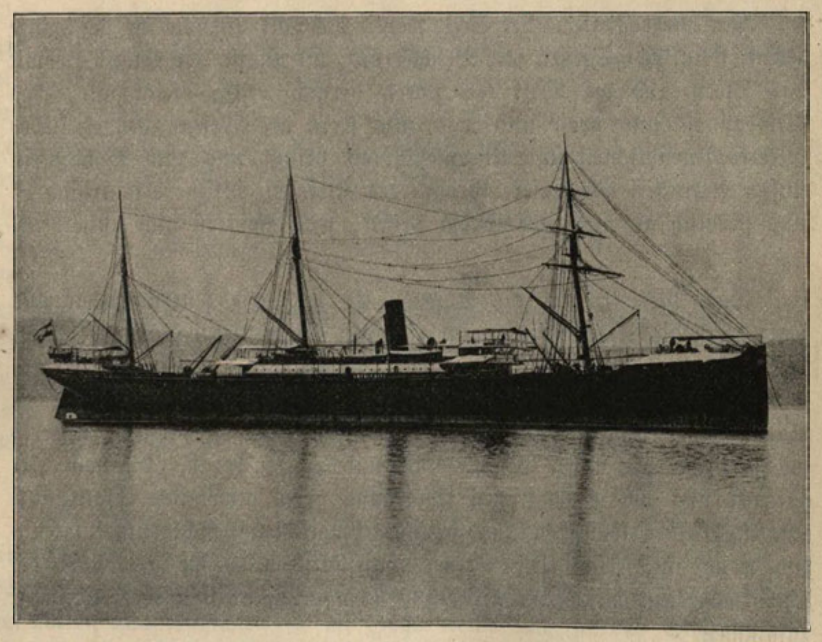


Fig. 2. Der Dampfer Amphitrite.

Komfort unterzubringen, eine lastende Masse von vielen tausend Zentnern Gewicht so zu gliedern und zu verteilen, daß vier kleine Eisenflügel, durch Dampf in Rotation versetzt, sie wie die Flossen eines Fisches in fliegender Eile über das unermeßliche Gebiet des Oceans zu tragen vermögen, daß ein Druck auf das Steuerrad spielend sie zu lenken vermag! Kein Wunder, daß den Seeleuten ihr Schiff zur Person wird. Das Schiff ist so mit Vernunft imprägniert, so durchdrungen von der Intelligenz des Menschengeistes, in so feinen Rapport gesetzt mit dem Denken und Wollen des Menschen, daß seine tote Materie wirklich wie beseelt erscheint.

Und wenn man auch mit dieser Forschungsarbeit fertig ist und das ganze Schiff durchwandert hat, überall nach dem Warum des Warum fragend, so lockt das Meer zu heimlicher Zwiesprache. Wir möchten ganz allein sein mit demselben und setzen uns auf die äußerste Spitze des obern Hinterdecks, schauen rückwärts und lassen auch das Schiff aus unserem Sehkreis entschwinden. Da versenken wir uns in die Geheimnisse des Meeres, lassen den Eimer unserer Gedanken auf und ab steigen und holen in müßiger Geschäftigkeit und in geschäftigem Müßiggang uns Perlen aus seinen Tiefen.

*

Ein Meerbad thut der Seele wohl. Da fällt ab von ihr der ganze Kram kleinlicher Sorgen und Beschwerden, die Masse von Staub, womit das Leben und die Welt die Poren verstopft. Es bleibt nur, was bleibend ist und groß und was zum Kern des Wesens gehört. Des Meeres Unendlichkeit und Unermeßlichkeit bringt uns zum Bewußtsein unsere Kleinheit wie unsere Größe: die Kleinheit dessen, was irdisch ist und sterblich an uns; die Größe dessen, was ewig ist und unsterblich.

*

Das Meer kuriert die Augen. Es heilt die Kurzsichtigkeit und lehrt uns die Dinge wieder im richtigen Sehwinkel betrachten. Viele Kleinigkeiten des Lebens — auch der Wissenschaft — nehmen nur deswegen eine unverhältnismäßige Größe an, weil wir sie zu nahe vor Augen haben und uns beständig dazwischen bewegen müssen; anderes wieder drückt ein naher Gesichtspunkt unberechtigt herab. Die hohe See entrückt uns der gewöhnlichen Umgebung, dem gewohnten Standpunkt und stellt dem leiblichen und geistigen Auge den Gesichtswinkel unendlich weiter und richtiger. Seiner majestätischen Größe gegenüber erscheint uns nur das wahrhaft Große noch groß, alles andere schrumpft zusammen.

*

Wenn das Meer am Morgen von den ersten Frühstrahlen geweckt die Augen aufschlägt, die Silberlocken aus dem Antlitz schüttelt, die Träume der Nacht abstreift, sich mit den Rosen des Morgenrots schmückt und der Sonne entgegenharrt wie das Kind dem Morgenbesuch der Mutter, wenn es dann bei ihrem Erscheinen jauchzend sie begrüßt und ihr ans Herz sinkt, — das ist eine Weihestunde der Natur, in welcher sie einen Einblick in die zartesten Stimmungen ihres Seelenlebens verstattet.

*

Beim Zusammenleben mit dem Meer hebt und senkt sich gleich dessen Wogen das Selbstbewußtsein und Selbstgefühl des Menschen.

Wenn die linden Lüfte auf der Wellenharfe frohe Lieder singen, wenn regungslose Schwermut über der bleiernen Fläche brütet, wenn die See wild wird und nach Drachenart sich windet und bäumt und den ehernen Schuppenpanzer sträubt, wenn ihre Riesenorgel mit allen Registern Sturmeschöre aufführt: dann fühlt das Menschengemüt abwechselnd sich bedrückt und gehoben.

*

Wer das Meer nicht kennt, könnte es für fruchtlos, unnütz und unthätig halten. Es ist das nicht. Sein Schoß ist ein Mutterschoß des Lebens. Auf seinen unterirdischen Gefilden sproßt eine reiche amphibische Flora, welche im Boden wurzelt und statt der Luft Wasser atmet, spielt eine Fauna von vielen Arten und Gattungen. Das Meer löst von seiner Oberfläche die feinen Düfte ab, welche sich zu Winden und regenhaltigen Wolken verdichten. Die See ist die große Ausgleicherin der Temperatur, sie reguliert das Klima der Kontinente. Das Meer ist der Erde Gemüt. Es giebt viele, welche das Gemüt unterschätzen, den Verstand und die praktischen Kräfte überschätzen. Sie verachten das Gemüt, weil sein Boden keine Kartoffeln hervorbringt, weil es keine Börsengeschäfte macht, nicht in allen Scharteken stöbert, keine Bücher herausgiebt. Aber das Gemüt ist doch voll Leben und Thätigkeit, es befruchtet den Verstand und besonnt das Können des Menschen. Es ist stumm und schweigsam, aber es ist der Feuerherd der Beredsamkeit. Ihm entsteigen die königlichen großen Ideen; es gleicht aus zwischen Verstand und Herz und temperiert das ganze Innenwesen.

*

Daß der Salzgehalt das Meer vor Fäulnis bewahre, ist nach den neuern Untersuchungen nur insofern richtig, als derselbe die fortwährende Bewegung desselben fördert, die Bewegung auch in die Tiefen hinableitet, die untern Wasserschichten in die Höhe treibt und so das Stagnieren unmöglich macht. Das Meer ist der Erde Gemüt, das Salz des Meeres Gesundheit. So sind Leiden und bittere Erfahrungen die konservierende Kraft des Menschengemüts; sie rühren dasselbe in der Tiefe auf, erhalten es in lebendiger Bewegung und bewahren es dadurch vor Fäulnis.

*

Das Meer ist der Erde Gemüt. Sein Salzgehalt entwickelt die Elektricität, welche die Gemütserschütterungen hervorrufen, den Donner und Blitz der Gewitter. So geben Leiden dem Menschengemüt die elektrische Spannung, das Ozon, welches für organische Entwicklung, für Zeitigung großer Entschlüsse und Thaten, für Reinigung der Lebensluft unentbehrlich ist.

*

Das Meer ist der Erde Gemüt. Französische Chemiker haben den Gehalt der Meere an edlen Metallen zu 1 1/8 Billion Thalern berechnet, was auf die ganze Menschheit verteilt 2142 Mark auf den Kopf ergeben würde (Jakob, Unsere Erde S. 213). So wenig man im Ernst daran denken kann, dieses Edelmetall dem Meer entziehen und ausmünzen zu wollen, so wenig kann man den Goldgehalt eines tiefen Menschengemüts zu Geld schlagen. Aber deswegen bleibt es doch ein Schatz für den Besitzer und für viele andere.

*

Das Meer ist der Erde Gemüt. Die starke Beimischung des Salzes verleiht ihm seine große Durchsichtigkeit und seine mächtige Tragfähigkeit und drückt seinen Gefrierpunkt bedeutend herab. So ist es mit dem Menschengemüt. Die Bittersalze der Leiden klären es, machen es hellsichtig und durchsichtig, kräftigen es und bewahren es vor dem Gefrieren.

* * *

Sonntag, 13. März.

Gestern abend 8 Uhr haben wir Brindisi angelaufen und sind die Nacht über im Hafen vor Anker gelegen. Der Mond warf düstern, metallgrünen Glast auf die Stadt und das mächtige Kastell, ohne uns ein klares Bild davon zu zeigen. Wir gedachten Virgils, der hier starb, des Dichters, der das merkwürdige und seltene Geschick hatte, zweimal zu leben, Jahrhunderte nach seinem Tode im christlichen Mittelalter abermals als Dichterfürst zu regieren.

Ein herrlicher Tag des Herrn auf den Wassern bricht uns heute an. Wir halten mit dem Meere unsere Sonntagsandacht. Die apulische Küste mit sonnenbeglänzten Städtchen und Dörfern begleitet uns. Um 9 Uhr vormittags kommt das Felsenstädtchen Otranto in Sicht, später an der äußersten Spitze des italienischen Stiefelabsatzes das Castro S. Maria di Leuca. Wir befahren die Straße von Otranto, welche aus der Adria ins Jonische Meer leitet. Sie ist fast immer unruhig infolge der stürmischen Umarmnng, mit welcher die Weltmeere sich begrüßen. Der Himmel bewölkt sich leicht. Die Luft erscheint ruhig, und doch ist das Meer in den Tiefen erregt. Man nennt das „tote See“; es sind die Nachwirkungen eines vorausgegangenen größern Sturmes, von welchem das Meer nur langsam sich erholt. „Stolz flattert wie ein Busch von schwarzen Federn der Rauch am Mast, und grollend in den Rädern knirscht der bezwungene Ocean.“ Es erneuern sich die Leiden der Seekrankheit mit ihrer unheilbaren Melancholie.

Aus weiten Fernen grüßen links Korfu, Kephalonia, Zante; dann das Kap Matapan mit seinem weißen Leuchtturm. Wir lenken ein in den gewaltigen Schoß des Mittelmeeres, jenes Meeres, das in die Weltgeschichte hereinbrandete wie kein anderes. Um Mittag kommt die Insel Kreta in Sicht, an deren langgestrecktem Rücken wir stundenlang hinfahren. Eine starke Brise macht die Wellenlämmer auf der weiten, grünen Flur springen und hüpfen; aber doch wird der Gang des Schiffes ruhiger, weil diese Winde nur über die Oberfläche streichen. Die Seekrankheit weicht langsam einem mehr und mehr sich kräftigenden Gefühle des Wohlbefindens.

Wir bereisen mit den Augen und Gedanken Candia oder Kreta, die Insel der hundert Städte, wie sie schon bei Homer heißt, berühmt wegen ihres Wasserreichtums und ihrer Fruchtbarkeit. Nach unserer Seite hin fällt sie aber mit schroffen Bergwänden ins Meer ab, mit Höhen, welche ebenfalls das Prädikat „faule Bäuche" zu verdienen scheinen, das Epimenides einst seinen Landsleuten gab und dessen Berechtigung St. Paulus bestätigte (Tit. 1, 12); denn sie sind, soweit man wenigstens vom Schiffe aus sehen kann, fast ganz unfruchtbar; nur aufsteigende Rauchsäulen verraten, daß auch dieser Teil der Insel bewohnt ist.

Die Kirche von Kreta, deren erste Keime einst Juden vom Pfingstfest in Jerusalem nach diesem Eiland gebracht haben (Apg. 2, 11), war eines der Sorgen- und Schmerzenskinder des Apostels Paulus. Erstmals sah und betrat er wohl die Insel als Gefangener auf der Fahrt von Cäsarea nach Rom. Damals suchte er vergebens den Kapitän zum Überwintern im kretensischen Hafen Limenes Kali (Schönhafen) zu bewegen. Vielleicht stieg schon damals der Plan in ihm auf, falls sich die Möglichkeit bieten würde, zu längerer Wirksamkeit hierher zu kommen. Das geschah höchst wahrscheinlich nach seiner Befreiung aus der römischen Gefangenschaft, auf der Rückreise von Spanien nach Kleinasien. Den Gemeinden, die er hier nicht so fast gründete als fest organisierte und ordnete, gab er seinen Lieblingsjünger Titus zum geistlichen Oberhaupte. Gortyna, so ziemlich in der Mitte der Insel auf der uns zugekehrten Seite in der Messara-Ebene gelegen, wird glaubhaft von der Tradition als Bischofssitz des Titus bezeichnet. Um seiner schwierigen Stellung willen giebt ihm der Apostel eigene Instruktionen in einem Pastoralschreiben, das für immer im Kanon der heiligen Schriften geborgen ist, zur Lehre und zum Trost für alle, welche auf ähnlich schwierigem Boden den Weinberg des Herrn zu besorgen haben. Die Reihe der rechtgläubigen Nachfolger des Titus, mehrmals unterbrochen und seit der Invasion der Türken 1699 ganz abgebrochen, fand erst 1874 wieder ihre Fortsetzung durch Ernennung eines katholischen Bischofs für die kleine Schar von etwa

1000 kretensischen Katholiken, welche unter 140 000 Türken und 160 000 schismatischen Griechen leben; der Bischofssitz ist nunmehr in Canea.

Wahrlich, die Mitra dieses Bischofs, der aus solcher Majorität seine Schäflein zusammensuchen muß, mag mit einem Kranz von scharfen Dornen besäumt sein. Und doch ist sie noch leicht zu tragen im Vergleich mit der, welche unseres teuern und ehrwürdigen Reisegenossen harrt, mit welchem wir unvergeßliche Stunden verleben und welcher der Gegenstand der allgemeinen Verehrung und des Mitleids ist, da er unter allen am meisten von der Seekrankheit zu leiden hat. Das ist Msgr. Joseph Thomas, Patriarchal-Archidiakon von Babylon, erwählter Bischof von Seert in Mesopotamien. Er kommt eben von Rom und reist in seine Diöcese. Der Dampfer bringt ihn nach Tripoli; von hier erreicht er zu Pferd in vierzig Tagen sein Ziel. Die Schilderungen über die Verhältnisse seiner Diöcese sind herzzerreißend: die Katholiken wie wehrlose Lämmer der Wut der Heiden, Mohammedaner und fanatischer Häretiker preisgegeben; das Land zum Teil sehr gebirgig und dadurch die Seelsorge erschwert; die Armut und Not alle Begriffe übersteigend; in vielen Gemeinden weder Schule noch Kirche noch Priester; nur von Zeit zu Zeit kommt ein Geistlicher oder der Bischof und hält in einem Hause Gottesdienst. Dabei wäre hier für die Mission unter den Nestorianern ein überaus günstiger Boden; aber es fehlt an Geld. Die Propaganda, welche für die Missionen der ganzen Welt zu sorgen hat, konnte Chaldäa noch nicht das wünschenswerte Maß von Unterstützung zuwenden. Die europäischen und deutschen Missionsvereine haben ihr wohlwollendes Auge noch nicht auf dieses Land gerichtet; dasselbe ist uns zu unbekannt und wird selten von Reisenden aufgesucht. Wir versprechen, nach Möglichkeit die Sorgen des edeln Bischofs zu teilen, der mit heldenhaftem Mut dem Martyrium seines Episkopats entgegengeht und dem der Kummer um seine Diöcese aus dem Auge schaut und aus jedem Worte zittert[1].

Auch Kretas Küste versinkt hinter uns. Nun werden wir ungefähr 30 Stunden lang den Anblick des Festlandes ganz entbehren. Wir bangen nicht davor, da das Wetter herrlich und die See vollkommen ruhig ist. Die Einsamkeit und Stille des Oceans umfängt uns, eine erhabene und weihevolle Stille, bloß auf einem einzigen Punkte gestört, da, wo eben das Schiff ein kleines Stück Menschenleben und Menschenlärm durch die Wellen trägt. Wie die wilde See das Gemüt erschreckt und abstößt, so schmeichelt sich die ruhende See an den Menschen an und mit neuem Interesse nimmt er seine meerpsychologischen Betrachtungen wieder auf.

[1] Nicht wenige Leser der ersten Auflage haben dem Verfasser christliche Liebesgaben für den Bischof übermittelt. Dieselben wurden dem letztern zugesandt und von ihm mit größten Danke quittiert.

Das Meer im Sturme — wen erinnert es nicht an das geheimnisvolle Wort des Apostels von dem Hoffen und Harren der Schöpfung auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes, von dem Zusammenseufzen und den Wehen der ganzen Natur unter dem Niederdruck der Nichtigkeit und des Verderbens, unter dem Hochdruck der Sehnsucht und Erwartung (Röm. 8, 19 ff.), — an dieses Wort so voll erleuchteter Naturkenntnis, so voll menschlichen und christlichen Naturgefühls? Schelling hat diesem apostolischen Wort das schöne Gleichnis an die Seite gegeben, die Natur sei gleich einer Braut, welche, herrlich geschmückt, der Hochzeitsstunde entgegengehe, aber anstatt sich mit dem Geliebten vermählen zu können, denselben am Hochzeitstage vor ihren Augen sterben sehe; nun steht sie da in vollem Hochzeitsschmuck, den Brautkranz noch auf dem Haupte; aber ihre Augen sind voll Thränen, und von dieser Stunde an kann sie der Trauer und Schwermut nicht mehr ledig werden und hofft nur immer noch auf ein seliges Wiedersehen und eine Wiedervereinigung im bessern Jenseits.

*

Wenn die Stürme sich herabneigen auf die Wellen und ihnen die Zunge lösen und mit ihnen den zweichörigen, mächtigen Donnergesang aufführen, so voll Klage und Wehe, so voll seufzender Sehnsucht, — ist das nicht die Stimme des Weltalls, welches den Sturz seines Königs und sein eigenes Leid bejammert? Ist das nicht das mit elementarer Gewalt vom Gemüt der Schöpfung sich losringende, das Festland umbrandende, zu den Sternen aufdonnernde Klagelied über das verlorene Paradies, über die gestörte Harmonie, der zum Himmel dringende Schrei des Heimwehs, der Sehnsucht und des Verlangens?

*

Nach einer Vorstellung der Pythagoreer ist das Meer eine Thräne des Kronos. Dem in die Tiefen der Schöpfung dringenden Naturgefühl erscheinen die salzigen Fluten des Meeres wie die Thränen, wie der Niederschlag des Zeitenwehs, des großen Weltschmerzes. Wenn diese Thränenfluten vom Sturm mit Stimme und Sprache begabt werden, so fassen sie in große Seufzersymphonien zusammen alle die schrillen Dissonanzen, die scharfen Gegensätze, die schreienden Widersprüche des gegenwärtigen Weltzustandes. Das wären Thränen dunkel wie die Nacht der Verzweiflung, das wäre ein Lied des Todes, welches der ganzen Schöpfung das Herz brechen müßte, würde nicht auf jenen Thränen ein Glanz der Hoffnung schweben, würden nicht durch jene Lieder Klänge der Sehnsucht und sichern Erwartung ziehen.

*

Wer davon nichts fühlt, wer das als Phantasterei oder als Gefühlsüberschwenglichkeit verlachen kann, wie wenig kennt der die Natur! Wie flach muß sein Geist, wie knöchern sein Herz sein! Wahrlich, St. Paulus war nichts weniger als ein Träumer.

*

Kein Teil der Schöpfung scheint so sehr aus dem Verhältnis der Botmäßigkeit und des Gehorsams gegenüber dem Menschen herausgetreten zu sein wie das Meer. Wenn es seine revolutionären Lieder singt, so erzittert der einstige Herr der Schöpfung; sie greifen ihm ans Gewissen, weil sie voll Anklagen sind gegen ihn, seine Sünde und Schuld. Doch beruhigt und erhebt es ihn wieder, zu vernehmen, daß das gewaltige Sehnen der Schöpfung und des Meeres mit seinem eigenen Hoffen zusammenflammt. Dieselbe Hoffnung verbindet jetzt schon beide und wird einst die volle Harmonie zwischen beiden herstellen. Dann wird dem verklärten Menschen die verklärte Natur den verklärten Leib als Morgengabe darreichen und huldigend sich seinem Scepter neigen.

*

Der Mensch, der unwillkürlich schaudert bei den Gemütserschütterungen der Schöpfung, bei dem Donnergebrüll und dem lauten Heulen der See, der ihr Weh mitleidet in unsäglichem leiblichen und geistigen Wehgefühl, der mit dem Fahrzeug, das er ersonnen, ein willenloser Spielball von Wind und Wellen wird — siehe da den kronberaubten König der Schöpfung!

Der Mensch, der sich hinauswagen kann in der schwanken Wiege des Schiffes in die im Aufruhr befindlichen Wasserprovinzen seines Reiches, der das unermeßliche Meer mißt, mit sicherster Berechnung über die unendlichen Gefilde hin seine Pfade findet, der die Sterne droben am Firmament zu Führerdiensten nötigt, der durch die schauerlichen Tiefen des Meeres von Kontinent zu Kontinent verborgene Verbindungsfäden spannt, mittelst deren er in Sekunden den Schall seines Wortes aus dem Abendland ins Morgenland leiten, die Gedanken seines Geistes, die Befehle seines Willens fernen Welten kundgeben kann, welche durch Meere von ihm getrennt sind, der das unbewußte Gären, die dumpfen Schmerzenslaute der Stürme und Wogen in lichte Gedanken, in bewußte Empfindungen umzusetzen vermag — siehe da den Sklaven der Elemente, der doch noch königlichen Adel in seiner Brust birgt, durch dessen Hand doch noch, trotzdem ihr das Scepter entfallen ist, Herrscherkraft zuckt, der berufen ist, einst wieder in seine Herrscherstellung zurückzukehren!

*

Ein Bild der Unerlöstheit ist die See, wenn sie unter grauem Himmel, beraubt des Diamantenschmuckes der lichten Sonnenstrahlen,

umherschwankt und endlos die zähen, schwerflüssigen Lavamassen ihrer dunklen Wasser wälzt. Da erscheint sie unheimlich, und schaudernd gedenkt man der Todesgeheimnisse, welche dieses Massengrab, dieser Riesenfriedhof der Weltgeschichte in seinem Schoße birgt und welche die rastlos bohrenden und schaufelnden Wellen aus den Tiefen graben zu wollen scheinen. Dann ist es, als ob in nächtlicher Stunde die Seelen, deren irdische Hüllen und irdisches Leben das Meer verschlungen, über die Wassergefilde hin geistern; wie erschrocken schauen und lauschen die Sterne herab in die dunkeln Tiefen, und der fahle Schimmer des Mondes irrt über die wallenden Grabhügel hin wie der Schein des Totenlichtes über den Friedhof.

*

Wie ganz anders die Gemütsstimmung an sonnigen Tagen! Unermeßliche Ströme von Licht breiten sich über den Ocean hin und vermischen sich mit den Wassern. Sonnengold, Meeresgrün, Himmelsbläue, die drei Farben schließen sich zu einem mächtigen Accord zusammen, und das leise Murmeln und Singen der Wellen und Winde setzt diesen Farbenaccord in Musik um, in ein Lied von ungebrochener Naturkraft, voll unendlichen Inhalts. Diese unsterbliche Naturpoesie hat ihre Arsis und Thesis, ihren Rhythmus im Steigen und Sinken der Wellen.

*

Nichts versöhnender und beruhigender für das Menschengemüt, als das Meer zu beobachten, wenn es nach langen Stunden des wilden Tobens, des lauten Donnerns und Jauchzens langsam, langsam sich ebnet und glättet, wenn die hochgehenden Wellenpulse sich beruhigen, wenn die Wasser die Lieder, welche die Winde ihnen vorsingen, nur mehr müde nachsingen und zuletzt wie im Traume lispeln und stammeln, wenn dann die Stille des Schlafes sich ausbreitet über das ganze Meer und bei Tage die Sonne es mit dem warmen goldenen Mantel zudeckt, oder bei der Nacht der Mond seine feinen Flore über die Schläferin legt. Dann scheint auch der Dampfer ruhiger und stiller seine Bahn zu wandeln, und er hält gleichsam den Atem an, um den Schlaf nicht zu stören, und breitet seine Furchen wie zartes, weißes Spitzengewebe über das schlafende Kind.

*

Manchmal in mondheller Nacht, bei voller Meeresstille glaubt man in einen Zauberpalast versetzt zu sein, dessen Boden ganz mit wunderbaren Intarsien aus blitzenden edeln Metallen und kostbaren Steinen ausgelegt ist und der auf seinen smaragdenen Bogen die Riesenkuppel trägt mit der großen Lampe, ganz mit Sternen besetzt.

*

Dem Harren und Sehnen nach Verklärung, welches der Apostel der Natur ablauscht, wer begegnet ihm nicht in jenen herrlichen Stunden, wenn die scheidende Sonne mit dem Meere die letzte Zwiesprache hält, wenn beide zu reden scheinen von jener Zukunft, welcher die ganze Schöpfung mit tausend verlangenden Armen sich entgegenstreckt! Auch der Schöpfung sind schon in dieser Weltzeit Stunden beschieden ähnlich der Taborstunde im Erdenleben des Heilandes, schöne Anfänge und Anläufe der Verklärung, Bürgschaften, daß das Sehnen derselben kein bloßer Traum ist. Und schöner sind diese Stunden kaum irgendwo als auf dem offenen Meere. Die Sonne nähert sich der zitternden Wasserlinie des Horizonts; sie beginnt goldene Schwingen am Himmel auszubreiten, wie um sich zum großen Fluge in die andere Hemisphäre zu rüsten. Sie neigt sich herab und küßt die azurne Stirne des Meeres, und in diesem Augenblicke verwandelt dasselbe seine Natur; seine Wasserwogen werden zu Feuerflammen, die Kämme der Wellen zu strahlenden Diamantenkronen, das Kielwasser des Schiffes zu Lichtstraßen und sprühenden Funkengarben, alle Fremdkörper, die auf dem Meere schwimmen, zu Lichtkörpern; in einem lodernden Feuermeere schwebt das Schiff einher. Alles ist wie in Ekstase wonnetrunken, und die Seele des Menschen vermag kaum mehr alle die Herrlichkeit einer solchen Abendfeier der Natur zu fassen; sie ist selig in diesem Vorgenuß der verklärten Schöpfung und träumt selbst, wie entledigt der Schwerkraft des Leibes, den Traum der Verklärung.

Alexandrien. Durch das Delta nach Kairo.

Mittwoch, 16. März, morgens 5 Uhr, begann plötzlich die Schiffsschraube des großen Lloyddampfers „Amphitrite", nachdem sie seit fünf Tagen immer im gleichen frischen Tempo fortgeschaufelt hatte, in einen langsamern Takt überzugehen, was zur Folge hatte, daß wir alle in unseren Kabinen erwachten. Wir begrüßten klopfenden Herzens dieses Signal, welches uns die Nähe des Landes kündete, und eilten auf Deck. Schon aus aller Ferne hatte der Dampfer sein Nahen und seine Absichten durch Lichter und Flaggen auf dem Hochmast nach Alexandrien telegraphiert. Jetzt war er am gewaltigen Hafendamm angelangt, der seine langen Arme weit ins Meer hinaus ausbreitet. Bald kommt in großer Eile ein Ruderboot auf uns zugefahren. Ein arabischer Lotse mit scharfgeschnittenem Gesicht, in weißem bis zum Knöchel reichenden Gewande und schwarzem Überzieher steigt selbstbewußt an Bord, nimmt unserem Kapitän das Kommando ab und führt das Schiff in den Hafen.

In köstlicher, nicht zu frischer Morgenkühle stehen wir auf dem obern Verdeck. Weit öffnen sich die Augen dem Orient entgegen, und weit öffnen sich Geist und Herz nach dem Lande der Sehnsucht, nach dem Lande der Jugendträume hin. Wir kommen näher und näher. Bald vermögen wir auch ohne Fernglas alles genau zu unterscheiden. Nur ganz wenig erhebt sich über den Meeresspiegel die flache Küste des Deltalandes, das mit seinen Hunderten von Wasseradern und seinen vielen Seen wie ein Mittelding zwischen Wasser und Land den Übergang vom Meer zum Festland herstellt. Alexandrien breitet sich aus vor unsern Blicken. Seine schneeweiß schimmernden Paläste und Häuser blinken, beschienen von der Morgensonne, als ob eben ein Heer von Silberschwänen frisch gebadet aus den Fluten auftauchen würde. Zwischen den Häusern schießen schlanke Palmen auf und wiegen ihre Lockenhäupter im Morgenwinde und rauschen dem Fremdling aus dem Abendlande den Willkommgruß des Orients zu.

Nun dehnt sich vor unserem Auge die weite Fläche des Hafendammes aus, und von dieser Fläche hebt sich ein farbenprächtiges Gemälde ab, wie unser Auge nie ein ähnliches gesehen. Viel Volk eilt geschäftig hin und

her, und eine große Menge von Arbeitern, Packträgern, Kommissionären stellt sich bereit, unser Schiff zu empfangen. Jede von diesen Gestalten bedeutet einen weitern Farbenpunkt und Farbeneffekt im Gemälde. Die Gewänder der Männer haben alle den vollen, reichen Schnitt der Frauenkleider, wallen herab bis zum Knöchel, um die Lenden zusammengefaßt von breitem, buntem Gürtel, und sind in den kräftigsten, sattesten Farben gehalten. Das scharfe Weiß mischt sich mit dem brennenden Rot, das dunkle Blau mit hellem Grün, das kräftige Gelb mit dem düstern Schwarz, welches besonders die Frauengestalten umhüllt; dazu die vielfarbigen Kopfbedeckungen, Turbane und Tarbusche. Diese Farbenskalen vereinigen sich zu einem unbeschreiblich bunten, fröhlichen Gesamtbild, gegen welches jede Volksansammlung in unsern Städten düster und traurig erscheint wie ein Leichenkondukt. Wird aber die Gesamtwirkung dieser gehäuften, ungebrochenen Farbenmassen nicht zu schreiend, dem Auge wehethuend? Nein, wahrhaftig nicht. Das Auge lebt hier ganz neu auf und schwelgt in Genüssen. Die Sonne des Orients malt alles auf das feinste zusammen, verbindet alle Farben zu schönen Harmonien, welche das Auge bezaubern und beseligen. Die Sonne des Orients! Sie gießt volle Ströme ungebrochenen, durch keinerlei Nebel und Dünste gedämpften Lichtes vom wolkenlosen Firmament herab, so daß die Wellen des Meeres zu Lichtwellen, daß die Gestade des Landes zu Lichtflächen werden; diese uns völlig ungewohnte Fülle hellsten Lichtes fordert so starke Farben und ordnet sie zu den wohlklingendsten Farbensymphonien. Die Sonne des Orients! Sie zeichnet die dachlosen Gebäude, die Kuppeln und Minarete der Moscheen, die über der Stadt aufragende Pompejussäule, das einzige erhaltene Denkmal des Altertums, die grünen Häupter der Palmen und herrlichen Bäume, welche überall aus den Straßen auftauchen, die reichgegliederte Masse der Citadelle, die Hunderte von Kriegs- und Kauffarteischiffen und ihren Mastenwald mit scharfen und klaren Linien und Umrissen in das große Gemälde ein. Die Sonne des Orients! Sie gießt über das Stadtbild und die wogende Menschenwelt einen milden, klaren Duft von hellstem Rosa aus wie einen Duft lieblichster Freude, der sich ins Herz schleicht und das ganze Wesen froh und leicht macht, so daß es fast Europas vergißt und vom ersten Augenblick an sich willig dem Orient gefangen giebt.

Wir legen an am Quai (Fig. 3). Im selben Moment begrüßt uns vielhundertstimmiges Geschrei aus den Kehlen derer, welche am Schiff und seinen Passagieren ein Geschäft zu machen hoffen. Jetzt macht unser Ohr die erste Bekanntschaft mit dem Orient, zu dessen Leben besonders auch das Schreien gehört. Und im gleichen Augenblick, in welchem die Schiffstreppe niederrasselt, wird das Schiff von einer wilden Schar



Fig. 8. Landungsplatz in Alexandrien.

gestürmt, die gleich einer Rotte Seeräuber mit schrecklichen Gebärden, funkelnden Augen, gellenden Rufen sich auf Deck stürzt, um sich der Reisenden und ihres Gepäckes zu bemächtigen. Bei dieser stürmischen Umarmung des Morgenlandes und Abendlandes gilt es, ruhiges Blut und festen Standpunkt zu behalten. Herr Stangen, unser Reisekommissär, kommt alsbald als Retter in der Not und schützt uns vor den Bedrängern. Bald ist unser Gepäck ans Land geschafft. Wir betreten den Boden Ägyptens.

Durch einen Bakschisch, den großen Hauptschlüssel, der alle Thüren des Orients öffnet, erkauft Herr Stangen unserem Gepäck und unserer Person den unbehinderten Einlaß. Wir erquicken uns im lichten Speisesaal des Hôtel Abbat, um dann thatendurstig wie Helden und neugierig wie Kinder unsere große Entdeckungsreise in einer neuen Welt anzutreten.

In einer andern Welt! Das bringt uns jeder Augenblick und jeder weitere Schritt aufs neue zum Bewußtsein, soviel Europäischem wir auch in diesem großen Vorzimmer des Orients noch begegnen. Mit dem nil mirari — „nichts bewundern", der obersten Maxime europäischer Blasiertheit, hat es ein Ende. Zwar bietet die Architektur der Stadt zunächst nicht viel Interessantes und Staunenswertes; nichts Altertümliches: moderne Paläste, meist sehr unscheinbare Häuser, wegen des Mangels an Bedachung ruinenhaft aussehend, an der Straßenseite in den obern Stockwerken häufig in mehreren scharfen Ecken gebrochen, die obern Fensteröffnungen mit engen Holzgittern verschlossen. Aber nicht satt können wir uns sehen an den farbenreichen Scenen, an den fremden Typen aus der Menschenwelt und dem Menschenleben, welche ohne Unterbrechung zwischen diesen verschobenen Coulissen einander ablösen. Und so ziehen wir wie träumend durch die Straßen, immer aufs neue angesprochen, immer aufs angenehmste unterhalten, immer von neuen Farbeneffekten überrascht.

Wir wandern im europäischen Viertel umher und in den Bazaren, die wir aber in Erwartung derer von Kairo bloß oberflächlich mustern. Von der Höhe des Forts suchen wir uns über die Lage der Stadt einigermaßen zu orientieren, welche gegen früher sich bedeutend verschoben hat. Vom Meere und etwa noch von einigen schönen neuern Parkanlagen abgesehen, gehen der Umgebung der Stadt großartige Züge und bestechende Reize durchaus ab. Aber das begreift man, daß ein praktischer Scharfblick ohnegleichen Alexander d. Gr. (332 v. Chr.) den Gedanken eingab, gerade hier den Grundstein einer neuen Weltstadt zu legen. Die Lage ist eine so glückliche, der Besitz eines Hafens, der nicht vom Nilschlamm verstopft wird, so wertvoll, daß die Stadt wohl herunterkommen konnte, aber nicht untergehen, auch in den schlimmsten Zeiten. Freilich

das zeigt ein auch nur oberflächlicher Blick sofort, die Tage der selbstherrlichen Königin Alexandria sind gründlich vorüber, die Tage der Königin, die in der einen Hand das Meeresscepter trug, in der andern die Schriftrolle, der Königin, deren überreiches goldenes Diadem mit weithin blitzenden Diamanten der Gelehrsamkeit und Wissenschaft durchsetzt war. Verglichen mit diesem Alexandrien ist das heutige zu einem Krämerweibe herabgesunken mit ungeschlachten Manieren, vernachlässigtem Äußern, rohen und wüsten Sitten und rein materiellen Lebenszwecken. Und unter wessen Botmäßigkeit sie steht, wer heutzutage im ganzen Nillande unter der Firma des Khedive regiert, das zeigt ein Blick auf die englischen Rotröcke, welche das Fort innehaben, auf die englischen Kriegsdampfer, die im Hafen liegen, auf das europäische Viertel, in welchem die Wunden jener englischen Beschießung am 11. und 12. Juli 1882 noch nicht ganz vernarbt sind.

Nur die Phantasie kann noch das großartige Bild des alten Alexandrien wieder vor die Seele zeichnen, und sie wird dabei von der Wirklichkeit wenig unterstützt. Einst vermittelten wenigstens noch die Nadeln der Kleopatra zwischen Altertum und Gegenwart, die zwei mächtigen Obelisken, welche Kleopatra vom Sonnentempel zu Heliopolis einst vor die Thore des kaiserlichen Palastes versetzen ließ. Aber auch diese Pylonen des Orients wurden in unsern Tagen auseinandergerissen und nach New York und London in die Verbannung geschleppt, wo sie nun vor Heimweh verwittern. Doch ein großes Wahrzeichen der Vergangenheit ist noch erhalten. Eilen wir nach dem Südwesten der Stadt, in das arabische Viertel.

Da steigt über 30 m hoch aus Grabfeldern und elenden Fellachenhütten zum Himmel empor die Pompejussäule (Fig. 4), von ihrem erhöhten Standpunkte aus Stadt und Meer weithin beherrschend. Sie ist ihres ursprünglichen Dienstes und Zweckes längst enthoben. Sie hat die Bronzestatue des Diokletian, zu dessen Ehre ein Präfekt Pompejus sie um 300 n. Chr. errichtete, längst abgeschüttelt. Jetzt ist sie nur noch Ehren- und Totendenkmal für das alte Alexandrien.

Ein einfaches, aber würdiges Denkmal: nur Sockel, Schaft und Kapitell, aber ein wirkliches Kunstwerk. Es fehlt aller Zierat, aller Bilderschmuck, alle Kannelierung; die Detailformen des Sockels und des Kapitells sind sogar unschön und verraten die Spätzeit. Und doch erfreut die Säule jedes Auge, und sie erweist sich als mit dem Stempel wahrer Kunst gezeichnet. Das Grundgesetz der Schönheit liegt im Maße, in der Richtigkeit der Proportionen. Die Säule ist geadelt durch das schöne Gleichgewicht, in welchem ihre Teile und Glieder zu einander stehen, vor allem durch die fein abgewogenen Verhältnisse des Riesen-

schaftes, der für seine gewaltige Höhe nicht zu schlank ist und auch nicht zu massig und mit herrlicher Verjüngung sich in die Lüfte schwingt. Dieser Monolith aus den Nilkatarakten zeigt ein solches Zartgefühl für Richtigkeit der Maße, oder besser gesagt, eine so klare Kenntnis der Urgesetze der Proportionalität, daß man vermuten muß, er stamme noch aus dem alten Ägypten und sei aus Heliopolis oder Memphis in jener Spätzeit hierher verbracht worden. Er verdiente den Sturz des alten Alexandrien zu überleben und als Totensäule desselben von den Jahrhunderten verschont zu werden.

Diese Säule sah die Glanzperiode der Stadt. Reden wir mit ihr und befragen wir sie nach den Herrlichkeiten des Serapeum, aus deren Mitte sie einst sich erhob; nach den Prachttreppen, den Tempelhallen, den Innenhöfen, den Hunderten von Obelisken, die einst dies Heiligtum des Serapis schmückten, in welchem altägyptischer Stierdienst in neuhellenischem Aufputz sich breit machte; nach der Freistätte der Wissenschaft, welche mit dem Tempel verbunden war, nach der Rüstkammer des Geistes, der berühmten Bibliothek mit ihren 300000 Büchern. Stumm weist sie hin auf den durchwühlten Boden, auf die weiten Leichenfelder zu ihren Füßen. Alles im Tod verschlungen und in Grabesmoder untergegangen. Unter der Erde, spricht sie, mußt du das alte Alexandrien suchen. Der Tod hat noch am meisten davon konserviert. Er hat in seinen dunkeln Kammern viel Raub geborgen, den er zusammenraffte, ehe die Stadt unterging: seine Gewebe, herrliche Stoffe, in die er seine Opfer einhüllte, feingeschnittene Gemmen, scharfgeprägte Münzen, Goldschmuck aller Art, Erzeugnisse der hochentwickelten Künste. Er hat diese Trophäen sorgsam behütet und in seinen Schreinen beschlossen, bis in den letzten Zeiten Europas wühlender Forschergeist sie ihm zum Teil entrissen hat.

Edle Säule, wo ist nun der Stolz Alexandriens, der großartige Stadtteil Bruchium mit seinen Königspalästen, seinem Amphitheater, seinem Poseidontempel mit dem Mausoleum, welches den Leichnam des großen Alexander in goldenem Sarge barg? Wo ist die berühmte Universität, der Centralherd morgenländischer und abendländischer Bildung, das Museum, welches Ptolemäus Philadelphus um 300 v. Chr. gründete, mit seiner Bibliothek von 400000 Rollen, welche zur Zeit Cäsars verbrannte, aber alsbald durch die von Pergamus mit 200000 Rollen ersetzt wurde? Wo ist die unerhörte Pracht dieser Stadt, wo ihr Reichtum, wo der Glanz ihrer Feste, bei welchen Morgenland und Abendland zu Gaste war? Traurig weist die Säule auf elende Fellachendörfer hin. Wo Paläste ihre Pracht ausbreiteten, stehen nun armselige Hütten, kunstloser aus Lehm zusammengeknetet als die Nester der Schwalben;

wo Millionen verschwendet wurden, grinst nun Jammer und Elend und schleicht das Skelett des Hungers.

Denksäule des alten Alexandrien, wo ist die von Kaiser Augustus angelegte Neustadt Nikopolis, mit Marmorstraßen wie mit breiten Silberbändern mit der Altstadt verknüpft? wo sein Glanzpunkt und Mittel-

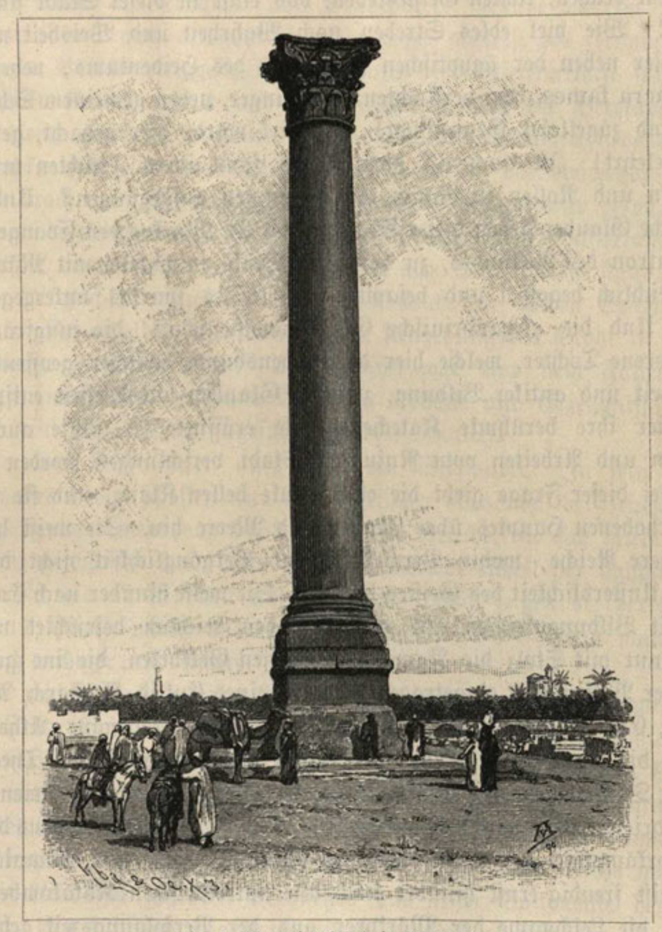


Fig. 4. Pompejus-Säule in Alexandrien.

punkt, das Cäsareum oder Sebasteion? wo die mit wahnsinnigem Prunke ausgestatteten Säle und Gemächer, in welchen die Circe Kleopatra den Antonius umstrickte, wo beide ihre Orgien feierten und jene Gastmähler hielten, bei welchen der Fußboden in ein wogendes Meer von Rosen verwandelt war, welche Wohlgerüche von unberechenbarem Werte würzten, wo die stumpfgewordenen Sinne immer raffiniertere Formen von Ge-

nüssen verlangten, wo schließlich beide das letzte Mahl mit feigem Selbstmord endeten? Ernst und stumm weist die Säule nach oben; sie deutet an, daß die ewige Gerechtigkeit hier Gericht gehalten und mit ihrem Rachestrahl diese Stätten des Lasters in Brand und Schutt gelegt hat.

Säule der Vorzeit, umschwebt von großen Erinnerungen, gieb Kunde von dem reichen, lichten Geistesleben, das einst in dieser Stadt sich entfaltete! Wie viel edles Streben nach Wahrheit und Weisheit wohnte einst hier neben der ägyptischen Finsternis des Heidentums, neben der auri sacra fames, dem verfluchten Goldhunger, neben gemeinem Schachergeist und zügelloser Genußsucht! Wie viel wurde hier gedacht, geforscht und gelehrt! Ist auch all diese Arbeit samt ihren Früchten mit den Büchern und Rollen in Rauch und Flammen aufgegangen? Und das christliche Glaubensleben dieser Stadt, durch St. Markus den Evangelisten, den Patron des Nillandes, zu herrlicher Blüte entwickelt, mit Märtyrerblut reichlich begossen und besamt — sollte es spurlos untergegangen sein? Und die alexandrinische Glaubenswissenschaft, die jungfräuliche, erstgeborene Tochter, welche hier dem Lebensbunde zwischen geoffenbarter Wahrheit und antiker Bildung, zwischen Glauben und Wissen entsproßte und hier ihre berühmte Katechetenschule eröffnete — sollte auch ihr Streben und Arbeiten vom Ruin der Stadt verschlungen worden sein?

Bei dieser Frage giebt die edle Säule hellen Klang, und sie schaut stolz erhobenen Hauptes über Länder und Meere hin. Sie weist hinauf in höhere Reiche, wohin Verwesung und Vergänglichkeit nicht dringt, wo die Unsterblichkeit des Geistes herrscht. Sie weist hinüber nach Europa, das mit Bildungskeimen aus diesem Boden reichlich befruchtet wurde. Sie nennt mit Stolz die Namen der großen Gelehrten, die ins goldene Buch der Wissenschaft eingetragen wurden: eines Euklid, Aristarch, Aristophanes, Eratosthenes, Timocharis, Heron, Konon, Ptolemäus, Athenäus, Philo; die Namen der großen christlichen Denker, welche die Theologie aus der Taufe hoben: eines Pantänus, Herakles, Origenes, Klemens von Alexandrien, eines Dionysius und Petrus Martyr, eines Athanasius d. Gr., des Vorkämpfers der Orthodoxie im Kampfe gegen den Arianismus. Sie weist freudig-ernst hinüber nach den unterirdischen Katakomben, in welchen die Leichname der Märtyrer aus der Verfolgungszeit geborgen sind, nicht als Beute des Todes, sondern als fruchtkräftiger Samen, der den Fortbestand des Christentums in dieser Stadt garantiert. Sie winkt mit Stolz hinüber nach den zahlreichen christlichen Kirchen, Instituten, Lehranstalten und Häusern der christlichen Charitas, über welchen das Kreuz glänzt, nach der stattlichen Kirche St. Katharina, der Kathedrale des Nachfolgers des hl. Markus, des Anianus und Cyrillus.

*

Mittags schöne Rundfahrt durch die Stadt und längs des Mahmudije-Kanals. Mehemed Ali, der Begründer der jetzt in Ägypten herrschenden Dynastie, suchte Alexandriens erschlafftes Leben wieder zu heben. Mit großem Scharfsinne fand er das richtige Mittel. Er lockte den Nil nach Alexandrien, und dieser alte Vater des Landes bewährte sich auch an dieser Stadt als Ernährer und Pflegevater. Kaum war im Jahre 1849 der Kanal nach altägyptischer Bauregel mittelst des Frondienstes des ganzen Volkes fertiggestellt, kaum hatte diese Riesenarterie sich aus dem Rosette-Kanal gefüllt und das Flußwasser in die Herzkammern Alexandriens geleitet, so hoben sich alsbald die schwachen Lebenspulse der Stadt, und eine neue Periode des Handels, des Reichtums und Glanzes brach an. Die Trinkwasserfrage der Großstadt war gelöst, einfacher und befriedigender, als die kunstvoll angelegten Wasserkammern sie zu lösen vermochten, auf welchen das alte Alexandrien stand. Es war die Möglichkeit gegeben, große Landstriche zu beiden Seiten des Kanals in Fruchtfelder, die unmittelbare Umgebung der Stadt in herrliche Gärten zu verwandeln. Und endlich war eine neue Fahrstraße geschaffen, auf welcher mühelos Ägyptens Früchte und Erzeugnisse Alexandrien und dem Meere zugeführt werden konnten.

So ward Alexandrien aufs neue ein Weltmarkt. In sein rasch aufblühendes Leben schossen nur die englischen Kanonen bei jenem bekannten Bombardement von 1882 eine starke Bresche, die sich heute noch nicht ganz geschlossen hat. Noch liegt die Verworrenheit der ägyptischen Verhältnisse wie ein Alpdruck auf demselben. Doch zeigen die herrlichen Villen und Parke, welche das eine Kanalufer besäumen, daß man anfängt, sich ruhiger und sicherer zu fühlen.

Ein reicher Grieche, Herr Antoniades, gestattet uns zuvorkommend, seinen schönen Besitz in Augenschein zu nehmen: ein kleines Königreich mit schönem Lustschloß in der Mitte, mit schattigen Alleen von Sykomoren, mit Wäldchen von Öl-, Feigen- und Orangenbäumen, mit üppigen Weinbergen, mit Nutzgärten und Ziergärten, mit einem wunderbar reichen, tropisch farbenglühenden Blumenflor. Das alles wurde mittelst eines mit Nilwasser gefüllten Adernetzes aus einer Sandwüste herausgezaubert. Ein künstlich angelegter Hügel gewährt umfassenden Überblick über Stadt und Meer hin. Hier erschließt sich die Tiefe, und wir können in einen Gang der alexandrinischen Katakomben hinabschauen; die darin gefundenen Thontöpfe wurden in eine künstliche Grotte eingemauert.

Dort winkt ein Palmenwäldchen — das erste, das wir zu Gesichte bekommen: einige hundert gleichgewachsene Palmbäume in Reih und Glied, je in solcher Entfernung voneinander gepflanzt, daß die Schirme sich frei entfalten und nur mit den äußersten Spitzen miteinander spielen

können. Der Blick empor in dieses liebliche Gewoge der grünen Schwingen, durch welche die Sonne blitzt und der Himmel blaut, ist unbeschreiblich reizvoll. Aber Sehnsucht nach unserem Tannen- und Buchenwald weckt der Blick durch die einförmigen Reihen der Stämme und auf den Waldgrund. Da durchbricht kein Strauch- und Buschwerk die geraden Kolonnen; da schlingt sich kein Epheu an den Stämmen empor; da sprudelt kein Waldquell, da ladet kein weiches, durchblümtes Moos zum Ruhen ein; aus dürrem, heißem Sandboden schwingen sie sich auf, die Kinder der Wüste.

Beim Heraustreten aus dem Park fällt unser Blick auf die Fellachendörfer jenseits des Kanals. Diesseits Paläste und paradiesische Gärten, Reichtum und Prunk, Livreen und Equipagen — jenseits jämmerliche Hütten, von Schmutz umstarrt, von Menschen und Vieh gemeinsam bewohnt, beklebt mit den Mistkuchen, welche die Sonne zu Brennmaterial dörrt. So hart und unvermittelt stoßen im Orient die Gegensätze aufeinander, in der Menschenwelt wie in der Natur, wo eine scharfe Linie Wüste und Fruchtland scheidet. Zwischen diesen Gegensätzen liegt ja wohl auch eine sociale Frage, aber es hebt sie niemand auf. Die Gewalt stampft sie in den Boden; der Fatalismus läßt sie nicht aufkommen; die Glut des Klimas drückt sie nieder; der leidende Teil ist so stumpfsinnig, daß er ihrer nicht bewußt wird.

* * *

Mittwoch, 16. März.

Es zieht uns nach dem Herzen des Landes. Wir besteigen vormittags den Schnellzug, der in $3^1/_2$ Stunden Kairo erreicht. Dieser Schienenstrang verbindet seit 1855 beide Hauptstädte. Bahn und Zug ist ganz europäisch anzusehen, nur daß die Bahnhöfe auch der Städte höchst einfach sind und ohne alle architektonischen Ansprüche, und daß die gepolsterten Coupés der ersten Klasse ganz mit feinem gelben Puder überstäubt sind, dem Staub des Nilschlammes, welchen die Windeseile des Zuges aufjagt und welcher mitunter in langen Wolkenzügen uns begleitet.

Links der Mahmudije-Kanal, von Zeit zu Zeit belebt durch lateinische Segel. Rechts der Mariut- (Mareoti-)See, heutzutage ohne Reiz, einstens ein geschätzter und geschützter Naturhafen mit belebten, weinberühmten Ufern. Dann links der Sumpfsee von Abukir, berühmt durch den Seesieg, den Nelson bei Abukir 1798 über die französische Flotte erfocht, berüchtigt durch die Unthat der Engländer, welche 1801 den Damm von Abukir durchstachen und das tieferliegende, reichbevölkerte Land den Fluten als Beute auslieferten.

Manches interessante und neue Bild vermögen wir auf der Fahrt im Fluge zu erhaschen. Landschaftlich spricht das öde Flachland des Delta mit seinem Aderngeflecht, das ganz aus der Aorta des Nil gespeist wird, und mit seinen unbedeutenden Wellungen wenig an. Aber es ist mit viel Fleiß und Geschick bewirtschaftet und strotzt von Fruchtbarkeit. Die erste Ernte ist fast überall vorüber; eben reift die zweite heran oder werden Felder für die zweite oder gar dritte bestellt. Reges Leben allüberall, ungeachtet der drückenden Mittagshitze. Der erste Landwirt Ägyptens ist zwar der Nil selbst (Fig. 5), der während der hundert Tage seiner



Fig. 5. Am Ufer des Nils.

Alleinherrschaft durch die Überschwemmung den Boden durchfeuchtet, befruchtet und düngt, indem er eine neue Schichte von schlammigem Humus über ihn herbreitet, welche er dem Mutterschoß der Berge von Oberägypten abgewonnen hat. Aber der Landmann darf deswegen doch nicht feiernd die Hände in den Schoß legen. Nicht überall dringt die Nilüberschwemmung hin. Das höher gelegene Land muß durch Menschenarbeit und Menschenkunst getränkt werden, und die ganze zweite und dritte Ernte kann nur durch künstliche Bewässerung erzielt werden. Das kostet sauren Schweiß.

Vielfach sahen wir, wie zwei nur mit einem Hemd bekleidete Fellachen

emsig den Bastkorb schwangen, um ihn unten im Kanal mit Wasser zu füllen und dann in einen höher gelegenen Kanal zu entleeren. Oder es sind am Ufer lange Hebelbäume angebracht; die braunen Gesellen ziehen den vordern Arm mit dem Bastkorb oder Wassereimer nieder, daß er sich füllt; der andere Arm, beschwert durch einen großen Lehmklumpen, schnellt ihn nach oben, wo der Eimer in den Kanal entleert wird. Neben diesem Zieheimer, Schaduf, ist noch das Schöpfrad, Sakije, seit Jahrtausenden im Nillande im Gange, entweder höchst primitiv aus Holz gezimmert und mit Thonkrügen besetzt, welche bei der Umdrehung unten sich füllen, oben sich entleeren, oder neuerdings auch aus Eisen konstruiert. Die Umdrehung besorgen langgehörnte Büffel oder langohrige Esel.

Durch Anlegung fester Wasserstraßen und rationelle Bewirtschaftung wurde das Deltaland, einst ein großer Sumpf, belebt von Krokodilen, Nilpferden, Vögeln und Fischen ohne Zahl, durchwachsen von der Papyrusstaude und der Lotospflanze, nach und nach zum fruchtbaren Kulturland. Die Schlamminseln verfestigten sich zu Ackerland und gewannen dem Wasser immer mehr Terrain ab. Die Bebauung dieses Landes bewegt sich heute noch fast in denselben Linien und bedient sich derselben Hilfsmittel, welche die Mastabenbilder aus Ägyptens Urzeit schon uns vorführen.

Noch ist im Gebrauch der primitive Pflug mit langer Deichsel, deren Joch auf dem Kopf und an den Hörnern der Büffel befestigt wird, deren unteres Ende mit dem eigentlichen Pflugholz verbunden ist; das letztere ist mit einer Handhabe versehen und mit einer im Feuer gehärteten oder mit Metall beschlagenen oder ganz eisernen, geraden Spitze, nicht einer Pflugschar, welche den Boden umbricht und umlegt, sondern nur einem Messer, das ihn zerschneidet und aufreißt. Noch geht der Pflügende hinter dem Pflug mit dem langen, stachelbesetzten Treiberstecken, und noch folgt ihm wohl der Arbeiter, der mit der Holzhacke die aufgerissenen Schollen zerteilt. Noch wird auf dem Getreidefeld selbst durch Ebnen und Feststampfen eines kreisrunden Platzes die Dreschtenne angelegt; nur besorgen nicht mehr die Rinder und Esel, die man über das Getreide treibt, mit ihren Füßen das Geschäft des Ausdreschens, sondern der Dreschwagen mit seinen messerbesetzten Walzen. Noch wird das gedroschene Getreide mit der Wurfschaufel gegen den Wind geworfen und so die Spreu von dem Korn gesondert, und noch wird für den Gebrauch des Volkes das Getreide mit der Handmühle gemahlen. Den Frauen liegt es ob, die Körner zwischen den zwei kreisrunden Mahlsteinen zu zerreiben; der untere ist am Boden befestigt und etwas schief gestellt, damit das Mehl in die Wanne abfließt; der obere wird mittelst

eines Zapfens über dem untern umgedreht und hat in der Mitte ein trichterförmiges Loch zum Einschütten des Getreides. Und endlich noch wie einst bebaut der Fellache nicht eigentlich seinen Grund und Boden, und er kann die Früchte seiner Arbeit nicht als sein Eigentum ansehen. Er besorgt Sklavenarbeit auf den Feldern des Staates oder des Khedive, und den Löwenanteil an seinem Erwerb beansprucht der Steuereintreiber, der heute noch wie im alten Ägypten mit dem Stock und der Peitsche den Aderlaß vornimmt.

Ein Sklavenleben! Das ist der Eindruck, den man schon von der Bahn aus vom Leben dieser Landbewohner erhält. Ärmlich die Kleidung: Lumpen und Fetzen, von Schmutz starrend; das blaue Sklavenhemd der Frau unreinlich und schmierig, die Hemdchen der Kinder zerrissen oder ganz fehlend. Ärmlich die Wohnungen, mehr Troglodytenhöhlen als menschliche Behausungen; Lehmhütten, selbst für dieses Klima zu schlecht gebaut, wie manche zusammengebrochene Hütten, ja ganze Dörfer beweisen, die wohl ein starker Regenguß in einen Schutthaufen verwandelt hat. Im Vergleich mit ihnen machen die Wohnungen der Toten fast einen monumentalen Eindruck, die regelmäßigen, sarkophagförmig aufgemauerten, weißgetünchten Gräber, die teils in Gruppen vereinigt sind außerhalb der Dörfer, teils sich in den Wohnbereich der Lebenden eindrängen. Nichts verschönt diese von Hunger und Not, von geistiger und sittlicher Verwahrlosung erzählenden menschlichen Niederlassungen als die Palmen, die in keinem Orte fehlen; diese Töchter der Wüste scheinen sich hier heimisch zu fühlen und dem schönen Berufe obzuliegen, den in der Sonnenglut sich abmühenden oder stumpf und dumpf am Boden brütenden armen Menschenkindern Trost zuzufächeln. Nur in den größern Ortschaften und den Städten sieht man steinerne, d. h. aus sonnengebrannten Ziegeln erbaute Häuser; oder es sind winkelrecht lange Mauern gezogen, an welche die Lehmhütten sich anlehnen können. Mitunter tauchen in freiem Felde viele schwarze Punkte auf: die Zelte eines Beduinenlagers.

Die Verkehrsstraßen dieses Landes sind nach unsern Begriffen ebenfalls primitiv, für Wagenverkehr gar nicht brauchbar. Meist sind die etwas erhöhten Dämme der Kanäle zugleich die Landstraßen, schlecht oder vielmehr gar nicht gepflegt, von stets wechselnder Breite und sehr uneben, aber wohl zum Reiten wegen ihres weichen Untergrundes bequem. Auch in der Mittagshitze herrscht hier reges Leben. Wir begegnen ganzen auf der Wanderschaft begriffenen Familien; die Frau mit den kleinen Kindern reitet auf dem Esel, Vater und Söhne schreiten nebenher. Pfeilschnell saust auf feurigem arabischen Renner ein Reiter vorüber. Frauen schreiten langsamen, schleppenden Ganges einher, auf dem Kopfe einen

riesigen Wasserkrug, auf der Achsel einen kleinen Rangen rittlings balancierend. In majestätischem Schritte ziehen die Kamele vorüber, mit schweren Lasten, mit Quadersteinen und ganzen Holzlagern beladen, auch dann ihrer Würde nicht vergessend, wenn lange Zimmerbalken ihnen über den ganzen Rücken und noch über den Kopf hin gelegt sind, so daß sie genötigt werden, das sonst so stolz erhobene Haupt tief zu senken.

Kurzer Aufenthalt in der Stadt Damanhur mit mehreren Minareten. Blau tättowierte Gesichter und Hände und mit Henna gefärbte Nägel kommen zum Coupéfenster herein; Weiber und Kinder bieten süße Früchte an oder betteln um Bakschisch. Bei Kafr=es=Saijat große Eisenbahnbrücke über den Rosette=Arm des Nil. Bald darauf die Stadt Tanta, berühmt durch ihre Volksfeste, welche drei Zwecken zumal dienen: religiösen (Wallfahrt zum Grabe eines mohammedanischen Heiligen), kommerziellen und hedonischen, oder gut deutsch: unsittlichen. Bei Kaljub tauchen aus der Ferne die Pyramiden auf, die Linien scharf umrissen, die Bergmassen von zartem Duft überhaucht; später das Mokattam=Gebirge, hundert Kuppeln und Minarete, ein Meer von Häusern — Kairo.

Kairo.

Die Stadt und ihr Straßenleben.

17.—30. März.

Dem veränderten Schiffskurs, der unsere Abfahrt von Port Said nach dem Heiligen Lande um volle vier Tage hinauszögert, danken wir, wiewohl ungern, die Möglichkeit, zwei Wochen in Kairo zuzubringen, Zeit genug, das Leben und Treiben dieser Stadt eingehend zu beobachten. Wir ließen uns das nach Kräften angelegen sein und durchstreiften die merkwürdige Stadt kreuz und quer, teils zu Fuß, teils zu Wagen, teils zu Esel, in Gesellschaft, zu zweien und allein. Viel rascher, als ich anfangs für möglich gehalten hätte, fühlte ich mich hier daheim; vieles wirkt so anziehend und geht einem so lieblich ein, daß man beim Scheiden etwas wie Heimweh verspürt. Und was anfangs völlig fremd und neu, ordnungslos, wirr und betäubend auf den Geist einstürmt, man lernt nach und nach es verstehen, beherrschen, unter Gesichtspunkte ordnen. Nun kann man auch den Versuch wagen, ein Bild davon zu entwerfen. Das Bild wird immer noch konfus und unklar genug sein; denn bunte Unordnung und Wirrsal ist die eigentliche Signatur des Lebens dieser Stadt mehr als jeder andern Großstadt.

So lade ich dich ein zu einem Rundgange durch die Stadt. Aber laß daheim alle abendländischen Erinnerungen, alle Gedanken an Stuttgart, Ulm und Biberach, auch an Wien, München, Paris, Rom und wo du sonst noch gewesen, damit sie dich nicht zu unzeitigen Vergleichungen verleiten, die nur stören könnten. Hier gilt es einfach, rückhaltlos in die völlige Eigenart dieser Stadt einzugehen und in ihrem Strudel kühn unterzutauchen.

Unser Ausgangspunkt ist das Hôtel du Nil. Ein enges Gäßchen, welches von der Hauptverkehrsader, der Muski-Straße, abzweigt, führt durch einen gewölbten Hausgang zu diesem Gasthof, der, im Centrum der Stadt und doch entrückt dem größten Tumult, so überaus günstig gelegen ist. Dem kleinen Pförtnerhäuschen gegenüber erhebt sich der vielstockige Hauptbau mit vielen Zimmern und großen Speiseräumen. Vor uns aber taucht ein köstlicher Garten auf mit schönen Bäumen

aller Art, mit reichem Blumenflor und einigen prächtigen Palmen, mit großen Stücken versteinerten Holzes aus dem „versteinerten Wald" bei Kairo, mit einem hübschen Glaspavillon, in welchem Zeitungen aller Sprachen uns im Verkehr mit Europa erhalten. Diesen Hofgarten umschließen auf drei Seiten die Flügel eines zweistöckigen, in leichtem Schweizerhausstil erbauten Logierhauses mit hübschen, offenen Wandelgängen vor den Zimmern. Der untere Stock ist für uns belegt; hohe, kühle Zimmer, mit allem ausgestattet, was wir nötig haben. Da kann man ruhen von den Strapazen der Reise; da ist es süß, am Abend in den Schaukelstühlen sich zu wiegen und sich von den Palmen Kühlung zufächeln zu lassen, in den immer noch sehr kühlen Nächten sich durch kräftigen Schlaf zu erquicken und am Morgen durch den vielstimmigen Vogelchor aus den Träumen geweckt zu werden.

Ja, wir haben schöne Stunden verlebt in diesem Palmengarten, in Scherz und Ernst. Hier hat nach und nach die ganze Karawane sich zusammengefunden und zusammengewöhnt. So manchen braven Landsmann habe ich hier kennen gelernt, der auch sich aufgemacht hatte, Ägyptens Wunder zu schauen, oder der schon länger in Kairo lebte und seine wertvollsten Erfahrungen mitteilte; schwarze und braune Mönche, welche in dieser Stadt ihres schweren Amtes walten oder auf den Zeitpunkt harren, wo der Sudan sich wieder der Mission erschließt, haben hier uns besucht und uns Dinge mitgeteilt, von denen wir zuvor keine Ahnung hatten. Und mittags nach Tisch stellten gerne sich die Zauberer und Zauberinnen ein und kramten aus ihrer kleinen Tasche unglaubliche Mengen von Schlangen und Lebewesen aller Art aus. Hier sahen wir es oft mit an, wie der häßliche Zauberer beschalte Eier wie Monocles ins Auge drückte, dann wieder sie ganz verschlang, um im nächsten Augenblicke sie unter einem Becher hervorzuzaubern; wie er lebende kleine Hühnchen in der Mitte zerriß, so daß aus einem zwei wurden, und zwar ebenfalls zwei lebendige; wie er Schlangen steif machte wie einen Stab, dann durch Musik sie wieder belebte und sie reizte, bis ihr Hals anschwoll wie bei den Uräusschlangen auf den Königsdiademen der Pharaonen, und bis ihre Zunge zischend herausfuhr; wie er diese und andere Kunststücke zuwege brachte lediglich durch seinen Zauberstab und das unaufhörlich wiederholte Zauberwort: Galla, Galla. Hier sahen wir der alten Hexe zu, welche diese und andere Kunststücke mit gleicher Virtuosität ausführte, aber sie pflegte ihren Zauberspruch zu Ehren der anwesenden Deutschen auch zu verdeutschen und rief zum Baume hinauf: „Komm Sie, Teuf (Teufel)!" Oft stieg ich gegen Abend hinauf auf die hohe Terrasse des vielstockigen Haupthauses, um über die Stadt hinzuschauen und aus der Vogelperspektive hinabzuschauen in das Treiben



Fig. 6. Straßenleben in Kairo.

in den kleinen Hütten rings um das Hotel. Da kam dann gegen Abend regelmäßig der muselmännische Nachbar auch auf sein Dach gestiegen; er breitete seine Matte aus, zog die Pantoffeln ab, wandte sein Gesicht nach Mekka und fing an zu beten, oftmals sich tief herabbeugend und auf den Boden niederfallend; zuletzt erhob er sich, schaute nach links und rechts, um die beiden Engel zu seinen Seiten zu begrüßen, zündete die Pfeife an und erholte sich von des Tages Arbeit.

Doch ich komme ins Plaudern und halte dich auf. Wir müssen das liebliche Asyl verlassen und bewaffnet mit gutem Stock zur Wehr gegen Hunde und Menschen die Stadtwanderung antreten. Siehst du hier im engen Gäßchen, das nach den Muski führt, das kleine, hübsche, lächelnde Elefantchen an Ketten aufgehängt über der Hausthüre baumeln? Solche Hausverzierung kommt dir drollig vor? Es ist keine Zierat; so wirst du noch manches Tier über den Hauseingängen angebracht sehen, besonders auch ausgestopfte Krokodile. Der Aberglaube hat sie aufgehängt; sie sollen den bösen Blick vom Hause ableiten und böse Einflüsse ablenken. Das böse Auge macht dem Muselmann viele Sorge, und ein ganzes großes Kapitel seines Aberglaubens, der das ganze tägliche Leben durchwebt, bezieht sich auf dasselbe. Wir biegen in die breite Muski-Straße ein. Sofort erfaßt uns der Strom des Lebens, zunächst in Gestalt von etlichen sechs Eseln, welche von den Eselsjungen uns derb auf den Leib geschoben werden; während gleichzeitig sechs Stiefelputzer mit dem lauten Rufe: „Stiefel putz!“ auf uns losstürmen und ernstliche Versuche machen, unsern völlig blanken Stiefeln ihre Kunst angedeihen zu lassen, schreien die Eselsjungen aus vollem Halse: „Nix Esel reit, Baron? Gut Esel, Bismarck-Esel, Caprivi-Esel, Berliner Esel!“ Da wir zu Fuß gehen wollen, bleibt uns nichts übrig, als durch sausenden Stockschwung die gerühmten Esel und die rühmenden und wichsenden Buben auseinanderzutreiben und rasch die freigewordene Passage zu benützen, um in die Straße zu kommen.

Hier nimmt uns ein solches Gedränge und Geschrei in die Mitte, daß wir zunächst ängstlich an die Häuserzeilen geschmiegt unsern Weg fortsetzen und auf einen etwas erweiterten Platz zueilen, um hier Posto zu fassen und uns zu orientieren. Beide Augen haben vollauf zu thun, um das farbenwogende Schauspiel aufzunehmen. Welche Gestalten ziehen an uns vorüber! Eine wahre ethnographische Musterkarte, eine wahre Ausstellung von Kostümen. In der That, die Stadt mit ihren 400000 Einwohnern und ihren Hunderten von Fremden ist ein Rendezvous aller Völker des Orients und Occidents. Hier der bleichsüchtige Deutsche und Engländer, welchen nur die ungewohnte Sonnenglut die Wangen rot angeflogen hat; hier der kohlschwarze Neger, mit Vorliebe blendend

weiß gekleidet; hier der bronzierte Beduine mit seinem weiten gestreiften Mantel und seinem strickumwundenen Turban; hier Eunuchen in schwarzem europäischen Rock und mit schlappigem Gang; hier der gelb=



Fig. 7. Ägyptische Frauen.

süchtige Araber im weißen, grünen, gelben Rock; hier der Kopte mit seinem überaus kräftig reliefierten, altägyptischen Gesicht. Da reitet eine Standesperson hoch zu Esel an uns vorüber, auf goldgesticktem Sattel sitzend, umwallt von schwarzseidenem Mantel. Dazwischen schieben sich

watschelnden Ganges Frauen durch, ganz eingehüllt in ein schwarzes Tuch, das sie ängstlich zusammenhalten; von ihren Gesichtern ist nichts zu sehen als ein Paar hervorblitzende Augensterne; Kopf und Stirne sind schwarz verhüllt; auf der Stirne ist häufig eine aufrechtstehende hohle Messingröhre befestigt, wohl sicher auch ein Amulett gegen bösen Blick, wie man uns sagt, das Erkennungszeichen der Verheirateten; unmittelbar unter den Augen ist ein bis zum Saum des Kleides hinabfallender schwarzer Tuchstreifen befestigt, der die ganze untere Gesichtshälfte deckt. Aber nie siehst du eine Frau mit einem Mann gehen oder auf der Straße sprechen, außer bei Einkäufen; höchstens geht bei Vornehmen ein Eunuche hintendrein. Hier treibt ein Fellache in zerrissenem, schmierigem Gewande seinen Esel oder sein Kamel vorüber mit den Erzeugnissen des Feldes, mit Grünfutter für die Esel, mit Holz oder Früchten; er muß eilends ausweichen; denn ein Sais, ein Vorläufer, heischt mit lauter Stimme und langem Stabe freie Bahn für eine vornehme Equipage. Da reiten vornehme Frauen, blau tättowierte Fellachenweiber an uns vorbei, die Füße hoch oben am Sattel in die Bügel eingestellt. Da kommt ein ganzer Pritschenwagen voll Frauen, die tief verhüllt mit unterschlagenen Beinen auf Strohmatten sitzen; sie fahren hinaus auf den Kirchhof zum Gräberbesuch. Es ziehen an uns vorüber Derwische mit struppigem Haar und hohen Filzmützen, griechische Popen in schwarzem Talar und katholische Mönche. An den Straßenecken sitzen Verkäuferinnen von Orangen und andern Früchten, die Nägel reich mit Henna gefärbt, die Füße unbeschuht, einen kleinen Racker rittlings auf der Achsel tragend.

Wir verlassen die Hauptstraße und wenden uns nach den Bazaren. Wenn du darunter dir breite Straßen mit schönen Läden und reichen Schaufenstern denkst, wirst du sehr enttäuscht sein. Das sind Gassen, meist nur wenige Meter breit, häufig oben durch Bretterdächer oder Mattenbehänge gegen die Sonnenstrahlen geschlossen. Rechts und links sind in den untern Stockwerken der Häuser oder in elenden Bretterhütten die Kaufläden angebracht, häufig zugleich die Werkstätten, in welchen die Waren gefertigt werden; auch wenn beides verbunden ist, sehr kleine und enge Räume, mitunter bloß größere Wandkästen, welche die Waren in offenen Schubfächern bergen. Ihr Thürverschluß ist zweiteilig, so daß das obere Stück aufgeklappt werden kann als Dach, das untere herabgelassen wird und dem Kaufmann als Lager dient; hier sitzt er mit unterschlagenen Füßen auf seinem Teppich und wartet rauchend auf Käufer, oder er liest, um die ganze Außenwelt unbekümmert, in seinem Koran. Die Gewerbe sind zusammengruppiert; hier eine ganze Gasse entlang Schuhbazare, wo die beliebten roten Pantoffeln zu Hunderten

baumeln, dort Kleiderbazare mit neuen und antiquarischen Gewandungen, deren Duft uns in die Flucht treibt, Teppichbazare, Gold- und Silberbazare, die Bazare der Töpfer, Klempner, Schlosser, der Nahrungsmittel. Wir haben noch nicht viel gesehen, was wir käuflich zu erwerben wünschten; die Erzeugnisse der Feinindustrie, welche natürlich wie alle Gewerbe im Orient durchaus ohne Maschinen arbeitet, befriedigen wenig; sie sind meist ohne feinern Geschmack und ohne Accuratesse gefertigt. Aber die Teppiche ziehen unser Auge auf sich. Wir treten in eines der größern Kaufhäuser ein, in einen geräumigen bedeckten Innenhof; der Verkäufer bietet Sessel, wohl auch Kaffee an und läßt vor unsern Augen ganze Berge von Teppichen ausbreiten. Das ist feine, herrliche Webearbeit, eine Farbenpracht, daß einem die Augen übergehen. Wollen wir etwas erwerben, so muß mit Hilfe des Dragoman lange gehandelt werden; aber wenn wir auch nichts abnehmen, werden wir doch in allem Frieden entlassen.

Nun sind wir wieder in den vollen tosenden Strom geraten. Ein seltsames Architekturbild rollt sich auf vor unsern Augen: neben ordentlichen, aber immer nach außen höchst einfachen Häusern ganz und halb eingestürzte, deren Trümmer einfach liegen bleiben, bis es einmal jemand einfällt, sie wieder zu Mauern zu verbinden; Hütten, welche aus Lehm und Schlamm erbaut sind; dann in winkliger Gasse plötzlich ein Prachtportal mit reichem Stalaktitenschmuck, der Eingang eines Bades oder einer Moschee; hohe Häuser, deren obere Stockwerke stark in die Straße vorspringen, oft mit im Zickzack gebrochenen Wänden, um der Sonne keine so breite Angriffsfläche zu bieten; die Fenster der obern Stockwerke sind regelmäßig gegen die Straße vergittert mit den sogen. Maschrebijen, mit Holzgittern, die aus gedrehten Hölzern kunstreich gefügt sind. Dann stehen wir wieder plötzlich vor einem der überaus zierlichen Brunnen, oder es schießt ein Minaret schlank und froh aus den Niederungen zum Himmel empor. Die engen Straßen sind ganz gefüllt mit Menschen und Geschrei. Ja mit Geschrei, das an den Wänden hinaufbrandet, oder vielmehr mit einem Orchester von Tönen und Geräuschen, welche wir kaum mehr zu entwirren und auf ihre Urheber und Ursachen zurückzuführen vermögen. Von Zeit zu Zeit scheint es, als ob eine Art Wettschreien zwischen Menschen und Tieren aller Art stattfinde. Der Esel singt sein gräßliches Lied, dessen furchtbare, kriegerisch-wilde Klänge in so seltsamem Mißverhältnis zu seiner kleinen Gestalt und seinem harmlosen Wesen sind, dessen ohrenzerreißende Töne sich anhören wie elementar hervorbrechende Weheklagen über sein hartes Leben und die fortgesetzten Mißhandlungen. Darein mischt sich das rollende Gröhlen, das donnernde Brummen der Kamele; denn eben hat

in die bereits gefüllte Gasse ein Zug von etlichen zwanzig dieser Tiere eingelenkt, deren Riesenleiber und schwankende Hälse und Köpfe auf den wogenden Menschenfluten zu schwimmen scheinen. Aber der Mensch zeigt seine Superiorität über das Tier, indem er es siegreich überschreit. Auf und ab wandeln die Hausierer und preisen ihre Waren an. Ein Wasserverkäufer folgt dem andern, der eine mit großem Thonkrug, der andere mit gewaltigem Ziegenschlauch, der gefüllt mit Wasser noch ganz die Körpergestalt seines einstigen Besitzers darstellt. Ihnen folgen Bettler, mit lauter Stimme eine Gabe heischend.

Wenn wir nur verstehen könnten, was sie mit solch äußerster Anstrengung von Lunge und Kehle ins Getöse hineinrufen. Unser sprachenkundiger Freund, der schon Monate in Kairo weilt und Dialektstudien obliegt, übersetzt uns einige Rufe; andere finden wir in Büchern gedolmetscht. Daraus entnehmen wir, daß dies Schreien des Sinnes nicht ermangelt und orientalischer Poesie nicht bar ist. „Ich bin der Gast Gottes", ruft der Bettler, „und der Gast des Propheten; o reicher Geber, Gott!" Oder: „Ich fordere von Gott den Preis eines Laibes Brot." „O Mitleiderwecker, o Herr!" „Um Gottes willen, o Mildthätiger!" „O wie gütig bist du, o Herr!" Der Feigenverkäufer rühmt seine Ware: „Feigen, die Speise des Sultan!" Quitten werden angepriesen mit dem Ruf: „O Arzt der Kranken, heile deine Kranken!" „O Tröster in der Not, o Kerne!" ruft der Mann mit seinen gerösteten Melonenkernen. Die Wasserträger machen künstliche Musik, indem sie äußerst gewandt ihre messingenen Trinkteller oder porzellanenen Trinkschalen im Takt aneinanderklappern lassen; aber sie rufen auch dazu: „Der Weg Gottes, o Dürstende!" Und nun ist eben ein Wohlhabender und Wohlthätiger zu einem hinzugetreten und hat ihm den Inhalt seines Schlauches bezahlt, damit er unentgeltlich trinken lasse jeden, der will. Da ruft er mit freudiger Hebung der Stimme: „Gott vergebe dir deine Sünden, o Spender des Trankes!" Oder: „Betet, daß das Paradies dem Spender der milden Gabe zukomme!" Oder: „Gott erbarme sich deiner Eltern!"

Den Diskant im Chor der Sänger und Schreier aber bilden die Eselsjungen (Fig. 8) mit ihren durchdringenden, gellenden Stimmen. Zunächst schreien sie, um ihren Esel an den Mann zu bringen; ist er verdingt, so springen sie stundenlang hinter dem Tier drein, unablässig rufend und schreiend, so daß man sich über diese Doppelleistung ihrer Lungen nur verwundern muß. Wir sind allmählich müde geworden, und es reizt uns, auch einmal einen Ritt zu wagen auf dem edeln, bei uns mit solchem Unrecht verkannten Tier, welches im Orient eine hochwichtige Rolle spielt und der ganzen Stadt Kairo Pferde- und Trambahn

ersetzt. Wir dürfen uns nicht lange umsehen. An jeder bedeutendern Straßenkreuzung steht ein halbes Dutzend Esel parat. Wählen wir aus,



Fig. 8. Ein Eselsjunge in Kairo.

aber schauen wir die Tiere nicht zu genau an, sonst vergeht uns die Lust zu reiten angesichts der offenen Wunden, in welche der unbarmherzige Treiber fort und fort seinen Stachel eintreibt. Wir sitzen auf,

rufen dem Jungen „Esbekije“ zu, und fort geht es in Trab und Galopp, der Junge schreiend, schlagend, stoßend und stechend hintendrein. Er sorgt nicht nur dafür, daß das Tier ordentlich läuft; er muß auch im Straßengewirr die Leute warnen und ausweichen heißen, damit niemand zu Schaden kommt. Deswegen ruft er mit Sperberaugen vorschauend beständig sein ôa, ôa (nimm dich in acht), ôa riglak (nimm deinen Fuß in acht), ôa jeminak (nimm deine rechte Seite in acht), ôa schemalak (nimm deine linke Seite in acht). Ist das Terrain aber schwieriger oder stolpert der Esel, so warnt er gutmütig auch sein Grautier und mahnt es, die Füße in acht zu nehmen, um im nächsten Augenblick es wieder mit einem sausenden Hieb zur Eile zu spornen, oder es durch ein scharfes, drohendes cha, cha anzufeuern. Leicht passiert es uns da, daß wir durch einen solchen unvorhergesehenen Hieb aus dem Sattel geworfen werden, oder daß der Esel, sei es aus Schwäche, sei es aus Bosheit, plötzlich im flottesten Trab und Galopp auf beide Vorderkniee niederstürzt und wir in weitem Bogen über ihn hinausfliegen. Da aber das Tier nicht hoch und die Straße nicht gepflastert ist, geht das meist ohne schlimmere Folgen ab, und begütigend versichert der Junge: Malesch (macht nichts). So durchreiten wir stolz ganze Quartiere, münden in den Boulevard Mehemed Ali ein, kommen auf den Platz Atab-el-Kabra und dann auf den Esbekije-Platz. Hier steigen wir ab und haben noch das schwierige und peinliche Geschäft der Abzahlung der Eselsjungen zu bereinigen, das nie ohne Lärm und Streit, selten ohne förmlichen Auflauf vor sich geht, auch wenn der Preis aufs genaueste vorausbedungen wurde. Wenn uns endlich die Geduld bricht und der Bursche mit Lohn und Bakschisch nicht zufrieden ist, geben wir ihm den Stecken dazu, daß er die Flucht ergreift.

In dem schönen Esbekije-Garten können wir ausruhen von unsern Mühen und auf schattigen Wegen die fremdländische Vegetation mustern, welche hier wuchert. Und wenn wir einstweilen des alten Kairo mit seiner Wirrnis von Gassen und seinem Chaos von Tieren, Menschen, Geräuschen und Gerüchen überdrüssig geworden, so können wir unsere Wanderung durch den ganz neuen Stadtteil Ismailija fortsetzen. Er unterscheidet sich von unsern modernen Großstädten nicht; breite Straßen mit schönen Alleen und asphaltierten Trottoirs; rechts und links die Hotels und Paläste der fremden Botschafter, der Paschas und der Prinzen; vor den Häusern die Kawassen mit Beinkleidern, welche halb Rock halb Hose sind, und mit silber- und goldgestickten Jäckchen und blinkendem Krummsäbel. Elegante Equipagen begegnen uns, voraus beflügelten Schrittes die Sais, die Vorläufer mit langen Stäben, in malerischen Trachten, in weißen Flügelärmeln, weißen Kniehosen, nackten

Unterbeinen und goldüberstickten Westen. Hier verborgen in umschlossenem Höfchen eine einladende kleine Kirche, die St. Josephs-Kapelle, in der wir unsere verwirrten Gedanken wieder sammeln und ordnen können.

Der Tag neigt sich. Wir kehren zurück zum Esbekije-Platze. Die zahlreichen Cafés bevölkern sich jetzt mit Gästen, welche vor ihren kleinen Täßchen sitzen und der Wasserpfeife gurgelnde Töne und schwache Rauchwolken entlocken. Uns gelüstet nach anderem. Hitze und Staub haben längst den deutschen Bierdurst heraufbeschworen. In der Esbekije-Straße blinzelt aus feistem Gesicht mit pfiffigen Äuglein uns Landsmann Corff entgegen; in seinem Bierhaus kehren wir ein und lassen uns von dem schwarzen Hassan in blendend weißem Linnenrock ein kühles Glas Importiertes kredenzen. Auch diese Zeit ist für unsere Stadtstudien nicht verloren. Wir können uns auf die Straße setzen und den Strom des Lebens an uns vorüberrauschen lassen. Oder wenn wir uns ins Haus zurückziehen, kommt die Straße zu uns herein: nicht nur Stiefelputzer, welche mit sanfter Gewalt sich unserer Beine und unseres Schuhwerks bemächtigen, auch eine endlose Reihe von Händlern und Hausierern aller Art. Wenn wir eine Stunde hier sitzen, ist die Gelegenheit an uns vorübergegangen, einen ganzen Hausrat einzukaufen: Kleider, Pantoffeln, Stöcke, Waffen, rote Tarbusch und bunte Keffije (Kopftücher zum Schutz gegen die Sonne), Schmucksachen aller Art, Töpfe und Geschirre, Reitpeitschen, Teppiche und Seidenstickereien, Muscheln und Straußeneier — all dies und noch vieles andere wird an deinem Auge vorübergetragen mit eindringlicher Mahnung, es käuflich zu erwerben. Gaukler und Sängerinnen kommen, dich zu ergötzen, aber du schenkst ihnen keine Acht, denn eben marschiert draußen mit rauschender Musik ein Bataillon ägyptischen Militärs in hellgrauer, kleidsamer Uniform und tadelloser Haltung vorüber, oder eine Abteilung englischer Rotröcke, welche zum Wohle des Landes und zur Freude des Khedive nicht nur die Citadelle besetzt halten, sondern auch eine riesige Kaserne an der neuen Nilbrücke innehaben. Du kehrst zu deinem Platze zurück, und Corff flüstert dir ins Ohr, daß der stille Gast dort hinten in der Ecke Wißmann ist; überhaupt ist hier mancher berühmte und unberühmte deutsche Landsmann zu begrüßen, denn wer in Kairo noch germanisches Blut sich bewahrt hat, verfehlt nicht, wieder und wieder hier anzukehren.

Der Durst ist gestillt. Wir setzen unsere Wanderung fort. In der nächtlichen Beleuchtung erscheint die seltsame Architektur Kairos noch phantastischer, das Straßenleben noch bunter. Wir wagen es, in einige Nebengassen einzubiegen, kehren aber rasch zur Hauptstraße zurück, da fernes Tosen, ausgelassenes Schreien uns verrät, daß wir in die Nähe übelberüchtigter Stadtteile gekommen sind. Schmähliche Anträge und

Einladungen, die man uns zuflüstert, zeigen uns, wessen man sich bei den Fremden aus Europa versieht. Besonders an den Sonntagen sieht man das englische Militär in Scharen in diese Gegenden ziehen und hier ihr Standquartier nehmen. Unser Inneres ergrimmt bei dem Gedanken, daß Europa, daß die christlichen Nationen zur Unsittlichkeit von Kairo so schändliche Beiträge leisten, ihren Blut- und Geldzoll beisteuern. Wir kehren zurück zum Esbekije-Platz, auf welchem von allen Enden uns Gesang und Musik entgegentönt. Hier sind, wie unser liebenswürdiger Führer, Dr. M. aus F., uns belehrt, durchaus anständige Lokale, wo wir arabische Musik hören können. Primitiven Saiteninstrumenten und Handpauken werden dumpfe, klanglose Weisen entlockt; dazu singen einige Nasen — denn diese Töne kommen doch nur aus der Nase — überaus einförmige, lahm hinschleichende Melodien. Das Publikum verlangt nach der Tänzerin, aber sie entspricht dem Begehren erst, nachdem sie eine volle Viertelstunde lang sich geweigert und auf alle Einladungen etliche fünfzigmal ganz im gleichen Tonfalle dieselbe Antwort gegeben, welche unser Begleiter uns dolmetscht: „Mein Herz ist mir zu enge." Endlich beginnt sie ihren Tanz, wenn man es so nennen will. Es sind lediglich Muskel- und Rumpfbewegungen, in langsamem Laufschritt nach dem Takte der Musik ausgeführt. Nur selten geht dieser Schritt in den schönen Rhythmus eines Tanzes über. Das ist weniger Tanzkunst als Akrobatenkunst, mitunter dadurch erhöht, daß die Tänzerin einen vielarmigen Leuchter mit angezündeten Kerzen auf dem Kopfe balanciert und dabei mit ausgebreiteten Armen die Castagnetten handhabt. Sinnlich und erotisch, aber nicht skandalös und derb unsittlich. Es drängt mich, laut auszusprechen, daß ich über den nach außen gewahrten Anstand erstaunt war. Wohl findet man trotz Prunk und Schminke bald heraus, daß diese armen Geschöpfe auf dem Podium Blumenstöcke sind, die schon mehr als einmal in den Schmutz der Gosse hinabfielen. Aber ihre Kleidung ist zehnmal anständiger als die unserer Balleteusen. Das mit viel Flitter und Gold aufgedonnerte Kleid schließt oben am Hals an, bedeckt die Arme und reicht herab bis auf die Knöchel. Hat die Tänzerin ihre Tour vollendet, so steigt sie selbst herab in die Reihen der Zuschauer und sammelt ein mit junonischer Würde und hoheitsvollem Anstand. Niemand nimmt sich etwas gegen sie heraus. Ein einziger wagte es, mit der Hand ihr nahezukommen, und wurde sofort durch einen zornigen Blick von ihr in die Schranken gewiesen. Dieser eine war — ein halbbetrunkener Europäer, der sich sichtlich die Verachtung der Muselmänner zuzog und wieder einmal durch sein Benehmen Europa vor dem Islam beschimpfte!

Wir brechen auf und ziehen heimwärts. Schon ist es in der Muski-Straße ziemlich still geworden. Nur aus der Ferne brandet uns Pauken-

rasseln und wildes Geschrei ans Ohr. Da kommt es aus einer Nebengasse hervor. Es ist eine jener zahlreichen Privatprozessionen zu Ehren eines Familienheiligen, dessen Geburtstag gefeiert wird. Fackelträger und Musikanten mit Handpauken ziehen voraus; ihnen stürmt nach eine Schar „Andächtiger", die entsetzliche Töne ausstoßen und einen wilden Tanz aufführen. Wie ein nächtlicher Spuk gespenstert das an uns vorüber. Auf den Straßentrottoirs haben die Hausknechte ihr Nachtlager quer vor den Hausthüren aufgeschlagen und bis über den Kopf in ihre Mäntel eingewickelt sich zum Schlaf niedergelegt.

Todmüde langen wir in unserem Zimmer an. Und in unserem Geiste gären die Massen der empfangenen Eindrücke wild durcheinander. Es ist uns, als hätten wir nicht eine Stadt, sondern eine ganze, bisher unbekannte Welt durchstreift. Eines ist uns schon jetzt klar:

Was bei Vergleichung dieser Stadt mit den unserigen, dieses Volkslebens mit unserem zunächst als äußerer Unterschied auffällt, dieses ganz andere Exterieur, diese bunte Vielfarbigkeit, diese Verschiedenheit der Tracht, die schreienden, regellosen Formen, in welchen das Gesamtleben in die Erscheinung tritt, — all das ist schließlich doch nichts rein Zufälliges, es ist der naturgemäße und naturnotwendige Ausdruck eines tiefinnerlichen geistigen Unterschiedes in der ganzen Lebensauffassung und Weltanschauung. Der Orientale, der unter dem Bann des Islam stehende und lebende, ist kindlich im guten und kindisch im schlimmen Sinne. Nach Art der Kinder sieht er das Leben in erster Linie als Genuß an, Thätigkeit und Arbeit als Spiel und Gewinn. Der Ernst des Lebens kommt ihm selten zum Bewußtsein; der Wert der Zeit ist ihm ein unbekannter Wertbegriff. An dieser Harmlosigkeit, an dieser kindlichen Frohnatur könnte man zunächst seine Freude haben. Aber je mehr man mit diesem großen Kinde umgeht, um so mehr kommt man auf seine Unarten, und es ärgert einen und stößt einen ab wie eben ein ungezogenes Kind. Ja, die eigentliche Erziehung fehlt ihm; nur der Polizeistock hält es äußerlich in Schranken, und auch seine Religion läßt eine innere Zucht ihm nicht angedeihen und hütet sich überdies ängstlich, ihm äußerlich zu wehe zu thun. Man gewinnt den Eindruck, daß noch so viel Kindliches an diesem Volke ist, um es für das Christentum empfänglich und fähig zu machen; daß aber auch nur die pädagogische Kraft des Christentums im stande wäre, ihm das Kindische abzuthun und die naturwidrig und künstlich zum bleibenden Zustand verfestigte Unmündigkeit naturgemäß zu kräftiger und edler Mündigkeit fortzubilden.

Auf einer arabischen Hochzeit.

Donnerstag, 17. März.

Gleich am zweiten Abend, welchen wir in Kairo verlebten, bot sich uns Gelegenheit, einer arabischen Hochzeit anzuwohnen. Der Bräutigam war ein Beamter, ein Effendi, und sprach gleich seinem Vetter, der auf der Kanzlei des Khedive als Sekretär fungiert, geläufig französisch. Abends $5^1/_2$ Uhr fuhren wir an einem engen Gäßchen vor und wurden sofort durch einen kräftigen Tusch der am Eingang der Straße postierten Musik empfangen. Die ganze Gasse ist in einen Festsaal verwandelt, mit Fähnchen, Teppichen, Blumen, zahllosen Kronleuchtern und Lampen geschmückt und oben mit bunten Tüchern überspannt. Den Häusern entlang sind rechts und links Sophas und Kanapees aller Formen aufgestellt. Die Häuser in der unmittelbaren Umgebung der Wohnung des Bräutigams haben für das Fest ihre untern Hallen und Räume zur Verfügung gestellt.

Es empfängt uns der Verwandte des Bräutigams in schwarzen Beinkleidern und einem schwarzen, oben ganz geschlossenen Rock, welcher der Soutanelle unserer Geistlichen völlig gleich ist, auf dem Haupt den roten Tarbusch, die hohe, steife rote Mütze mit schwarzer Trodbel. Das ist die officielle Kleidung der obern Stände in heutiger Zeit. Hier hat man also mit der altarabischen Tracht gebrochen und sich ganz der europäischen angeschlossen. Die Gäste dagegen tragen fast ohne Ausnahme den Turban und den langen, hemdartigen Rock, den um die Lenden ein farbiger Gürtel zusammenhält, meist einen Überzieher oder einen weiten Mantel darüber.

Wir werden durch die Reihe der Gäste hindurchgeführt bis zum Haus des Bräutigams; diesem gegenüber weist man uns einige breite, bequeme Sophas an. Sofort wird uns Kaffee gebracht und werden die Cigaretten angezündet. Ein leises Murmeln der Unterhaltung schleicht durch die Festgasse. Im ganzen aber verhalten sich die Männer und Jünglinge äußerst ruhig und gemessen; es wird nichts getrunken außer Kaffee und Wasser. Lebendiger wird es nur, wenn die Musik weitere Gäste von Stand mit dem Tusch begrüßt, den sie unzähligemal wiederholt und der allein auf ihrem Repertoire zu stehen scheint. Von Zeit zu Zeit dringt aber auch durch die Maschrebijen, durch die Gitterfenster des obern Stockes, uns gerade gegenüber, ein durchdringendes, eigentümliches Geräusch auf die Straße herab. Das ist der Zararit, ein Sirren, Klirren und Trillern, welches die um die Braut versammelten Frauen im Harem zum Zeichen der Freude mit der höchsten Fistel und eigentümlichem Oscil-

lieren der an den Gaumen angedrückten Zunge hervorbringen. Männer und Frauen sind natürlich auch hier strenge geschieden. Ein schwarzer Eunuche bewacht den mit schwerem Mattenbehang geschlossenen Aufgang zum Harem. Von Zeit zu Zeit huscht eine ganz schwarzverhüllte Frau durch die Gasse und begiebt sich in die Damengesellschaft. Die einzige Frau unserer Karawane erhält auch ohne weiteres Zutritt und berichtet uns nachher, was oben vorgeht.

Der Bräutigam ist weder bei uns noch im Harem. Er hat eben mit einigen seiner Freunde den obligaten Moscheengang angetreten, um zu beten. Das ist der einzige religiöse Akt bei der heutigen Feier. Erst nach einer Stunde kommt er zurück, und er hat wahrlich nicht das Aussehen eines in Freude und Glück schwimmenden Menschen. Nach seinen Zügen zu schließen, liegt ihm ein schwerer Druck auf dem Gemüt, den auch seine ausgesuchte Höflichkeit gegen uns nicht ganz zu verbergen vermag. Wohl begreiflich! Er hat wahrscheinlich seine Braut in seinem Leben noch nicht gesehen. Erst heute, spät am Abend, wird er ihr Antlitz schauen. Dabei ist er in ziemlich gestandenen Jahren und offenbar nicht so leichtsinnig, daß er ganz sorglos diesem großen Momente entgegenzusehen vermöchte. Aber wie hat er sie denn gefreit? Das hat nicht er gethan. Entschlossen, zu heiraten, hat er die Werberin (Chatbe) ausgesandt, damit sie ihm eine Braut suche. Diese hält nun Umschau und erstattet dann Bericht. Man überlegt und wählt aus. Dann wird die Werberin zum zweitenmal entsendet mit dem Auftrag, bei den Eltern um die Erkorene zu werben. Sind sie einverstanden, so nehmen die mitunter langwierigen Verhandlungen wegen des Brautschatzes ihren Anfang, welchen der Bräutigam zu zahlen hat. Ist auch dies im reinen, so wird der Ehekontrakt abgeschlossen zwischen dem Bräutigam und dem Schwiegervater und den beiderseitigen Zeugen, unter Assistenz eines korankundigen Imam oder Fikih. Bei alledem hat die Braut selbst so gut wie kein Wort. Ist die Zeit der Hochzeit festgesetzt, so wird am Tage zuvor die Braut mit großem weiblichen Gefolge ins Bad geführt, welches auf einen halben oder ganzen Tag gemietet wird. Fröhliche Musik zieht voran; dann kommen die ältern, schwarzverhüllten und die jüngern, weißverschleierten Frauen und Freundinnen, dann die Braut, vollständig eingehüllt und zugedeckt mit rotem Kaschmirtuch, ein goldenes Krönchen auf dem Haupte; da sie kaum zu den Augen heraussieht, so wird sie von zwei andern mehr getragen als geführt. Nun giebt man sich stundenlang den Freuden des Bades und der Unterhaltung hin; man trinkt Kaffee und raucht; Tänzerinnen und Sängerinnen verkürzen die Zeit; unaufhörlich ertönt der Zararit. Am Hochzeitstage geht der Festzug vom Hause der Braut zum Hause des Bräutigams. Festlich

aufgeputzte Kamele tragen die Aussteuer und große Kesselpauken (Fig. 9); die dichtverhüllte Braut fährt im Wagen, ebenso die weiblichen Gäste und die Kinder. Lärmende Musik ertönt. Der Zug zwängt sich durch die Gassen und Straßen, von bewundernden Allahrufen des Volkes begleitet. Der Bräutigam aber hat am Morgen sich mit seinen Freunden ebenfalls ins Bad begeben und dann gegen Abend die Moschee besucht.

Nach seiner Rückkunft beginnt das Mahl. Ein schöner Saalraum in einem benachbarten Hause mit zwei durch Säulen getrennten Hallen ist dafür hergerichtet worden. Die Gäste werden in einzelnen Gruppen abgespeist. Die erste bilden wir mit dem Bräutigam und seinem Vetter. Wir wollen den Hut abnehmen beim Eintritt, werden aber sofort belehrt, daß das der Etiquette nicht entspricht. Man reicht jedem eine große Serviette, welche zugleich als Handtuch zu dienen hat bei der Handwaschung. Dann steigen wir die zwei Stufen hinan in den Obersaal und setzen uns um einen runden Tisch. Unten am Boden ist die ganze Reihenfolge der Gänge aufgestellt; es sind etliche zwölf, und wir müssen unsere Leistungskraft weise verteilen. An jedem Platze liegt ein Brotkuchen und ein Silberlöffel, Messer und Gabel fehlen. Die Speisen werden alle in großer Schüssel in die Mitte des Tisches gesetzt. Den Anfang bildet eine Hühnersuppe, in welcher das ganze Huhn untranchiert sich umhertreibt. Der Bräutigam lehrt uns, mit den Händen zuzugreifen und das Huhn in Stücke zu reißen. Den zweiten Gang bildet eine gebratene Gans, mit welcher ebenso verfahren wird. Dann kommen noch verschiedene Fleischspeisen in Saucen; man reißt ein Stück Brot ab und fischt mit demselben einige Brocken heraus. Alles ist stark gewürzt, aber fein zubereitet. Nach den Fleischspeisen wird eine fast endlose Reihe von süßen Speisen und Konfitüren serviert, zum Teil von außerordentlichem Wohlgeschmack. Bloß bei einigen derselben werden uns zierliche Beinlöffelchen gereicht, bei den andern kommt ebenfalls die fünfzackige Naturgabel zur Anwendung. Alles geht prompt aufeinander; sobald eine Schüssel keinen Zuspruch mehr findet, wird sie abgetragen und mit einer andern ersetzt. Während des ganzen Mahles macht ein Mann mit großem Kruge hinter uns die Runde und kredenzt das einzige Getränk, den unverfälschten Champagner warmen, trüben Nilwassers. Der Speisemeister und die Diener umstehen uns und können bei unsern ungeschickten Eßversuchen mitleidigen Lächelns sich nicht enthalten. Längst ist der Appetit vollständig befriedigt, nur die Neugier kostet noch vom einen und andern. Endlich kommt der letzte Gang. Wir erheben uns, nehmen das nicht überflüssige Handbad und setzen uns wieder ins Freie, um den Kaffee zu trinken.

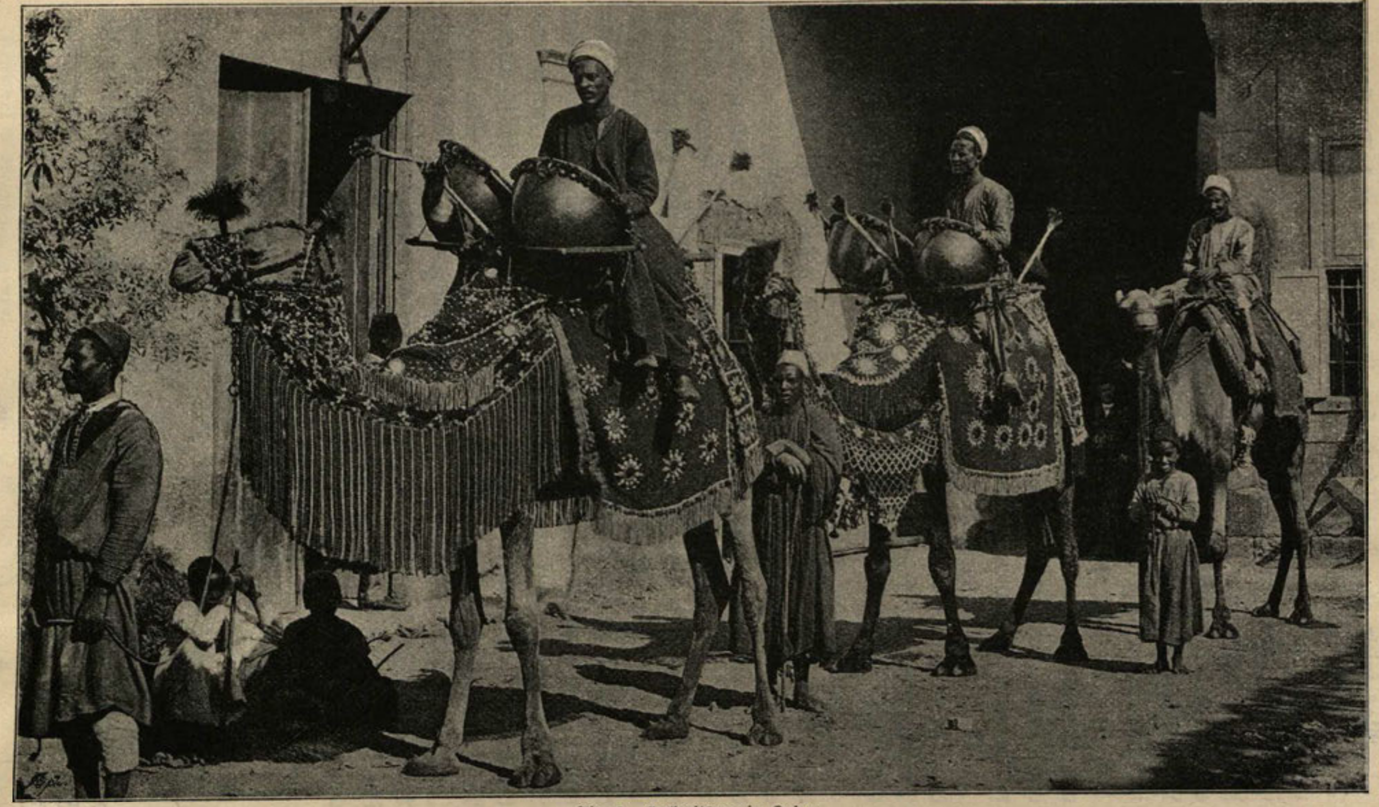


Fig. 9. Hochzeitszug in Kairo.

Was spielt aber inzwischen oben im Harem sich ab? Da sitzen die Damen beisammen und plaudern und ergötzen sich an Tanz und Musik, und Kinder und Frauen sind froh des Tages, der ein wenig Abwechslung in das öde, langweilige Haremsdasein bringt. Die Braut selber aber, so wird uns berichtet, groß und schlank, etwa 14 Jahre alt — schon ein reifes Alter, denn mit 10 und 12 Jahren gilt im Orient das Mädchen als heiratsfähig —, sitzt in weißen, goldverbrämten Kleidern in schwellenden Kissen wie auf einem Throne, hat aber insofern schwere Zeit, als sie nicht sprechen, nicht lachen und nicht weinen darf; denn alle drei Dinge wären sehr schlimme Vorzeichen. So muß sie — welch eine Probe für eine weibliche Zunge und ein weibliches Gemüt! — mitten im allgemeinen Jubel still und stumm dasitzen wie ein Ölgötze.

Nach dreistündigem Aufenthalt empfehlen wir uns und wünschen dem Bräutigam alles Glück. Es wird ihm nicht fehlen, da er den Donnerstag zum Hochzeitstag gewählt hat; das ist ein besonderer Glückstag, weil am Donnerstag der Prophet am liebsten seine Reisen antrat und an diesem Tage die Thore des Paradieses geöffnet sind. Wie sein Paradies und seine Lebensweise sich gestalten wird, das wird er nun bald ahnen können. In später Nachtstunde verlassen alle Frauen das obere Gemach. Dann tritt der Bräutigam vor die tiefverschleierte Braut hin und entschleiert sie mit den Worten: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen!“ Nun sehen sie sich zum erstenmal im Leben. Findet die Braut das Gefallen des Bräutigams, so stößt derselbe einen lauten Freudenruf aus, welchen die Außenstehenden auffangen und fortpflanzen. Das ist der Jubelruf aus der Tiefe des Menschenherzens, auf welchen der Freund des Bräutigams harrt und bei dessen durchdringendem Klang hohe Freude sein Herz erfüllt. Diesen Ruf nahm der Täufer zum schönen Gleichnis, um seine Stellung zu Jesus zu zeichnen, als er sprach: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam; der Freund des Bräutigams aber, der dasteht und auf ihn hört, freut sich gar sehr wegen der Stimme des Bräutigams; diese meine Freude nun ist voll geworden“ (Joh. 3, 29).

Die Totenstadt des alten Memphis.

Freitag, 18. März.

Genug des betäubenden Lärms, der in der Hauptstadt uns um die Ohren brandet. Heute flüchten wir uns aus dem Tumult in die Einsamkeit, ins Reich des Todes, in die stillen Fluren vergangener Jahrtausende.

Ein hübscher, kleiner Nildampfer nimmt unsere Gesellschaft auf. Wir besteigen ihn im Hafen von Bulak und erkaufen um 62 Piaster nicht ohne Aufenthalt und Umstände das Recht, unter der neuen majestätischen Nilbrücke durchzufahren. Rasch bohrt die kleine Schraube einen Pfad durch das Wasser nilaufwärts. Eilig zieht Alt-Kairo, die Insel Roda und Tirse, ziehen die Paläste von Gizeh am Aug' vorüber. Eine erquickende, köstliche Morgenfahrt. Die Wellen wehen uns Kühlung zu. Die durch den Staub des Nilschlamms verstopften Poren des Körpers und Geistes öffnen sich. Der Fluß kredenzt uns seinen berühmten „Champagner unter den Gewässern". Wir kosten ihn, ziehen aber dann bescheiden das Münchener Bier und den Wein vor, welchen unser Schiffskeller birgt. Der edle Strom, eines ganzen Landes Nährvater, Lebensquell, Pulsader und Hauptverkehrsstraße, plätschert munter herein in unsere frohen Gespräche und Lieder.

Aber dann grüßen stumm und ernst die Pyramiden und Höhenzüge der Wüste zu uns herüber und mahnen uns, dessen zu gedenken, was vor uns liegt. So ziehen wir uns in uns selbst zurück und suchen nachzudenken die Gedanken der alten Ägypter über den Tod und die Toten. Das ist der Faden, den wir fest in die Hand nehmen müssen; er kann uns allein durch das Labyrinth der Totenstadt von Memphis geleiten, welcher unser Besuch gilt.

Wahrlich, kurzen Prozeß machen wir mit den irdischen Überresten unserer Toten im Vergleich mit der Fürsorge, welche die alten Ägypter dem Leichnam angedeihen ließen. 70 Tage oder jedenfalls etliche Wochen dauerte der Prozeß, in welchem der Leichnam für die Grabesruhe präpariert und mumifiziert wurde, nicht bei den Vornehmen bloß, allem nach auch bei den Armen. Eine eigene, unter priesterlicher Aufsicht stehende und arbeitende Zunft besorgte die vielen dazu gehörigen Geschäfte unter genau festgesetztem, kompliziertem Ceremoniell. Bei den Armen wurde der Leichnam geöffnet, ausgeweidet und lange in Natron gelegt, hierauf mit wohlfeilen Spezereien ausgefüllt, mit Binden umwickelt und in ein Massengrab oder in den weichen Schoß der Wüste gebettet. Bei Reichen und Vornehmen wurden die Eingeweide, Gehirn, Lunge, Herz, Nieren und Leber ausgenommen und in vier Krüge, die sogen. Kanopen, verschlossen, deren Deckel die Köpfe der Totengenien (die Köpfe eines Affen, Schakals, Sperbers und eines Menschen) darstellten. Das Innere des Leibes wurde mit Palmenwein sorgfältig ausgewaschen, dann 70 oder vielleicht auch nur 30 Tage in eine Natronbeize gelegt, hierauf die Höhlung mit kostbarsten Spezereien gefüllt und der Leichnam in feinste gummierte Leinwand eingebunden, zunächst Glied für Glied, dann der ganze Körper. Nach 70 Tagen erfolgte die Ein-

sargung in den großen Sarkophag aus einem Stein, mit schwerem Deckel, der nicht bloß durch ganz genaue Fugenwandung und Verkittung, sondern mitunter noch überdies durch starke Holznietpflöcke mit der Sargtruhe verbunden ward. In diesem monumentalen Hause, in welches man ihm noch alle möglichen Schmuck- und Bedürfnisgegenstände mitgab, machte der Tote seine letzte Reise mit größerem oder kleinerem Gefolge von Priestern, Angehörigen, Dienern, Klageweibern, Sängern und Sängerinnen, häufig zuerst zu Schiff durch die Fluten des Nil, dann auf einem eigentümlichen, von Stieren gezogenen Schlitten über den Wüstensand hin.

Nicht etwa die Vorstellung, daß „mit dem Tod alles aus sei", daß von dem Verstorbenen nichts übrig bleibe als dieser körperliche Rest, veranlaßte die Ägypter, dem letztern ein solches Maß von Sorgfalt zuzuwenden, vielmehr der entgegengesetzte Glaube, daß es ein Fortleben nach dem Tode gebe. Der Mensch stirbt nicht ganz — das ist so sehr Überzeugung der alten Ägypter, daß sie die Verstorbenen „die Lebenden" nennen, das Grab „den Schrein der Lebenden", „das gute Haus", „die ewige Wohnung". Ka heißt der geheimnisvolle Ausdruck für das, was im Tode nicht stirbt, oder für den Menschen im jenseitigen Leben; er ist nicht leicht mit einem Wort ganz treffend wiederzugeben, bedeutet aber ungefähr soviel wie: der Geist, die Seele, das Ich, die Person. Warum nun aber doch diese nach unsern Vorstellungen übertriebene Fürsorge für den dem Tode anheimgefallenen Teil des Menschen, diese erfinderische Fürsorge, welche nicht ohne Erfolg dem Tod seine Beute wieder streitig zu machen sucht, in seinen Zerstörungsprozeß hemmend eingreift, für Jahrhunderte, ja für Jahrtausende ihn zum Stillstand bringt?

Der Glaube an ein Gericht nach dem Tode gehört wohl sicher schon dem ältesten religiösen Vorstellungskreis der Ägypter und schon der ersten Redaktion des berühmten „Totenbuchs" an, von welchem man ein Exemplar ins Grab zu legen pflegte. Anubis begleitet den Toten, d. h. seinen Ka, vor den Gott der Unterwelt Osiris; hier hat er vor den 42 Totenrichtern sich über 42 Todsünden zu verantworten, und sein Herz wird auf einer Wage gegen die Wahrheit abgewogen (Fig. 10). Wird es zu leicht befunden, so verschlingt ein Ungeheuer dasselbe, und der Ka wird mit Rutenhieben gepeinigt und ruhelos umhergetrieben. Geht er gerechtfertigt aus dem Gericht hervor oder nur mit leichterer Schuld behaftet, so kommt er, wenn notwendig, nach mühseligen Wanderungen oder durch den reinigenden „Feuersee" hindurch, zur Anschauung Gottes und zur Teilnahme am göttlichen Leben, einst zur Wiedervereinigung mit dem Leibe. Aber nicht bloß für diese Wiedervereinigung muß der Leichnam, möglichst in seiner vollen Integrität und religiös

gereinigt und entsündigt, aufbewahrt werden, der Ka bedarf desselben überhaupt zu seiner Forterxistenz. Sein Fortleben ist geradezu abhängig vom Fortbestehen des Körpers. Ein rein geistiges Leben desselben, ganz abgelöst vom Körper, vermochte man sich nicht vorzustellen. Man dachte sich das Leben im Jenseits völlig analog dem diesseitigen. Um sich nicht ins Wesenlose zu verflüchtigen, um nicht gleichsam zu ver=

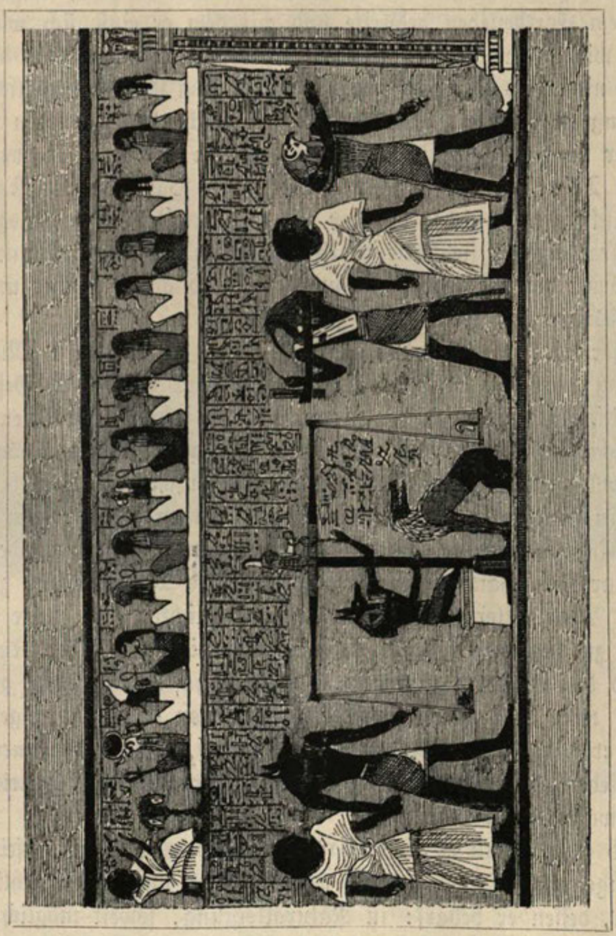


Fig. 10. Totengericht. (Vignette des ägyptischen Totenbuches.)

duften und sein Identitätsbewußtsein zu verlieren, hat der Ka einen Körper nötig, an welchem er haften kann, der ihm zum Rückhalt dient; er hat auch noch körperhafte Bedürfnisse; er braucht Wohnung, Ernäh=rung, Tränkung. So seltsam uns diese Materialisierung an sich richtiger Grundideen berührt, wir wagen es nicht, die alten Ägypter deswegen zu verspotten oder zu belächeln; wir gedenken in Beschämung der euro=

päischen Zeitgenossen, welche, rings vom Licht des Christentums umgeben, sich nicht einmal auf der Höhe der alten Ägypter zu halten wußten und die Seele mit dem Leib sterben, vermodern und verfaulen lassen.

Und nicht ohne Rührung erfahren wir nun, mit welchem Aufwand von Mühen und Kosten, mit welch peinlicher Gewissenhaftigkeit und erfinderischer Sorgfalt sie aus dieser Vorstellung die Folgerungen zogen. Um jeden Preis mußte der Leichnam erhalten werden, dessen der Ka zu seinem Fortbestehen bedurfte und mit dem er einst sich wieder verbinden wird. Darum die sorgfältige Einbalsamierung. Aber das allein genügte nicht. Es galt nun auch, ihm und dem Ka eine möglichst sichere Wohnung zu schaffen, außerhalb des Bereichs des Nil, den Leichnam in dieser Wohnung so sicher als möglich zu bergen. So baute man für den Toten der obern Stände als ewiges Haus die Mastaba, der Grundanlage nach nichts anderes als eine architektonische Ausgestaltung eines Grabhügels; sie hatte in ihrem starken, massigen Mauerwerk in tiefer Gruft den Sarkophag aufzunehmen und gegen Wasser und Tiere, gegen Räuber und Feinde ihn zu beschützen.

Aber wie? so fragte das ängstliche Herz, wie, wenn die Mumie nun doch trotz aller Gegenmittel einschrumpft und die teuren Gesichtszüge allmählich verliert, muß das nicht auch das individuelle Leben des Ka beeinträchtigen? Muß nicht auch seine Existenz damit an Schönheit und individueller Bestimmtheit verlieren? Muß nicht sein Selbstbewußtsein damit ein verschwommenes und kraftloses werden? Und wenn vollends das Schlimmste einträte, wenn die Mumie durch die zerstörenden Kräfte der Natur zu Schanden ginge, durch boshafte Menschenhand geschändet würde? Man zitterte angesichts dieser Möglichkeit und suchte ihr nach Kräften zu begegnen. Auch eine Statue, eine mit aller Kunst zum Ebenbild des Lebenden gestaltete, aus dauerhaftem Material gefertigte, auch sie wird dem Ka den nötigen materiellen Rückhalt zu geben vermögen; er wird sie umschweben und sich freuen, in ihr seine unentstellten Züge wieder zu finden, an ihr seine frühere Gestalt sich stets wieder vergegenwärtigen zu können.

Und nun, damit er nicht Mangel zu leiden habe im Jenseits, nicht von Hunger und Durst gequält werde, lasset uns ihm reichlich alles mitgeben, dessen er bedarf: in Naturalleistung, soweit möglich; soweit dies nicht möglich, wenigstens im Bild. Wir wollen Wasserkrüge mit dem Trank des Nil einmauern in die Mastaba und neben seinen Sarkophag stellen; wir wollen ihm große Stücke Fleisch von den Opfern in seine Grabkammer legen. Ja, wir wollen in die Mastaba ein Opfergemach einmauern, das ihm zugleich als Speisekammer dienen soll und wo wir ihm reichliche Mahlzeiten vorsetzen wollen.

Immer weiter spinnt die Pietät diese Vorstellung vom jenseitigen Leben aus, nachdem sie einmal angefangen hatte, sich dasselbe dem diesseitigen ganz analog zu denken. Er soll seine Familie im Jenseits nicht entbehren müssen, wir wollen ihm das Bild seiner Gattin und seiner Kinder ins Grab mitgeben. Auch einen Besitz wird er nötig haben, damit er, der hinieden reich gewesen, nicht drüben plötzlich arm werde. Er wird Dienerschaft brauchen; soll er, der hienieden hundert Arme für sich in Bewegung setzte, etwa drüben selbst die Felder der Ewigkeit bestellen müssen? Wir wollen ihm all das mitgeben. Wir geben ihm seine Güter und Besitzungen mit, nicht in Wirklichkeit, aber in künst-

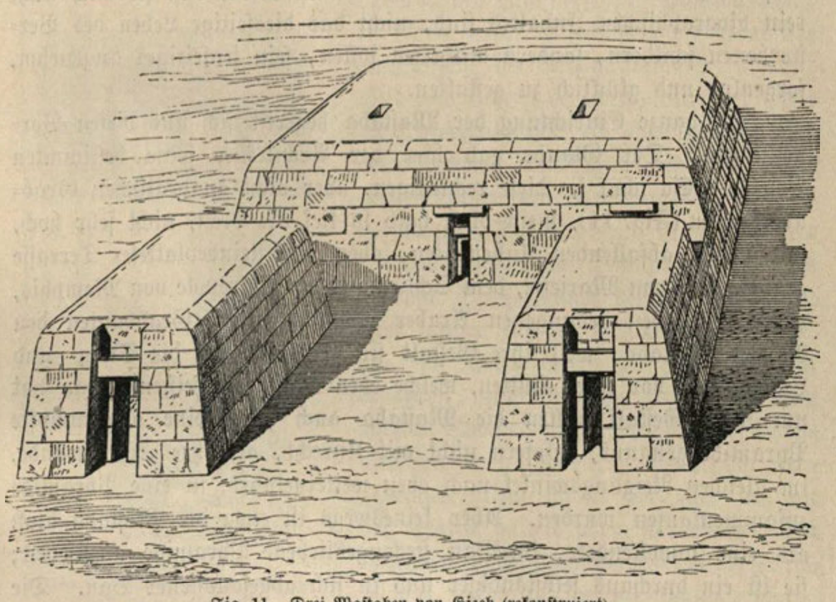


Fig. 11. Drei Mastaben von Gizeh (rekonstruiert).

lerisch genauer Nachbildung; wir geben ihm Diener und Sklaven mit, damit er nicht in Verlegenheit kommt. Und so bildeten sie denn an den Grabwänden ab Hab und Gut des Verstorbenen; sie schrieben auf dieselben an lange Verzeichnisse seines Besitzes in Wort und Bild, die Zahl seiner Rinder, Kühe, Ziegen, Esel, Gänse. Man sieht da seine Sklaven auf den Feldern für ihn arbeiten, im Schilfe jagen, Schiffe bauen, Korn ausdreschen durch die Füße der Ochsen, Speise bereiten, Teig kneten, Geflügel mästen, Schuhe anfertigen; damit es ihm nicht an Erholung gebricht, wird musiziert und getanzt. Weitere Dienerschaft wurde ihm mit hinübergegeben in der Gestalt kleiner Figürchen aus grün oder blau lasierter Terracotta; das sind Miniatursklaven, mit

Pflug und Hacke ausgerüstet, welche antworten müssen, wenn der Verstorbene zur Arbeit in den Gefilden des Totenreiches aufgerufen wird, und welche die Arbeit für ihn zu besorgen haben; deswegen heißen sie „Uschebti", Antworter. Zu Hunderten finden sich diese Figürchen in den Museen, und in dem von Gizeh kann man sich um mäßigen Preis für den eigenen Dienst einen echten Antworter käuflich erwerben.

Das sind mit möglichster Ablösung von Späterem die ältesten ägyptischen Vorstellungen über das zweite Leben. Noch sind die Gelehrten nicht ganz einig über die Bedeutung jener Ausstattung des Grabes, besonders der Reliefbilder; aber soviel ist sicher, daß sie einem viel ernstern Zweck dienen als einem bloß ornamentalen, daß sie auch nicht rein biographischen Inhaltes sind, nicht das diesseitige Leben des Verstorbenen schildern, sondern mithelfen sollen, sein jenseitiges angenehm, sorgenlos und glücklich zu gestalten.

Die ganze Einrichtung der Mastaba begreift sich aus diesen Vorstellungen. Der Glaube gab hier der Architektur seine bestimmten Befehle. So schuf sie diese rechteckigen, aber nicht quadratischen Grabüberbauten (Fig. 11), meist bloß halb so tief als breit, nicht sehr hoch, mit schräg abfallenden Außenseiten, oben mit steinbeplatteter Terrasse gedeckt. Die von Mariette, dem Schliemann der Nekropole von Memphis, zum Ausgraben gedungenen Araber schöpften diesen Grabbauten den Namen Mastaba, weil ihre Gestalt sie gemahnte an die Stein- und Lehmbanken vor ihren Hütten, welche eben Mastaben heißen. Man hat um ihrer Gestalt willen die Mastaba auch schon eine abgestumpfte Pyramide genannt, insofern nicht mit Unrecht, als ihre Schrägwände, im gleichen Neigungswinkel nach oben weitergeführt, in eine Pyramide zusammenlaufen würden. Aber keineswegs ist etwa die Mastaba bloß als eine unvollendete, im Bau steckengebliebene Pyramide anzusehen; sie ist ein durchaus selbständiger und in sich abgeschlossener Bau. Die Größe schwankt zwischen den folgenden äußersten Maßen: zwischen 53 und 26 m Länge, zwischen 8 und 5 m Breite und zwischen 4 und 9 m Höhe. Das Bauwerk besteht aus soliden Quader- und Ziegelmauern, welche aber nicht massiv durch die ganze Breite und Tiefe geführt sind, vielmehr nur Mäntel bilden, zwischen die Sand, Schutt und Bröckelgestein eingeworfen ist.

Den Sarg aufzunehmen ist natürlich die erste Bestimmung des Grabmals. Er wurde aber nicht etwa auf ebenerdigem Gang ins Innere verbracht, sondern auf die Terrasse geschafft; von der Plattform führte ein senkrechter Schacht in die Tiefe, 12—25 m tief durch den ganzen Mauerkern hindurch bis in den Felsengrund; unten mündete ein kurzer Quergang in die Grabkammer (Fig. 12). An Seilen wurde der riesige

Steinsarkophag in den Schacht hinabgelassen, in die Kammer geschafft, sofort der Eingang zur Kammer fest vermauert, der ganze Schacht zugeworfen und oben so verschlossen, daß kein Unbeteiligter wissen konnte, wo dessen obere Ausmündung war. So war für die ungestörte Grabesruhe der Mumie die denkbar größte Sicherheit geschaffen. Ein ähnlich verborgenes und vermauertes Gemach im Innern nahm die Statue oder die Statuen des Verstorbenen auf, der Serdab, ein Verließ ohne Zugang und ohne Licht, welches in den Gräbern der alten Periode nie fehlt. An dieses Verließ aber stieß ein größeres Zimmer oder ein kapellenartiger Raum, zugänglich durch eine Thüre auf der Ostseite und durch sie mit Licht versehen. Hier war meist in Form einer Blendthüre die Grabstele eingelassen, die Gedächtnisplatte, oft mit Bild und Schrift versehen; unter der Stele die Opferplatte oder ein oder mehrere Kredenztischchen; die Wände oft ganz ausgekleidet mit dem oben angedeuteten Reliefschmuck. Diesen Raum kann man als das Empfangs- oder Besuchszimmer, auch als das Speisezimmer des Ka bezeichnen. Hier fanden sich die Hinterbliebenen ein, um den Verstorbenen zu ehren und zu ernähren, um für ihn zu beten; hier wurden Speiseopfer dargebracht, die Totenmahlzeiten aufgestellt, Weihrauch angezündet. Und damit der Ka, der an der Statue haftete oder sie beseelte, den Lebenden näher kommen und der Opfer sich leichter teilhaftig machen konnte, waren durch die Zwischenwand zwischen Kammer und Serdab Rinnen oder Spalten durchgemeißelt, welche zwischen beiden Räumen die Verbindung herstellten. So vernahm der Ka die Stimmen seiner Lieben, er sog den Duft der Opfer und des Weihrauchs ein und labte sich an Speise und Trank; er fühlte sich im Besitz all der Güter, welche außen an den Wänden abgebildet waren. Durchschauert vom Gefühl der Geisternähe vollzogen außen die Mitglieder der Familie ihren Totendienst.

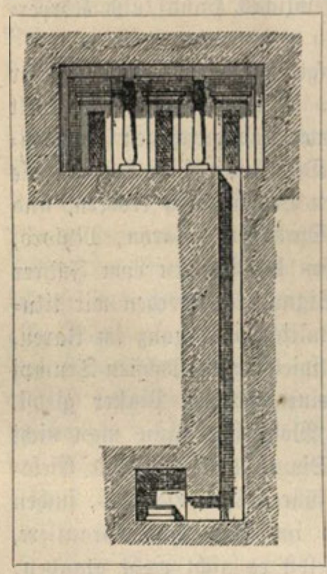


Fig. 12. Oberes Zimmer, Schacht und Gruft der Mastaba.

Während wir all diese seltsamen, so befremdenden und doch wieder so anheimelnden Anschauungen und Gebräuche, welche die Forscher aus den Tiefen der Totenstadt und aus den Blättern des Totenbuches nach und nach zusammengelesen haben, aus unsern Notizen und unserem

Gedächtnis wieder sammeln und in lebhaftem Gespräch einander mitteilen, sind wir nach anderthalbstündiger Nilfahrt zu unserer Wasserstation gelangt. Links liegt Heluan mit seinen heißen Bädern, rechts das Dörfchen Bedraschen, welches wir noch nicht sehen, aber hören. Am Ufer, an welchem wir anlegen, ist es lebendig wie in einem Ameisenhaufen. Ein großer Teil der Einwohnerschaft steht bereit, uns anzubetteln und auf Eseln nach Sakkara zu befördern. Wir haben das Unglück, daß eine englische Cook-Gesellschaft eine Stunde vor uns angekommen ist und uns die mindere Qualität von Reittieren zurückgelassen hat. Wir steigen aus und klimmen den steilen Sandhügel des Ufers hinan, werden aber sofort in ein unbeschreibliches Hand- und Körpergemenge verwickelt.

Eine tolle Scene! Kinder, Eselsjungen, Männer und Weiber schreien, was ihnen aus dem Halse geht. Alle Sprachen der Welt schwirren durcheinander; denn die Bedraschener sind durch den Fremdenverkehr die reinsten Polyglotten geworden. Die Kinder sind bestrebt, die flüchtigen Augenblicke auszunützen, um einen Bakschisch zu erobern, und verschwenden an uns alle Ehrentitel aller Sprachen. Baron, Mylord, Lord Chamberlain (wie in aller Welt haben die Rangen vom Führer der liberalen Union erfahren?), Mussie, Signore — werden wir tituliert, denn noch sind sie über unsere Nationalität nicht ganz im klaren. Ein kleines Mädchen mit blitzenden Augen spielt ihren höchsten Trumpf aus und ruft englisch: „Wenn du mir einen halben Piaster giebst, nenne ich dich wahrhaftig einen Doktor!“ Wohlfeiler kann man nicht einmal in Amerika promoviert werden. Die Eselsbesitzer und Eselsbuben packen uns an Armen und Füßen, führen ihre Esel vor, suchen uns hinaufzuheben und sind unerschöpflich im Lobe ihrer Grautiere, welche sie so herausstreichen, daß die Esel selbst es nicht mehr glauben; mit orientalischer Phantasie rühmen sie dieselben an nicht nur wie ihre Kairenser Kollegen als Bismarck-, Caprivi-Esel, sondern auch als Telegraphen- und Telephon-Esel. Die ganze Gesellschaft scheint total verrückt, nur die Esel bewahren Verstand und Würde. Wir greifen endlich aufs Geratewohl ein Tier heraus, sitzen auf, und vorwärts geht es in sausendem Galopp, die Jungen schreiend und prügelnd hintendrein. So kamen wir bis zum Ort; da trat etwas ein, was auch die Eingebornen in Staunen setzte. Eine über die Wüste wandernde Wolke hatte es auf uns abgesehen, und wie sie gerade über unsern Häuptern stand, goß sie eine Viertelstunde lang ihren Segen in so intensivem Guß über uns aus, daß wir ganz durchnäßt und mit hängenden Ohren, nämlich unserer Grautiere, eiligst im Chan von Bedraschen Unterstand suchten und in sehr gemischter Gesellschaft das Ende abwarteten.

Die Wolke zog vorüber, und in wenigen Minuten hatte die Sonne unsere Kleider getrocknet, die Tropfen von den Bäumen gesaugt und jede Spur des Regens verwischt. Wir nähern uns dem Dorfe Mitrahine. Ein schönes Land: üppiges Fruchtfeld, zierliche Palmenwälder, samtweiche Reitwege. Aber bedächtig ziemt es sich über diesen Boden zu reiten. Hier stand Memphis, die Hauptstadt des alten Reiches, der „gute Ort" (Men-nefer). Der erste Ägypterkönig, den die Geschichte zu nennen weiß, Menes oder Mena (ca. 3200, nach andern gar 5700 v. Chr.), soll sie gegründet haben. Schon diese erste historische That ägyptischer Baukunst war eine großartige; denn es galt, einerseits die Stadt möglichst dem Nil zu nähern des Wassers wegen, andererseits den Nil möglichst fern zu halten und durch Riesendämme die Stadt vor seinen Umarmungen zu bewahren in der Zeit, wo ihm das Herz schwillt.

Hier stand Memphis, das immer mehr zu einer Großstadt im Vollsinn auswuchs und seine Bedeutung noch behielt auch nach Gründung von Theben, der Hauptstadt des mittlern Reiches, und auch noch nach Vertreibung der Hyksos-Dynastie. Hier ragte die Königsburg auf, die weiße Mauer genannt, gegen Wasser und Feinde stark bewehrt. Hier stand der Tempel des Ptah, vielleicht des Urgottes der Ägypter, der monotheistischen Wurzel des spätern Polytheismus, der berühmte Tempel, an welchem alle Jahrhunderte und alle Pharaonen weiterbauten, in welchem sie ihre Kriegstrophäen niederzulegen pflegten. Hier stand Memphis, aber es sind kaum mehr Ruinen der Stadt sichtbar — die Ruinen wurden nilabwärts geschafft und erstanden weiter unten wieder als Kairo; in den Moscheen Kairos mußt du die herrlichen Säulen von Memphis suchen, in den Häusern von Kairo seine Quader, gezeichnet durch die Patina von Jahrtausenden.

Hier stand Memphis; nicht der Ort sagt uns das, nur die Geschichte. Das Stadtgebiet ist nun in Saatengefilde und Palmenhaine verwandelt; nur den, der schon von Memphis weiß, gemahnen hügelige Erhöhungen, Steinhaufen, Rudera von Architekturstücken an das glorreiche Einst. So hatte schon der Prophet es vorausverkündigt: „Memphis wird zur Einöde, wird verlassen und unbewohnbar sein" (Jer. 46, 19). Doch siehe, hier schimmert etwas durch das Grün: ein paar Füße und Arme, ein Riesenleib, ein gewaltiger Kopf. Das ist einer der alten Pharaonen, Ramses II., der 66 Jahre regierte und bei 100 Jahre alt wurde, der Besieger des Reiches der Cheta, der Bedrücker der Juden, unter dessen erstem (Merenptah) oder zweitem Nachfolger (Seti II.) sie wahrscheinlich aus Ägypten auszogen, groß in seinen Thaten, noch größer in unermüdlicher Erwähnung und Selbstbelobung derselben, reich an Werken der Kunst, die er überall erstellen ließ, noch reicher an solchen,

welche er seinen Vorfahren durch Auskratzung ihrer Namen raubte und durch seine Kartusche für seine eigenen ausgab. Das Kolossalstandbild liegt am Boden; um es zu überschauen, müßten wir auf eine Palme steigen. Aber wir brauchen uns nicht soviele Mühe zu geben; nicht weit davon liegt sein genaues Ebenbild, Eigentum der Engländer, von ihnen aber begreiflicher- und verständigerweise nicht nach London geschleppt, sondern hier belassen, nur mit einem Bretterzaun umzogen und mit erhöhter Galerie versehen, von welcher aus man bequem auf die ganze Gestalt herabsehen kann. Beide Kolosse bezeichnen den Ort des alten Ptah-Tempels, dessen Portal sie einst schmückten, von Ramses angeblich als Weihegaben gestiftet, nachdem er aus einem Palastbrand wunderbar errettet worden. Beide Statuen gehören nicht zu den edelsten Erzeugnissen ägyptischer Skulptur, aber es liegt eine Würde in ihnen, die auch im Unglück und in der jämmerlichen Erniedrigung noch imponiert. Eine energievolle Ruhe, ein unerschütterlicher Gleichmut, nicht einmal durch den tiefen Sturz außer Fassung gebracht; Kraft und Gesundheit des Körpers, durchstrahlt von Intelligenz. Es giebt zu denken, daß gerade die Statuen dieses Pharao erhalten blieben, um zu bezeugen, daß eine höhere Hand sie niedergeschmettert hat. Wenn der Ka Ramses' II. über diesen gestürzten Bildern schwebt, wird es ihm schwer fallen, das einstige Selbstbewußtsein zu bewahren; vielleicht aber zieht er es vor, die Mumie seiner einstigen leiblichen Hülle im Museum zu Gizeh heimzusuchen, oder sein schönstes Bildnis, welches das Museum von Turin ziert.

Memphis, die Stadt der Lebendigen, ist tot. Die Totenstadt Memphis lebt noch. Ihr eilen wir zu. Sie liegt etwas höher auf einem gewaltigen, sandüberwogten Kalksteinlager, welches das Libysche Gebirge als letzten Ausläufer vor sich hergeschoben hat. Das ganze weite, rötlich-gelbe, vegetationslose Totenfeld ist wohl vergleichbar den Sanddünen der Nordsee; keine ebene Fläche, sondern reliefiert durch Höhenzüge und Einmuldungen, durch Hebungen und Senkungen. Die Esel arbeiten sich ohne Schwierigkeit durch die Sandwogen hindurch, noch leichter die Kamele mit ihren breiten, angewachsenen Hornpantoffeln; das Pferd würde zu tief einsinken. Die Staubwolke, welche die Karawane aus dem Boden stampft — mit wieviel Menschenstaub mag sie durchsetzt sein? Millionen von Leichen wurden diesem Boden anvertraut, die Mehrzahl einfach in das linde Leichentuch des warmen Sandes geschlagen. Auch die Grabbauten der Mächtigen sind nach und nach durch die unermüdliche Nivellierungsarbeit der Wüstenwinde tief mit Sand zugedeckt; sie legen dem freien Spiel der Stürme auf den Todesfluren keine Hindernisse mehr in den Weg; nur die Königsgräber, die Pyramiden, schauen noch allenthalben erhobenen Hauptes empor.

Zuerst zur Mastaba des Ti. Ein mit Mühe im Sandmeer offen gehaltener Weg führt jetzt in dieselbe hinab. Schon an den Pfeilern der Vorhalle stellt er sich uns vor, dieser königliche Minister dreier Pharaonen der fünften Dynastie (ca. 2600 v. Chr.). Die Anlage seiner Mastaba ist reicher als die gewöhnliche: sie hat drei Innengemächer; das hinterste war ausnahmsweise mit Oberlicht versehen. Dazu zwei Serdab; im zweiten fand man etliche zwanzig Bildsäulen, von welchen aber nur eine noch vollständig erhalten war, die im Museum von Gizeh untergebrachte. Der Schacht ist hier ausnahmsweise nicht von der Plattform aus in den Bau geleitet, sondern vom Fußboden des großen Gemaches aus in die Tiefe geführt (wie Fig. 12). Hier sind die berühmten Reliefbilder an den Wänden angebracht, welche alle Scenen des damaligen Lebens, eines hochentwickelten Kultur- und Kunstlebens, zur Anschauung bringen. Kaum weiß man zu sagen, ob deren Wert für die Kulturgeschichte oder der für die Kunstgeschichte höher anzuschlagen ist. Das ist die erste und zugleich vollkommenste Erscheinung des Relief in der Geschichte der Kunst; seine vollkommenste, denn es bleibt hier in der Wand, es macht keine vergeblichen und störenden Versuche, aus der Fläche mehr herauszutreten als nötig ist, und doch bei aller Flachheit schildert es mit packender Kraft, vollster Deutlichkeit, mit melodischem Rhythmus der Linien. Wir sehen alles bis hinauf zur Decke ganz genau, denn wir haben mit Magnesiumdraht die unterirdischen Räume taghell erleuchtet.

In dem Hause oder der Steinbaracke, welche Mariette, der edle Forscher († 1881), sich in dieser öden Totenwüste baute, kredenzen uns die Araber guten Kaffee. Erfrischt und neubelebt können wir nun von der offenen Loggia aus uns in den Anblick dieses riesigen Friedhofs versenken. Seine Grüfte und Grabmäler sind fast alle total zugedeckt vom Wüstensand. Seine Wahrzeichen sind die Pyramiden. Über alle ragt empor die sogen. Stufenpyramide, von den einen für die älteste von allen angesehen, von den andern der sechsten Dynastie (ca. 2500 v. Chr.) zugeteilt. Sie unterscheidet sich von den andern wesentlich dadurch, daß einmal ihr Mauerkörper völlig kompakt ist und aller Innenräume entbehrt; alle Gemächer und Gänge samt der Grabkammer sind hier in den Felsen eingegraben, welcher das Fundament der Pyramide bildet. Sodann sind ihre vier Seiten nicht ungegliederte glatte Flächen, sondern der ganze Riesenbau besteht aus sechs, je um 2 m gegeneinander zurücktretenden Stufen, welche nach oben in schönem Verhältnis an Höhe abnehmen (die unterste ist 11,48 m, die oberste 8,89 m hoch). Noch war es mir nicht möglich, mit meinem Urteil über Wesen, einstige Wirkung und ästhetische Bedeutung der Pyramidenbauten ins klare zu kommen. Der Eindruck der Pyramiden von Sakkara wird auch etwas beeinträchtigt durch den

stark ruinösen Zustand und durch das jetzt zu Tage tretende verhältnismäßig kleine Baumaterial derselben. Daher vertagte ich die ganze Untersuchung bis zum Besuch der Pyramiden von Gizeh.

Wenn man von diesem erhöhten Punkte aus das Auge der Seele durch das Leibesauge blicken läßt, dann kommt nach und nach Gliederung und Ordnung in dieses tote, einförmige Sandwüstengebiet. Der Boden hebt sich und senkt sich; die Straßen der einstigen Totenstadt kommen wieder zum Vorschein; die mächtigen Mastaba-Bauten tauchen wieder empor und lagern sich links um die Pyramiden, welche in ursprünglicher Größe, in alter Pracht von dem sorgfältig geplatteten Untergrund zum Himmel aufsteigen. Von Memphis her naht ein Leichenzug mit großem Gepränge und Geleite. Aus aller Ferne vernimmt man schon die gellende, schrille Totenklage, mit der die Klageweiber den Sarkophag umtanzen, welchen Stiere auf einem Schlittengestell durch den Sand ziehen (Fig. 13). In die Totenklage mischt sich das Brüllen der Opfertiere. Rauchwerk steigt auf. Die Priester, „die Diener des Ka", die „Wassergießer", mit Leopardenfellen, dem Abzeichen ihre Würde behangen, besprengen Leichnam und Weg mit Wasser. Die Angehörigen und Diener folgen nach in langem Zuge; die Angehörigen in weißen Trauergewändern, die Sklaven mit all dem beladen, was dem Toten in sein ewiges Haus mitgegeben werden soll. In den Straßen der Totenstadt wird es lebendig. Die Hinterbliebenen machen ihre Besuche bei den Verstorbenen und bringen ihre Gaben. Weihrauch und feierliche Gesänge und dumpfes Murmeln der Beter dringt allenthalben aus den offenen Gemächern der Mastaben.

Wir sind fünftausend Jahre älter als diese frühesten uns kundgewordenen Anschauungen der Menschheit über Tod und Tote. Und doch trotz all des Seltsamen, Unverständlichen, Abstoßenden — wieviel Anheimelndes, Urmenschliches, fast möchte man sagen Christliches spricht uns aus denselben ans Herz! Wer könnte gerade hier die durch allen Dunst des Aberglaubens noch mit mildem Glanze hindurchscheinenden Sterne des Glaubens, der Uroffenbarung, der Wahrheit verkennen, welche dem Menschen auch noch auf die rauhen Wege außerhalb des Paradieses tröstlichen Schimmer ausgossen! Welch ein unerschütterlicher Glaube an ein jenseitiges Leben! Und welch ein Leben nach diesem Glauben! Wie war hier das ganze diesseitige Leben durchtränkt mit dem Gedanken ans Jenseits, mit der Sorge fürs Jenseits! Seine Wohnung für die andere Welt zu bestellen galt als wichtigste, edelste, notwendigste Aufgabe. Diese Aufgabe überließ man nicht den Überlebenden. Man besorgte sie selbst so weit als möglich. Die Wohnung für das vergängliche Erdenleben war aus vergänglichem Material, meist aus Holz gebaut; die Wohnung für das jenseitige aus dem unvergänglichsten, welches man finden konnte.





Fig. 13. Feierlicher Leichenzug.

Welch ein Licht fällt von da auf das ganze Leben der alten Ägypter! welcher Glanz auf ihre Kunst! Diese ist aus dem Grunde unsterblich, weil sie ganz durchdrungen ist vom Glauben an die Unsterblichkeit, weil sie fast ganz im Dienste der Gottheit und des unsterblichen Lebens aufgeht, die Verschönerung des Erdenlebens, die Befriedigung irdischer Bedürfnisse nur als Nebensache besorgt.

Du lächelst über die peinlichen, kleinlichen Maßregeln und Zurüstungen, mit welchen hier Tod und Grab umgeben wird. Lache nicht! Übersieh nicht im Kleinen das Große, neben der Verblendung das Licht! Wie hoch steht dieses Geschlecht, das im sterblichen Leben nie des unsterblichen vergißt, das sichern, klaren Auges über die engen Grenzen des Erdenwandels, über Tod und Grab hinüberschaut, so sehr auch drüben sein Blick sich in Nebel verliert! Wie hoch steht es über einem großen Teile der heutigen Menschheit, über den feigen Generationen des 19. Jahrhunderts, welche ängstlich jedem Gedanken an den Tod ausweichen, welche, wo er ihnen nahekommt, das Beispiel des Vogels Strauß nachahmen, welche ihr ganzes Sinnen und Trachten hermetisch einschließen in den engen Raum des Erdendaseins, welche auch den Gedanken an Gott fliehen, hauptsächlich deswegen, weil „dieses Wort einen fürchterlichen Nachbar aufweckt, dessen Name Richter heißt“!

Und bei aller Umdunkelung des Geistes, welch erleuchtete Erkenntnis auf jener Seite, welch kräftiges Bewußtsein, daß mit dem Tode nicht alle Verbindung mit den Toten abgeschnitten ist, daß Pflicht und Liebe sie in die andere Welt zu begleiten habe, daß die Liebe ihnen folgen und nützen könne mit ihrem Gebet! Welche Treue, welch anhaltende Kraft liebenden Gedenkens, das im steten Verkehr bleibt mit den Hingegangenen, — das unsere gedächtnis- und gedankenschwache und liebesarme Zeit anklagt, welche so herzlos schnell der Toten vergißt und unter dem Banne des traurigen „aus den Augen, aus dem Sinn“ steht! Wie rührend die in den Gräbern so oft angeschriebene Aufforderung an die Lebenden, den Toten das Gebet nicht zu verweigern, „falls sie das Leben lieben und den Tod nicht kennen, bei den Göttern in Gunst stehen und die Schrecken des Jenseits nicht kosten, sondern in ihren Grabmälern bestattet sein und ihre Würde auf die Kinder vererben wollen“!

Alles in allem: diese Menschheit der Urzeit erscheint uns freilich schon vom Heidentum umnachtet; aber es leuchten ihr noch helle Sterne der Uroffenbarung, und sie steht noch auf einer Höhe der Sittlichkeit, der Glaubenskraft und Liebeskraft, welche die spätern Perioden des Heidentums und das moderne Heidentum tief beschämt und streng verklagt, welche selbst Christen erbauen und an ihre Pflicht mahnen kann, welche das stolze neunzehnte Jahrhundert, das übermütige, kultureitle Europa Bescheidenheit lehren könnte.

Erschütternde Erwägungen! Wir müssen uns ihnen entwinden und noch ein Denkmal des alten Ägyptens auf diesem Boden besichtigen, das uns freilich nach Durchwanderung des helldunklen Gefildes dieses Totenreiches in jene Region führt, wo wahrhaft ägyptische Finsternis herrscht und kaum mehr ein Lichtstrahl durchzubrechen vermag.

Das Mausoleum der Apisstiere. Die unterirdischen Gewölbe bildeten einst die Gruft eines gewaltigen Tempelbaues, des ägyptischen Apistempels, welcher später durch eine Sphinxstraße mit einem griechischen Apistempel, dem Serapeum, in Verbindung gesetzt wurde. Beide Tempel traurige, nicht grundlos ganz vom Erdboden vertilgte Monumente eines bis zur Vertierung und Verstierung gesunkenen Götzendienstes. Nur die jüngste Abteilung der Gruftgewölbe, circa 600 v. Chr. angelegt, ist zugänglich. Wir steigen hinab in einen aus dem Felsen gebrochenen, oben im Rundbogen geschlossenen gewaltigen Gang, welchem eine Kammer vorgelegt ist und an welchen beiderseits sich die großen Grabkammern anschließen. Dieselben waren je nach Beisetzung eines heiligen Stieres vermauert worden. Als Mariette 1856 die Gewölbe wieder entdeckte, waren alle Kammern erbrochen, alle Sarkophage entleert; nur eine vermauerte Kammer barg noch im geschlossenen Sarge die Mumie eines Stieres aus der Zeit Ramses' II. nebst vielen Kostbarkeiten.

Noch 24 Sarkophage sind erhalten, alle von enormer Größe, Monolithe von einem Durchschnittsgewicht von 130 000 Centnern. Diese Größe und Kraft kann uns nicht imponieren; sie greift uns kalt ans Herz wie die Luft hier unten; es ist die unheimliche Größe und die stiernackige Kraft des abstoßendsten religiösen Aberglaubens, welchen das hochgebildete Griechentum nicht von sich fernzuhalten vermochte, sondern als weiteres Gift in sich aufnahm. Oben in den herrlichen Tempelräumen führte das heilige Tier des Gottes Ptah, die Verkörperung und Tierwerdung desselben, ausgesucht aus dem ganzen Lande, erkannt an vielen heiligen Merkmalen, mit seiner Göttermutter ein tierisches Götterleben, ernährt mit Brei, Milch und Honigkuchen, im Besitz eines Harems von Kühen, besorgt von Wärtern und Priestern, befragt von unzähligen Pilgern, denen es durch Annahme oder Verweigerung des dargereichten Futters günstige oder ungünstige Orakel erteilte, verehrt von Einsiedlern und Büßern, welche rings um seinen Tempel ihre Hütten erbauten. Nach seinem Tode wurde es mumifiziert, über den heiligen See geführt und in den Gewölben beigesetzt mit solchem Aufwand, daß ein einziges Begräbnis auf eine halbe Million Mark zu stehen kam.

„Weise sich nennend, sind sie Thoren geworden und haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelt in die Ähnlichkeit des Bildes des vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüßigen

und kriechenden Tiere" (Röm. 1, 22 f.). So tief sank der Gottesglaube, weniger durch die Schuld des irrenden Verstandes als des abgeirrten Herzens. Sein stufenweises Herabgleiten vom Throne des Monotheismus bis in die schaurige Tiefe der Gottvertierung und Tiervergötterung läßt sich in Ägypten einigermaßen verfolgen. Nur als Sinnbild der Gottheit zog man zunächst die Sonne, dann die Gestirne bei; aber bald wurden die Bilder selbst zu Göttern erhoben. Der astronomische Tierkreis gab wahrscheinlich Anlaß, auch die Tierwelt in jenen Symboldienst hereinzunehmen, um göttliche Eigenschaften und Kräfte zu versinnbilden. Aber auch hier wurde das Symbol bald zum Idol, zum angebeteten Gott. Ein Lichtblick in dieser Nacht ist die Wahrnehmung, daß auch noch in der Periode des Tierdienstes der monotheistische Gottesgedanke nicht ganz erloschen ist. Erleichtert ruht die Seele aus auf den schönen Gebeten, die aus dieser Urzeit uns erhalten sind: „O Gott, Baumeister der Welt! du hast keinen Vater, du bist aus dir selbst, und du hast keine Mutter. . . Du erhältst die Dinge, die du erschaffen; du selbst aber bewegst dich durch eigene Kraft. . . Himmel und Erde gehorchen den Gesetzen, die du ihnen gegeben hast. . . O lasset uns den Gott loben, der das Firmament aufgerichtet hat, . . der alle Länder und Gegenden und das große Meer erschaffen hat durch seinen Namen: Lasse-die-Erde-sein!" „Herr der Weisheit, dessen Vorschriften weise sind. . . Herr der Barmherzigkeit, dessen Liebe ohne Ende ist. . . Herr des Lebens, der Gesundheit und der Kraft. . . Du Einer, Einziger! . . der Nahrung giebt dem Vogel, der in den Lüften fliegt, . . der alles erhält. Heil dir ob all dieser Wohlthaten! . . . Anbetung dir, weil du uns erschaffen hast! Gruß dir von jedem Land! . . . Schöpfer der Dinge, . . wir beten deinen Geist an! . . Du Einziger ohnegleichen, alleiniger König!" „Anbetung dir, du höchste Macht, erhaben Großer, der den Ort des Lichts umfaßt, dessen Gestalt die des Geistes ist, der das All umfaßt, . . der in seinem Auge (Sonne) lebt und den Sarg erleuchtet; der unsichtbare Erzeuger, der die Sphären macht und die Körper schafft, von dessen Person, die von ihm selbst ausfließt, ausgegangen sind die, welche sind und nicht sind, die Toten, die Götter, die Seelen." [1]

*

Es ist Zeit zur Heimkehr. In scharfem Trab geht es an dem Friedhof der heiligen Katzen und an einigen Seen vorbei zurück nach Mitrahine und Bedraschen. Laut und lauter erschallt das Lob der Esel aus dem Munde der Eselstreiber; jede Strophe mit dem Refrain, daß

---

[1] Siehe das schöne Buch von F. Kayser, Ägypten einst und jetzt (2. Aufl., Freiburg 1889) S. 27—31.

der Reiter, wenn er nicht ganz ungerecht und herzlos sei, dieses Lob in klingenden Bakschisch umwechseln müsse. Wir steigen ab am Nil und geben was uns gut dünkt zu dem bedungenen Lohn hinzu, welchen der Dragoman auszahlt. Aber was wir auch geben mögen, es wird zu wenig erfunden werden. Schreiend, heulend, kreischend, andere zu Zeugen des geschehenen Unrechts anrufend, zum Himmel klagend verfolgen sie uns. Wir suchen das Heil in der Flucht und retten uns auf dem langen Steg in unser etwas entfernt vom Ufer liegendes Dampferchen. Aber auch da sind wir noch nicht sicher. Eine Scene spielt sich ab, halb zum Lachen, halb zum Wütendwerden: Kinder, halberwachsene Jungen und Mädchen, selbst einige ganz Erwachsene stürzen uns nach in den Fluß; bis zum halben Körper im Wasser stehend, umringen sie den Dampfer mit betäubendem Bettelgeschrei. Wenn wir Münzen oder Reste unserer Mahlzeit ins Wasser werfen, fangen sie es auf, tauchen unter, holen die Münzen vom Grund herauf und verstecken sie im Mund oder Ohr, um alsbald noch ärger zu schreien als zuvor. Endlich kommen zwei Männer, wohl die Ortspolizei von Bedraschen, und hauen mit langen Stöcken auf das ganze Rudel ein. Ein ohrenzerreißendes Schmerz- und Wutgeheul erfüllt die Lüfte, und unter diesen Schmerzbezeugungen und aufrichtigen Abschiedsthränen der edlen Bedraschener fahren wir ab, nicht ohne daß einige erneute Versuche machen, dem Dampfer nachzulaufen oder nachzuschwimmen.

Die Totenklage.

Samstag, 19. März.

Horch, welch ein gellender, entsetzlicher Schrei durchzittert die Luft! so Mark und Bein durchdringend, daß wir alle aufspringen und aus unsern Zimmern in den Hof eilen. Ein zweiter folgt nach, noch furchtbarer als der erste. Dann hallt im Hofe unseres Hotels an den Wänden wieder eine langgezogene, schrill aus höchster Fistel kommende Jammerklage, wie wohl nur der wahnsinnigste Schmerz sie einer Menschenbrust zu entpressen vermag.

Es muß ein großes Unglück geschehen sein. Vielleicht läßt sich Hilfe leisten. Wir eilen ins Haus. Hier klärt man uns auf: im Nachbarhause ist ein Muselmann gestorben. Unser Ohr hat zum erstenmal die Ausbrüche orientalischer Totenklage vernommen. Sie haben uns das Blut in Wallung gebracht und die Seele in den Tiefen erregt.

Wir steigen in den obern Stock des Hauptgebäudes. Von hier können wir heimlich ins Haus der Trauer hinabsehen. Unmittelbar an unser Hotel grenzen, bloß durch eine hohe Mauer geschieden, ärmliche Hütten an, aus Nilschlamm und Steinen zusammengeknetet; sie sind

zweistöckig, und aus dem engen Hof und dem offenen Untergeschoß führt eine halbzerfallene steinerne Stiege auf eine Art Terrasse, aus der man im obern Stock in einige zimmerähnliche Räume gelangt. Wir sehen durch kleine Fenster ins Innere des Hauses, in welchem der Tod eingekehrt ist. In diesem Zimmer muß der Tote liegen; hier sehen wir Frauen um ein Bett geschart. Aber nicht von ihnen ist das Jammergeheul ausgegangen; sie verhalten sich ruhig und liegen emsig der Arbeit ob. Lange, weiße Linnentücher liegen vor ihnen ausgebreitet, welche sie mit Schere und Nadel bearbeiten, ohne Zweifel die Leichentücher, in welche der Leichnam eingewickelt wird.

Mit ihrer Ruhe kontrastiert scharf das Gebaren der Weiber auf der Terrasse vor der Leichenkammer. Zwei jüngere weibliche Personen rennen hier hin und her, als wollten sie an den Mauern den Schädel einstoßen; sie stoßen die gräßlichen Töne aus; ihre Kleidung ist in wilder Unordnung, zerrissen und beschmutzt, der Kopf ganz unbedeckt; das Kopftuch oder den Gürtel haben sie an beiden Enden erfaßt und ziehen nun dieses Tuchstück beständig über dem Nacken hin und her. Dabei fahren sie unermüdlich fort, in grauenhaftem Duett Klage an Klage zu reihen und sich gegenseitig in maßlosen Schmerzenskundgebungen zu überbieten. Ob es Töchter, ob es Frauen des Verstorbenen sind oder ob bloß Verwandte oder bestellte Klagefrauen, wissen wir nicht. Anfangs schien uns ihr thränenloses Antlitz nicht gerade von völligem Einklang zwischen ihren Gefühlen und ihrem Gebaren zu zeugen. Aber sichtlich hypnotisieren sie je länger desto wirksamer sich selbst, und bald ist kein Zweifel mehr, daß sie mit ganzer Person bei der Sache sind und im Meer des Jammers und Schmerzes untertauchen. Ihre Klagerufe rühmen die Vorzüge und Tugenden des Hingegangenen; sie bejammern seinen Verlust und seine Unersetzlichkeit. O mein Vater! O mein Jammer! O mein Tod! O meine Verzweiflung! O meine Kraft! O Kamel meines Hauses! — solchen und ähnlichen Inhaltes sollen ihre Rufe sein.

Inzwischen sammeln sich, angelockt durch die lauten Signale, eilig die Leidtragenden aus der Verwandtschaft und Nachbarschaft, männliche und weibliche. Aber grundverschieden ist das Verhalten der einen und der andern. Die Männer sitzen vorn im Hofraum zusammen, eine düster schweigende Gruppe. Die Frauen nehmen den hintern größern Raum ein und beteiligen sich nun alle an der lauten Totenklage. Die zwei rasenden Weiber steigen von der Terrasse herab und elektrisieren die andern. Die Klage geht in einen eigentümlichen Gesang über; eine Stimme singt allein eine Strophe, der Chor antwortet mit einem stets gleichen Refrain. Plötzlich beginnt ein Totentanz, bei welchem dem Occidentalen die Haare gen Berg stehen. Es bilden sich zwei Gruppen;

die eine kauert am Boden und schlägt in die Hände klatschend den Takt, die andere dreht sich im Kreise und singt eine furchtbar harte und gellende Melodie; dabei zerschlagen sich die Teilnehmerinnen Gesicht und Brust — alte Megären und junges Volk, in Furien verwandelt.

Das dauert so lange, bis oben die Frauen mit ihrer Arbeit fertig sind, bis die Fikih, die Koranleser und die Leichenwäscher ihr Geschäft im Totenzimmer besorgt haben und der Leichnam nach Verstopfung aller Öffnungen in die Tücher eingewickelt ist. Sobald dies geschehen ist, falls die Nacht nicht hindernd dazwischen tritt, noch am gleichen Tage und nur wenige Stunden nach dem Tode, geht das Begräbnis vor sich. Der Leichnam wird ohne Sarg auf eine Tragbahre gelegt, mit bunter Decke zugedeckt und in großer Eile und mit viel Geschrei auf den Friedhof verbracht. Voran singende Knaben mit dem Koran, dann meist blinde und arme Sänger; vor der Bahre wird geräuchert und Rosenwasser versprengt; hinter dem Sarge die Klagefrauen und Angehörigen. In einer Moschee wird Halt gemacht und der Leichnam vor der Kibla niedergestellt; dann folgt ein Totengericht, welches ebenso wie die Totenklage als merkwürdig zähe festgehaltener Rest altägyptischer Vorstellungen und Gebräuche erscheint. Der Vorbeter fragt: „Was bezeuget ihr über den Verstorbenen?“ Die Leidtragenden antworten: „Wir bezeugen, daß er zu den Frommen gehört.“ Es wird versichert, daß dieses Zeugnis jedem ausgestellt wird, auch den sehr Unfrommen — de mortuis nil nisi bene. Dann geht es im Eilschritt zum Friedhof. Hier ist so rasch als möglich eine kleine Gruft aufgemauert worden; nur an der untern Schmalseite ist eine Öffnung gelassen, durch welche man den Leichnam ins Innere schiebt. Die Öffnung wird verschlossen unter dem melodischen Gesang: Allahu mughfir el moslimin u el moslimat, u el mumenin u el muminat (Allah verzeiht den Muslimen und Musliminnen, den gläubigen Männern und den gläubigen Frauen). Der Imam oder Vorbeter ruft dem Toten noch eindringlicher das Glaubensbekenntnis des Islam ins Grab hinein, damit er es ja nicht vergißt; denn noch ist die Seele im Leibe, und in der folgenden Nacht kommen die beiden Richterengel Munkar und Nekir und examinieren ihn. Noch am Grabe werden Klageweiber und Träger ausbezahlt, bei Wohlhabenden auch eine Spende an die Armen ausgeteilt. Im Trauerhause aber verstummt die Totenklage auch nach der Beerdigung noch nicht; wir vernahmen sie noch an den folgenden Abenden; der Eifer schien der gleiche, aber die Stimmen wurden allmählich heiser und kreischend.

Das ist die Walwala, die Totenklage, welche seit Tausenden von Jahren den ganzen Orient durchgellt, deren unsinniges und wahnsinniges Gebaren uralte Mastabenbilder zur Darstellung bringen, welcher in frühern

Jahrhunderten weder das Christentum ein Ende zu bereiten vermochte noch das gemessene Verbot Mohammeds, welche der jetzige Mahdi vergebens durch drakonisches Gesetz in seinem Volke zu ersticken suchte; die Totenklage, welche auch beim Volke Israel Eingang fand und sich erhielt trotz des mosaischen Verbotes (3 Mos. 19, 28. 5 Mos. 14, 1) und auch hier bis zur Beiziehung von Klageweibern und blutigen Selbstverletzungen ging (Jer. 9, 17; 16, 6), welcher der Heiland im Haus des Jairus abbieten mußte (Matth. 9, 23. Marc. 5, 38). Es ist der entsetzliche Aufschrei des unerlösten Naturschmerzes, der ohnmächtige Protest des Menschenwesens gegen die Schauermacht des Todes, die Trauer derer, welche keine Hoffnung haben (1 Thess. 4, 12), oder deren Hoffnung nicht klar und stark genug ist, um das Dunkel des Todes zu lichten und dem Aufbäumen und Aufschreien des bei der Berührung des Todes zusammenschreckenden Menschenherzens Maß zu gebieten.

Das Museum von Gizeh. Altägyptische Kunst.

Samstag, 19. März, St. Joseph.

Wir celebrieren in der nahe beim Nilhotel gelegenen Franziskanerkirche, der einzigen römisch-katholischen Pfarrkirche Kairos. Die Pfarrei wird auf 6000 Seelen berechnet. Seelsorge und Predigt ist vielsprachig: arabisch, italienisch, französisch, deutsch. Drei Riten teilen sich in die eine Kirche: der römische, koptische und armenische. In der Neustadt Ismailia ist eine deutsche St. Josephs-Kapelle, eine Filiale dieser Kirche.

Nachher Besuch des Museums von Gizeh. So ist das weltberühmte Museum jetzt zu benennen. Im Sommer 1890 wurde es aus dem provisorischen Bau von Bulak in das ehemalige Palais des Vizekönigs Ismail Pascha in Gizeh überführt. Der Nil mußte die zum Teil entsetzlichen Lasten der Statuen und Sarkophage auf seinen starken Schultern von einem Ort zum andern tragen. Vom Fluß zum Palast wurde ein Schienengeleise gelegt. Der größere Teil ist nunmehr geordnet und in 36 Sälen aufgestellt. Das wäre nun alles gut. Die Kostbarkeiten und Mumien stehen jetzt nicht mehr wie im alten Lokal in Gefahr, zur Zeit der Nilüberschwemmung vom Wasser herumgeschaukelt zu werden. Aber leider droht ihnen hier ein noch gefährlicherer Feind: das Feuer. Der großartige Palast ist nämlich wie so mancher andere in Ägypten der Hauptsache nach aus Holz und Nilschlamm gebaut. Fast naiv sind die Vorkehrungen gegen diesen Feind; in jedem Saal stehen auf Postamenten an der Wand zierliche Bouteillchen mit feuerlöschenden Flüssigkeiten, so verschlossen, daß jedenfalls schon bevor es gelungen ist, sie zu öffnen, das Feuer mit seiner Arbeit fertig geworden ist. Ich

vernahm, daß ein massiver Steinbau nunmehr geplant sei. Da die über Ägypten waltende englische Vorsehung sich inzwischen der Sache angenommen, so ist das Beste zu hoffen.

Saal um Saal durchwandert! Aber unfähig, etwas zu schreiben, vor gewaltig gärender innerer Bewegung. Entschluß, dem Museum mindestens noch einen Tag zu widmen. Wenn man alles gesehen hat, Rom und Athen, altklassische, mittelalterliche und Renaissancekunst — diese Kunst spricht mit so elementarem Nachdruck, mit solch überwältigender Kraft, daß man alles andere darüber für einige Zeit vergißt. Der Geringschätzung, mit welcher man bei uns auch in sonst wohlgebildeten Kreisen die ägyptische Kunst immer noch behandelt, hatte ich mich schon länger entwunden; ich war auf Großes gefaßt, aber meine Fassung erlag der Überraschung. Man fühlt es, daß man hier an den Urquellen der Kunst steht und trinkt.

*

Dienstag, 22. März.

Zweiter Besuch des Museums. Der kundige und freundliche Landsmann, Herr von Niemeyer, erster Dragoman bei der deutschen Botschaft, hat die Güte, mir als Führer zu dienen. Brennendes Gefühl, daß dieser Kunst seitens der Europäer ein altes Unrecht abzubitten ist. Die Eindrücke und Einblicke fangen an sich zu klären. Was folgt, ist der Niederschlag derselben.

*

„Ägyptisch-steif". Das die bekannte Charakteristik, mit welcher man heute noch selbst in gebildeten Kreisen die ägyptische Kunst, mindestens ihre Skulptur und Malerei, abfertigt. Haben die, welche so urteilen, jemals auch nur mangelhafte Abbildungen der zahllosen Reliefbilder der Mastaben aus der Zeit des alten Reiches, d. h. aus der Zeit zwischen 3000 und 2000 v. Chr., gesehen? Wer kann es noch wagen, angesichts dieser Schilderungen aus dem Leben von Leblosigkeit und Steifheit zu sprechen? Welch scharfe und konkrete Auffassung und Wiedergabe der Natur! Welch gewandte Darstellung der Menschenwelt und Tierwelt! (Fig. 14 ff.) Welche Naivetät und welch geistvolle Feinheit und technische Vollendung! Mit diesen Leistungen kann die ägyptische Kunst mit jeder andern, auch der vollendetsten, wetteifern in der hinreißenden Lebendigkeit, Sicherheit und Richtigkeit der Naturschilderung.

*

Nicht mit Unrecht spricht man in kundigen Kreisen neuerdings von einem Realismus der ägyptischen Kunst. Von einem toten Schema, einem seelenlosen Mechanismus, welcher sich zwischen den Künstler und die Natur störend einschieben würde, keine Spur. In unmittelbarstem,

ungehemmtestem Rapport zur Natur steht hier die Kunst. Man muß sich fragen: Woher kam diese Kunst zu solch intimer Beziehung zur Natur schon in ihren Anfängen? Sie war geradezu durch den religiösen Glauben auf die Natur vereidigt und verpflichtet. Genaueste Wiedergabe des menschlichen Körpers, der leiblichen Erscheinung des Menschen war oberste Pflicht und absolutes Erforderniß bei Anfertigung der Bilder des Verstorbenen für die Mastaben. Nur die völlige Identität des Abbildes konnte dem Ka etwas nützen, ihm eine stellvertretende Leiblichkeit schaffen. Die Güter und Genüsse, der Besitz an Herden und Dienerschaft, die Dienstleistungen der letztern mußten so genau als möglich im Bilde fixiert sein, sollten sie einen ideal-realen Wert fürs jenseitige Leben haben.

*

An genaue Wiedergabe der Bilder der Wirklichkeit war diese Kunst schon gewöhnt durch die Hieroglyphenschrift. Sollte die letztere verständlich sein und nicht zur Rätselschrift werden, so war äußerste Sorgfalt nötig, schärfste Zeichnung der Typen, vollste Klarheit der Kontur. Diese Schreibkunst, selbst schon eine Art bildende Kunst, war eine Vorschule für die eigentliche bildende Kunst. Hier lernte sie aufs Wesen eingehen, das Wesentliche betonen, das Zufällige und Unnötige beiseite lassen. Da die Schrift Bild war, so wurde auch das Bild wieder Schrift.

*

Der Realismus konnte dieser Kunst keine Gefahr bringen, keine Spannung mit der idealen Aufgabe hervorrufen, keinen falschen Naturalismus zeitigen, die Kunst nicht herabwürdigen zur photographischen Maschine. Denn ihr war der Realismus nicht Selbstzweck, sondern durch den Zweck gefordertes Mittel; sie verfiel nie in einen Kult der Natur und fiel nie ab von ihrer idealen Aufgabe. Sie beherrscht die Natur durch den Geist; sie stilisiert dieselbe, ohne ihr irgendwie Gewalt anzuthun. Sie betont die Kontur, die Linie, welche der Extrakt der Naturbilder und des Körpers ist; sie übersetzt die Naturformen zum Zwecke ihrer Nachbildung in die ihnen zu Grunde liegenden geometrischen Urformen; sie komponiert die Naturbilder, deren Hauptlinien echt künstlerisch in den Raum einordnend.

*

„Aber diese Eigenheiten der Reliefs und der Malereien: die Köpfe stets im Profil gegeben, dabei die Augen eingezeichnet, als sähe man sie von vorn; am selben Körper die Brust in der Vorderansicht, die Füße im Profil; das sind doch klare Beweise kindlicher Unmündigkeit, naiver Verlegenheit!"

Man sei doch vorsichtig mit solchen Vermutungen einer Kunst gegenüber, welche in andern Stücken das Höchste leistet und ihre Vollreife bewährt. Könnten jene Eigenheiten nicht vielleicht auch künstlerische Berechnung sein? Und wenn die Kunst je kindlich unbewußt sie sich aneignete, kann sie nicht bewußt dieselben festgehalten haben? Daß sie nicht unfähig war, auch ein Gesicht en face darzustellen, auch eine Büste im Profil, das beweisen doch wohl schon die Statuen. Nein, in ihrem Bestreben, sich auf das Wesentliche zu beschränken, die Natur gleichsam nur in ihrer Quintessenz, im Auszug der Linien wiederzugeben, zeichnet sie vom Antlitz das Profil, denn in ihm spricht sich dessen ganzer Charakter am klarsten und schärfsten aus; sie zeichnet die Augen von vorn, denn nur von vorn zeigt das Auge das ganze wunderbare, lebensvolle Spiel seiner



Fig. 14. Vogeljagd des Chnemtep. (Nach Lepsius.)

Formen, der Lider und Wimpern, welche den geheimnisvollen See, den Spiegel der Seele, umranden; sie zeichnet die Brust von vorn, weil sie von der Seite gesehen bloß einen halben Körper darstellt, und sie giebt die Füße wieder im Profil, weil ihre Profillinien die charakteristischen sind.

*

Man liest: „In der Steigerung der Maße bei den Königsbildern, die bis zur Höhe von 20 m getrieben wird, offenbart sich die Schwäche einer Kunst, welche nicht durch die Steigerung der Schönheit, der Würde, des Adels den Eindruck zu erhöhen vermag, sondern nur durch das äußerliche, an sich rohe Mittel der Vergrößerung der Proportionen."

Ist das wohl wahr und richtig? Man bedenke, daß auch bei den Königsstatuen die Porträtähnlichkeit unbedingt vom Künstler gefordert

und dadurch eine durchgreifende Idealisierung des Antlitzes ausgeschlossen wurde. Ist die Steigerung der Dimensionen wirklich nur ein rohes Mittel, den Eindruck zu steigern? Aber man bedenke doch: selbst ein Phidias verschmähte dieses Mittel nicht; sein Zeus war eine Kolossalfigur; seine Athene Promachos war 21 m, seine Athene Parthenos 26 griechische Ellen hoch. Offenbar sollen die übermenschlichen Maße der Königsbilder (Fig. 15) die übermenschliche Würde von Gottes Gnaden betonen, und sie betonen sie in überwältigender Weise. Darum atmen diese Riesengestalten keineswegs Hochmut, titanenhaftes Selbstbewußtsein, aufgeblasenes Kraftgefühl; bei aller Würde, Ruhe, Autorität webt um sie eine stille Bescheidenheit, Milde und Güte, Devotion gegen die Gottheit; man betrachte nur ihre ganze Haltung, die auf die Kniee gelegten oder demütig über der Brust gekreuzten Hände. Gerade diese Statuen glaubte man wegen der stets gleichen Haltung steif und einförmig finden zu müssen. Aber man denke sie sich doch an ihren ursprünglichen Platz zurückversetzt, vor die Pylonen der Göttertempel. Dann wird man ihre Haltung nicht mehr steif nennen, höchstens architektonisch, wie sie sich bei solcher Verbindung der Skulptur mit der Architektur ziemt; man wird sie nicht mehr monoton nennen, sondern liturgisch gemessen und gebunden, wie sie dem heiligen Ort entsprechend ist.

*

„Die Götterbilder Ägyptens — die Götterbilder Griechenlands: dieser Vergleich zeigt klar die Unvollkommenheit der ägyptischen, die Vollkommenheit der griechischen Kunst. Die Griechen bildeten die Menschengestalt zum Ebenbild der Gottheit aus, die Ägypter fühlten sich dazu unfähig; darum die komischen abstrusen Kombinationen von Menschen- und Tierkörpern, um Götterfiguren zu gewinnen.“

Die Wahrheit ist: Die Ägypter vermieden es in den frühern Perioden, Götter in reiner Menschengestalt darzustellen; später thun sie es und schaffen Götterbilder, welche an Wert nicht unter den griechischen stehen. Die gerühmten Götterbilder der Griechen sind doch, abgesehen von denen der alten Kunst, streng genommen keine Götterbilder, sondern nur mit dem Namen von Gottheiten belehnte Menschenbilder; sie dienen nicht ernstlich dem Kultus der Gottheit, sondern dem Kultus der Schönheit des menschlichen Körpers. Sicher war es nicht Unfähigkeit, welche die Ägypter von rein menschlichen Götterbildern absehen ließ und auf jene seltsamen Kombinationen führte; es war die damals noch unüberwindliche Scheu, das Bild der Gottheit mit dem Bild des Menschen ganz zu identifizieren, die Scheu vor diesem verhängnisvollen Anthropomorphismus, der auch in Griechenland der

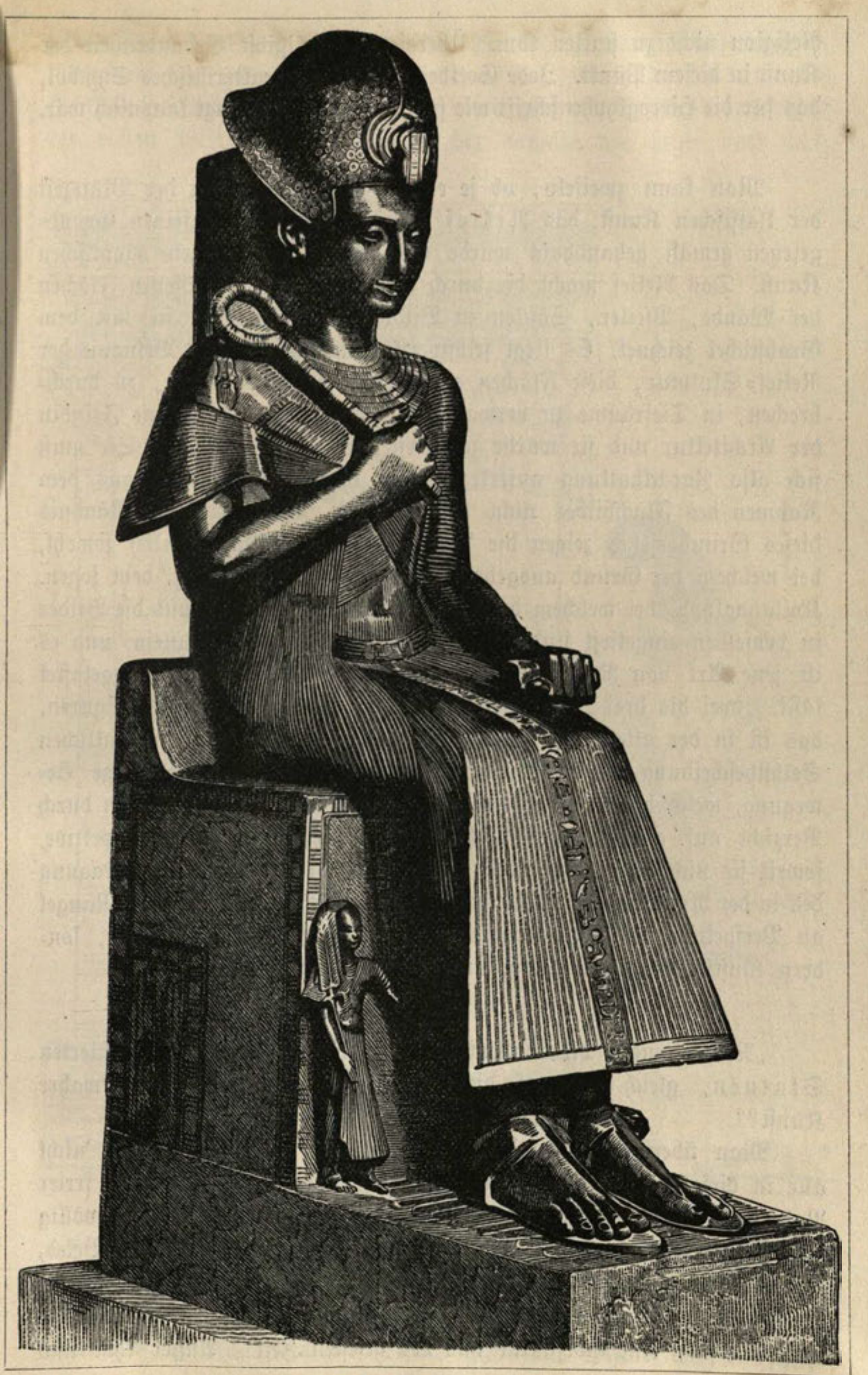


Fig. 15. Granitstatue Ramses' II.

Religion nicht zu statten kam. Überdies die religiöse Gebundenheit der Kunst in diesem Punkt. Jede Gottheit hatte ihr charakteristisches Symbol, das für die Hieroglyphenschrift wie für die Kunst unbedingt kanonisch war.

*

Man kann zweifeln, ob je einmal wieder, auch in der Blütezeit der klassischen Kunst, das Relief so seinem Wesen und seinen Grundgesetzen gemäß gehandhabt wurde wie fast in der ganzen ägyptischen Kunst. Das Relief macht die durch die Architektur geschaffenen Flächen der Wände, Pfeiler, Säulen zu Bildtafeln, auf welche sie mit dem Grabstichel zeichnet. Es liegt selbstverständlich nicht in der Befugnis der Relief-Skulptur, diese Flächen aufzuheben, zu durchlöchern, zu durchbrechen, in Tiefräume zu verwandeln; sonst würde sie ja eine Feindin der Architektur und sie würde zerstören, was jene aufgebaut. Sie muß sich also Zurückhaltung auferlegen und ihre Bilder dürfen aus dem Rahmen des Flachbildes nicht heraustreten. Welch feines Verständnis dieses Grundgesetzes zeigen die Ägypter, im eigentlichen Relief sowohl, bei welchem der Grund ausgehoben ist, als beim Hohlrelief, dem sogen. Koilanaglyph, bei welchem der Grund erhöht stehen bleibt und die Bilder in denselben eingetieft sind! Das letztere kultivieren sie allein, und es ist jene Art von Relief, welches die Fläche am meisten unangetastet läßt. Zwei bis drei Millimeter Ausladung und Vorsprung der Figuren, das ist in der alten Zeit die Regel. Aber bei dieser außerordentlichen Selbstbescheidung welche Wirkung, welche Treue, welch lebendige Bewegung, welch haarscharfe Deutlichkeit! Das war nur zu erreichen durch Verzicht auf alles Nebensächliche, durch Vermeidung der Perspektive, soweit sie nicht unbedingt nötig war, durch echt künstlerische Übertragung des in der Raumtiefe Geschehenden auf den Flächenraum. Dieser Mangel an Perspektive und Modellierung ist nicht kindliches Unvermögen, sondern künstlerische Berechnung, nicht Mangel, sondern Vorzug.

*

„Noch einmal: die konventionell versteiften, ewig gleich postierten Statuen, gleich bis auf die Perücken hinaus — ist das wahre Kunst?"

Man übersehe nicht, daß die erhaltenen Statuen durchaus nicht alle in diese Kategorie gehören. Wir haben solche, welche ganz freier Naturnachbildung entstammen und auch in Haltung und Stellung völlig frei behandelt sind. Wer kennt nicht den berühmten Scheich-el-Beled, den Dorfschulzen, von den Arabern bei der Ausgrabung mit diesem bezeichnenden Namen bedacht, weil er so ganz aussah wie der Schulze ihres Dorfes, eine Holzstatue aus der ältesten Zeit! Außer ihm und

seiner Frau birgt das Museum noch manche Statuen in den mannigfaltigsten, ungezwungensten Positionen. Der Kopfputz, der uns als Kunstzopf erscheinen könnte, ist nichts weniger als dieses; er entspricht der vollen Wirklichkeit; den Kopf, der damals wie heute noch ganz

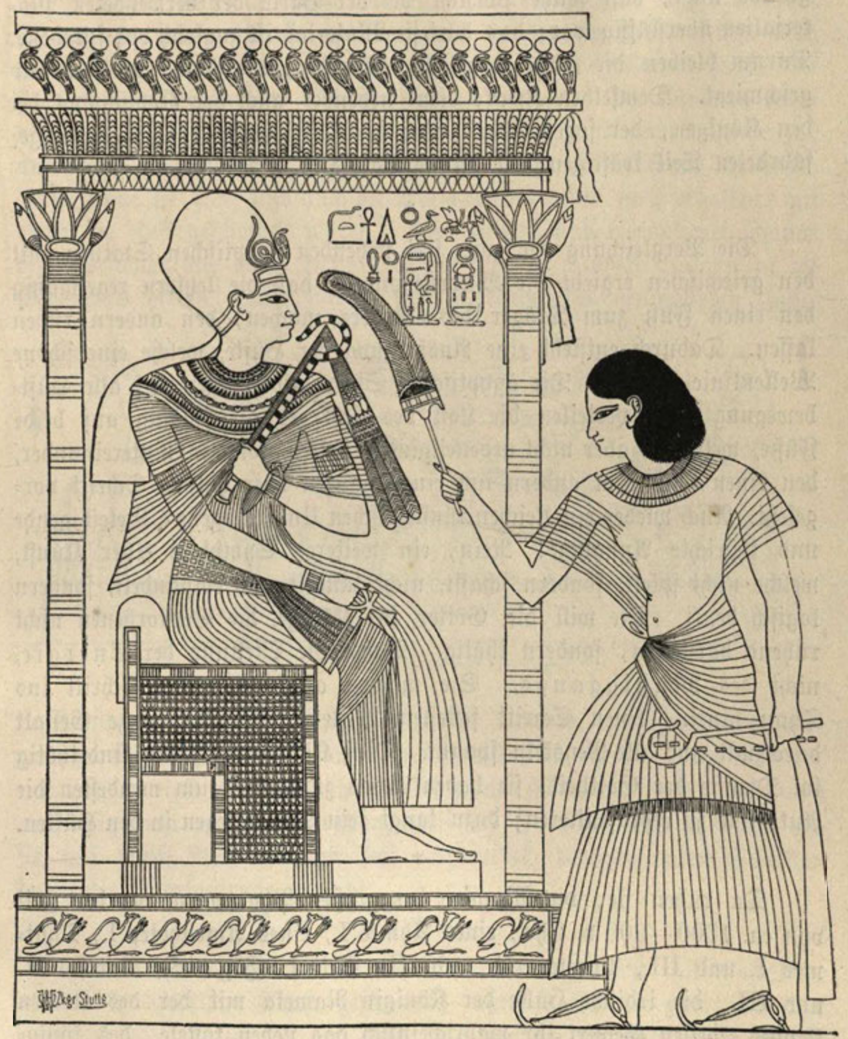


Fig. 16. Ein König gewährt einem Statthalter Audienz.

rasiert wurde, schützte, wie heute der Turban, so damals diese Form von Perücke, welche jahrhundertelang Mode war. Was aber „die steifen, ewig gleichen" Statuen anlangt, so beachte man nur auch, außer dem oben für die Königsstatuen geltend gemachten Grund ein sehr nahe=

liegendes technisches Moment: welche Stellung und Haltung, welche Anordnung der Hände und Füße ist statuarisch richtiger und entspricht besser der Pflicht, an keinem Punkte den Steinblock zu sehr zu schwächen, keinen Teil der Statue der Gefahr des Zerbrechens auszusetzen? Man glaube nicht, daß solche Vorsicht bei der Härte der verwendeten Materialien überflüssig war: das härteste Material ist zugleich das sprödeste. Darum bleiben die Füße möglichst verbunden, die Arme an den Leib geschmiegt. Demselben Zwecke dient nebenbei auch der Kopfschmuck bei den Königen, der sogen. Klaft, und der Osirisbart; er half einen gefährdeten Teil kräftigen: die dünne Halssäule.

*

Die Vergleichung der ganz frei stehenden ägyptischen Statuen mit den griechischen ergiebt die Wahrnehmung, daß die letztern regelmäßig den einen Fuß zum Träger des Körpers machen, den andern ruhen lassen. Dadurch entsteht eine Ausbiegung der Hüfte, welche eine schöne Wellenlinie ergiebt. Die ägyptischen Statuen verzichten auf alle Hüftbewegung und verteilen die Last des Körpers gleichmäßig auf beide Füße, welche sie aber nicht nebeneinander stellen, sondern hintereinander, den einen Fuß dem andern um einen ganzen oder halben Schritt vorgesetzt. Auch wieder ein Zeichen künstlerischen Unvermögens? Beleidigende und thörichte Annahme! Nein, ein weiteres Symptom einer Kunst, welche nicht spielt, sondern schafft, nicht tändelt und empfindelt, sondern logisch denkt. Sie will die Götter, die Könige, die Verstorbenen nicht ruhend darstellen, sondern thätig. Daher die Stellung der Energie, nicht des Müßiggangs. Sie machen alle den ersten Schritt ins Thun hinein, einen Schritt festesten Willens, der die ganze Gestalt durchzuckt und alle Muskeln spannt. Diese Könige vor allem sind thätig im Dienste der Gottheit; sie haben etwas zu thun, zum mindesten die Autorität zu repräsentieren; dazu taugt kein Sich-Wiegen in den Hüften.

*

Da ruhen sie, die Mumien der großen Pharaonen aus der Zeit von ca. 1700—900 v. Chr., eines Ahmes I., eines Amenhotep I., Thutmes I. und III., Pinotem II. und III., Seti I. (Fig. 18), Ramses II. und III., die irdische Hülle der Königin Rameka mit der des kleinen Kindes, dessen Geburt ihr wahrscheinlich das Leben kostete, des königlichen Knaben Siamon, den der Tod im fünften oder sechsten Jahre ereilte — da ruhen sie aufgebahrt in modernem Palastsaal, umgeben von Werken ihrer Herrschaft und ihrer Zeit. Im Jahre 1881 haben diese Leichname, die einst in der Absicht in den Gräbern geborgen wurden, daß keines Menschen Blick je wieder auf sie falle, diese sonder-

bare Art von Auferstehung gefeiert. Droben in Der-el-Bahri, in der Nähe von Theben, schlummerten sie in einer riesigen Erdhöhle, in welche im 10. Jahrhundert v. Chr. die Priester sie aus ihren Grabmälern heimlich geflüchtet und vor Dieben und Räubern geborgen hatten. Nur den Fellachen war die Höhle bekannt, und einige helle Köpfe beuteten sie aus als Antiquitätensammlung, aus welcher sie Kostbarkeiten nach ganz Europa verkauften. Endlich gelang es, einen Fellachen durch Bestechung zum Verrat des Geheimnisses zu bewegen. Die Mumien wurden aus dem Schoß der Erde hervorgeholt und in seltsamem Leichenzug auf einem Dampfer den Nil herabgeführt und ins Museum verbracht. Nun ruhen sie hier, und auch die Blumenkränze sind noch erhalten, mit denen sie einst geschmückt waren. Wie entsetzt und verwundert schauen diese Gesichter aus einer Vergangenheit von dreitausend Jahren in die Gegenwart herein! Wie starren sie die Kinder des neunzehnten Jahr-



Fig. 17. Esel dreschen auf der Tenne.

hunderts an, die Kinder Europas, welche kommen, an ihnen ihre Neugier zu befriedigen, welche dreist und furchtlos die ehernen Züge mustern, vor welchen einst jeder Blick sich in Scheu und Ehrfurcht senkte! Schaurig und eisig weht uns die Vergänglichkeit des Irdischen an, auch da, wo sie mit durch Menschenkunst fast unglaublich verlangsamten Schritten durch die Jahrtausende schleicht.

*

Schon öfters hat man darauf aufmerksam gemacht: alle Gestalten, welche die ägyptische Kunst geschaffen, verteilen sich in zwei und nur zwei Lebensalter: in das der Reife und das der Kindheit. Der Mann in der Fülle der Kraft, das mannbare Weib, dazu verhältnismäßig seltene Kindergestalten — sie bilden die ganze Menschenwelt dieser Kunst. Die Zwischenstufen zwischen Unmündigkeit und Mündigkeit, zwischen Reife und greisenhaftem Abwelken sind nicht vertreten. Kindliche Unfähigkeit? Naives Unvermögen? Gebundenheit durch den Kanon?

Dreimal nein. Sondern ein Beweis, daß diese Kunst nicht abbildet, um abzubilden, sondern immer ernsten Zwecken dient. Und da dieser Zweck die Berücksichtigung weiterer Unterschiede nicht erfordert, so enthält sich die Kunst derselben. Hat sie nicht ausnahmsweise ganz gelungene Versuche gemacht, den Kopf eines Herrschers in verschiedenen Lebensphasen wiederzugeben, wie bei Chefren? Die Bildnisse der Verstorbenen für den Serdab durften aber nur aus der Zeit der Vollkraft genommen werden; denn es wäre widersinnig gewesen, dem Ka als Substrat seiner Existenz einen bereits durch Alter zermürbten Leib mit runzelentstelltem Antlitz zu unterschieben. Die beliebte Charakterisierung des Kindes durch den in den Mund gesteckten Finger — könnte sie einfacher und sprechender, naiver und deutlicher sein?

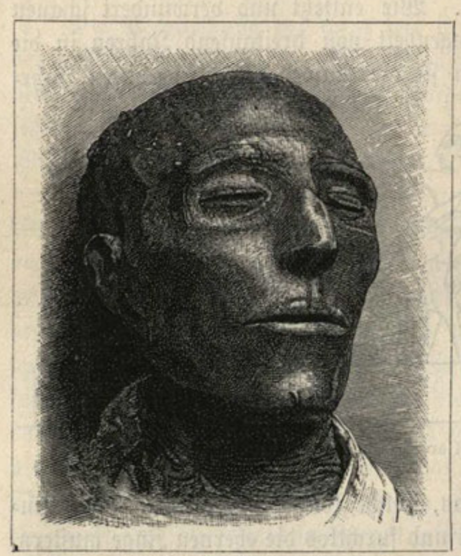


Fig. 18. Mumienkopf Setis I.
(Nach Meyer, Geschichte des alten Ägyptens.)

*

Hatten die Ägypter einen Kanon für Darstellung des menschlichen Leibes, d. h. ein Einheitsmaß, welches die Proportionen des Ganzen und der Teile bestimmte? Ob die an den Wänden der Mastaben gefundenen Quadratnetze bloß technische Hilfsmittel sind zur Übertragung einer kleinen Skizze in größerem Maßstabe, oder, was wahrscheinlicher, geometrische Konstruktionslinien eines Kanon; ob der Satz des Lepsius richtig ist, daß die Länge der Fußsohle das Einheitsmaß bildete, kann hier dahingestellt bleiben. Soviel ist ganz sicher, daß die Ägypter die Körperverhältnisse nicht bloß nach Augenmaß regelten. Denn dann wäre vor allem die Richtigkeit der Proportionen bei den ins Kolossale gesteigerten Menschengestalten und Menschengesichtern, dann wäre z. B. der Kopf der großen Sphinx ein wahres, unerklärliches Wunder.

*

Man kann zugestehen, daß die Malerei (Fig. 19) in Ägypten zu voller, von der Skulptur und Architektur ganz abgelöster Selbständigkeit nie kam. Bewundern muß man aber, was sie im Bunde mit diesen beiden Künsten leistet. Ihr Zusammenleben mit der Architektur

ist ein durchaus harmonisches, von schönsten Erfolgen begleitet. Wie die Architektursprache im Bunde mit der Musik der Farben erst recht ausdrucksvoll und klangvoll wird, wie die Farbe, diskret verteilt, die Glieder der Architektur je in ihrem Berufe unterstützt und fördert, sie



Fig. 19. Porträt der Königin Tii. (Thebanische Periode.)

noch klarer an ihren Platz und in ihre Stellung weist, das wäre heute noch der bemalten Architektur Ägyptens abzulernen. Gleich intim und erfreulich ist die Verbindung der Malerei mit der Skulptur. Die erstere darf und will nicht das Wesen des Reliefs aufheben durch Schattierung, Modellierung, Perspektive; sie giebt also jeder Fläche

ihre eigene, volle, ungebrochene, flache Lokalfarbe; aber indem sie den aufs feinste gestimmten Farbenschmelz über das Bildwerk ausgießt, erklärt und verklärt sie es in allen seinen Teilen. Dabei ist ihr Farbenreichtum größer als der, mit welchem z. B. die Griechen arbeiten. Und nicht nach Gefühl, sondern nach bewußten Gesetzen sind die Farben stets in Farbenpaaren oder Farbendreiklängen angeordnet, was in keiner andern Malerei so konsequent durchgeführt ist. Daher diese Farbensymphonie, diese frohe, heitere, erhabene Musik, welche durch die Augen das Gemüt erquickt.

*

Wer halbwegs Bescheid weiß in Ägyptens Geschichte und Kunstgeschichte, wer offenen Auges das Museum von Gizeh durchwandelt, dem braucht man die abenteuerliche, zum voraus unglaubliche Vorstellung nicht mehr abzuthun, welche Plato zum Urheber hat (Gesetze 656) und welche bis in die neuere Zeit herein sich verschleppte: als wäre die ägyptische Kunst durch alle Jahrtausende hindurch sich völlig gleich geblieben, eigentlich ohne Geschichte, lediglich ein monotones Einerlei endloser mechanischer Reproduktionen einmal geschaffener und für immer sanktionierter Typen und Formen. Wir wissen jetzt, daß die Kunstgeschichte wie die Staatengeschichte Ägyptens ihre Perioden hat, daß Zeiten der Blüte abwechseln mit Zeiten des Niederganges, Zeiten des Verfalls mit Zeiten des Wiederauflebens, daß der Stil mannigfach sich ändert. Jetzt ist es vielleicht angezeigt, wieder das andere zu betonen, daß in der That gewisse Grundlinien durch die ganze tausendjährige Entwicklung sich gleich hindurchziehen, daß diese Kunst ungeachtet aller Wandlungen ihrem Charakter im großen und ganzen treu bleibt, ja selbst im Stadium des stärksten Niederganges unter der Ptolemäerherrschaft sich noch eine Zeitlang gegen die übergewaltigen griechischen Einflüsse behauptet.

*

Wie erklärt sich dieser Konservatismus? Nicht aus festen Typen und fertigen Schablonen. Vielmehr aus dem Besitze und der klaren Erkenntnis von Urgesetzen der Kunst, aus dem lichten Einblick ins Wesen der Architektur und Skulptur, ins Wesen der Schönheit, deren Schwerpunkt nicht im Ornament liegt, sondern in der Harmonie der Maße und Linien, aus festem Beharren bei den hohen, ernsten Aufgaben und Zwecken der Kunst. Daher dieses adelige Gepräge der Ordnung, der Regelmäßigkeit, des Ebenmaßes, der Einfalt und Wahrheit, des Ernstes, mit welchem diese Kunst in der Mehrzahl ihrer Werke gestempelt ist. Klares Denken und ein meertiefes Gemüt spricht aus ihnen. Sie ist ein glänzender Beweis dafür, daß es Gesetze der bildenden Kunst giebt,

so gut wie Gesetze der Tonkunst, ewige, unabänderliche, die nicht zu erfinden, nur zu finden sind, und die gefunden werden im großen Kunstwerke Gottes, in der Natur. Die höchste Regel der Natur heißt Maß. Diese Gesetze knebeln die Freiheit der Kunst nicht, sie sichern und tragen dieselbe; gesetzlose Freiheit nützt nirgends, auch nicht in der Kunst.

Gesetz — das ist die höchste Freiheit,
Und höchste Freiheit ist Gesetz!

In Freiheit rauschen Stern und Wellen,
Und ein Gesetz verbindet sie;
Der Töne ungemessnes Quellen
Wird im Gesetz zur Harmonie.

Das Licht — der heil'ge Gottesodem,
Der Freiheit herrlichstes Symbol,
Der Erde freigewordner Brodem
Strömt nach Gesetz von Pol zu Pol.

Des freien Sturmwinds Riesenflügel,
Der dräuend Meer und Land erschreckt,
Auch er fühlt des Gesetzes Zügel,
Auch ihm ist festes Ziel gesteckt.

Frei zieht das Würmchen seine Kreise,
Frei fliegt die Sonne ihre Bahn,
Und nach Gesetzes ew'ger Weise
Gehören sie einander an.

Natur in frei allmächt'gem Walten,
Sie ist der Freiheit Priesterin,
Und schon durch eines Staubs Entfalten
Fließt des Gesetzes Odem hin.

So lehrt Natur dem klaren Sinnen,
Was oft versagt der kühnsten Kraft;
Es kann sich Freiheit nur gewinnen,
Wer in sich selbst Gesetz sich schafft.

In solcher Freiheit goldnem Schimmer
Lebt er, ein freigeborner Held,
Und solche Freiheit raubt ihm nimmer
Auch die Gewalt der ganzen Welt.

Gesetz — das ist die höchste Freiheit,
Und höchste Freiheit ist Gesetz. (Schloenbach.)

*

Man hat die ägyptische Kunst schon als durch und durch und innerlichst heidnisch bezeichnet. Heidnisch war sie, sofern sie religiös war und vor allem der Religion diente, daher auch in die religiösen Irrtümer mit hineingezogen wurde. Durch und durch und innerlichst heidnisch

kann sie nicht genannt werden; sie ist vielmehr weniger heidnisch als alle außer ihr vorhandene antike Kunst. Die tiermenschlichen Götterbilder, so abschreckend sie für uns sind, bezeichnen nicht eine tiefere, sondern eine höhere Stufe der Gotteserkenntnis als die griechische Identifizierung von Gott und Mensch, als der mit dem Mantel der Religion sich drapierende Kult des menschlichen Körpers. Diese Kunst ist nicht bloß mit heidnischer Milch aufgenährt; sie zehrt noch aus der Uroffenbarung, aus dem Monotheismus, der erst nach und nach dem Polytheismus weicht und von demselben nie ganz verdrängt werden kann.

*

Das Heidentum war in jenen Urzeiten noch nicht in den Schlamm der Liederlichkeit geraten wie später. Es gab noch einen starken Fonds natürlicher Sittlichkeit. Es gab daher auch noch ein herrliches Kapital von Freude, Fröhlichkeit, Genügsamkeit, relativem Glück. Das sagen uns die heiter lächelnden Gesichter, welche in keiner Kunst so wiederkehren. Darum gab es auch noch eine Kunst, welche zur Natur in keuschen Beziehungen stand, ihre Gesetze verstand, in ihre Geheimnisse einzudringen vermochte.

*

Und darum gab es auch noch eine Kunst, welche selbst rein und keusch war. Daß der altägyptischen Kunst dieser jungfräuliche Ehrenname gebühre, wer wollte das nach der Durchwanderung des Museums von Gizeh leugnen? Schon aus diesem Grund darf dieselbe nicht als Ausbund des Heidentums bezeichnet werden. Die Schamröte brennt uns auf den Wangen, wenn wir mit dieser heidnischen Kunst unsere moderne europäische vergleichen. Im ganzen Museum von Gizeh, unter vielen hundert Skulpturen nicht eine eigentlich lascive, nicht eine, von der man sagen könnte, sie diene dem Fleisch oder spekuliere auf das Fleisch. Neunzehntes Jahrhundert, moderne Kunst christlicher Völker, erscheine vor dem Richterstuhl dieser Kunst! Lerne hier dich schämen, laß von dieser heidnischen Kunst dir predigen!

*

Die Kunst war im alten Ägypten nicht bloß Ornament der Kultur, sondern tragender, treibender, erhaltender Faktor. Die Kunst steht sittlich hoch, weil im Volk noch Sittlichkeit war; die Sittlichkeit im Volk wird durch die Kunst geschützt und gekräftigt. „O Plato, Plato!" rief jener ägyptische Priester aus, „was seid ihr Griechen für Kinder gegen uns!" O Schwester! so könnte die ägyptische Kunst der heutigen zurufen, was bist du für ein Kind gegen mich, was für ein eitles, tändelndes, träumendes Kind, ja was für ein unartiges und ungezogenes Kind!

*

Ob die heutige Kunst, ob die religiös-christliche von der altägyptischen lernen könne? Sicherlich; denn was ihr vielfach abhanden gekommen, bildet den Adel und das Mark der ägyptischen: das Bewußtsein, daß die Kunst nicht dazu da ist, um durch ihr Spiel zu ergötzen, sondern um hohe und höchste Aufgaben zu erfüllen, die Selbstbeschränkung und das vernünftige Maß in der Naturnachbildung, Beugung unter die Gesetze der Vernunft, unter die Naturgesetze der Kunst, Einfalt und Jungfräulichkeit, Sinn für Wahrheit, Verstandesklarheit gepaart mit Gemütstiefe.

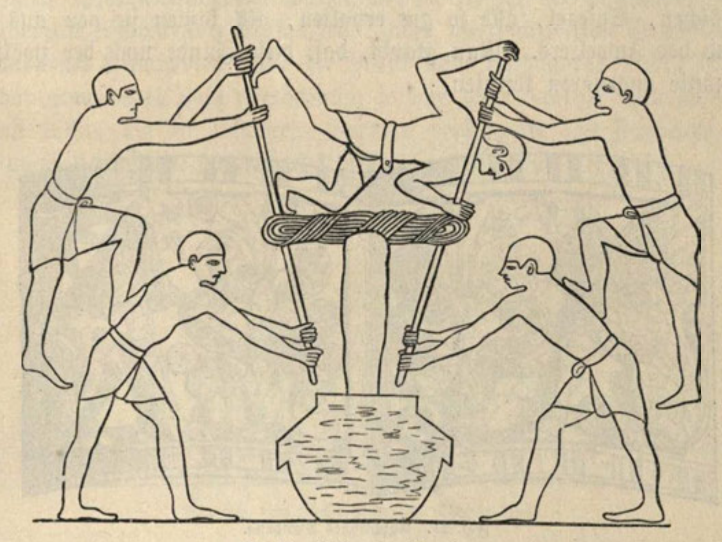


Fig. 20. Keltern der Trauben.

Ein Sack, mit Trauben gefüllt, wird zusammengedreht. Um ihn vollends auszupressen, halten zwei Arbeiter die Stangen am untern Ende fest, zwei andere springen ihnen auf den Rücken, fassen die Stangen am obern Ende und ziehen sie nach hinten; ein fünfter schwingt sich oben zwischen beide Stangen und stemmt sie mit Händen und Füßen auseinander.

Es liegt ein Segen auf dieser Kunst und eine noch ungebrochene Naturkraft in ihr. Was sie anfaßt, gelingt ihr. Sie zeitigt ein Kunstgewerbe von technischem Vermögen, feinem Geschmack und künstlerischem Sinn, welches sich ebenbürtig neben das Kunstgewerbe jeder spätern Kulturperiode, jedes Volkes stellen darf (Fig. 21). Die alten Ägypter blasen Glas, machen Imitationen von Edelsteinen, die man von den echten kaum unterscheiden kann, sind Meister des Bronzegusses und der Keramik, bilden die Fayence zu einer fast nie mehr erreichten Vollkommenheit aus und fertigen Werke der Goldschmiedekunst, welche die höchsten Leistungen der Neuzeit überbieten. Der Kron- und Grabschmuck der Königin Aahhotep im Museum zu Gizeh, 213 Kleinodien ersten Ranges, Colliers,

Armbänder, Skarabäen, Pektorale, Diademe, ca. 1700 Jahre v. Chr. gefertigt, — welche Augenweide, welche Schule delikaten Geschmacks! Mittelst Einlegung von Edelsteinen und Glaspasten in Goldzellen ist eine Wirkung erzielt, welche die höchste Emailkunst nicht übertreffen kann; lange Zeit glaubte man hier wirklichen Zellenschmelz (émail cloisonné) vor sich zu haben. — Neuerdings wurde dieser Schatz ägyptischer Kleinkunst noch sehr bedeutend vermehrt durch den großartigen Fund, welchen man in der Ziegelpyramide in Dahschur machte: überaus feine Cloisonné-Arbeiten, Brustschlösser, Skarabäen, Nilmesser als Broschen, Ringe, Schälchen, Spiegel, alle so gut erhalten, als kämen sie neu aus der Hand des Juweliers. Man glaubt, daß diese Funde noch der zwölften Dynastie angehören könnten.

*

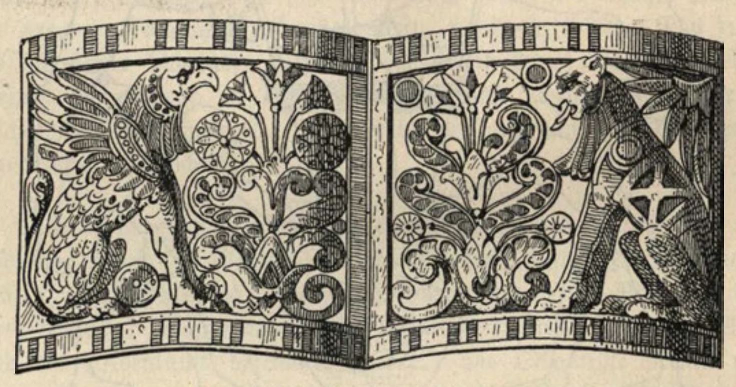


Fig. 21. Ägyptisches Armband.

In Anbetracht dessen, daß die ägyptische Kunst an Vollendung nicht abnimmt, sondern zunimmt, je weiter sie zurückgeht, hat man staunend gefragt, welche Entwicklungen und welche Zeiträume wohl der ältesten uns bekannten und erhaltenen vorausliegen mögen. Man wird sich aber hier wie in der Religion und Kultur hüten müssen, den tiefsten Tiefpunkt als Ausgangs- und Anfangspunkt anzusetzen. Vielleicht genügte eine verhältnismäßig kurze Zeit, um die Kunst auf jene Höhe zu führen.

Man wird sich den Ausbildungsprozeß etwa so zu denken haben. Die Notwendigkeit — die physische und moralische (religiöse) — ist die Mutter der Kunst beim gefallenen Menschengeschlecht; Erstellung und Hervorbringung des Notwendigen, Befriedigung des Bedürfnisses Sporn und Zweck ihres ersten Schaffens. Die nach diesem Ziel gerichtete vernünftige Kraftentfaltung fand bei der damals noch intimern Beziehung zur Natur (der erst die mehr und mehr sich auswirkende Sünde auch mehr und mehr entfremdete) früh und rasch die Gesetze der Harmonie,

wie sie im ganzen Naturleben walten, und übertrug sie auf ihr Schaffen. So wurde das, was zunächst roh äußerlich zusammengefügt worden war, organisch; die bloß aneinandergestoßenen Teile wuchsen zusammen, fingen an sozusagen sich lieb zu haben, wurden durch vernünftiges Gesetz, durch einen Gedanken und Willen kopuliert zu ehelichem Bund. Die Schönheit war da mit ihrem ganzen Zauber, mit ihrem melodiösen Weben und Leben. Und sie war nicht Sache des Gefühls, eines dunkeln Empfindens, sondern klaren Wissens; nicht Spiel der Laune, sondern Ergebnis von Gesetzen. Diese Grundgesetze waren, wie die Ursätze der Philosophie, von „geisterhaft erschreckender Einfachheit", aber unerschütterliche Grundlagen, fruchtbarster Keimboden. Wie die Musik nach Pythagoras nichts ist als hörbar gewordenes Zahlenverhältnis, so war diese bauende und bildende Kunst nichts als in sichtbaren Formen verkörperte, zu sichtbarer Erscheinung verdichtete Zahlenverhältnisse.

*

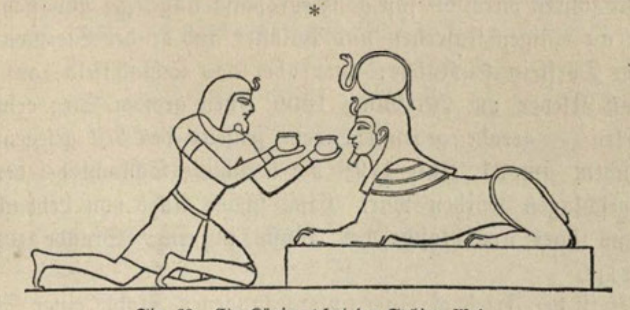


Fig. 22. Ein König opfert der Sphinx Wein.

Die ägyptische Kunst gleicht der Palme. Giebt es etwas Einfacheres, Gesetzmäßigeres, Geraderes, Schlichteres als den Stamm der Palme? Und giebt es etwas Bewegteres und Freieres, etwas Lieblicheres und Weicheres als ihren königlichen, federwallenden Haupt= und Kronschmuck? Und giebt es eine schönere organische Darstellung der Verbindung von Gesetz und Freiheit? Wer könnte die Palme steif, langweilig, einförmig nennen? Alles Überflüssige streift sie ab; kahl steht ihr Stamm da, ohne schmückenden Behang von Laub und Blüten; sobald ein neuer Kranz von Schwingen sich angesetzt hat, werden die alten abgestoßen. So wächst sie empor, höher und höher; Saft und Kraft haben gleichsam keine Zeit, unterwegs sich aufzuhalten, zu spielen, sich im Aussprossen von Zweigen und Blüten zu ergötzen; sie haben eine Pflicht zu erfüllen, die sie unaufhaltsam nach oben treibt. Erst wenn in ernstestem Ringen und Streben, mit Einsatz aller Kraft die höchste vorerst erreichbare Höhe erreicht ist, dann giebt sich die Palme der Freude hin und jauchzt und jubelt sie ihr frohes Leben hinaus in die Lüfte, in der wogenden und

wallenden Pracht ihres Fächerkranzes. Aber auch diese Kinder der Schönheit werden alsbald wieder umgebildet in Ansätze der Kraft, in den Stamm verarbeitet, in den Dienst weitern Emporstrebens gestellt. So die ägyptische Kunst. Ihr ist Kraft und Pflicht alles, Schönheit und Schmuck kommt erst zuletzt. Aber ist bewußte Kraftentfaltung, ernste Pflichterfüllung nicht an sich schön? —

Auf den Trümmern der Sonnenstadt. An der Wiege des Christentums.

Sonntag, 20. März.

Totenfelder schließen rings Kairo ein. Heute besuchten wir einen in seiner Nähe gelegenen großen Friedhof der Weltgeschichte, der so merkwürdig ist wie der der Pyramiden, nur noch viel öder und einsamer.

Wir fahren durch die fast ganz europäisch angelegte Abbasieh-Straße, vorüber an einigen Kasernen und Palästen und an der Sternwarte, vorüber am Dörflein El-Kubbe, quer über das Schlachtfeld, auf welchem Marschall Kleber am 20. März 1800 einen großen Sieg erfocht über die Türken — gerade gegenüber dem jenseits des Nil gelegenen Feld, auf welchem am 21. Juli 1798 die berühmte Schlacht bei den Pyramiden geschlagen worden war. Eine schöne Allee von Lebbachbäumen führt uns hart am Rande der Wüste in einer Stunde zum Dorf Matarije.

Hier ist der Friedhof einer untergegangenen Stadt, einer Stadt, die von dreifachem Glanz übergossen war, von dem der Religion, der Kunst und der Wissenschaft. Hier stand Onu (An, On) oder Heliopolis, die Sonnenstadt mit dem berühmten Sonnentempel, die eigentliche Universitätsstadt Altägyptens, die Centralstätte seiner Wissenschaft und Bildung.

Über dieses ebene, durch Dammbauten erhöhte und gegen den Nil geschützte Feld breitete der Tempel des Gottes Ra, dessen Hauptsymbol die Sonne war, seine unermeßlichen Bauten und seine wunderbare Pracht hin. Usertesen I. hatte ca. 2100 v. Chr. ihn gebaut, die nachfolgenden Pharaonen ihn erweitert, geschmückt und bereichert mit kostbarsten Weihegaben, namentlich im Laufe der Jahrhunderte ihn umgeben mit einem Wald herrlicher Obelisken. Hier wurden die heiligen Tiere, die Sinnbilder des Gottes Ra, unterhalten: der hellfarbige Mnevisstier, die Löwen und der Vogel Bennu, der Phönix, der Sonnenvogel. Ein Heer von Priestern und Beamten stand im Dienste dieses Tempels. Der Hohepriester von Heliopolis führte den Titel „Der im Schauen Große“, „der das Geheimnis des Himmels schaut“, „Oberster der Geheimnisse des Himmels“.

Der Kult der Gottheit stand hier im engsten Verband mit dem Kult der Wissenschaft; Religion und Gelehrsamkeit flossen ineinander; die Tempelpriester waren zugleich Priester der Wissenschaft; die Theologie umschloß das Gesamtwissen. Mit voller Hingebung des Geistes und Herzens studierte man hier im Buch des gestirnten Himmels, dessen Flammenschrift heller leuchtet als die des nordischen Himmels. Die astronomischen Karten und Tafeln, welche schon in früher Zeit die Priester anlegten, bilden die Grundlage der ganzen wissenschaftlichen Astronomie, der altägyptische Kalender die Grundlage unseres Kalenders. Die Mathematik wurde eifrig gepflegt, und wenn sie auch in der formalen Arithmetik und Geometrie auf niedriger Stufe blieb, in der Anwendung

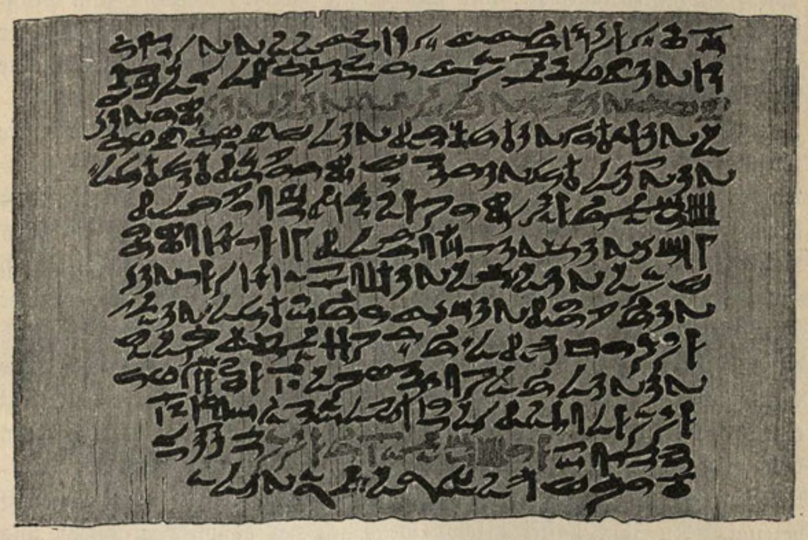


Fig. 23. Facsimile aus dem ältesten Buche der Welt.

erreichte sie schon frühe, wie die Pyramidenmessungen ergeben haben, eine staunenswerte Sicherheit und Gewandtheit. Hauptsächlich blühte auch die Medizin, welche freilich stark mit Aberglauben und Magie durchsetzt war. Die ersten Apotheken hatte Ägypten; schon Ramses II. legte in seiner Residenz eine Bücherei an, welche den schönen Namen „Heilanstalt der Seele" führte, ja schon aus der Zeit der sechsten Dynastie (ca. 2530 v. Chr.) begegnen wir „Vorstehern des Hauses der Bücher". Von Clemens von Alexandrien wissen wir, daß die Resultate der ägyptischen Wissenschaft in einem großen encyklopädischen Werk, in 42 heiligen Büchern, gesammelt wurden, welche die Summe des gesamten Wissens auf dem Gebiete der Religion, der Jurisprudenz, der Geometrie, Chronographie, Astrologie, Musik und Medizin enthielten (Fig. 23).

Von der Sonnenstadt Onu strahlte das geistige Licht aus über das ganze Land. Aber nicht bloß wissensdurstige Ägypter kamen hierher, auch die Griechen. Solon, Pythagoras, Thales, Plato, Eudoxus tranken hier an der Quelle ägyptischer Weisheit. Hier ohne Zweifel wurde Moses „in aller Weisheit der Ägypter unterrichtet“ (Apg. 7, 22). Sich mit ihr bekannt zu machen wird auch der ägyptische Joseph nicht unterlassen haben, der zudem in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu Heliopolis trat und dessen Fußspuren wir hier begegnen. Denn nachdem er von der Stelle eines Haushofmeisters seines Herrn, an den er als Sklave verkauft worden war, Potiphars (Peti-pha-ra = der dem Ra Geweihte, oder Geschenk des Ra), des Obersten der königlichen Leibgarde und des Chefs der Exekutivgewalt, und aus dem Dunkel des Kerkers zum Großvezier erhoben worden war, bestimmte der Pharao selber ihm die Tochter einer der ersten Familien des Landes zur Frau, Aseneth (Asnath), die Tochter des Oberpriesters von Heliopolis (1 Mos. 41, 45).

Wir sind am Ziel. Wo sind die Überreste der Stadt? wo die Trümmer des großen Sonnentempels? wo die Spuren des Obeliskenwaldes? Vergebens sucht unser Auge. Noch im 13. Jahrhundert berichtet Abdallatif bewundernd von gewaltigen Ruinen. Heute ist nichts mehr zu sehen. Sonnentempel und Sonnenstadt dienten als Steinbruch für Kairo; das übrige ist im Nilschlamm versunken. Nur ein einziger Denkstein erhebt sich noch als Wächter und Zeuge über dem Riesengrab einer berühmten Stadt. Hier ragt ein Obelisk auf (Fig. 24), der letzte Stamm jenes Waldes, einst prangend vor dem großen Tempelthor, jetzt eine einsam stehende Grabstele der Erinnerung. Seit viertausend Jahren steht er da und hat seinen Posten nicht verlassen, der Urahn aller Obelisken, von Usertesen (ca. 2100 v. Chr.) gesetzt, wie seine Inschrift bezeugt. An ihm hafteten schon die Blicke des ägyptischen Joseph und des Moses. Sein Bruder und seine unzähligen Söhne haben ihn verlassen, sind der Vernichtung anheimgefallen oder in alle Welt zerstreut worden. Zwei von ihnen wurden auf einen Ehrenplatz in Rom berufen und zu einem Ehrendienst, der ihrem frühern ähnlich ist: sie weisen zum Himmel vor den Kirchen St. Peter und San Giovanni, und der eine trägt stolz sein Kreuzesdiadem und seine schöne Inschrift; Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat. Je einer steht in Konstantinopel, London und New York; einer ist verurteilt, die Place de la Concorde in Paris zu schmücken. Er allein hat seinen ursprünglichen Platz behauptet, und ob auch sein Fuß tief im Boden steckt, ob auch die eine mit Inschriften bedeckte Fläche von fleißigen Bienen ganz durchforscht und mit ihren Nestern beklebt wurde, ein Schimmer der einstigen, hoheitvollen Schönheit haftet noch an ihm.

Man ist nicht ganz im klaren über die Bedeutung dieser edlen Ziersäulen, welche je zu zweien namentlich vor den mächtigen Portaltürmen der Tempel sich erhoben. Mögen sie nichts anderes sein als schöngegliederte heilige Denksteine, wie auch andere Völker sie in den ältesten Zeiten zu Ehren der Götter oder zur Erinnerung an Verstorbene zu

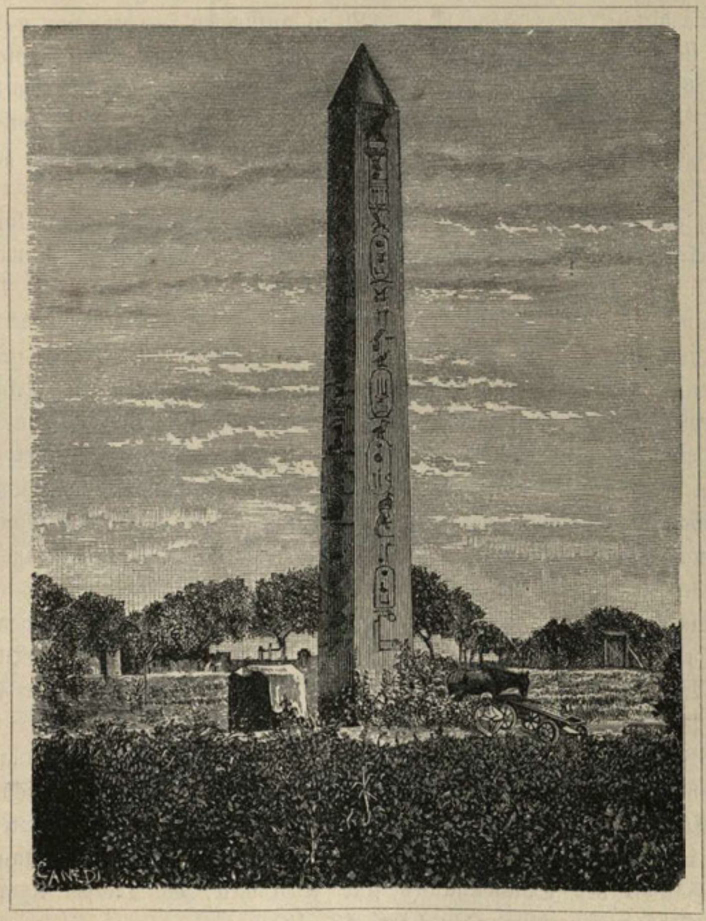


Fig. 24. Der Obelisk von Heliopolis.

errichten pflegten, oder mögen sie Symbole, gleichsam architektonische Verdichtungen der Sonnenstrahlen sein: jedenfalls überrascht ihre Form durch die Eleganz der Verhältnisse, durch die mit schönster Durchbildung gepaarte äußerste Einfachheit. Die Obelisken sind ein weiterer glänzender Beweis für die Höhe ägyptischen Kunstvermögens. Es ist nicht so einfach, als es scheinen mag, Steinpfeilern von solcher Höhe eine so voll

befriedigende Gestalt zu geben, zu verhüten, daß sie entweder mager und unbedeutend oder plump und schwer erscheinen. So manche Nachbildungen der Obelisken durch moderne Kunst zeigen, wie stark man sich hier in den Proportionen vergreifen kann und welche Mißgestalten daraus hervorgehen. Die ägyptische Kunst zeigt auch hierin ein scharfes Auge und eine glückliche Hand. Die feinberechnete Verjüngung der Monolithe, welche bis zu einer Höhe von 33,20 m aufsteigen — der, vor welchem wir stehen, mißt vom Sockel an 20,75 m —, benimmt ihnen vollständig den Eindruck toter Langweile. Dabei ist meist eine leise Schwellung und Ausbauchung der ansteigenden vier Flächen und der Hauptlinien wahrzunehmen, welche wieder von außerordentlichem Feingefühl zeugt; sie ist nötig, um der optischen Täuschung zu begegnen, infolge deren die ganz gerade emporgeführten Linien bei solcher Höhe dem Auge konkav, eingekrümmt erscheinen würden. Der oberste Teil der Obelisken, welcher plötzlich in einen viel stärkern Neigungswinkel übergeht und eine kleine Pyramide darstellt, erscheint als ein das Auge völlig befriedigender Abschluß. Nun kommt aber erst der reiche Schmuck der schlanken Spitzsäulen. Die vier Flächen sind überdeckt mit Hieroglyphen von schärfsten Umrissen und peinlich sorgfältiger Ausführung. Das Pyramidion oben war einst ganz überkleidet mit einer Hülse von vergoldetem Kupfer, und allem nach waren auch alle Flachteile der Seitenfelder mit Ausnahme der Schrift mit Gold überzogen. Denkt man sich die Obelisken in diesem Schmuck, denkt man sie sich in großer Zahl je zu Paaren rings um Tempel und Stadt gruppiert, so wird man nicht anstehen, das einen würdigen Schmuck des Sonnentempels und der Sonnenstadt zu nennen, und man kann es sich im Geist wohl noch vorstellen, wie das Blitzen und Wetterleuchten dieses Waldes von Pyramiden schon aus aller Ferne den Pilger mit Ehrfurcht und Entzücken erfüllen mußte.

Jetzt ist aller Glanz und alle Pracht dahin. Die Weissagung des Propheten Jeremias, den der kleinmütige Johanan auf der Flucht vor den Chaldäern nach Ägypten geschleppt hatte, und der den Sonnentempel noch in seiner Herrlichkeit schaute, ist nun ganz in Erfüllung gegangen; die Säulen des Sonnenhauses sind zerbrochen, die Tempel Ägyptens vom Erdboden verschwunden (Jer. 43, 13).

Aber auf dem Boden, auf welchem wir uns befinden, ist noch eine andere weitausschauende Weissagung frohen und erhebenden Inhalts der Erfüllung entgegengeführt worden.

„An jenem Tage", so lesen wir beim Propheten Isaias (19, 18 bis 22), „werden fünf Städte sein im Lande Ägypten, welche reden Kanaans Sprache und schwören beim Herrn der Heerscharen. Sonnenstadt heißt die eine. An jenem Tage wird



Fig. 25. Der Baum der seligsten Jungfrau im Balsamgarten von Matarije an der Stelle, wo sie mit dem Jesukinde geruht haben soll.

ein Altar des Herrn sein inmitten des Landes Ägypten und ein Denkmal des Herrn an seiner Grenze. Es wird sein zum Zeichen und zum Zeugnisse für den Herrn der Heerscharen im Lande Ägypten. Denn sie werden rufen zum Herrn ob des Drängers, und er wird ihnen senden einen Retter und Vorkämpfer, der sie befreie. Und der Herr wird erkannt werden von Ägypten; ja erkennen werden die Ägypter den Herrn an jenem Tage und ihn ehren mit Opfern und mit Gaben und Gelübde geloben dem Herrn und entrichten. Und schlagen wird der Herr Ägypten mit Unglück und es heilen; und sie werden sich zum Herrn wenden, und er wird ihnen verzeihen und sie heilen."

Man kann hier zunächst sich daran erinnern, daß Onias, der Sohn des Hohenpriesters Onias III., in seinem Vaterlande vom Hohenpriestertum ausgeschlossen, hierher kam und im Gau von Heliopolis, in Leontopolis, mit Erlaubnis des Königs Ptolemäus VI. Philometor ca. 160 v. Chr. einen befestigten jüdischen Tempel nach dem Vorbilde des Tempels von Jerusalem baute (Fl. Josephus, Jüdischer Krieg 7, 10, 2 f.).

Von einer schönern Erfüllung des prophetischen Wortes weiß uns die christliche Legende zu berichten. Sie nimmt uns bei der Hand und geleitet uns nach dem nahe beim Obelisken gelegenen Dörfchen Matarije, zu einer alten Sykomore (Fig. 25). Wohl ist ihr Stamm zerhöhlt und zerborsten, aber noch immer deckt reiches Grün ihre Glieder, und an ihren Wurzeln quillt mit mächtigem Drange ein sprudelnder Quell süßen Wassers aus dem Boden, dessen Fluten alsbald durch eine Sakije, durch ein Schöpfrad, in Dienst genommen werden, um den ganzen Garten zu bewässern. Wir lassen hier uns nieder und freuen uns des köstlichen Süßtrankes. Da tritt die Legende zu uns und erzählt: Du staunst, hier mitten in der Wüste diesem Born des Lebens zu begegnen? Die Ägypter nannten ihn den Sonnenquell, die Milch des Himmels, in welcher auch Ra sein Antlitz badet. Ich aber will dir sagen, seit wann seine Wasser so süß sind. Hier weilte die heilige Familie auf der Flucht, und die heilige Mutter badete hier das Christkind; als sie es eintauchte, wurden die vorher wie alle Wasser der Umgegend bittersalzigen Fluten süß, und als das Kind aus dem Bade stieg, erwuchsen überall, wo das Wasser von seinem Körper abtropfte, köstliche Balsamstauden, die einstens den Ruhm dieser Quelle bildeten, die aber nun ausgestorben sind.

So die schöne und liebliche Legende. Da sie nicht historisch geschult ist, so können wir sie um keine Quellenbelege und um keinen wissenschaftlichen Beweis für ihre Angaben angehen. Aber aller Wahr=

scheinlichkeit entbehrt in der That ihre Verlegung des Aufenthaltes der heiligen Familie hierher nicht; auf diesem Boden stand nicht nur der einzige jüdische Tempel Ägyptens: hier war auch von jeher das Asyl für jüdische Flüchtlinge, und es wohnte sicher auch zu jener Zeit eine zahlreiche Judenschaft hier; zählte man doch schon unter Ramses III., nach dem Auszuge des Volkes Israel aus dem Lande, in On noch 2083 Juden. Es lag also für Maria und Joseph nahe, gerade hier eine Zuflucht zu suchen. Später hätten sie sich dann nach derselben Legende nilaufwärts in das alte Babylon, an der Stelle des heutigen Alt-Kairo, begeben

Da historische Nachrichten über den Aufenthalt der heiligen Familie in Ägypten uns mangeln, so können wir den durch Gründe innerer Wahrscheinlichkeit gefesteten Kern der poetischen Legende wohl annehmen. Es sprossen aus ihm schöne beziehungsreiche Gedanken und Vorstellungen. Im Kulte des Ra blitzte der ursprüngliche Monotheismus Altägyptens auch durch den dichtesten Stickdunst des Heidentums doch immer wieder siegreich durch. Darum kann hier ein Jehovahtempel festen Grund und Bestand finden, und darum bietet sich hier eine Zufluchtsstätte für den Messias Israels und der Welt. Hier hat die Vorsehung die Fäden Altägyptens mit der Geschichte Israels und mit dem Anfang des Christentums versponnen und verwoben. Wo der ägyptische Joseph weilte, da findet auch der ein Asyl, dessen Typus jener war. Hier stand für einige Zeit die Wiege des neugebornen Heilandes; sie wurde alsbald nach Anbruch der christlichen Ära zur Wiege des Christentums für Ägypten. Aus der Vergangenheit dieses Landes vermögen wir einigermaßen zu begreifen, warum gerade dieses heidnische Land vor allen andern den Vorzug genoß, daß der erschienene Heiland es heimsuchte, wie um persönlich sich dafür zu verbürgen, daß es unter den ersten sein werde, welche dem neuen Gottesreich einverleibt werden. In die Sonnenstadt wird das Sonnenkind geflüchtet, das Licht der Welt, vor dessen Glanz bald der Sonnenkult und die Flamme der hier gepflegten Wissenschaft erbleichen wird. Bald kommt die Zeit, wo die Weissagung des Propheten als erfüllt gelten kann, wo der Herr erkannt wird von Ägypten und allüberall seine Tempel und Altäre sich erheben, wohin die Predigt des hl. Marcus, des Evangelisten Ägyptens, dringt.

Aber nicht lange dauert der Sonnentag. Der Nebel siegt abermals. Noch einmal schlägt der Herr Ägypten mit Unglück. Die Erfüllung des letzten Teiles der Prophetie steht noch aus. Sie wird eintreten an jenem großen Tage, wo der Islam in Ägypten überwunden und durch das Christentum dem ägyptischen Volke abermals Befreiung und Heilung vieler blutenden Wunden gebracht wird.

Die Pyramiden von Gizeh.

Montag, 21. März.

Heute entfliehen wir der Hauptstadt und besuchen die Pyramiden von Gizeh. Wir fahren im Wagen über die große Nilbrücke, begrüßen unterwegs den jugendlichen Khedive, welcher jeden Morgen mit der Bahn von dem Schloß seiner Mutter kommt und von Musik und militärischer Eskorte in den Regierungspalast begleitet wird, durchschneiden die schöne Insel Gezireh, setzen auf einer zweiten, kleinern Brücke über einen Nilarm und gelangen am Museum vorbei auf einer herrlichen, schnurgeraden, neuen Straße durch Palmwäldchen, Kornfelder und klägliche Fellachendörfer hindurch in $1^1/_2$ Stunden zu den Pyramiden (Fig. 26).

Ein prächtiger Tag. Die Luft wunderbar rein und klar. Es ist um die Mittagszeit. Rasch hat der Dragoman (der wackere Schall) mit dem Schech der Beduinen, der hier um diese Jahreszeit immer mit seiner Mannschaft bereit steht, sein Abkommen geschlossen. Jeder der Mutigen, welche die Besteigung der Cheopspyramide wagen, erhält drei Mann Begleitung zugeteilt. Ohne alles Zaudern und Zagen beginnen wir den Aufstieg. Zwei Beduinen fassen uns bei den Händen, schreiten je eine Stufe voran und ziehen uns empor; die Nachhilfe des dritten brauchen wir nicht, dank der auf dem Gymnasium erturnten und in vielen Alpenstiegen gestählten Elasticität. Es geht viel leichter als ich mir gedacht hatte. Schwindel ist beim Aufstieg nur da zu verspüren, wo der Weg mitunter hart über den Grat der zwei aufeinanderstoßenden Dreieckflächen führt und man nach links und rechts in ein Reich der Unendlichkeit hineinsieht; da heißt es die Nasen einspannen und die Augen niederschlagen. Häufig muß man mit ganzer Federkraft der Muskeln sich von einer Stufe auf die andere schnellen, trotz der Zugkraft der Beduinen; denn die Stufen haben mitunter eine Höhe von fast einem Meter. Einiger Vorsicht bedarf es auch, um nicht auszugleiten; denn nur *ein* Pyramidenweg führt empor, sorgfältig ausgesucht, von Flugsand freigehalten und verwitterte Stellen klug umgehend, und dieser *eine* Weg ist durch häufiges Begehen ganz abgeschliffen. Das Emporsteigen machte mir fast keine Beschwerde, und trotz mehrmaliger kurzen Pausen war ich in einer Viertelstunde auf der Spitze angelangt, ohne einen Tropfen Schweiß vergossen zu haben, in bestem Wohlbefinden. Einer unserer Freunde allerdings, der dem eilenden Drängen der Beduinen zu stark nachgegeben hatte, wurde oben infolge einer Herzaffektion von großer Übelkeit befallen.



Fig. 26. Die Pyramiden von Gizeh.

Die Spitze, welche man unten sieht, erweist sich oben als ein Plateau, auf welchem etliche zwanzig Personen zumal Platz haben. Ungefähr sechzehn sammeln sich oben an, obwohl nur drei von der Karawane aufgestiegen sind; denn zu den je drei Geleitsmännern kommen noch andere hinzu, welche auf eigenes Risiko den Bergstieg unternommen haben, oder vielmehr, um oben ein lukratives Geschäft zu machen; sie bieten Wasser und Antiken zum Kauf an. Allen Liebesbewerbungen spröden Widerstand entgegensetzend, suchen wir uns ein einsames Plätzchen. Umfächelt von reiner, frischer Wüstenluft, in der es sich ungemein leicht atmet, schauen wir von diesem höchsten Thron, von dieser künstlichen Hochgebirgsspitze hinab ins weite, weite Land zu unsern Füßen. Aus der Höhe von 50 Jahrhunderten schauen wir herab ins 19. christliche Jahrhundert. Das Gefühl der Eintägigkeit und Vergänglichkeit mischt sich mit dem Hochgefühl der Unsterblichkeit und Unvergänglichkeit. Der Geist freut sich dieses Riesenwerkes, das Menschengeist erdacht und erstellt hat, und er fühlt ihm gegenüber nicht nur seine Kleinheit und Armut, sondern auch seine Größe und seinen Reichtum: seine Größe, da er Jahrtausende zu überschauen, bis auf einen gewissen Grad zu durchschauen vermag; seinen Reichtum, da er Erbe ist aller Geistesarbeiten und Geisteserfolge der vergangenen Generationen. Hat nicht gerade dieser Boden in den letzten Decennien uns wieder Schätze in Menge herausgegeben, welche die Vorwelt gerade uns vermacht, welche dieses Totenfeld für uns getreu behütet zu haben scheint? Unter uns die beiden andern Riesenpyramiden, die des Chefren und Menkara (Mykerinus), erstere an der Spitze noch ein Stück der ursprünglichen Bekleidung zeigend; sie halten ihre gewaltigen durchfurchten Dreieckflächen uns entgegen wie Riesentafeln der Weltgeschichte. Neben ihnen manche kleinere Pyramiden, die von hier oben wie gewöhnliche Grabhügelchen aussehen; die Sphinx kaum sichtbar. Rings um die Pyramiden noch einige Spuren der alten Mastaben und Mastabenstraßen; die Menschen unten so groß wie Fliegen, die Kamele wie Hunde. Im Süden erhebt sich die Pyramidenkette von Abusir und Sakkara. Diese ältesten und größten aller Menschenwerke ragen auf am Rande der Libyschen Wüste, die kahl und öde sich nach Westen hindehnt; sie erheben sich über einem Boden, auf welchem die Natur sich völlig unthätig verhält, als hätte sie hier ihre Schöpferkraft an den Menschen abgetreten, und als begnügte sie sich damit, sich hier als Malerin zu ergötzen und den Sandteppich und die Menschenwerke mit stets neuen Farbenzaubern zu überfangen. Sieh, was da für Schatten über die Sandfläche hinhuschen! Wolken, welche unter uns vorüberziehen wie Grabgespenster, wie die Geister der toten Pharaonen, wie Erinnerungen der Urzeit. Scharf grenzt sich nach Osten das Toten=

reich ab vom Reich des Lebens, das Sandgebiet von den saftigen grünen Fluren. Und im Norden leuchtet Kairo auf; mit seinen Hunderten von Minareten, mit den weichen Linien seiner Kuppeln hebt es vom einfärbigen, rötlichen Hintergrund des Mokattamgebirges sich ab mit zierlichster Silhouette. Einsam ragt links davon der Obelisk von Heliopolis empor, von versunkener Pracht und Herrlichkeit erzählend. Solch ein Panorama giebt es nicht mehr auf der Welt. Großer König! In Jahrhunderte vorausschauend, bautest du einst diesen Grabhügel; aber das konntest du nicht ahnen, daß nach fünf Jahrtausenden Söhne des 19. christlichen Jahrhunderts auf den Stufen deines Werkes emporsteigen würden zu den Wolken, sich Mühe geben würden, deinen großen Gedanken nachzudenken, dein Werk bewundern und dir danken würden für die Erstellung dieser Hochwarte, auf welcher das Menschenherz der Unendlichkeit und Ewigkeit entgegenpocht wie auf keinem andern Punkt der Erde, zu welcher das Elend und die Erbärmlichkeit der Gegenwart nicht heraufdringt!

Und doch dringt sie auch auf diese Höhe. Immer lästiger und zudringlicher werden die Beduinen. Auch gut; denn es würde sonst nicht leicht, diesen Standpunkt so bald zu verlassen. Also wieder hinab. Aber nur ja nicht hinausschauen in die weite Welt! Sonst durchschüttelt alsbald den ganzen Körper ein Gefühl, als stände man ohne festen Fußpunkt in der Unendlichkeit, und entsetzlicher Schwindel umnebelt die Sinne. Der Abstieg ist beinahe beschwerlicher als der Aufstieg; er verstreckt und verspannt die Muskeln mehr und verursacht dadurch die mehrtägigen Nachwehen einer Pyramidenbesteigung. Die Beduinen lassen jetzt alle ihre Minen springen, um den Geldbeutel aus der Tasche des Reisenden zu zaubern. Sie schonen selbst den guten Ruf ihres Schech nicht; mit nicht mißzuverstehenden Gesten erzählen sie, daß der Schech alles als seinen Raub einsacke und ihnen nichts zukommen lasse; deswegen genüge es nicht, ihn zu bezahlen, und es sei viel ratsamer, ihnen gleich hier den Bakschisch einzuhändigen. Sie setzen einem so stark zu, daß nichts übrig bleibt, als entweder wütend zu werden oder zu lachen. Das letztere ist aber gesünder und wirksamer. So fing ich herzlich zu lachen an und sie — lachten mit. Im ganzen wollte mir scheinen, daß die armen Kerle in den Reisebüchern zu schlecht prädiziert werden. Ihre Gewinnsucht und Bettelhaftigkeit ist ja nicht gering. Aber wer will es ihnen verargen, wenn sie die wenigen Wochen des Jahres ausnützen, um von den Millionären — denn als solche sehen sie alle Reisenden aus Europa an — möglichst viel für sich herauszuschlagen. Daß sie zerlumpt und schmutzig seien, daß sie in die Taschen greifen und räuberische Versuche machen, das muß ich auf Grund meiner Wahr-

nehmungen energisch bestreiten. Es sind nicht unschöne Leute; das grobe, aber reinlich weiße Linnen kleidet sie malerisch; in ihrem Charakter haben sie manchen kindlichen Zug, der für sie einnimmt; Angriffe auf den Geldbeutel machen sie nur mit der Zunge, die allerdings Unglaubliches leistet. Abdallah, mein erster Führer, hörte, wie mich jemand als Professor von unten anrief. Da geriet er beinahe in Ekstase. „Du Professor?" fragte er, und als ich bejahte, konnte er den Titel nicht oft genug wiederholen. Ich war darüber verwundert, erfuhr aber bald den Grund. Er zog wie einen köstlichen Schatz einige Zeugnisse von Professoren heraus, denen er als Geleitsmann in der Wüste gedient hatte und welche seine Ortskenntnis und Treue belobten, darunter auch ein Zeugnis meines Landsmanns Euting. Vielsprachig sind sie in erstaunlichem Maße, und sie benützen jede Tour mit Fremden, um Neues zu lernen, fragen, wie dies und jenes deutsch heißt, und üben ihre Zunge im Nachsprechen; das „pyramidal-schneidig", das jemand sie gelehrt hat, schnarren sie durch die Zähne trotz einem Lieutenant.

Auf die Besteigung folgt die Besichtigung des Innern (Fig. 27). Man muß seine Hoheit durch streng rechtwinklige Zusammenklappung des ganzen Körpers auf die Hälfte reduzieren, um durch den niedern Gang sich durcharbeiten zu können, und man darf nicht erschrecken, wenn eine durch die Lichter aufgeschreckte Fledermaus einem gegen die Stirne rennt. Zuerst führt der bloß einen Meter hohe Schacht abwärts, tief hinab in den Felsen, in eine Kammer, von welcher man nicht weiß, ob sie als Grabkammer gedacht war oder bloß ein Vexierraum schlimmster Art ist. Manche halten nämlich dafür, daß die auf gleichem Niveau mit dem Nil gelegene Kammer mit Wasser gefüllt gewesen sei, um den unbefugten Eindringling nicht bloß irrezuführen, sondern zu ersäufen. Wir gehen aber nicht so weit, sondern bloß bis zu dem gewaltigen Fallstein, der einen nach oben abzweigenden Gang verschließt. Der Fallstein liegt noch an seinem Platz; da man ihn nicht heben konnte, brach man über ihn hinweg einen Durchgang durch das Gemäuer. Durch ihn kommen wir in den aufwärts führenden Gang. Ein ebener Ausläufer desselben führt in die sogen. Kammer der Königin, welche klein und leer ist, oben giebelförmig gedeckt. Der schräge Gang aber weitert sich zur sogen. Galerie, welche 8 m hoch, 2 m breit ist, oben geschlossen mit einem Gewölbe, das aber bloß durch Überkragung der Decksteine hergestellt ist. Ihr Mauerwerk aus Mokattam-Kalkblöcken flößt Bewunderung ein durch seine staunenswert genaue Fügung und seine außerordentlich feine Politur; die Riesenquader sind nicht durch Mörtel verbunden, sondern geradezu aufeinandergeschliffen und so genau aneinandergepaßt, daß man keine Nadel und kein Haar in die Fugen einzuführen vermag. Aus diesem

schönen Raum kommen wir zu oberst in eine Art Vorgemach und von da in die Königskammer, welche $10^{1}/_{2}$ m lang, 5 m breit, 6 m hoch ist, ausgekleidet mit geschliffenen Granitplatten. Zwei enge Luftschachte führen aus der Königskammer und aus der Galerie steil nach oben; sie scheinen aber nur die Bestimmung gehabt zu haben, während des Baues den Arbeitern Luft zuzuführen; nachher wurden sie oben und unten ver-

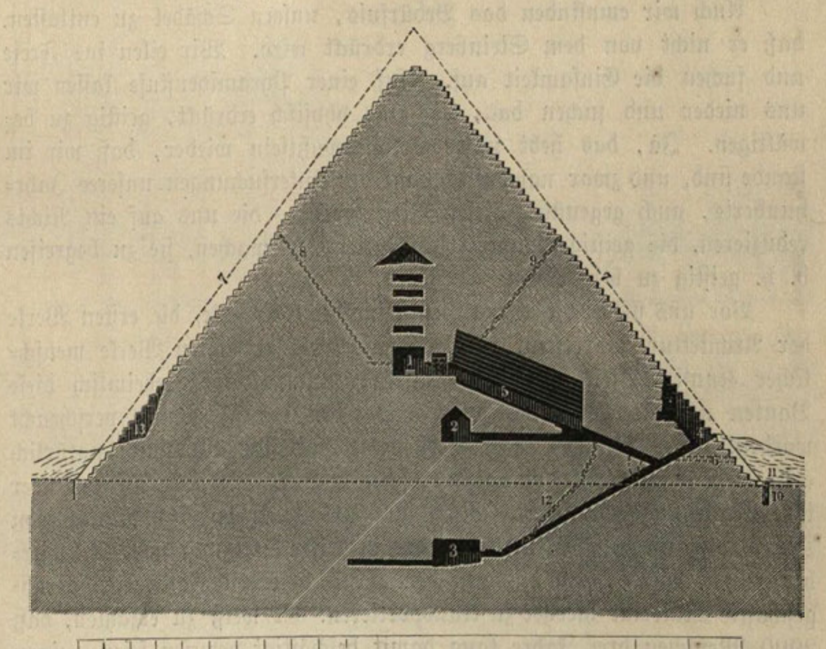


Fig. 27. Inneres der Großen Pyramide.

(Senkrechter Durchschnitt von Süd nach Nord durch die Zugänge und die Kammern.)

1. Grabkammer des Königs.
2. Grabkammer der Königin.
3. Unterirdische Kammer.
4. Eingang.
5. Großer Zugang.
6. Gewaltsam eröffneter Eingang.
7. Linie der ursprünglichen Bekleidung.
8. Nördlicher Luftkanal.
9. Südlicher Luftkanal.
10. Spalte.
11. Trümmer.
12. Brunnen.
13. Aushöhlung.

Die innern Räume sind im Verhältnisse zur Größe der Pyramide selbst der Deutlichkeit halber in dreifach vergrößertem Maßstab gezeichnet.

schlossen. In der Königskammer steht ein Sarkophag, leer, ohne Deckel; Messungen haben ergeben, daß dessen äußeres Volumen genau doppelt so groß ist wie das innere; man glaubte daher schon, hier keinen Sarkophag, sondern das Normalraummaß von Ägypten vor sich zu haben, wie man die beiden Schachte als primitive Teleskope und den Innenraum als Sternwarte ansah. Gedeckt ist die Königskammer mit kolossalen

Granitblöcken. Da aber auf diesen Blöcken immer noch ein über 100 m hohes Mauerwerk lastet, so ordnete zu ihrer Entlastung der ingeniöse Baumeister über ihnen noch eine Reihe von niedrigen Kammern oder Hohlräumen an, welche je wieder mit Riesenblöcken gedeckt sind, und über der obersten Kammer einen steilen Steingiebel, der den Druck der darüber lagernden Steinmassen seitlich vertreiben und verteilen soll.

Auch wir empfinden das Bedürfnis, unsern Schädel zu entlasten, daß er nicht von dem Steinberg erdrückt wird. Wir eilen ins Freie und suchen die Einsamkeit auf. Auf einer Pyramidenstufe lassen wir uns nieder und suchen das, was uns physisch erdrückt, geistig zu bewältigen. Ja, das hebt unser Selbstbewußtsein wieder, daß wir imstande sind, und zwar namentlich dank der Untersuchungen unseres Jahrhunderts, auch gegenüber diesen Riesenwerken, die uns auf ein Nichts reduzieren, die geistige Superiorität geltend zu machen, sie zu begreifen d. h. geistig zu beherrschen.

Vor uns stehen die ersten Denksteine der Geschichte, die ersten Werke der Architektur, die ersten, an Größe nie mehr erreichten Werke menschlicher Kunst. Viele von den Rätseln, welche lange unheimlich diese Bauten umflatterten, sind durch das Licht der Forschung verscheucht worden. Das Wunder ihrer Herstellung hat sich allmählich natürlich erklärt. Der alte Herodot hat uns schon manche wertvolle Notizen über ihre Entstehung überliefert. Nach ihm arbeiteten 100000 Mann zehn Jahre lang an dem Steindamm, der in leiser Steigung vom Nil hierher gebaut wurde, um das auf dem Fluß von den Katarakten herabgeschaffte Material hierher zu transportieren. Er weiß zu erzählen, daß 2000 Menschen drei Jahre lang damit beschäftigt gewesen seien, einen einzigen Riesenblock von Elephantine nach Sais zu wälzen. Die Art der Beförderung solcher Lasten mag die beifolgende Abbildung (Fig. 28) des Transportes einer Statue veranschaulichen. An der Cheopspyramide sollen 100000 Arbeiter 20 Jahre lang beschäftigt gewesen sein, die je nach drei Monaten durch andere 100000 abgelöst wurden. Plinius berechnet die Erbauungszeit der drei großen Pyramiden, vor welchen wir stehen, auf $78^1/_3$ Jahre. Der Frondienst eines ganzen Volkes (doch wohl nur während der drei Monate der Überschwemmungszeit), die Massenarbeit von Hunderttausenden, die Konzentrierung der gesamten Arbeitskraft des ganzen Landes auf einen Punkt macht es begreiflich, wie diese Werke zu solcher Höhe und solchem Umfang anwachsen konnten, wie diese Pyramide des Cheops nach und nach zu einem Steingehalt von 2521000 cbm kam und eine Höhe erreichte, welche erst in neuester Zeit durch die Türme von Köln und Ulm um ein weniges überboten ward, eine Breite, daß der mit aller Macht von der Spitze hinausgeschleuderte

Stein etwa in der Mitte der Pyramide niederfällt. Den großen Unterschied der Pyramiden nach Höhe und Umfang glaubte man bisher aus der verschiedenen Dauer der Regierungszeit ihrer Erbauer erklären zu können. Man nahm an, daß den innersten Kern einer großen Pyramide eine kleine von bescheidenen Dimensionen bilde, mit deren Bau der

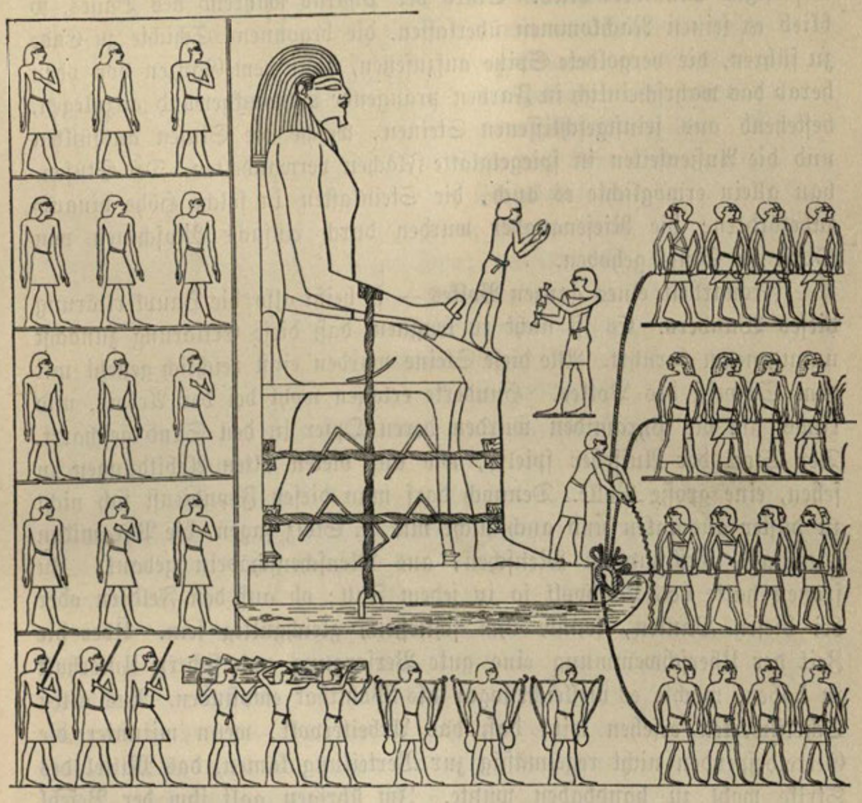


Fig. 28. Transport der Statue eines Fürsten.
Der vordere Teil des Bildes wurde fortgelassen. (Nach Lepsius.)

Erklärung. Die Statue ist auf einer Art Riesenschlitten mit sehr starken Seilen befestigt. Durch letztere sind Stäbe gezogen, um die Statue am Abrutschen zu hindern; vor dem Scheuern der Stricke bewahren die unterlegten Lederstücke; an vier langen Seilen wird die Last von 172 Arbeitern gezogen. Auf den Knieen des Kolosses steht der Aufseher, durch Händeklatschen und Rufen seine Befehle erteilend. Einer sprengt Wasser auf den Weg, ein anderer räuchert vor dem Bilde seines Herrn. Neben dem Bilde gehen Leute mit Balken und Wasserbehältern, hinter demselben die Verwandten des Herrn.

Pharao alsbald nach seinem Regierungsantritt begonnen habe. Seine weitere Regierungszeit habe der Pharao wohl ausgenützt, um sein Denkmal höher und höher in die Lüfte wachsen zu lassen; Steinmantel um Steinmantel, Schichte um Schichte sei um jenen Kern gelegt worden. Neuerdings hat man diese Anschauung bestritten, und nimmt man gerade

bei der Cheopspyramide an, das sie schon ursprünglich auf die jetzige Größe veranlagt gewesen sei. Wie dem sei, jedenfalls mußte die Eventualität ins Auge gefaßt werden, daß durch den Tod des Pharao das Werk ins Stocken kam, und gerade die Anlage der Pyramide ermöglichte es, den Bau früher oder später zu beenden, ohne daß das Werk ein unfertiges Stückwerk blieb. Starb der Pharao während des Baues, so blieb es seinen Nachkommen überlassen, die begonnene Schichte zu Ende zu führen, die vergoldete Spitze aufzusetzen, dann dem Ganzen von oben herab das wahrscheinlich in Farben prangende Schmuckgewand anzulegen, bestehend aus feinstgeschliffenen Steinen, welche die Stufen ausfüllten und die Außenseiten in spiegelglatte Flächen verwandelten. Der Stufenbau allein ermöglichte es auch, die Steinlasten in solche Höhe hinaufzubefördern; die Riesenquader wurden durch einfache Maschinen von Stufe zu Stufe gehoben.

Fronarbeit eines ganzen Volkes — so heißt also die Haupterklärung dieses Wunders. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Erklärung zunächst unangenehm berührt. Alle diese Steine wurden einst reichlich genetzt mit dem Schweiß des Volkes. Hunderte erlagen wohl bei der Arbeit, und rings um die Pyramiden wurden deren Opfer in den Sand gescharrt. Der Stock der Aufseher spielte, wie auf vielen alten Abbildungen zu sehen, eine große Rolle. Dennoch darf man diesen Frondienst sich nicht zu düster ausmalen und auch nicht mit A. Stolz sagen, die Pyramiden seien aus zerstampften Menschen, aus Menschenschädeln gebaut. Zu fronen hatte das Landvolk ja in jedem Fall; ob auf den Feldern oder bei diesen Bauten, konnte ihm schließlich gleichgültig sein. Über die Zeit der Überschwemmung eine gute Versorgung und sichern Unterhalt zu haben, mochte es vielleicht sogar als Wohlthat empfinden. Aus alten Schriftwerken ersehen wir, daß das Arbeitervolk, wenn mitunter die Getreidespenden nicht regelmäßig zur Verteilung kamen, das Mittel des Strike wohl zu handhaben wußte. Im übrigen galt ihm der Befehl des Königs als Befehl der Gottheit; an Widerstand und Ungehorsam auch nur zu denken, lag ihm völlig fern; für den König zu arbeiten, war ihm selbstverständliche Pflicht.

Wir wissen jetzt auch mit Bestimmtheit den Zweck dieser Bauten anzugeben. Das sind weder, wie man früher vermutete, Bollwerke gegen den Wüstensand, noch Leuchttürme für die Wüstenwanderung, noch Wasser-Reservoirs, noch Sternwarten, noch monumentale Verkörperungen mystischer Ideen oder Darstellungen der ganzen Heilsgeschichte. Die Pyramiden sind nicht mehr und nicht weniger als Grabbauten der Könige, Riesengehäuse für einen Sarkophag und eine Mumie, Wohnungen der Toten, ohne Fenster, ohne Thüre, ohne Eingang, hermetisch

verschlossen, damit die Ruhe der Toten nicht gestört werde. Wir finden es begreiflich, daß die Pyramide über die Mastaben der Vornehmen und die Gräber der gewöhnlichen Menschen ebenso hoch emporragt, wie der König im Leben über das Volk emporragte. Schon zu Lebzeiten wurde er als übermenschliches Wesen angesehen und göttlich verehrt; darum wächst auch sein Grab über alles menschliche Maß hinaus ins Unendliche hinein. Im übrigen finden wir alle Hauptbestandteile der Mastaba in der Pyramide wieder: den Schacht zur Einführung des Sarkophags, die Kammer zur Bergung desselben, beide unnahbar verschlossen, sobald die Bekleidung der Pyramide fertig war. Nur die Totenkapelle mit dem Serdab ist nicht in den Bau selber verlegt: einmal weil es nicht möglich war, im Steinkoloß wegen des gewaltigen Drucks größere Innenräume anzulegen; sodann wegen der Unmöglichkeit, genügend Luft und Licht zuzuführen; endlich weil es der Sicherheit wegen nicht rätlich erschien, einen Eingang ins Innere offen zu halten. Darum ward auf der großen Steinterrasse, welche den Pyramidenfuß umgab und welche gegen die Wüstenstürme und gegen Sandverwehung durch eine Mauer geschützt war, auf der Ostseite ein Tempel vorgebaut, in welchem die Statue des Verstorbenen aufgestellt und die Totenliturgien abgehalten wurden.

Also Totenmonumente, monumentale Grabmäler. Aber freilich, je mehr wir an ihnen hinaufschauen, um so unabweisbarer steigt die Frage in uns auf: Bloß das? Alles das nur für einen Leichnam? Das ist freilich schwer glaublich. Kann ein Werk des Todes, ein Werk für den Tod so unvergängliches Leben haben? Das scheint fast ein Widerspruch in sich selbst. Auch wenn wir den Ruhm als treibenden Faktor hinzunehmen, ist unser Denken noch nicht befriedigt. Bloße Ruhmsucht hätte, auch geschwellt durch ein titanenhaftes Selbstbewußtsein, solche Werke nicht zu stande gebracht. Nur eine unvergängliche Idee konnte diese unvergänglichen Werke hervorbringen, welche nun bei fünftausend Jahre stehen, welche der Zerstörerin Zeit siegreich widerstanden, nur der zerstörenden Menschenhand nicht ganz zu widerstehen vermochten, welche trotz der gewaltsamsten Eingriffe ihren Platz wahrscheinlich noch länger behaupten als unsere solidesten Bauwerke. Das sind nicht Werke des Todes, sondern des Lebens; nicht Erzeugnisse des Todesgedankens, sondern der Lebenshoffnung; nicht Ruhestätten der Toten, sondern der Lebenden, die durch die Pforte des Todes zu neuem Leben eingehen. Es sind Werke von sterblichen Menschen, aber unsterblich, weil aus dem Glauben an die Unsterblichkeit, aus felsenfester Lebenshoffnung, aus religiöser Überzeugung, aus gläubigem Anschluß an die Gottheit hervorgegangen. Es ist ein schönes Wort von Schubert: „Die Kraft der

Eindrücke der Pyramiden kommt nicht aus dem Gewicht und dem Umfang der hier aufgehäuften Werkstücke, sondern sie beruht auf dem Gedanken, den der Geist des Menschen andern Menschen verständlich in das Werk der leiblichen Hände gelegt hat: dieser Gedanke heißt Ewigkeit." Nein, es ist nicht wahr, was Alban Stolz (Besuch bei Sem, Cham und Japhet S. 483) sagt, daß in diesen Pyramiden nichts Höheres, kein Geist stecke, daß sie unsinnige Steinmoloche seien. Sie sind auch nicht, wie Sepp (Jerusalem und das Heilige Land II, 835) urteilt, petrifizierter Titanenhumor, antediluvianische Kunstlaunen. Viel richtiger hat der letztere geurteilt, wenn er sie Riesenmonumente des Glaubens an die Unsterblichkeit und die Auferstehung des Fleisches nennt. Ihre Inschrift lautet nicht: Mortuis, sondern: Resurrecturis. Sie lautet: Credo vitam venturi saeculi — Ich glaube an ein ewiges Leben —, und darüber glänzt noch eine herrlichere: Credo in unum Deum — Ich glaube an einen Gott.

Man hat schon stark an den Pyramiden herumsymbolisiert. Alle diese Gespinste sehen durchweg sehr viel jünger aus als diese Bauten und sind bloß an dieselben angehängt, nicht aus ihnen herausgesponnen. Wir wollen die Phantasie in Zügel legen. Zwei Elemente, zwei geometrische Figuren bestimmen den ganzen Körper der Pyramide: das Viereck und das Dreieck. Es ist gewiß keine unbefugte Kabbalistik, wenn wir annehmen, daß schon in jenen Urzeiten die Vierzahl und das Viereck, die Dreizahl und das Dreieck eine symbolische Bedeutung gehabt haben. Schon damals war sicher das Viereck und der Vierer das Symbol der Welt, die Signatur alles Geschaffenen. Die vier Weltgegenden, die vier Winde, die vier Elemente legen diese Symbolik so nahe, daß sicher nicht erst Pythagoras ihr Erfinder ist. Die Dreizahl aber ist die uralte Signatur der Gottheit auch bei den Ägyptern. Im ganzen ägyptischen Gottesglauben spielt die Dreizahl eine große Rolle. Plutarch berichtet ausdrücklich, daß das Dreieck die graphische Darstellung der Göttertrias Osiris, Isis, Horus gewesen sei. In den meisten ägyptischen Städten wurde eine Dreizahl von Gottheiten verehrt. Die Weiterentwicklung des ägyptischen Polytheismus läuft von Trinität zu Trinität.

Darum ist die Annahme wohl nicht verwegen, daß neben andern Gesichtspunkten, von welchen noch zu sprechen ist, auch dieser symbolische die Anlage und Gestalt der Pyramiden mitbestimmt hat. Was sagt uns nun diese Gestalt im Lichte dieser Symbolik? Das Viereck ist Grundform, Fundament und Ausgangspunkt. An jeder seiner vier Seiten schließt sich das Dreieck an. Denken wir die um das Viereck gruppierten Dreiecke auseinandergeschlagen und zur Flachfigur entfaltet,

so erhalten wir die Form eines Sternes; das Viereck mit seinen vier Dreieckspitzen erscheint uns als das Bild der von allen Seiten von der Gottheit umschlossenen Welt. In der Pyramide sind aber die vier Flügel oder Strahlen nach oben zusammengelegt, so daß sie über dem Viereck sich zu einer Spitze zusammenschließen. Das will zunächst sinnbilden: nicht nur daß Menschliches und Göttliches, Irdisches und Himmlisches hier in Konjunktur trete, sondern daß das Irdische und Menschliche zur Gottheit emporstrebe; sodann, daß die Mehrheit der auf Erden wirkenden Gottheiten in eine Spitze des einen höchsten Gottes auslaufe. Fest, breit und schwer lagert das Viereck auf der Erde, aber die Spitze — wie könnte es zweifelhaft sein, wohin sie strebt? Man hat das Wort Pyramide schon vom griechischen Wort pyr = Feuer ableiten wollen. Vom Sonnenglanze überflossen, mag einst die Pyramide mit ihrer goldenen Spitze in der That wie eine von der Erde zum Himmel aufsteigende Feuerflamme ausgesehen haben; die Flammenspitze aber züngelt empor zum Himmel, zur Gottheit. Die Schöpfung emporstrebend zum Schöpfer und in ihm ihr Ziel und ihre Einheit findend, das Menschliche durch die Hilfe der Gottheit emporwachsend zum Himmel und einmündend in göttliches Leben, das Erdenwerk und Erdenleben des Königs emporgehoben zur Gottheit und in ihr zu ewigem Leben sich verklärend: das ist die große, ewige Idee, welche in der Pyramide ihre unvergängliche Verkörperung gefunden hat durch eine Kunst, welche in den ersten, elementarsten, aber auch fundamentalsten Formen der Geometrie höchste Theologie ausspricht. In ihrer Art ist die Pyramide ein so kräftiges Sursum corda wie die christlichen Türme, eine Mahnung der Menschheit der Urzeit an die spätern Generationen.

So allein begreifen wir es, daß diese Monumente, von Sterblichen erdacht und ausgeführt, aus irdischem Material gebaut, so ins Übermenschliche wachsen konnten und in gewissem Sinne den Gesetzen der Veränderung, der Zerstörung der Zeit entrückt sind; sie sind beseelt durch einen ewigen Gedanken, durch einen Glauben, der noch aus der Uroffenbarung zehrte und noch nicht durch das steigende Verderbnis des Herzens zerspalten, zerfasert und umnachtet war. Nie mehr im Heidentum ist der Mensch im physischen und geistigen Sinn so weit emporgedrungen zum Himmel; nie mehr ist ihm ein solcher Flug über die Erde empor gelungen. Nie mehr ist im Heidentum der große Gedanke der Wiederverbindung des Irdischen mit dem Ewigen so überwältigend ausgesprochen, der große Traum der Vereinigung des Menschen mit der Gottheit, der mehr als ein Traum ist, so herrlich geträumt worden. „Alles fürchtet die Zeit,“ ist der bekannte Ausspruch des arabischen Schriftstellers Abdallatif, „die Zeit aber fürchtet die Pyramiden.“ Wir

wissen nun, warum sie dieselben fürchtet; hier waltet eine Kraft, der die Zeit nichts anhaben kann.

Solche Betrachtungen steigern das Staunen zur Ehrfurcht. Aber über eine Frage müssen wir uns noch klar werden. Wie sind diese Bauten künstlerisch, ästhetisch zu beurteilen? Wir wissen nun, wie unrichtig die Prädizierung von A. Stolz ist, daß in denselben „etwas Höheres, Geist" nicht sei, daß sie „plumpe, krystallisierte Teufelei" seien. Ist sein ästhetisches Urteil etwa richtiger, daß sie „auf die roheste schönheitsbare Weise brutale Macht und mächtige Dummheit zeigen"? Oder haben diejenigen recht, welche in ihnen Produkte einer noch auf der Stufe der Wildheit, der barbarischen Kraft stehenden Kunst erblicken? Untersuchen wir die Frage rein auf architektonischem Boden mit Beiseitelassung der oben entwickelten symbolischen Gedanken.

Daß keine Barbaren diese Bauten aufgeführt haben, braucht man einem Vernünftigen wohl nicht erst zu beweisen. Das zeigen nicht bloß andere Werke ihrer Hände, das zeigen die Pyramiden selbst. Sie sind Werke der Kunst, und zwar einer hochentwickelten Kunst. Nur eine solche ist dieser feinen mathematischen Berechnung und Regelung aller Verhältnisse fähig, wie sie nicht bloß am ganzen Körper, sondern auch an jedem Teil des Innern die genauen Vermessungen Perrings, Taylors, P. Smyths ergeben haben. Das sind nicht rohe Massen, sie sind geistig bewältigt und geordnet bis hinein in den innersten Kern, bis hinauf auf die oberste Spitze. Dieser anscheinend tote Körper ist doch durch Geist beseelt. In diesen anscheinend harten Formen schlafen Wohllaute, die man nur zu wecken verstehen muß. Ja aus diesen Steinmassen tönen wie aus dem Memnonskolosse Harmonien, süße Wohlklänge der Verhältnisse, Accorde der Maße, Zahlen, Dimensionen, sobald das Licht liebenden Verständnisses auf sie fällt. Und es werden nicht etwa nach einem genau fixierten Schema die sämtlichen Pyramiden ausgeführt, es wird nicht eine Regel mechanisch wiederholt. Von den gegen hundert Pyramidenbauten sind, wie die Forscher sagen, nicht zwei einander ganz gleich, auch abgesehen von der Verschiedenheit der Höhe und Größe. Man denke nur an den jedem Auge aufstoßenden Unterschied zwischen diesen Pyramiden von Gizeh und der Stufenpyramide von Sakkara und der Knickpyramide von Dahschur. Bei der letztern ist der obere Teil in viel weniger steilem Winkel ausgeführt als der untere; mag sein, daß nur das Streben, bälder fertig zu werden, diese Abart hervorbrachte, aber auch sie ist das Ergebnis wirklicher Kunst.

Freilich, es sind ja Massenbauten. Sie können nichts anderes sein als Produkte der Massenarbeit, nicht Werke geschulter Hände und geübter Bauhütten. Aber diese Massenarbeit so zu verteilen, so zu leiten und

zu gestalten, daß organische Gebilde daraus hervorgingen, daß nicht ein Stein falsch gelegt wurde, nicht eine Linie aus der Regel wich, das ist Kunst. Hier waltet ferner eine Technik, welche trotz ihrer primitiven Hilfsmittel hinter der heutigen kaum zurücksteht. Man bedenke nur die Beischaffung, Zubereitung und Zusammenfügung solcher Steinmassen; man untersuche die Behandlung des Mauerwerks, die Ausstattung der Innenwände, die Anpassung und Fügung der Quader, welche ohne jeden Kitt so aufeinandergeschliffen sind, daß sie förmlich ineinander verwachsen. Solche Feinheit der Technik setzt einen hohen Stand der Kunst voraus; denn die Technik eilt dem Kunstvermögen und den künstlerischen Ideen nach Ausweis der Kunstgeschichte nicht voran, sondern folgt nach.

Stoßt man sich an der Form, an den Konturen der Pyramiden? Findet man sie plump, hart, unschön? Das würde doch schon einen blasierten und verdorbenen Kunstgeschmack voraussetzen. Der ganze Körper der Pyramide ist in seinen Konturen beherrscht durch die geometrischen und architektonischen Urformen des Quadrates und des Dreiecks. Sind das unschöne Formen? Es sind die adeligsten, einfachsten, reinsten, großartigsten Grundformen. Wie kann man hier von toter, plumper Masse sprechen? Erkennt man denn nicht, daß diese Masse gegliedert, geordnet, durch majestätische Linien umschrieben ist? Sieht man nicht, daß diese Masse nicht tot ist, sondern lebt und strebt? Was ist die Pyramide anderes als das durch das Dreieck organisch belebte Viereck, das in wunderbarem Verjüngungsprozeß sich bis zur feinen Spitze vergeistigt? Ein quadratischer Bau mit geraden Seiten, in solcher oder in halber Höhe aufgeführt, das wäre tote, blöde, lastende Masse; das Quadrat emporwachsend, bis es in ebenmäßiger allmählicher Auflösung der Masse sich zu einer Spitze vergeistigt, das ist organischer, architektonischer Bau, welcher Ruhe und Bewegung, Massigkeit und Feinheit, festes Lagern auf der Erde und kühnes Aufstreben zum Himmel verbindet. Man denke doch nur einen Augenblick nach: welche Anlage wäre denn besser geeignet oder wäre überhaupt noch geeignet, um den uns bekannten Absichten der alten Ägypter zu entsprechen? Welche andere Anlage müßte nicht, auf solche Dimensionen getrieben, wirklich unerträglich geistlos, plump und barbarisch roh werden? Etwa die Turmgestalt? Aber ein Turm mit den hier geforderten Maßen und Garantien der Beständigkeit müßte ein Klotz werden und die ganze Gegend belasten. Oder denkt man vielleicht an eine sanfte Abrundung der scharfkantigen Ecken? Dadurch hätte der Bau an Klarheit, Gliederung, Bestimmtheit und Wirkung unendlich verloren. Das Einzige, was noch denkbar ist und ausführbar ohne Schaden fürs Ganze, vielleicht noch zu dessen

Gewinn, ist die Teilung des Körpers in wohlabgewogene Abschnitte, welche die Entwicklung nach oben aufhalten, aber nicht aufheben; — diese Möglichkeit erkannten auch die Ägypter, und sie führten sie in der Stufenpyramide durch. Nur die pyramidale Anlage ermöglichte, was bei der unberechenbaren Regierungs- und Lebensdauer des Königs nötig war, in kurzem Zeitraum ein Ganzes zu schaffen von mäßigem Umfang, das aber seinen Zweck doch vollkommen erfüllte, und wenn weitere Zeit und weitere Mittel zur Verfügung standen, diesen kleinen Bau in die Breite und Höhe zu führen, ohne daß er unförmlich wurde. Man nenne also einen so durchaus seinem Zweck entsprechenden, organischen Bau nicht roh und unschön. Oder sind wir denn so verweichlicht und durch die moderne Kunst so verdorben, daß wir Schönheit ganz identifizieren mit Ornament, mit Ziererei und Spielerei und keinen Sinn mehr haben für die Urelemente der Schönheit, für die Musik der Verhältnisse, für die ungebrochenen und unvermischten Harmonien der Maße, Zahlen und Linien? Endlich bedenken wir, daß mehr als wahrscheinlich diese Bauten einst übergossen waren vom Zauber der Farben, daß die Spitze golden flammte, daß den Riesenkörper ein Prachtgewand kräftiger, feingestimmter Farben umwallte, — wer redet da noch von Barbarei und Roheit?

Wir verstehen sie nun, diese ehrwürdigen Bauten, welche allein aus der Urzeit der Menschheit aufragen, und sie verstehen heißt sie bewundern. Doch nicht ganz allein ragen sie auf; sie haben eine Schwester oder, wie Neuere wollen, einen Bruder. Bleiben wir lieber beim alten Femininum, denn das Wort Sphinx ist nun einmal im Griechischen weiblichen Geschlechts. Wie alt diese Schwester, die kolossale Pyramidensphinx ist, läßt sich nicht leicht bestimmen. Ihr Geburtsschein ist verloren gegangen. Man nahm bisher an, daß sie gleichalterig sei mit den Pyramiden oder noch älter als sie, zugleich die größte und älteste Skulptur der Welt, das einzige Götterbild des alten Reichs, das erste gewaltige Wort, welches die Plastik spricht. Neuerdings ist man eher geneigt, sie dem mittlern Reich zuzuteilen und ca. 2000 vor Christus anzusetzen.

Um das Riesenbild von erhöhtem Standpunkt aus betrachten zu können, setzen wir uns auf eines der Kamele, welche die Beduinen bereit halten (Fig. 29), und reiten hinüber. Der erste Eindruck höchst betrübend. Der ganze Körper eingesargt in Wüstensand (Fig. 30). Von all den Ausgrabungen eines Caviglia 1818, eines Lepsius 1845, eines Mariette 1860 keine Spur mehr außer einer mächtigen Vertiefung an der Brustseite. Das Antlitz, das herrliche, einst besonnt von einem heitern Lächeln, welches noch Abdallatif im 13. Jahrhundert zur Bewunderung hinriß, kläglich geschändet, die Nase abgeschlagen, der künst-

lich geflochtene Bart und Kopfwuchs verstümmelt, Augen und Mund verletzt. Man kann das nicht ohne tiefen Schmerz mitansehen; es ist, als ob ein leises Wimmern von der Mißhandelten ausginge, welche auf

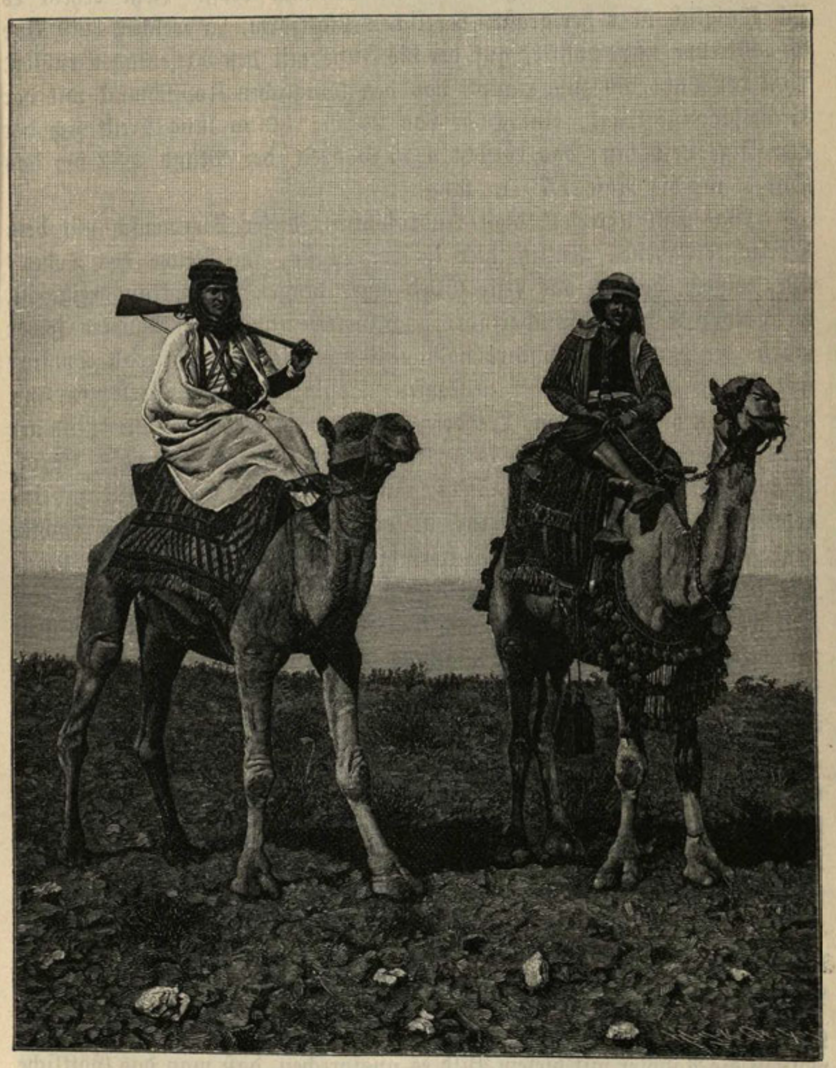


Fig. 29. Beduinen mit ihren Kamelen.

den Tod verletzt ist und doch nicht sterben kann, welche gern ihr entstelltes Antlitz im Wüstensand bergen würde, aber da sie das nicht kann, sich alle Mühe giebt, stolz emporgerichteten Hauptes ihren Schmerz zu verwinden und vor den Fremdlingen zu verbergen. Wer mit liebendem

Verständnis sich ihr naht, dem klagt sie ihr Weh und ihm offenbart sie auch ihre einstige Schönheit.

Schaffen wir den Sand weg mit der rasch arbeitenden Maschine der Einbildungskraft. Legen wir das Denkmal bloß. Jetzt erhebt es sich königlich über der großen herrlichen Plattform, zu welcher einst eine Prachttreppe emporführte, auf der die Füße mit den Riesentatzen ruhten. Von der Tatze bis zum Haupt, das den königlichen Kopfschmuck mit der Uräusschlange trägt, eine Höhe von 20 m; 50 m lang streckt sich der gewaltige Leib hin; das Gesicht 4,15 m breit, der Mund 2,32 m; das Ohr 2 m, die Nase 1,79 m lang.

Was will und soll diese Androsphinx, dieser Tiermensch mit dem herrlich erhabenen Antlitz hier in der Wüste, im Reiche des Todes? Wir wissen, daß er das erste Glied einer langen Entwicklungsreihe ist, welche von Ägypten hinüberführt nach Griechenland. In Ägypten selber wurde die Zahl der Sphinxe nach und nach Legion. Es gab Sphinxe mit Frauen= bezw. Jungfrauenköpfen, Sphinxe mit Männerköpfen, mit den Köpfen von Sperbern, Widdern und andern heiligen Tieren; immer aber ist der Löwenleib das körperliche Substrat. In Memphis, Luxor, Karnak waren die heiligen Straßen mit unzähligen Sphinxbildern eingefaßt. Die griechische Sphinx ist erst eine sehr spätgeborne Tochter der ägyptischen. Daß diese Muttersphinx bei den Pyramiden zur Gottheit in Beziehung stand, unterliegt keinem Zweifel. Erst in späterer Zeit wurden die Sphinxe mit dem Porträtkopf der Pharaonen Repräsentanten der Könige oder des Königtums. Jene erste Sphinx war den Inschriften zufolge eine Verkörperung des Sonnengottes Harmachis. Zwischen ihren Füßen und Tatzen stand ein Tempel, welchen Mariette noch fand. Zu diesem vielleicht ersten Versuch eines irdischen Abbildes der Gottheit verwendete und kombinierte man die edelsten Formen des organischen Lebens aus der Tierwelt und Menschenwelt. Man verband das höchste Bild der Kraft, den Leib des Löwen, mit dem höchsten Bild der Intelligenz und Schönheit, mit dem Haupt des Menschen, und wandte das Antlitz genau nach der aufgehenden Sonne, so daß sie beim ersten Aufleuchten es beseelte. Während Plutarch nur zu sagen weiß, daß die Ägypter in dieses Bild die rätselvolle Weisheit ihrer Götterlehre niedergelegt haben, giebt Clemens von Alexandrien genauern Bescheid; nach ihm wollten die Ägypter mit diesem Bild es aussprechen, daß man das Göttliche zugleich lieben und fürchten müsse — lieben, weil es mild und gütig sei gegen die Frommen; fürchten, weil es unerbittlich gerecht sei gegen die Gottlosen; deswegen die Verbindung des wilden Tieres mit dem Menschen.

Soviel bestätigen beide Zeugen des Altertums, daß es auf ein Bild der Gottheit abgesehen sei. Dieselbe lediglich unter der Gestalt des

Menschen wiederzugeben, verbot zu jenen Zeiten noch der zarte religiöse Takt. Darum nahm man von der Menschengestalt das Edelste, Geistigste:

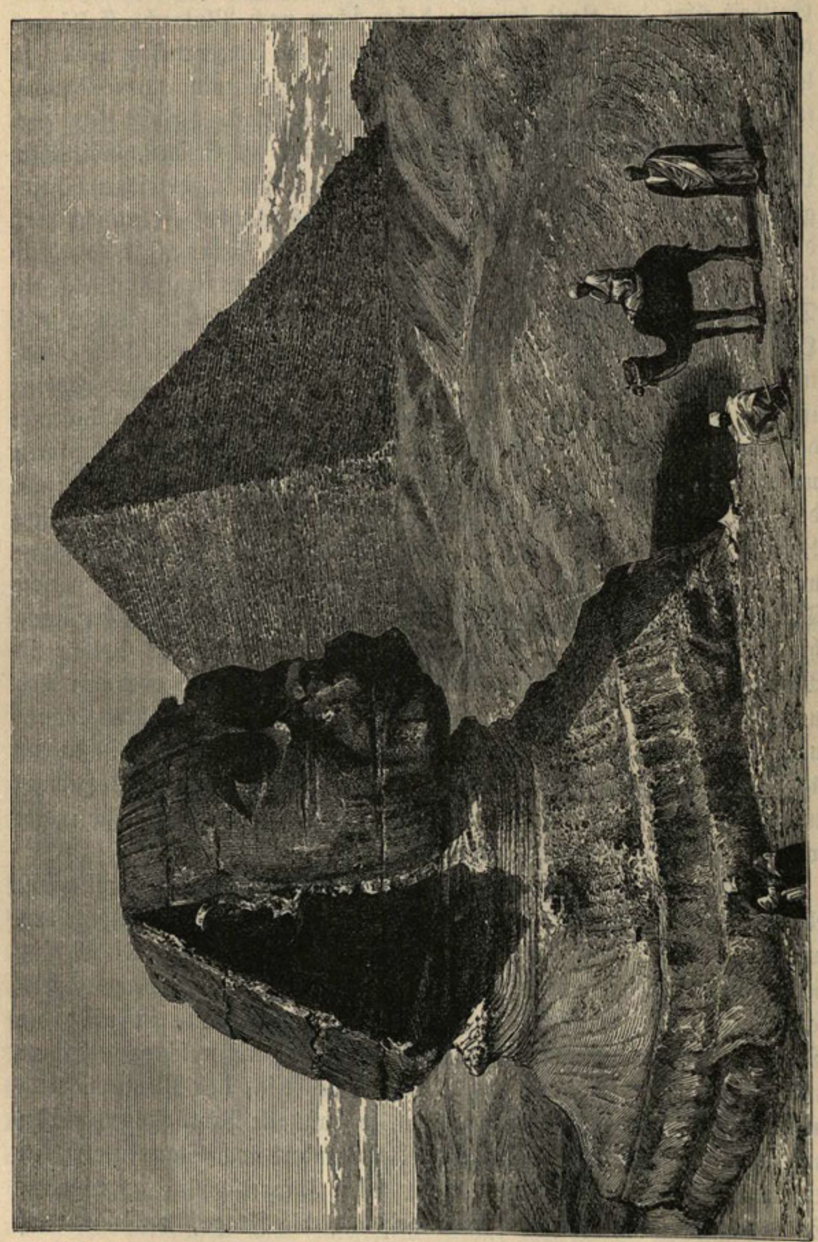


Fig. 30. Die Sphinx von Gizeh und die Große Pyramide.

das Antlitz, als Symbol der Geistigkeit Gottes, verband aber damit den Leib des Löwen als Symbol der höchsten Kraft und Macht. Das letztere

Symbol legte sich deswegen nahe, weil, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen eintritt, der Nil zu schwellen anfängt und der Segen der Gottheit über das Land kommt; daher schon nach Plutarchs Erklärung die Gewohnheit, die Wasser der Brunnen aus Löwenrachen spielen zu lassen. Durch seine Orientierung trat dies der Erde entnommene Symbol in Rapport und Konstellation mit der Sonne selbst.

Diese großartige sinnbildliche Verkörperung des Ewigen, Göttlichen, Unsterblichen und Unvergänglichen, als riesengroßes Wahrzeichen hineingestellt in das Reich des Todes und der Vergänglichkeit — braucht man da noch zu fragen, was es zu bedeuten habe? Redet nicht das Bild selbst mit ergreifender Deutlichkeit, mit erschütternder Kraft? Welch ein Denkmal des Glaubens und der Hoffnung! Denn nur Glaube und Hoffnung können Lächeln in solcher Umgebung des Todes. Diese ägyptische Sphinx steht hoch über der griechischen. Die griechische Sphinx ist das Rätsel; sie weiß keine Lösung der großen Frage des Daseins, der großen Frage des Jenseits; sie quält nur die Menschen mit ihren unlösbaren Fragen und sie tötet sie, alle, die nach Theben, zur Stadt des Zeus, wandern wollen. Die griechische Sphinx ist der mörderische Zweifel, das unlösbare Rätsel, die ägyptische ist des Rätsels Lösung; wenn die großen herzbeklemmenden Fragen an sie herantreten, welche Tod und Grab stellen, so schaut sie lächelnd in Glaube und Hoffnung hinüber ins Jenseits, auf zur Gottheit. Die griechische Sphinx ist Mörderin, die ägyptische tötet nicht: sie belebt, sie überwindet den Tod und nimmt ihm den Sieg, sie besiegt die Todestrauer und lehrt lächeln unter Thränen, in der süßen Hoffnung ewigen Lebens. Zwischen der ägyptischen und griechischen Sphinx liegen viele Jahrhunderte des Heidentums, während welcher kostbare Schätze der Uroffenbarung verschleudert worden, verloren gegangen waren.

Dem religiösen Gehalt dieser Kolossalskulptur ist der künstlerische ebenbürtig. Man sehe nicht mitleidig herab auf dieses Gebilde einer, wie man meint, noch in den Kinderschuhen stehenden Plastik. Die Sphinx bedarf dieses Mitleids nicht. Schon der Gedanke, einen aus dem Wüstensand aufragenden Felsberg in eine Statue umzubilden, ist nicht der Gedanke einer Kinderkunst. Die Vollkommenheit, mit welcher die Statue ausgeführt, mit welcher das große Problem gelöst ist, das Menschenantlitz in die dreißigfache Größe zu übersetzen, so daß alle Proportionen richtig und schön sind, das muß auch im 19. Jahrhundert noch Staunen erwecken und wäre ohne Voraussetzung eines festen Kanon völlig unerklärlich. Ganz mit Recht antwortete Abdallatif auf die Frage, was ihm auf diesem Boden als das Wunderbarste erscheine: Die Genauigkeit der Proportionen am Haupte der Sphinx.

In der Nähe der Sphinx und der Chefrenpyramide ist noch ein merkwürdiger Bau erhalten, jetzt unterirdisch, von Mariette 1853 im Innern des Sandes entleert. Durch einen langen, engen Gang kommt man von der Seite her in eine Halle von 25 m Länge und 7 m Breite. Ihr Lichtraum ist unterbrochen, gleichsam zweischiffig gestaltet, durch sechs starke viereckige Pfeiler aus einem Stein, auf welchen die Quaderblöcke der Decke ruhen Von der Mitte dieser Halle läuft eine zweite aus, mit der ersten ein T bildend; diese ist durch zwei Reihen von je fünf Pfeilern in drei Schiffe geteilt; kleinere Ausbauten mit Nischen machen den Eindruck von Grabkammern. Aus der ersten Halle führt noch ein Gang in einen mit der Halle parallel laufenden Raum, der ehedem einen Wasserschacht hatte. Die Frage, ob wir hier eine Mastaba oder eine Tempelhalle vor uns haben, ist sicher im letztern Sinne zu beantworten; der Mangel aller Inschriften, ferner die großen Räume, das herrliche Material, die überaus sorgfältige Arbeit, die total andere Anlage sprechen unbedingt für einen Tempel. Das Ganze ist aus Rosengranit und Alabaster gebaut; das Mauerwerk Cyklopenarbeit, aber zugleich das Werk feinster Technik, die Riesenquader wie aufeinander gegossen, die Innenflächen spiegelglatt poliert. Das ist der einzige erhaltene Repräsentant der Tempelarchitektur des alten Reichs — der älteste Tempel der Welt, erbaut in den elementarsten Formen der Architektur, aber nicht nur mit gewissenhaftem Fleiß, sondern auch mit feinem Gefühl für schöne Verhältnisse, deren Wohlklang jetzt noch aus den Innenräumen ans Herz tönt. Und können wir ohne Staunen und Rührung es wahrnehmen, daß dieser älteste Tempel der Welt schon ausgesprochene Kreuzanlage hat und schon an die Basilika des Christentums leise erinnert?

Außer der Cheops- und Chefrenpyramide und der dritten des Mykerinus (Menkara), deren Sarkophag nach London verbracht werden sollte, aber samt Schiff und Mannschaft spurlos bei der spanischen Küste in den Tiefen des Oceans unterging, außer dem Granittempel und dem Sphinxbild und vielen andern Pyramiden und Gräbern steht auf diesem seltsamen Boden noch ein großer Bau, mit seiner Umgebung durchaus kontrastierend, — ein Riesenhotel, mit modernstem Luxus ausgestattet, das Mena House, ein englisches Unternehmen. Nicht für die Pyramidenbesucher allein ist es erbaut. Die Wüste ist Luftkurort geworden. Das ganze Hotel ist bevölkert mit armen Brustkranken, besonders mit schwindsüchtigen Söhnen und Töchtern Albions. In der trockenen Wüstenluft macht ihre Krankheit keine Fortschritte, atmet ihre Lunge frei und leicht. Das kranke Geschlecht des 19. Jahrhunderts macht seine Kur auf dem Friedhof der alten Pharaonen; wo einst die Totenpriester schalteten, fliegen

die Fräcke der Kellner; wo die Totenmahlzeiten bereitet wurden, wird jetzt Table d'hôte serviert. Auch eine geistige Kur in der frischen Luft ägyptischer Urzeit könnte dem blasierten 19. Jahrhundert nichts schaden.

Ramadan. Abendunterhaltung.

Dienstag, 22. März.

Der Ramadan ist angebrochen, der große Fastenmonat des Islam. Die ganze Physiognomie der Stadt ist verändert. Gestern, alsbald nach dem erstmaligen Erscheinen der Mondsichel, hat eine große Prozession diesen Monat eingeleitet. Festlich geputzte Kamele mit herrlichen Schabracken, etliche dreißig Musikbanden, die Zünfte mit ihren Abzeichen und umflorten Laternen, Abteilungen Militär, hohe Beamte, zahllose Reiter zu Roß und zu Esel stürmten in endlosem, ordnungslosem Zug in mächtiger Eile den Boulevard Mehemed Ali hinab, nach der Amr-Moschee in Alt-Kairo. Heute früh hat die Kanone den Anfang des großen Fastens angekündigt. Es ist ein strenges Fasten. Von der Morgenfrühe bis zum Sonnenuntergang darf nicht gegessen, nicht getrunken, nicht geraucht werden; letzteres nicht, weil nach den Anschauungen des Arabers das Rauchen zum Trinken gehört: er trinkt den Rauch. Mohammed, der ja seine Gläubigen im ganzen nicht strenge hält und dem Fleisch nicht zu wehe thut, hielt es für gut, diesen Zaum, das Fastengebot und das Verbot geistiger Getränke, ihm in den Mund zu legen, wohl um es besser regieren zu können. Man muß gestehen, daß der Muselmann äußerlich den Fastenmonat peinlich genau beobachtet. Soweit es ihm aber möglich ist, bricht er doch dem Gebot dadurch die schärfste Spitze ab, daß er während dieses Monats den Schwerpunkt seines Lebens in die Nacht verlegt, welche vom Fasten ausgenommen ist. Die Nacht hindurch entschädigt er sich durch mehrere Mahlzeiten für die Entbehrungen des Tages, schläft am Vormittag, erhebt sich erst gegen Mittag und gähnt nun dem befreienden Kanonenschuß des Abends entgegen, den er erwartet die Cigarette in der Hand, schon zum Anzünden parat, Wasserflasche und Speisen bei der Hand. Das Arbeiten, ohnedies nicht seine Leidenschaft, geht nun vollends in Sekundärbetrieb über. Handel und Wandel stockt. Viele Geschäfte sind überhaupt diesen Monat über geschlossen. Man thut nur, was absolut nötig, und dies sehr mißmutig und verdrossen. Auf den Kanzleien und den Bureaux herrscht übelste Laune, und mürrisch begrüßt selbst der Kaufmann seine Kunden. Aber nachts entfaltet sich das fröhlichste, lauteste Leben.

*

Noch spät abends nimmt unser kundiger Landsmann, Dr. M., uns auf einen nächtlichen Ausflug mit. Die Araber, welche er zu seinen Dialektstudien täglich auf einige Stunden gedungen hat, haben ihm mitgeteilt, daß in einem Stadtteil eines jener halb religiösen, halb profanen Feste gefeiert werde, mit welchen das Leben der Kairener reichlich durchwoben ist. Wir entschließen uns, dabei als Gäste zu erscheinen. Am Esbekije-Platz mieten wir uns Esel. Im Trab und Galopp geht es durch die noch belebten Straßen, den Boulevard Mehemed Ali hinab, der Citadelle zu, dann über den Rumêle-Platz und über das Totenfeld der Mamelukengräber, das der Mond mit gespenstischem Schein übergießt. Weiter, immer weiter. Die eigentliche Stadt liegt schon hinter uns. Nur zwischen den Grabbauten tauchen noch einzelne Hütten und Häuser auf. Aus einigen dringt matter Schimmer, der über das öde Gräbergebiet hin irrlichtert. Weiter, immer weiter. Es wird uns allmählich etwas unheimlich zu Mut, die Karawane drängt sich enger zusammen. Schließlich stockt der Zug. Unsere Araber, anfangs äußerst mundfertig, werden kleinlaut. Es zeigt sich, daß Weg, Richtung und Ziel ihnen so unbekannt ist als uns. Doch stimmt niemand für Umkehr; der Reiz der Romantik hat uns erfaßt. Weiter, immer weiter in die Sandwüste hinein. Endlich blitzen Lichter auf zwischen den Gräbern; fernes Tosen schlägt uns ans Ohr. Wir kommen in eine Art Vorstadt. Auf freiem Platz, von Mond und Laternen grell beleuchtet, ist viel Volk versammelt in festlicher Erregung. In einem angrenzenden, scheunenartigen Raume halten Derwische ihren Zikr, ihre religiösen Übungen ab. Aber wir dürfen es nicht wagen, zuzuschauen, und nicht dies Volksfest ist das Ziel unserer Wanderung. Weiter, immer weiter, kreuz und quer, durch labyrinthisch verwirrtes Gassengewinkel, dann wieder zwischen Leichensteinen hindurch. Hier ein Haus, dessen Untergeschoß ein Heiligengrab birgt; eine düster beleuchtete gespenstische Gruppe hockt um dasselbe. Weiter, immer weiter. Endlich wieder Häuser; dann ein großes, stattliches Gebäude, festlich illuminiert; Lämpchen, auf Lattenwerk befestigt, zaubern seiner Außenseite eine reiche Pfeiler- und Bogenarchitektur an. Hier kehren wir ein. Es ist das Haus des Schech, des Schulzen dieses Viertels, mit geräumigem, bedecktem Innenhof. Der Khedive hat heute diese Vorstadt mit seinem Besuch beehrt, und aus diesem Anlaß giebt der Schech seinen Unterthanen ein Fest.

Wir laden uns ohne weiteres bei ihm zu Gast und treten ins Innere. In dem mit Glaslustres beleuchteten, mit Fähnchen drapierten Hofraum, welchen im zweiten Stockwerk die hochvergitterten Laufgänge des Harem umziehen, ist in der Mitte durch lange Bänke ein Viereck ausgespart. In diesem sitzt auf Matten der Sänger, der das Fest

verherrlicht; um ihn ein kleinerer Kreis meist bejahrter Männer, denen wohl Stellung oder Frömmigkeit ein Anrecht auf einen Ehrenplatz verleihen. Den Raum außerhalb des Vierecks füllt das Volk, d. h. natürlich nur Männer, Jünglinge und Knaben. Man macht uns eilig Platz, bringt Stühle, kredenzt Kaffee. Das Summen legt sich. Der Sänger beginnt. Es ist der hochberühmte Sänger Jussuf, so berühmt, daß er vor einiger Zeit zum Sultan nach Konstantinopel citiert wurde, um vor ihm zu singen. Ein junger, kräftiger Mann; das Antlitz nicht ohne Geist, aber durch einen sehr selbstbewußten Zug und ein boshaftes, verschmitztes Lächeln nicht gerade verschönt. Er singt immer nur eine Strophe oder vielmehr einen Satz aus dem Koran, nach einer Melodie, welche sicher auch ihre Gesetze hat, aber auf unser Ohr den Eindruck macht, als spinne sie sich rein willkürlich fort und als bewege sie sich in regellosem, einförmigem Wellenschlag von Tönen. Nach jedem Satz, den er mit gutem, aber durch starkes Näseln widerwärtig verschleiertem Organ singt, erfolgen beifällige Zurufe des Auditoriums; ein freudiges Allah! dankt ihm meist statt unseres Bravo. Aber bei einigen Sätzen, sei es wegen des Inhalts oder wegen der besonders reich sich entfaltenden Gesangskunst, wird das Auditorium ganz elektrisiert, die Augen blitzen, Zurufe aller Art werden laut. Während der Pausen sitzt der Sänger da wie ein Wesen aus anderer Welt, schaut nicht umher, spricht mit niemand, sieht nur still lächelnd in den Schoß. Bei kunstvollen Läufen wackeln Schnurrbart, Kopf und Ohren; ein trillerndes Tremolo bringt er dadurch hervor, daß er die Finger vibrierend an den Hals oder ins Ohr legt. Die Sätze, welche er vorträgt, sind kürzer oder länger; mitunter ist es ein einziges Wort, das er künstlich auf lange Läufe dehnt und streckt.

Bald ist es uns nicht mehr möglich, dem Gesang ein Interesse abzugewinnen. Die Beisassen des Sängers aber nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie nehmen am Beifall des Volkes keinen Anteil, pflegen auch keine Konversation. Die meisten aus ihnen, namentlich die Greise mit Charakterköpfen und tiefgefurchten Gesichtern, scheinen auch den Gesang nicht im mindesten zu beachten und sitzen wie völlig weltentrückt da. Mit dem Oberkörper schaukelnd und dumpfe Gurgeltöne ausstoßend, scheinen sie fortwährend Gebete zu murmeln. Ohne Zweifel Aspiranten des Heiligenruhmes, welche das Volk und sich selbst glauben machen, sie seien in besonderer Weise der Gottheit nahe und von ihr erfüllt. Volle Aufmerksamkeit schenken wir auch diesem ganzen Völkchen, dessen Blicke neugierig, aber durchaus harmlos und freundlich sich auf uns richten, dessen Züge von Glück und Zufriedenheit strahlen. So können die Leute stundenlang dasitzen und dem Sänger

zuhören, ohne anderes Bedürfnis und ohne andern Genuß als das Rauchen. Bei Beginn hat jeder sein Täßchen Kaffee erhalten; dann wird nichts mehr getrunken als höchstens Nilwasser. Dabei ist alles voll Glück und die Ordnung musterhaft. Da kann man den guten Charakter des einfachen Landvolks kennen lernen und bewundern in seiner Gutmütigkeit, gemütlichen Heiterkeit, Genügsamkeit und Nüchternheit, und nur mit Ärger gedenkt man dabei unseres Volkes, das nächstens einer spontan aus dem Herzen quellenden Freude nicht mehr fähig ist, sich nicht mehr belustigen kann ohne Ströme von Wein und Bier, ohne wüstes Lärmen und Schreien.

Aufs angenehmste berührt und unterhalten verabschieden wir uns vom Schech und galoppieren um die mitternächtliche Stunde über die Gräberfelder, „daß Roß und Reiter schnoben und Kies und Funken stoben".

Architekturstudien. Kairos Moscheen. Das Kunstvermögen des Islam.

Mittwoch, 23. März.

Der heutige Tag ist Architekturstudien gewidmet. Die Denkmäler, welche wir besuchen, liegen weit auseinander, aber wenn wir früh beginnen und ausdauern bis zum Abend, ist es möglich, sie alle der Reihe nach an einem Tag zu besichtigen, was das vergleichende Urteil erleichtert. Die arabische Baukunst wollen wir kennen lernen in ihren Monumentalwerken, den Moscheen und verwandten Bauten. Die chronologische Reihenfolge einzuhalten empfiehlt sich, soweit sie nicht zu allzu großen Umwegen nötigt.

Diese führt uns zunächst nach Alt-Kairo in die Amr-Moschee (Fig. 31), Gama Amr, Ägyptens älteste Moschee, 643 erbaut von Amr (Amur), dem Feldherrn des Kalifen Omar. Sie wurde später erweitert und ist jetzt ruinös und sehr verwahrlost. Erstaunt schaut das Auge auf, wenn man aus der winkligen Umgebung plötzlich in den Hofraum der Moschee eintritt. Sehr wenig interessieren uns die zwei Säulen am Eingang, deren enger Durchlaß dem Volksglauben als Tugend- und Paradiesesprobe gilt: wer sich nicht durchdrängen kann, dessen Heil steht nach diesem Glauben in Gefahr. Aber unsere volle Aufmerksamkeit ziehen auf sich die den geräumigen Innenhof auf allen Seiten umlaufenden Säulen und Bogenreihen. Diese Säulenhallen erweitern sich auf der Ostseite zu einer sechsschiffigen Halle mit sechs Säulenreihen, die durch Bogen miteinander verbunden und mit flachem Holzdach gedeckt sind. In diesem nach dem Hof offenen Kirchenraum ist in der Ostwand der Michrab oder die Kibla eingetieft, die genau nach Mekka orientierte

Gebetsnische, nach welcher jeder Beter sich hinwendet. Dann befindet sich hier wie in allen Moscheen der Mimbar, die hölzerne, schön verzierte Kanzel mit hoher Stiege, welche auf einen Thronsitz mit Baldachin und Kuppelkrönung hinaufführt. Das dritte und letzte Ausstattungsstück ist eine Holztribüne auf Säulen, Dikka genannt, von welcher der Gehilfe des Vorlesers die Koransätze laut wiederholt, damit auch die Fernstehenden sie vernehmen. In der Mitte des Hofes ist die unentbehrliche Hanefije, ein laufender Brunnen mit vielen Röhren, meist mit einer Kuppel überbaut, ringsum mit Sitzen versehen, auf welche die Muselmänner sich niederlassen, um Haupt, Arme, Füße und Hände vor dem Gebet zu waschen.

Trotz der Verwahrlosung und des teilweisen Einsturzes ist der Eindruck der Haupthalle und der Flankengalerien noch ein imposanter. Mit Vergnügen irrt das Auge durch den im Süden und Norden allerdings stark gelichteten Wald von etwa zwei und einem halben Hundert Säulen, welche noch stehen, fast lauter Edelgewächs. Nur die starken Balken, welche teils zur Versteifung teils wohl zum Aufhängen von Lampen von Säule zu Säule laufen, hemmen etwas den Durchblick. Was sagen wir aber zu den Spitzbogen, welche von diesen Säulen sich aufschwingen? Wir schauen sie an und vergleichen sie mit der Jahrzahl der Erbauung und schauen wieder und trauen kaum unsern Augen. Spitzbogen im 7. Jahrhundert? Es ist nicht anzunehmen, daß diese Spitzbogen erst bei spätern Veränderungen in den Bau kamen. Dieses Bauglied, das viel später in der Gotik eine so wichtige Rolle spielt, führt hier Jahrhunderte früher eine Art Vorleben. Aber wäre es auch nachweisbar, daß der Spitzbogen auf Umwegen von hier ins Abendland und in den Besitz der Gotik gekommen, die Selbständigkeit und Originalität der Gotik könnte nur dem dadurch gefährdet erscheinen, welcher das Wesen des gotischen Stils eben in der Form des Spitzbogens beschlossen wähnt. Von dieser Verwendung des Spitzbogens lediglich als Verbindungsgliedes zwischen zwei Säulen bis zum konstruktiven System der Gotik ist noch ein sehr weiter Weg.

Schwer trennt man sich von diesem Bau. Es ist, als ob das Herz durch etwas angezogen und festgehalten würde. Diese Säulen mit ihren Kapitälen sind die Magnete. Man sieht es ihnen sofort an, sie sind nicht für diesen Bau gebrochen und geformt worden. Sie wurden von nah und fern gewaltsam zusammengebracht und zusammengekoppelt; darum diese Vereinigung der verschiedensten Steinarten und Größen, der verschiedensten Formen und Arten von Kapitälen. Eine Menge von Bauten hat das Leben lassen müssen, damit dieser entstehen konnte. Sicher waren diese Säulen ehedem fast alle Träger christlicher Kirchenbauten. Nun stehen sie hier als still jammernde Zeugen jener Gewaltthaten, durch



Fig. 31. Amr-Moschee in Alt-Kairo.

welche sie aus dem Schoß ihrer Familien herausgerissen und nach Vernichtung der Familien in die Gefangenschaft abgeführt und mit Gewalt zum Islam bekehrt wurden. Sie träumen sich zurück in die schönere Vergangenheit, wo anstatt der Koranverse die frohe Botschaft des Evangeliums und der süße Weihrauch sie umtönte und umwogte, und wenn sie der Gegenwart gedenken, würden sie am liebsten gleich so vielen vorangegangenen Mitsklaven im Tod zusammenbrechen. Harret noch aus, arme Gefangene, vielleicht kommt auch für euch noch eine Erlösung!

*

Wir haben hier die Urform einer Moschee vor uns, welche nichts anderes sein soll als eine von der Außenwelt abgeschlossene Stätte des Gebets, ohne eigentlichen Tempelbau, bloß mit Hallen, welche gegen den Lärm des profanen Lebens und gegen die sengende Sonnenhitze geschützt sind. Ganz diese ursprüngliche Anlage zeigt auch noch die Moschee Ibn Tulûn (Fig. 32), in Kairo selbst gelegen, aber beinahe hundert Jahre vor Erbauung Kairos, circa 880, errichtet. Auch hier der Hof auf drei Seiten umschlossen von je drei Arkadenreihen, auf der Ostseite von der fünfschiffigen Haupthalle. Die Arkadengänge haben Bettler und Krüppel zu ihrer Wohnung erkoren. Die Haupthalle hat flaches Holzdach. Hier finden wir aber den arabischen Stil bereits auf der zweiten Stufe seiner Entwicklung, auf welcher er zwar konstruktiv nicht weiter gediehen ist, aber mit dem Ornament einen von nun an unlöslichen Bund geschlossen hat. So sehen wir hier schon die Stirnseiten und Leibungen der Bogen und Fenster besetzt mit jenen eigentümlichen geometrischen, auch pflanzlichen Ornamenten, welche den Namen Arabesken erhalten haben und reichlich mit kufischen Inschriften aus dem Koran durchwirkt sind. Neu und merkwürdig sind hier auch die Arkadenstützen, nicht mehr Säulen, sondern viereckige Pfeiler mit kantonierten Ecksäulchen, ein Motiv, das später im romanischen und gotischen Stil wieder Verwendung findet. Das Minaret, gleich dem ganzen Bau in desolatem Zustand, ist hier besonders schön ausgebildet; es geht aus dem Viereck mittelst einer Spirale in den Cylinder, aus dem Cylinder ins Polygonale über.

*

Nun käme nach der Erbauungszeit die Universitätsmoschee El-Azhar vom Ende des 10. Jahrhunderts an die Reihe; ihr gedenken wir aber eine eigene Besprechung und eigenen Besuch zu widmen. So begeben wir uns in die Moschee Kala'ûn, 1287 gebaut vom gleichnamigen Mamelukensultan, eigentlich nur eine in einen Muristan, d. h. in ein Spital eingebaute Grabkapelle. Der kleine Bau ist eine

architektonisch bedeutende Leistung, ein an byzantinische Bauten erinnerndes Oktogon mit achtseitiger Kuppel und mit niedrigerem Umgang. In der Mitte des Baues ist das Grab des Stifters, rings von zierlichen Holzgittern umgeben. Die Kibla ist außerordentlich reich behandelt, durch je drei in Abtreppungen eingestellte Säulchen betont; das Bogenfeld der Nische durch drei zierliche Blendgalerien mit Säulchen übereinander gegliedert, die Wandflächen mit eingelegten Perlmutter- und Mosaik-Verzierungen geschmückt, der Nischebogen leise eingekrümmt zur Hufeisenform.



Fig. 32. Moschee Ibn Tulûn in ihrem Verfalle.

Hierher kommen die Frauen mit ihren kranken Kindern zur Vornahme von allerlei höchst sonderbaren Kuren. Ein Holzschlegel wird durch das Gitter hindurch am Grabe berührt und dem Kopf des Kindes appliziert zur Vertreibung des Kopfwehs. Ein schwarzer Stein wird in Wasser gelegt, dann wäscht man mit dem Wasser dem Kind die Füße. An eine Säule strich eine junge Frau Citronensaft auf und ließ dann ihr Kind daran lecken: ein Mittel der Zungenlösung. Die armen Kinder sahen zum Teil aus wie sterbend oder schon gestorben, jämmerlich

mager und bleich; das Gesicht, besonders die Augen, schwarz mit Mücken bedeckt, denn der Aberglaube verbietet, im Bunde mit orientalischer Lässigkeit und Wasserscheu, dieselben abzuwehren oder auszuwaschen; daher hauptsächlich die vielen Augenkrankheiten und Erblindungen.

Das 14. Jahrhundert erstellt die Hassan-Moschee (1356—1359), die ebenfalls ruinös ist, am Fuße der Citadelle gelegen. Gleich beim riesigen Portal tritt uns in reichster Entfaltung ein eigentümliches Bauglied oder besser Zierglied des maurischen Stils entgegen: die Stalaktiten, jene seltsamen, tropfsteinartigen oder Bienenzellen ähnlichen Gebilde, welche arabisch Möarnas (das Erstarrte oder Gefrorene) heißen, von der Ähnlichkeit mit herabhängenden Eiszapfen. Sie dienen sowohl, wie hier, zur Auswölbung von Nischen wie zur Vermittlung des Übergangs von den Sargwänden zum Plafond, besonders in den Ecken, oder des Übergangs von den Pfeilern in die Kuppel oder als Kuppelpendentifs. Eigentlich konstruktive Bedeütung haben sie nicht, sind auch nicht massiv, sondern aus Stuck oder Holz. Durch ein Vestibül gelangt man in den Hof, welcher aber hier nicht von Säulenarkaden umzogen ist; vielmehr überspannt jede Seite des Quadrats eine tonnengewölbte Travee von bedeutender Höhe; die östliche, größte, bildet den Hauptgebetsraum und ist ebenfalls in riesigem Spitzbogen nach dem Hof hin geöffnet, hinter derselben das Grab mit Kuppel. Die Ornamentik schmeidigt und ziert die sehr kräftigen Architekturformen und die einfachen Linien der Grundanlage. — An Innenschmuck wird diese Moschee noch übertroffen von der Gama-el-Muaijad, vom Mamelukensultan dieses Namens erbaut am Anfang des 15. Jahrhunderts. Ihre Konstruktion greift wieder auf das ursprüngliche Schema zurück. Je eine dreifache Arkadenreihe mit Hufeisenbogen umschließt den Hof auf drei Seiten; nach Osten bilden vier Arkadenreihen das Heiligtum, rechts und links Grabkuppelbauten; die Haupthalle ist reich und geschmackvoll dekoriert, die Decke zeigt Goldkassetten mit reichem Farbenschmuck — ein wahres Schmuckkästchen. Besonders reizend wirken die eigentümlich verglasten Fenster, denen wir nun häufig begegnen; in die Fensteröffnungen sind nämlich Gipstafeln eingesetzt, welche nach hübschen Zeichnungen — Blumenvasen, geometrische Figuren, Schriftzeichen — durchlöchert und deren Löcher mit buntem Glas ausgefüllt sind; die Wirkung dieser Kamartijeh genannten Fenster kommt der von Glasgemälden gleich.

Um die neuere Kirchenbaukunst des Islam kennen zu lernen, müssen wir die Hofmoschee besuchen, in welcher der Khedive sein Gebet verrichtet, die Gama-el-Hassanên in der Nähe der Universitätsmoschee, 1792 gebaut, 1880 vollständig umgebaut. Sie ist durch schmucke Arkadenreihen in mehrere Schiffe geteilt und in einem Stil erbaut, welcher dem

modernen Palaste näher steht als der kirchlichen Architektur und welcher an die bloß noch im Bild vorhandene, eingestürzte Moschee El-Moyad erinnert. Ihre Innenausstattung ist höchst elegant. Diese Moschee birgt das Haupt des in der Schlacht bei Kerbela 680 gefallenen Hussên, des Sohnes Alis, des Schwiegervaters des Propheten. Sein Geburtstag wird von den schiitischen Persern in dieser Moschee mit wahnsinnigen Ausbrüchen der Totenklage und blutigen Bußübungen begangen. In einem anstoßenden Raume sahen wir die Frauen um einen Koranleser zum Unterricht versammelt; wie ein Haufen schwarzer Krähen hockten sie im Kreise am Boden; bei unserem Eintritt reckten sich alle Hälse und drehten sich alle Köpfe, worauf alsbald ein Tempeldiener mit einer Art Fliegenklappe sie zur Ordnung wies.

Des Islam größtes modernes Werk ist die Alabastermoschee, 1857 vollendet, nach ihrem Erbauer auch Mehemed-Ali-Moschee genannt. Sie steht im Rayon der Citadelle, welche schon Saladin auf halber Höhe des Mokattam aus dem Material der Pyramiden von Gizeh anlegte. Sie beherrscht mit ihrem mächtigen Baukörper und ihren zwei wunderbar schlanken Minareten, welche die Kuppel flankieren und mit ihren feinen Spitzen im Himmelblau sich verlieren, die ganze Stadt Kairo und überstrahlt sie mit dem milden Glanze des edlen Gesteins, von welchem sie ihren Namen hat. Den geräumigen Hof umschließen Rundbogenarkaden; über jede Travee der Arkadengänge wölbt sich eine Flachkuppel auf. Die Säulenreihen von guten Verhältnissen nehmen den achteckigen, kleinen Kuppelbau der Hanefije in die Mitte, welcher ebenfalls auf Säulchen ruht und ringsum durch ein weit vorspringendes, schräg aufwärts laufendes, mit Ornament überkleidetes Schutzdach erweitert ist. Für die Anlage des östlichen Hauptbaues aber nahm man die Hagia Sophia oder die nach ihr gebauten Moscheen in Konstantinopel zum Vorbild. Die Durchführung der Struktur läßt zu wünschen übrig. Vor allem von außen befriedigt der Bau in der Nähe sehr wenig. Aus einem riesigen quadratischen Block, welcher bloß durch vier starke Eckpfeiler, von denen zwei in Minarete, zwei in Zwergtürmchen auswachsen, und durch zwei sehr profane Fensterreihen übereinander gegliedert ist, quellen höchst unorganisch vier kleine Kuppeln, vier Halbkuppeln und die große Centralkuppel auf. Der Eindruck des Innern ist weit besser und dem der Aja Sophia wenigstens vergleichbar. Hier kommt die im Äußern verdeckte und verdorbene centrale Kreuzanlage zu wuchtiger Offenbarung; vier Riesenpfeiler tragen die günstig ins Licht gesetzte Hauptkuppel; die vier wenig ausgreifenden Kreuzflügel mit Seitengalerien schmiegen sich mit ihren etwas niedrigern Halbkuppeln schön an den mittlern Hauptraum an. Soweit auch hier konstruktive Schwächen sich

finden, läßt die majestätische Weite und Höhe des Raumes, die ausgesuchte Pracht der Dekoration, der durchbrochenen, buntverglasten Fensterplatten, der Alabastertafeln, mit welchen alle Wandflächen verkleidet sind, der kostbaren bunten Teppiche sie nicht störend zur Geltung kommen. Viele Tausende von Lämpchen lassen ahnen, wie feenhaft diese Pracht bei nächtlicher Beleuchtung wirken muß.

Planung und Ausführung dieses Baues stellt dem Usurpator, dem Begründer der Dynastie, welche gegenwärtig in Ägypten herrscht, ein gutes Zeugnis aus. Aber derselbe hat seinen Namen, die Stufen seines Thrones und den Weg zu diesem Heiligtum besudelt mit einem Strom von Blut. Hier in diesem Thorweg ließ er 480 Mamelukenbeys, welche er unter heuchlerischem Vorwande auf sein Schloß gelockt hatte, beim Verlassen desselben meuchlerisch ermorden am 1. März 1811; nur einer soll entkommen sein, indem er mit kühnem Sprung auf seinem Pferde über die Mauer setzte.

*

Zu beiden Seiten des Citadellenhügels breiten sich am Fuße des Mokattamgebirges große Friedhöfe hin, der eine unmittelbar an die Stadt angrenzend, der andere in einiger Entfernung von ihr. Sie müssen wir aufsuchen, um noch einige bedeutende Werke islamitischer Baukunst kennen zu lernen. Wenn wir über den Citadellenhügel herabsteigen auf den weiten, belebten Rumêle-Platz und diesen und den Platz Mehemed Ali überschreiten, kommen wir auf das Totenfeld, welches die sogen. Mamelukengräber beherrschen. Zahllose, sarkophagartig aufgemauerte Grabhügel entsteigen dem Boden; über sie erheben sich regelmäßig am obern und untern Ende zwei Steinsäulen oder Stelen, beschrieben mit den Personalien des Verstorbenen und mit Koransprüchen; die vordere Stele krönt bei den Männern immer der Turban. Das stille Reich ist oft sehr belebt und bevölkert; besonders die Frauen kommen viel hierher und sitzen oft stundenlang um die Gräber, schweigend oder im stillen Flüstern der Toten gedenkend. Aber zudem ist das ganze Totenreich, was einen seltsamen Eindruck macht, ganz durchsetzt mit Wohnungen der Lebenden, mit meist sehr armseligen Hütten, aber auch bessern Häusern. Man sieht mitunter im Innenhof des Hauses oder im Untergemach desselben sich Grabhügel erheben.

Über diese gewöhnlichen Gräber ragen moscheenartige Grabbauten hoch empor, meist Viereckbauten mit schlanken Kuppeln; darunter auch die Grabbauten der letzten Khediven, sie allein von Bäumen überschattet, gut gehalten und innen mit reicher, goldstrotzender Pracht ausgestattet.

An die Besichtigung dieser Denkmäler schließen wir am besten sogleich die der sogen. Kalifengräber (Fig. 33) an auf der andern



Fig. 33. Die Kalifengräber bei Kairo.

Seite des Citadellenhügels. Es sind in Wahrheit Bauten der Tscher-
kessensultane, welche von 1382—1517 herrschten. Sie haben reichere
Anlage als die Mamelukengräber und bilden eine größere Gruppe, man
kann sagen, eine eigene Stadt von ungemein kraftvoller Architektur, deren
Linien sich scharf abzeichnen von der weiten Sandwüste, auf der alles
Leben erstorben ist. Die Mausoleen, ebenfalls kuppelbekrönte Viereckbauten,
haben häufig noch hohe Minarete neben sich und Höfe und allerlei
Anbauten um sich, Räume für Schulen, Wohnungen, Ställe, Brunnen-
anlagen. Das Problem der Überführung des quadratischen Unterbaues
ins Achteck und in die runde Trommel der Kuppel ist außen bei manchen
trefflich, bei andern schlecht gelöst. Die Außenflächen der Kuppeln sind
mitunter nicht glatt belassen, sondern geriefelt, sozusagen kanneliert, mit
sehr guter Wirkung, oder auch mit feinem ausgehauenen (oder bloß
stuckierten) Gespinst oder Geflecht von Linienornamenten umzogen. Aus
der Ferne macht das alles großartigen Eindruck. Je näher man kommt,
desto mehr überzeugt man sich, daß die ganze Herrlichkeit rettungslos
raschem Ruin anheimfällt. Kein einziger von den etlichen zwanzig
Bauten ist mehr intakt; die meisten sind in so desolatem Zustande, daß
man bei uns das Betreten derselben polizeilich verbieten würde; kein
Gewölbe ohne Löcher, kein Bogen ohne Risse, keine Decke ohne klaffende
Spalten, keine Treppe ohne Lücken. Ich bestieg nicht ohne Schwierigkeit
und Gefahr das Mauerwerk der beiden schönsten Bauten: des Mau-
soleums von Barkûk vom Ende des 14. Jahrhunderts und der lieblichen
Gama Kait-Bey vom Ende des 15. Jahrhunderts. Da konnte ich mich
überzeugen, wie auch der Wüstensand kräftig am Zerstörungswerk mit-
wirkt; er frißt und nagt an den Steinen und gräbt ihnen seine merk-
würdigen Runen ein. Möglich, daß bei zeitigem Eingreifen noch manches
hätte gerettet werden können. Aber das Restaurieren geht gegen die
Grundsätze des Islam; er läßt zerfallen, was zerfällt. An einigen Bauten
hat man zwar durch eingezogene Balkengerüste dem Zusammenbruch
vorzubeugen gesucht. Aber es ist keine Rettung mehr möglich. Das
Verderbnis liegt zu tief; es fehlt am Fundament; man hat hier nicht
auf Felsen, man hat auf Sand gebaut. In absehbarer Zeit wird an
der Stelle dieser Bauten ein Trümmerhaufen liegen, und unter ihm
wird auch alle die dekorative Herrlichkeit begraben sein, welche das Innere
einiger dieser Grabtempel, besonders der Moschee Kait-Bey, so wunder-
voll ziert, die schönen Mosaiken der Wände und Böden, die reichen Stein-
arabesken, die feinen Intarsien, die goldstrotzenden Decken. Unwillkürlich
schaut man von diesen dem Tod verfallenen Denkmälern des Todes,
welche noch keine 500 Jahre stehen, hinüber zu den Pyramiden, welche
5000 Jahre auf dem Rücken haben und trotz aller Mißhandlungen nicht

wanken und nicht weichen. Das könnte einladen zu Vergleichungen zwischen dem alten Ägypten und dem Ägypten des Islam.

Auch bei den Kalifengräbern haben die Lebenden bei den Toten sich zu Gast geladen. Armes Volk hat sich hierher geflüchtet und in dem alten Gemäuer angenistet. In der Nähe hat sich ein ganzes kleines Dörflein angesiedelt, in dessen Weichbild eben der neue Khedive ein neues Familiengrab anlegen läßt. An den Häusern dieses Dorfes können wir unsere Architekturstudien nicht fortsetzen, aber auch an denen von Kairo nicht, da das Äußere meist sehr unscheinbar, das Innere für den Giaur unzugänglich ist. Wir erinnern uns aber mit Vergnügen der hübschen Erkerchen mit ihren schon erwähnten Maschrebijen=Gittern und wollen auch nicht der prächtigen Brunnenbauten vergessen, mit welchen die Baukunst des Islam, in diesen Kleinwerken glücklicher als in den großen, die ganze Stadt reichlich durchzogen hat.

*

An die Gama El=Azhar, die wir für einen eigenen Gang aufgespart haben, knüpft sich ein ganz besonderes Interesse. Denn diese Moschee ist zugleich Centrum und Brennpunkt des ganzen wissenschaftlichen Lebens des Mohammedanismus, die Universität nicht bloß für Ägypten, sondern für alle Länder des Islam. Sie entstand gleichzeitig mit Kairo, und ihre ursprüngliche Anlage vom Ende des 10. Jahrhunderts unterscheidet sich, wie man jetzt noch trotz Um= und Anbauten späterer Zeiten erkennt, nicht wesentlich von der der Moscheen Amr und Ibn Tulûn. Dem weitern Zweck, wonach sie nicht bloß Bethaus, sondern namentlich auch Lehrhaus sein sollte, konnte bei der hier üblichen Lehrweise im Rahmen jener Grundanlage genügt werden. Wir haben auch hier einen Innenhof, von mehreren Säulengalerien umzogen, und auf der Ostseite einen erweiterten und erhöhten Hallenbau, neunschiffig, mit einem Wald von 380 Säulen. Auch diese Säulen sind aus nah und fern zusammengetragen und trotz der Verschiedenheit des Materials, der Höhe und Dicke, der Kapitäle, so gut es gehen mochte, in Reih und Glied gebracht und durch hohe Spitzbogen miteinander verbunden; Balkendurchzüge laufen von Bogen zu Bogen, von Schiff zu Schiff, und eine ebene Holzdecke bedacht das Ganze. Dieser Hauptraum der Moschee hat vier Kiblen nebeneinander in der Ostwand, denn es teilen sich in Bethaus und Lehrhaus die vier Sekten des Mohammedanismus bezw. die vier Sekten, in welche die eine große Sekte der Sunniten auseinanderfällt: die der Malikiten, der Schafiiten, der Hanafiten und die der besonders fanatischen Hanbaliten, und keine will, daß sich ihr Gebet mit dem der andern vermische.

Dieser Gebetsraum ist zugleich der große Hörsaal der Universität. Leider ist der Unterricht nicht in vollem Gang. Wegen einer weitgreifenden Restauration an den Hofarkaden scheint Vakanz zu sein. Wir sehen nur wenige Studenten; eine einzige Gruppe von Knaben saß um ihren Lehrer, der mit dem Rücken an eine Säule gelehnt docierte. Photographien geben uns ein Bild von der Halle zur Zeit des wissenschaftlichen Vollbetriebs. Die Säulen vertreten die Stelle der Katheder; nur einige wenige Lichter allerersten Ranges haben eine Art Kanzel als Leuchter. 300 Ulema oder Professoren (Fig. 34) walten hier ihres Amtes, an der Spitze steht der Schech der Gama El-Azhar oder der Rektor. Früher war die akademische Carriere ziemlich freigegeben. Solche Studenten, welche vor den Mitschülern sich hervorthaten und von den Schwächern um Nachhilfestunden angegangen wurden, nahmen eines Tages, nachdem sie länger diese private Lehrthätigkeit geübt hatten, ohne weiteres, ohne Habilitation und Examen, eine der Säulen in Beschlag und eröffneten ihre Kollegia. Jetzt aber führt der Weg zu den Säulen auch durch die enge Examenspforte.

An Zuhörern fehlt es nicht. Die Hochschule hat eine Frequenz, mit welcher sie alle ihre europäischen Schwestern schlägt. 10000 Studenten sammeln sich hier aus allen Ländern des Islam; sie gehören den Altersstufen von zehn bis zu zwanzig Jahren an. Das muß ein Leben sein, wenn diese Zehntausend durch die Hallen wogen, wenn in dem Kumulativ-Hörsaal einige Dutzend Professoren mit ihrem Hörerkreis am Boden Platz genommen haben und gleichzeitig nebeneinander mit lauter Stimme ihre Weisheit auskramen. Das sind scharfe Geisteskämpfe, die hier geschlagen werden; in einem Raume vereinigt, spalten sich diese Scharen in vier feindliche Lager, die gegeneinander streiten. Denn die vier obengenannten großen Schulen oder Sekten gehen besonders in der Erklärung des Koran weit auseinander; sie finden sich nur zusammen in der Verachtung des Christentums. Da mag es vorkommen, daß, was der eine eben haarscharf als das allein Richtige beweist, zur gleichen Stunde vom andern als Thorheit und Ketzerei gebrandmarkt wird. Die Zuhörer hocken um den docierenden Ulema, hören zu und fragen oder schreiben mit der Rohrfeder in das auf der flachen Linken oder am Boden liegende Heft. Dabei wird eifrig die nach orientalischem Glauben alles Lernen und Denken ungemein erleichternde Gymnastik pendelnden Hin- und Herbewegens des Oberkörpers betrieben, welche Leben in die Gruppen bringt. Ist das Kolleg aus, so küssen die Schüler dem Lehrer die Hand und gehen nicht etwa zum Frühschoppen oder in die Stadt hinaus, sondern in die Wandelgänge des Hofes, wo sie aus den Brunnen ihren Durst löschen, konversieren oder spielen. Einige ziehen

sich in ihre Wohnungen zurück, und wir folgen ihnen. Ein großer Teil der Studierenden wohnt nämlich in der Gama selbst, nur die reichern und wohlhabendern in den benachbarten Straßen. Da giebt es aber keine Einzelzimmer, auch keine Museen und Schlafsäle. Es sind einfach die einzelnen Traveen der Kreuzgänge durch Lattenverschläge oder hohe

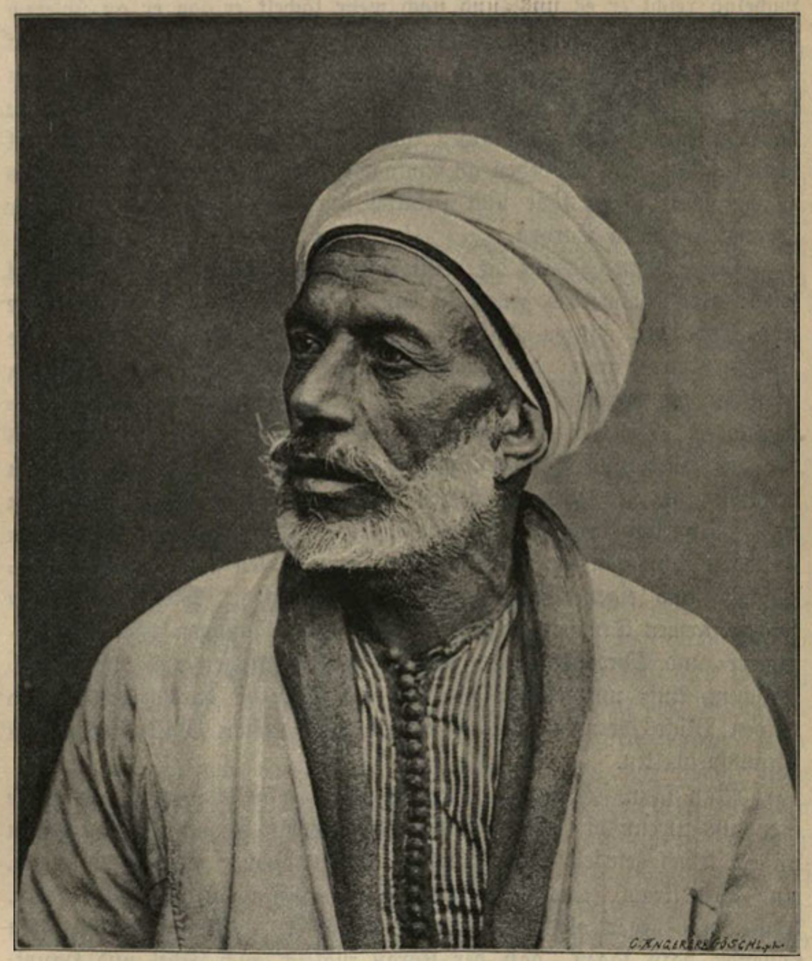


Fig. 31. Arabischer Gelehrter.

Kästen in abgegrenzte Kompartimente (Riwaks) geteilt; die Abteilungen werden nach Landsmannschaften vergeben. Der dem einzelnen zufallende Raum besteht in einem Wandkästchen, in welchem seine Schriften, Hefte und Habseligkeiten sich befinden, und in einem Streifen des Fußbodens von der Länge und Breite seines Körpers; hier rollt er seine Matte

auf und legt er in sein Obergewand eingehüllt sich zum Schlafe nieder. Der junge Mensch, welchem wir folgen, hat Hunger, denn es ist die Mittagsstunde. Er holt aus seinem Kästchen einen Brotkuchen hervor und beginnt sein Mahl. Da er uns freundlich anblickt und offenbar nicht zu den Fanatischen gehört, so bitten wir ihn auch um ein Stückchen. Lächelnd reicht er es uns, und noch mehr lächelt er, da er an unserem Gesicht abliest, daß wir das harte, rauhe, ganz geschmacklose Gebäck nicht sonderlich gut finden. Ob es für diese Studenten gar keine andern Genüsse und Mahlzeiten giebt, als was ihr Kästchen birgt oder was sie von den Händlern im Hof kaufen können, ist mir nicht bekannt. So viel scheint sicher, daß ihr Leben an Einfachheit und Bedürfnislosigkeit nichts zu wünschen übrig läßt und ziemlich stark kontrastiert mit dem ihrer Kommilitonen in Europa.

Leider Gottes scheint die geistige Nahrung, welche ihnen verabreicht wird, auch kümmerlich genug zu sein. Der Koran ist Anfang, Mitte und Ende der ganzen Wissenschaft. Die Theologie ist Koran, die Jurisprudenz Koran; denn Religion und Recht sind im Islam völlig ungeschiedene Begriffe, und der Koran die Heilige Schrift und der Gesetzeskodex. Die Sprachwissenschaften werden nur so weit betrieben, als für das Lesen und Verstehen des Koran erforderlich ist. Den Koran erklären oder eine der unzähligen Koranerklärungen nochmals erklären ist die Funktion des Ulema; den Koran auswendig lernen, bis er ihn auffagen kann von vorne bis hinten, von hinten bis vorne, Hauptaufgabe und eigentliches Lernziel des Studenten. Wir hörten einen solchen armen Tropfen sein endloses Pensum aufsagen wie eine Memorier- und Sprechmaschine, mit geschlossenen Augen und mit konvulsivischem Auf- und Abschnellen des Oberkörpers; harten Tones und wilden Blickes verwies ihm der Ulema einige falsche Worte, welche mit heraussprudelten.

Man kann sich denken, was dabei herauskommt, wenn das ganze Studium, wenn die Himmelstochter Wissenschaft so mit tausend Ketten an ein Buch gefesselt ist — an ein solches Buch! Eine Rabulisterei, ein Formelkram, eine Haarspalterei, ein wissenschaftlicher Kleinkram, tausendmal ärger als bei den alten Rabbinern. Aber was soll man vollends dazu sagen, daß der Koran zugleich auch Fibel und Hauptlesebuch der Elementarschulen ist und Kindern eingetrichtert wird, die ihn absolut nicht verstehen?

Wir haben öfters durch den schon aus der Ferne entgegentönenden Singsang uns in die höchst anspruchslosen Schullokale für den Volksunterricht führen lassen: meist kellerartige Räume ohne Fenster, ohne Thüre, mit einer Art Oberlicht versehen; ohne Bänke, ohne Katheder,

lediglich ausgestattet mit einem Mattenbelag, auf welchem die Buben im Halbkreis vor dem Lehrer sitzen. Da leierten die Knaben wie beseelte und sprachbegabte Perpendikel Koranstücke ab, überwacht von dem grämlich dreinschauenden Meister der Schule, dessen langes Rohr sofort niedersauste, wenn einer der Rangen nicht mehr ernstlich mitmachte. Einmal lag der Lehrer eben seiner Gebetspflicht ob auf seiner Matte, weder die Schüler noch uns beachtend; sein Scepter hatte er einem jungen Gehilfen übergeben; aber als die Knaben uns bemerkten, floß sofort statt der Koransprüche ein vielstimmiges: Bakschisch, Bakschisch! über ihre Lippen. Einer meiner Freunde warf eine Münze in ihre Mitte, und alsbald kugelte die ganze Corona über dieselbe her. Ich wollte den Freund ernstlich rügen ob seines pädagogischen Vergehens; aber als der junge Schulmeister ruhig seinen Stab niederlegte und mit demselben süßen Ruf seine Handfläche gegen uns öffnete, unterließ ich die Rüge.

Für Mädchen giebt es überhaupt keine Schule. Hier lautet der abscheuliche, den ganzen Mohammedanismus zeichnende Grundsatz: Ein Weib schreiben lehren ist dasselbe wie eine Schlange mit Gift tränken. Doch teilt man uns mit, daß man in neuerer Zeit in bessern Familien ernstlich mit diesem Grundsatz gebrochen hat und auch den Mädchen eine Geistesbildung zukommen läßt; wenn diese sich in engern Grenzen hält als die europäische Institutsbildung, so hat das gewiß auch sein Gutes.

Daß diese Wissenschaft und dieses Schulwesen, welch letzteres eigentlich bloß widerwillig und der zwingenden Konkurrenz wegen aus Europa hinübergenommen wurde, irgend etwas werde dazu beitragen können, um den Islam der christlichen Kultur näher zu bringen, wird der größte Sanguiniker, der die Verhältnisse kennt, nicht zu hoffen wagen. Diese Wissenschaft ist nur eine weitere chinesische Mauer, die alle fremden Einflüsse fernhält, und auch der Streit innerhalb der Mauern wird den festen Gürtel derselben nicht sprengen. So heiß und unversöhnlich er auch zwischen den verschiedenen Schulen geführt wird, er geht nicht auf den Grund; es ist ein Streit um Formelwesen, um koranexegetische Quisquilien. Mehr Hoffnung könnte man daran knüpfen, daß in neuerer Zeit die christlichen Schulen, namentlich auch das große Gymnasium der Jesuiten, viele mohammedanische Zöglinge haben. Aber nach unsern Erkundigungen ist der Fall selten, daß diese Schüler zum Christentum übertreten; es sind der Schwierigkeiten zu viele, und die Eltern wachen zu ängstlich darüber, daß ihre aus egoistischen Gründen gemachte Konzession keine weitern Folgen habe. Dann sind freilich die Früchte der humanistischen Bildung von sehr zweifelhaftem Werte; der europäische

Kultur-Glanzfirnis erzeugt dann Reform-Türken, so schlecht als die Reform-Juden; Reform-Türken, welche über die Gebets- und Fastengesetze des Koran spötteln, Wein trinken, ihren orientalischen Charakter mit orientalischer Kleidung und Sitte ablegen und dafür nichts eintauschen als europäische Sprache, europäischen Schliff und europäische Laster.

* *
*

Doch zurück zur Kunstbetrachtung, welcher der heutige Tag vor allem gewidmet sein sollte. Sammeln wir die kunstgeschichtlichen Resultate unserer Stadtwanderung.

Der Kreis der bildenden Künste engt sich für den Islam sehr ein. Eine irgendwie selbständige Skulptur und selbständige Malerei giebt es für ihn nicht. Die Nachbildung der Menschengestalt ist im Koran streng verboten; die Errichtung der ehernen Standbilder des Mehemed Ali und des Ibrahim Pascha in Alexandrien und Kairo wird heute noch von den orthodoxen Muselmännern als Abfall vom Islam beklagt. Mit jenem Verbot fallen auch alle Nachbildungen aus der Natur- und Tierwelt weg. Nur die persischen Schiiten, die zweite Hauptsekte des Islam, anerkennen das Koranverbot nicht und weben Tierbilder wenigstens ins Ornament ein, und nur in Spanien versteigt sich die Kunst des Islam zu figürlichen Malereien. Davon abgesehen ist die *eine* bildende Kunst des Islam die Architektur; sie zieht Skulptur und Malerei bloß als Sklavinnen in ihre Dienste.

*

Vom 7. Jahrhundert an wagt sich die Architektur des Islam an Großes, und sie erstellt durch die Jahrhunderte hindurch eine stattliche Reihe bedeutender Werke. Gleichwohl bringt sie es in all diesen Jahrhunderten zu keinem eigentlichen Stil, zu keinem neuen konstruktiven System; sie hat auch keine eigentliche Entwicklungsgeschichte. Vielmehr bemächtigt sie sich in allen Ländern, über welche der Islam sich ausbreitet, der vorhandenen Architektur, meist in einem doppelten Sinn, in materiellem und geistigem. Sie entnimmt den zerstörten christlichen Kirchen die vorzüglichsten Bauteile und das Steinmaterial für ihre Bauten, und sie entlehnt von denselben die Baugedanken, die konstruktiven Ideen, mischt aber jene sowohl wie diese untereinander, mehr nach Laune und Willkür als nach festem Prinzip und tieferem Verständnis.

*

Der Baustil des Islam ist ein Mischstil, ein Amalgam von antiken, arabischen, byzantinischen, persischen Elementen. So ist er das getreue steinerne Abbild des ganzen Islam und seines kanonischen Buches, des

Koran. Wie der letztere zusammengesetzt ist aus altarabischen, persischen, jüdisch- und christlich-gnostischen, rabbinischen und biblischen Bestandteilen, viel Unverstandenes und Mißverstandenes in sich aufnimmt, neben zahllosen Albernheiten und Wiederholungen hohe poetische Schönheiten, aber kaum irgendwo Originalität aufweist, so die Architektur des Islam. Ein buntes Vielerlei von künstlerischen Gedanken, eine Musterkarte von Motiven, manche Einzelschönheiten; aber keine geschlossene Einheit, keine Konsequenz, keine Originalität; überall Abhängigkeit und Entlehnung; überall Kopie, meist ohne Fähigkeit und ohne ernsten Willen, das Original treu nachzubilden. Wo ein Bau eine gewisse Einheit und folgerichtige Durchführung zeigt (wie manche Nachbildungen der Hagia Sophia), dankt er dieselbe nur ängstlichem Anschluß ans fremde Vorbild. Wo der Stil originell aufzutreten scheint, liegt die Originalität lediglich entweder in willkürlichen, phantastischen Umbildungen gewisser architektonischer Einzelformen, welche meist ein Verderbnis derselben zu nennen sind, oder in reinen Äußerlichkeiten, im Ornament.

*

Der kahle und starre Gottesglaube des Islam, welchem die Kraft lebendiger Selbstentfaltung und Selbstentwicklung von innen heraus abgeht, und der seine Magerkeit und Armut nur verhüllen kann durch den faltenreichen und farbenreichen Mantel phantastischer Mystik und verworrenen Aberglaubens, war begreiflicherweise außer stande, eine neue und organische Tempelanlage aus sich herauszubilden. Darum sind auch seine Tempelbauten keine organischen Gebilde, und das eigentliche Heiligtum inmitten der regellos und äußerlich aneinandergeschifteten Teile ist ein leerer Raum mit leerer Nische.

*

Wie wenig die Kunst des Islam im stande war, architektonische Gedanken nachzudenken und logisch auszudenken, zeigt sich charakteristisch in der Behandlung der Arkadenbogen und der Kuppel. Sie entzieht sich der festen Regel des Rundbogens und verbindet die meist aus andern Bauten zusammengetragenen Säulen mit dem Hufeisenbogen, der über den Halbkreis hinausgeführt ist, oder mit dem Spitzbogen aus zwei sich oben schneidenden Kreissegmenten, oder mit dem geschweiften Kielbogen, oder mit dem Kleeblatt- und Zackenbogen. Das alles ist aber lediglich ein Spiel der Phantasie mit Formen, eine von der Laune diktierte Schweifung und Schwingung der reinen, schlichten, kräftigen Kreislinie, ohne allen weitern Einfluß auf die Gliederung des Baues, ohne konstruktive Bedeutung. So wird nun auch die wuchtige Kuppelform nach außen zur weichlich geschwungenen Zwiebelform entnervt und das Kuppelgewölbe

im Innern durch die Stalaktiten aufgelöst in ein wirres Spiel tausendfach gebrochener und verschobener Linien, kindisch aneinandergeklebter Miniaturgewölbchen.

*

Originalität findet sich nur in der Ornamentik des Islam. Daß aber diese eine so große Rolle spielt, weist eben wieder auf die Schwäche der Architektur zurück, die nach bergenden Hüllen sucht, um ihre mangelhaften und krüppelhaften Gebilde zu verdecken. Die ganze Ornamentation wächst nicht eigentlich organisch aus der Architektur heraus, sondern wird ihr an- und umgethan. Die Sklavinnen, Skulptur und Malerei, werden beigezogen, um Teppiche zu weben, mit welchen man den Mangel architektonischer Gliederung zudecken, die leeren, öden Flächen überkleiden kann. Sie werden auch nicht von der Architektur in Schule genommen und inspiriert, sondern sind lediglich Schülerinnen der Teppichweberei, deren Gebilde und Gemälde sie in Stein und Holz übertragen.

*

Wie die Phantasie im Koran die paar kümmerlichen theologischen, religiösen und sittlichen Gedanken mit ihren Gespinsten umzieht, so die Arabesken die architektonischen Glieder. Der Formenreichtum ist groß und zeugt von unerschöpflicher Erfindungskraft auf diesem Gebiet. Die Wirkung der aus Stein oder Holz gegrabenen, mit Farben und Gold gelichteten und gehobenen geometrischen Linienornamente oder stilisierten Pflanzenornamente mit den häufig eingewobenen Koransprüchen in der eckigen kufischen oder der weichern Kursivschrift ist oft bedeutend. Aber bei manchen Moscheenbauten verschärft die blendende Pracht der Dekoration noch das Mißbehagen, die Disharmonie zwischen ärmlichem Äußern und glanzvollem Innern, zwischen Prunk der Verzierung und Armseligkeit der Konstruktion.

*

Eine gewisse technische Gewandtheit ist bei den großen Bauten des Islam nicht in Abrede zu stellen. Sie ist aber nicht dem Islam gutzuschreiben, sondern den koptischen und byzantinischen Baumeistern und Werkführern, welche für ihn arbeiten mußten. Auf Rechnung des Unverstandes und der Ungeduld der Bauherren ist aber wohl sicher der Mangel an Solidität, namentlich bei der Fundamentierung, zu setzen und auf Rechnung mangelnden Kunstsinnes die Roheit, mit welcher den Bauten der Vorzeit das verweigert wird, was sie zur Sicherung ihres Fortbestandes nötig haben. Mögen die Werke des Islam zerfallen. Es geht mit ihnen kein stützendes und tragendes Glied im großen Tempel der Kunst verloren; es fällt höchstens von der Stuckverzierung etwas ab.

Bei den heulenden Derwischen und bei den Kopten in Alt-Kairo.

Freitag, 25. März.

Mariä Verkündigung. Gottesdienst in der Franziskanerkirche. Der französische Prediger wiederholt mehrmals die Mahnung, man möchte doch die Jünglinge nicht vor 14, die Mädchen nicht vor 12 Jahren sich verheiraten lassen. Neuerdings will man behaupten, die frühen Heiraten seien von guten Folgen. Richtig ist ja, daß im Orient das Kind sich viel rascher und früher entwickelt. Gleichwohl sind so frühe Heiraten, wie die obige Mahnung sie selbst unter den Christen als häufig vorkommend voraussetzt, ein Unfug. Da wird die Familiengründung und Kindererzeugung als Kinderspiel betrieben und ebenso die Kindererziehung. Der rechte Ernst wird selten nachträglich sich einstellen.

Um 1 Uhr fahren wir nach Alt-Kairo zur Gama-el-Ain. Das ist eine kleine, unscheinbare, kreisrunde Moschee, in welcher jeden Freitag von 2—3 Uhr die heulenden Derwische ihren Zikr halten. Eine Menge von Equipagen und Reittieren füllt den Platz vor derselben. Wir treten in das Innere. Oberlicht erhellt dasselbe. Die Wände sind kahl. Der Boden ist mit Matten belegt. Der äußere Kreis ist den Zuschauern eingeräumt, für welche Stühle herbeigebracht werden. Eine gewählte europäische Gesellschaft hat sich eingefunden, darunter einige französische Abbés im Talar. Der Kibla, der Gebetsnische, gegenüber sind in engerem Halbkreis Teppiche und Pelze am Boden ausgebreitet; unmittelbar vor der Kibla der etwas erhöhte Sitz des Imam, des Oberhauptes oder Schechs der Derwische; zu beiden Seiten Plätze für den Sänger und die Musikanten. Allmählich sammeln sich die Derwische und kauern auf ihren Plätzen nieder, Männer in kräftigen Jahren bis an die Schwelle des Greisenalters hin; auch ein junger Mensch von vielleicht 15 Jahren ist unter ihnen; die Gesichter sind außer dem lebhaften des Jünglings geistlos, roh, finster und wild; die Kleidung sehr verschieden, vielfach schlecht und zerlumpt; auf dem Kopf tragen sie den Turban oder hohen Tarbusch. Jetzt tritt der Imam ein, mit langem Bart, intelligenten, wohlwollenden Zügen, würdevoll ernster Haltung.

Der Sänger beginnt. Er schaut verdrossen und mürrisch drein und sein Gesang hat dieselbe Klangfarbe. Einförmig und lahm wälzen sich die melancholischen Weisen nicht so fast aus dem Munde als aus der Nase hervor, dem musikalischen Hauptorgan der Araber; bei kunstreichern Läufen hält er die Finger oscillierend ans Ohr oder an den Kiefer. Weiche Töne aus langer Rohrpfeife begleiten ihn. Das Orchester aber oder die Orgelbegleitung bildet ein dumpfes Murmeln, Brummen, Knurren

der Derwische, welche unaufhörlich unter schaukelnder Bewegung des Körpers den Namen Allah oder das Glaubensbekenntnis: La illaha ill' Allah (Es ist kein Gott außer Gott) wiederholen. Das Tempo ihrer Perpendikelbewegungen und ihrer schnaubenden, pfauchenden Töne wird immer rascher; von Zeit zu Zeit gellen wie schrille Klänge zerspringender Saiten Einzelrufe durch: Hu, hu (Er = Allah).

Plötzlich springt der Imam auf, und auf springen alle andern und schließen einen Kreis um ihn. Die Bewegungen werden nun mit dem ganzen Körper gemacht, nicht mehr bloß mit Kopf und Rumpf; in immer rascherem Tempo wird er nach rechts und links, aufwärts und abwärts geschnellt. Die der Kehle sich entringenden Laute sind nicht menschliche mehr, das sind die grauenvollen Laute des in Wut versetzten wilden Tieres. Da erhebt sich einer, der bisher ruhig gesessen, ein tanzender Derwisch mit hoher, hellbrauner Filzmütze, und er tanzt zu dieser schauerlichen Musik in weicher, lieblicher Wellenbewegung; die Augen geschlossen, das Haupt leicht zur Seite geneigt, die Arme wagerecht ausgebreitet, dreht er sich im Kreise um sich selbst, sanft lächelnd, wie weltentrückt, und bald gesellt ein zweiter sich ihm zu, und beide ziehen in schönen rhythmischen Drehungen ihre Kreise umeinander, trotz der geschlossenen Augen nie sich berührend oder stoßend, während der seelenlose Gesang fortdauert und die Heulenden immer wahnsinniger ihre Körper umherwerfen und immer schaurigere Töne ausstoßen aus den allmählich rauh gewordenen Kehlen, — nicht Töne mehr, nur häßliche Geräusche, ein Pusten und Schnauben, wie wenn eine Lokomotive mit voller Kraft den Dampf auszischen läßt, dann wieder scharfe, schrille, pfeifende Zischlaute wie von einer Dampfsäge.

Endlich wird es ruhiger. Der Tumult geht allmählich über in ein leises Stöhnen und Wimmern der Ermattung, nur von Zeit zu Zeit durchgellt durch markerschütternde Schreie, durch Fistelrufe des Imam und Antwortrufe der andern. Aber nun tritt an die Stelle des Gesanges und der Rohrflöte eine wilde Musik; große und kleine Handpauken werden mit Macht geschlagen; die Metalldeckel fallen sausend und schmetternd ein; der Imam feuert die Mannschaft aufs neue an; konvulsivisch drehen sich wieder die Körper; ein Heulen bricht los, wie wenn die Hölle sich geöffnet hätte; die Turbane fliegen vom Kopf; in wirren, nassen Strähnen peitscht das lange Haar das Gesicht; Schaum tritt vor den Mund; die Züge verzerren sich, die Augen treten aus den Höhlen; einer will ohnmächtig umsinken und muß von den andern gehalten werden. Wahnsinn hat alle erfaßt.

Plötzlich Stille. Der Gesang beginnt wieder; sie lauschen ihm geschlossenen Auges, mit dumpfem Knurren; die Flöte giebt sanfte Töne;



Fig. 35. Zikr der tanzenden Derwische in Kairo.

die Tänzer schwingen sich im Reigen, die Arme über der Brust gekreuzt. Da bringen sie ein krankes Kind herein, und der Imam setzt den Fuß auf dasselbe, es zu heilen. Noch einmal geht das Hauchen in Schnauben, das Knurren in Brüllen über. Das Heulen der Wölfe, das Bellen wilder Hunde, die Donnerlaute des Löwen, die Wutschreie des Tigers machen den Bau erbeben, die Luft zittern; alle Nerven sieden, das Blut erstarrt, die Haare stehen einem zu Berg. Endlich Schluß mit ruhigem Gesang und Gebet.

Wir sind ganz krank und selbst kaum mehr bei Sinnen. Gut, daß wenigstens die über dem Platze des Imam hängenden Marterwerkzeuge, die Dolche, Lanzen, Messer nicht zur Verwendung kamen, mit welchen mitunter der Imam die, welche melbûs, d. h. ohnmächtig geworden, durch die Wangen oder in den Leib sticht, ohne daß Blut fließt. Gut, daß es so abgelaufen; denn mehr als einmal mußte ich während der Aufführung denken: wenn jetzt einer der Rasenden das Signal gäbe, zu den Waffen zu greifen und sich auf die „ungläubigen Hunde" zu stürzen, wer wäre noch im stande, ihnen zu wehren? Wie kommen sie überhaupt dazu, Giaurs die Teilnahme an ihren Zikr zu gestatten? Dafür giebt es nur e i n e Erklärung: Bakschisch. Diese Erklärung versöhnt aber nicht mit dem Ganzen, sondern erhöht das Befremden.

*

Das unheimliche Rätsel beschäftigte mich noch lange, ohne daß ich sobald dafür eine mir genügende Erklärung fand. Wie konnte diese grausenerregende Art der Gottesverehrung und des Gottesdienstes aufkommen? wie so lange sich erhalten? Denn sie besteht nun 700 Jahre; 1182 starb der Stifter, von welchem die heulenden Derwische Rufâi heißen. Wie kann sie dem niedrigen Volke abergläubische Ehrfurcht abnötigen und ihren Adepten den Ruf der Heiligkeit einbringen? Erst später, nachdem ich in Port Saïd das Schauspiel noch einmal mit angesehen, wo die Heulenden spät am Abend auf freiem Platze, umgeben von ziemlich viel Volk, ihren Zikr hielten, fand ich eine Lösung, bei der ich mich halbwegs befriedigen konnte.

Zikr (Dsikr) nennt man diese religiösen Übungen. Dies Wort ist im Koran gebraucht und bedeutet Erwähnung, nämlich des Namens Gottes. Es ist Koranvorschrift und Zeichen eines guten Muselmannes, den Gottesnamen möglichst häufig auszusprechen. Daher hier das endlose Wiederholen des Namens Gottes und des Gottesbekenntnisses. Daß dieses Aussprechen von Körperbewegungen begleitet wird, kann zunächst nicht auffallen. Ein fortwährendes, gleichmäßiges Schaukeln des Oberkörpers erscheint durchweg im Orient als ein Haupthilfsmittel, um den Geist zu

konzentrieren, seine Kräfte zu sammeln und zu spornen. Daher wird es beim Lernen wie beim Beten in Anwendung gebracht; man sieht es bei den Kindern in der Schule, bei den Studenten in der Universitätsmoschee, bei den Lesern des Koran in den Moscheen.

Das stete Aussprechen des Namens Gottes, bekräftigt durch dies Mitsprechen des ganzen Körpers, soll ein Eingehen der ganzen geistleiblichen Persönlichkeit in Gott bewirken, so daß sie nichts mehr denkt, weiß, fühlt, will als Allah. So prägt sich zunächst in dieser Übung das an sich achtungswerte Streben aus, der Gottheit nahe zu kommen, ein Ringen der Seele nach Vereinigung mit Gott. Dabei waltet die nicht ganz unrichtige, aber umnebelte Ahnung, daß es eine Verbindung des Menschen mit Gott gebe, bei welcher Geist in Geist flammt und der arme Erdenmensch aus der Sphäre seines gewöhnlichen Daseins emporgehoben wird zu einer gewissen Teilnahme am Leben der Gottheit; die Ahnung, daß beim Menschen auch der Leib in den Verkehr mit der Gottheit einbezogen werden könne und solle, daß es eine körperliche Ascese gebe, welche den Leib des Schwergewichts entlaste, ihn beschwinge und verkläre, so daß er den Geist nicht niederzieht, sondern seinem Drang nach oben folgt; die Ahnung, daß auf diese Höhen religiösen Lebens nicht die Spekulation, nicht der Verstand führe, sondern allein gläubige Selbsthingabe, ein kindliches Eingehen, ein Versenken des ganzen Menschen in die Geheimnisse Gottes.

Wenn nun aber jenes Ziel und jener Zweck auf so verkehrte Weise angestrebt wird, wenn so grauenvolle und gewaltsame Mittel verwendet werden, wenn solch krampfhafte und wahnwitzige Versuche gemacht werden, den Bann des gewöhnlichen Lebens zu durchbrechen, die Gottheit auf sich herabzuziehen, sich zur Gottheit emporzuschnellen, wenn ganz neue, über die kanonischen mohammedanischen Religionsübungen hinausgreifende Formen des Gottesdienstes ersonnen werden: so giebt es dafür wohl nur e i n e Erklärung. Das begreift sich nur als ein mit aller Kraft der menschlichen Natur ausgeführter Versuch, die Kälte, Starrheit, Leblosigkeit mohammedanischen Gottesglaubens und Gottesdienstes zu durchbrechen, die rein äußerliche, konventionelle Beziehung zur Gottheit, welche der Mohammedanismus herstellt, zu einer solchen zu erwärmen, welche den ganzen Menschen erfaßt und befriedigen kann, gewaltsam vorzustürmen ins Heiligtum selber, über dessen Schwelle diese Religion nicht zu führen vermag.

Insofern liegt in diesen Andachtsübungen etwas Erschütterndes. Durch dieses Schnauben und Knurren soll gewaltsam göttliches Feuer in die tote Kohle eingesaugt, soll künstlich die Flamme der Religion höher getrieben werden. Aus diesen entsetzlichen Tönen dringen uns ans Ohr

die Jammerrufe, die Schmerzensschreie, die Sehnsuchtsklagen des armen Menschenherzens, das sich nicht befriedigt fühlt, das nach seinem Gott ruft und nicht zu ihm gelangen kann, — die Verzweiflungsrufe der unsterblichen Seele, welche als Klägerin auftritt gegen eine Religion, die sie um ihr Heiligstes betrügt, weil sie selber Betrug ist, die ihr Steine reicht anstatt Brot, Formeln anstatt Frieden, Elend statt Erlösung, — die Verzweiflungsrufe der Seele, welche doch fühlt, daß auch dieses gewaltsame Aufbäumen, dieses wilde Losstürmen all ihrer Kräfte sie nicht zum Ziele führt. Der mit elementarer Wut hervorbrechende Protest gegen den Mohammedanismus und seine Entleerung und Entseelung der Religion ist ergreifend und rührend, beachtenswert als Zeugnis für die bessere Natur im Menschen, für die von Natur christliche Seele, — zum Ziele kann er nicht führen. Denn die Mittel, deren er sich bedient, sind nun wieder ganz dem Boden des Mohammedanismus entnommen. Er meint durch Steigerung des Äußerlichen zur Innerlichkeit gelangen, durch Lärmen, Toben und Schreien das Ohr der Gottheit erreichen, durch künstliche Verblödung und Vertierung von Geist und Körper zur Gottgemeinschaft durchdringen, durch Betäubung und Umnachtung des Geistes ihn mit höherem Licht füllen zu können, und er fühlt nicht, daß er mit all dem einem ganz andern Geist nahekommt und sich ausliefert. Das sind die Versuche eines wilden Tieres, welches an die Kette gelegt ist und nun seine ganze Kraft entfaltet, um durch die tollsten Sprünge und gräßlichsten Schreie seine Freiheit wieder zu erobern, — es fällt immer wieder neben seiner Kette nieder, gebunden und elender als zuvor.

Die Übungen der tanzenden Derwische (Mewlewi) sind (Fig. 35) ähnlich zu beurteilen. Der Zweck ist derselbe; der Erfolg derselbe: Schwindel, Selbstbetäubung, Selbsthypnose, Selbstverelendung. Nur die Mittel sind andere, etwas menschlicher, sanfter, ästhetischer, aber ebenso unheilvoll wirksam. Ich gab genau acht, ob die Acteure bei dem oben beschriebenen Schauspiel wirklich nur spielende Acteure sind: ein Verdacht, den die Zulassung europäischer Zuschauer und die nachherige Einsammlung von Bakschisch rechtfertigt. Man hat zunächst Mühe, zu glauben, daß es ihnen, mit Ausnahme des Imam, Ernst sei. Aber man bemerkt dann doch, daß bald alle mit ganzer Persönlichkeit in den Zauberkreis hineingezogen werden, daß die Übungen wie eine Narkose wirken und eine natürliche, fast möchte man sagen halbdämonische Ekstase hervorrufen, daß einer den andern ansteckt und immer weiter hineinsteigert. Ansteckend wirkt erfahrungsgemäß das entsetzliche Spiel auch auf die mohammedanischen Glaubensgenossen, und es kommt, wie berichtet wird, häufig vor, daß Leute aus dem Volk plötzlich aus den Reihen der Zuschauer in den Kreis der Mitwirkenden übergehen. Dieser unheimliche, bestechende

und berückende Einfluß erklärt den Aberglauben des Volkes, daß hier wirklich die Gottheit sich manifestiere und der Gottesgeist über den Menschengeist komme; er erklärt die abergläubische Ehrfurcht vor den Derwischen.

*

Um die gräßlichen Eindrücke wieder loszuwerden, machen wir einen Besuch bei den Kopten, welche im südöstlichen Teil von Alt-Kairo, im Rayon eines einstigen altrömischen Kastells ihr ummauertes Quartier haben. Hier stand das alte Babylon am Nil, wohin man früher fälschlich einen Aufenthalt Petri und die Abfassung des ersten Petrusbriefes verlegte, nach der Stelle 1 Petr. 5, 13, welche aber vielmehr von Babylon = Rom zu verstehen ist. Die Kopten bilden heute noch ein merkwürdiges Volk für sich. Sie sind als die blutechten Nachkommen der

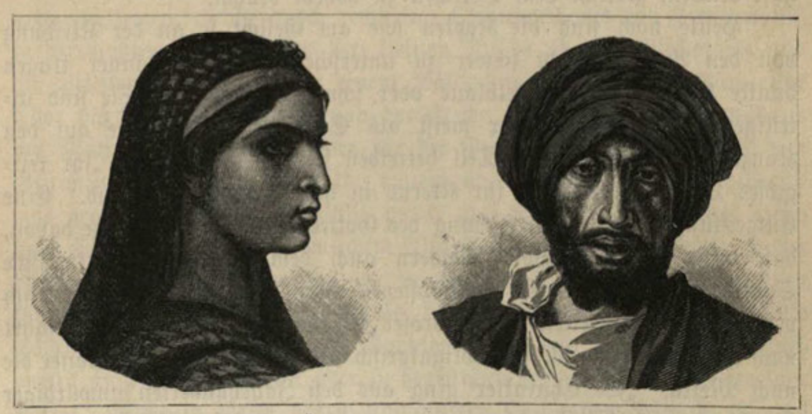


Fig. 36. Koptin. (Nach Ebers, Ägypten.) Fig. 37. Kopte. (Nach Ebers, Ägypten.)

alten Ägypter anzusehen und haben die ägyptische Rasse noch reiner bewahrt als die Fellachen (Fig. 36 u. 37). Ihre Gesichtszüge zeigen heute noch eine überraschende Ähnlichkeit mit denen der alten Ägypter, wie sie uns von den alten Statuen und Bildwerken entgegenschauen. Sie sind die Nachkommen, der zusammengeschmolzene Nachwuchs des christlichen Ägyptens; die 400000 Kopten, welche im ganzen Nilland noch übrig sind, und von welchen etwa 10000 in Kairo leben, sind der letzte Rest der etwa 7 Millionen Christen, welche Ägypten vor der Einwanderung des Islam bevölkerten.

Leider sind sie seit dem 6. Jahrhundert von der Kirche losgetrennt. Sie sind Anhänger des Monophysitismus, und ihr verblendeter Haß gegen die Orthodoxen verleitete sie dazu, den im Jahr 638 n. Chr. unter dem Feldherrn Amr (Amur) einfallenden mohammedanischen Horden freiwillig sich zu unterwerfen und anzuschließen. Sie mußten es

mit ihrem Blut büßen. Sobald die Araber ihre Herrschaft befestigt und auf diesem Boden die arabische Stadt Fostât (Zelt) gegründet hatten (an welche erst 973 die Neustadt Kairo sich anschloß), bekamen die Kopten die Gnade des neuen Regiments zu kosten. Es war noch das wenigste, daß sie stark mit tributären Leistungen belastet wurden, daß sie sich bei Strafe der Handabhauung ein Löwenbild auf die Hand einbrennen lassen mußten zur äußern Unterscheidung von den Rechtgläubigen, daß sie zum selben Zweck besondere Kleidung, eine Glocke oder ein schweres Kreuz am Hals zu tragen hatten. In entsetzlichen Verfolgungen, besonders während des 8. und 9., dann des 14. Jahrhunderts, wurden Ströme von Koptenblut vergossen und das Volk furchtbar decimiert. Massenhaft fielen Schwache ab zum Islam; daß trotzdem so viele standhaft blieben, gereicht dem Völkchen zu hohem Ruhm.

Heute noch sind die Kopten wie am Gesicht so an der Kleidung von den Arabern nicht schwer zu unterscheiden. Die Männer tragen dunkle Kleider und dunkelblaue oder schwarze Turbane. Sie sind intelligent, aber arm, daher meist als Schreiber und Notare auf den Kanzleien beschäftigt; zum Teil betreiben sie feinere Gewerbe. Ihr religiöses Leben ist erstarrt; ihr Klerus in hohem Grad unwissend. Eine Entgeistung und Veräußerlichung des Gottesdienstes ist die Folge davon, daß nicht nur dem Volk, sondern auch dem Klerus die altkoptische Sprache der Liturgie ein verschlossenes Buch ist. Sie halten jährlich vier große Fastenzeiten mit rigoroser Strenge und sehen die Wallfahrt nach Jerusalem ähnlich für obligatorisch an wie die Mohammedaner die nach Mekka. Ihr Charakter ging aus den Jahrhunderten unwürdiger Knechtung und Mißhandlung und aus der religiösen Absperrung und Verknöcherung begreiflicherweise nicht ohne schwere Schäden hervor.

Die Neuzeit hat dem Reste des armen Märtyrervolkes ein zweifaches Interesse entgegengebracht: ein wissenschaftliches und ein religiöses. Die altkoptische Sprache wurde von größter Bedeutung für die Kenntnis der altägyptischen. Die ägyptischen Christen der ersten Jahrhunderte schrieben nämlich die demotische Schrift, welche ein späterer Ableger der hieratischen Hieroglyphenschrift ist, mit griechischen Lettern unter Beiziehung einiger weitern Typen für die im griechischen Alphabet nicht vertretenen Laute; so entstand die koptische Sprache und Schrift, welche erst im 16. Jahrhundert ganz von der arabischen verdrängt wurde. Und diese Tochtersprache der altägyptischen, namentlich die koptische Liturgie und Bibelübersetzung, mußte nun ihre Dienste leihen, um die altägyptische Sprache zu rekonstruieren und die Hieroglyphen zu entziffern.

Seit Ende des vorigen Jahrhunderts hat man sodann mit Erfolg angefangen, unter den Kopten zu missionieren. Man zählt in ganz

Ägypten 10000 unierte Kopten, für welche ein eigenes apostolisches Vikariat errichtet wurde. Das große Seminar der Jesuiten in Kairo ist zugleich Pflanzschule für koptische Missionspriester.

Was das enge Gassen sind, kalt, feucht, fast kellerartig; die Häuser mehr Schlupfwinkel, um sich zu verstecken, als Wohnungen. Da und dort sieht man durch die offene Thüre in ein Höfchen oder ein gewölbtes Gemach, in welchem die Familie bei der Arbeit sitzt; neugierige, aber nicht unfreundliche Blicke folgen uns aus klugen, hellen Augen und hübschen Gesichtern. Jetzt stehen wir vor dem rings umbauten, tiefgelegenen Kirchlein Abu Serge (zum hl. Sergius; Fig. 38). Wir treten ein: eine kleine dreischiffige Basilika mit zwei rundbogigen Arkadenreihen auf schlanken Säulchen; sehr spärliche Beleuchtung; oben das Sparrenwerk sichtbar. Über den Arkaden und Nebenschiffen triforienartige Galerien, welche durch rechteckige Öffnungen mit dem Kirchenraum in Verbindung stehen. In der kleinen Apside ist der Bischofssitz und die Priestersitze und der von einem Baldachin überhangene Altar. Der Chor durch hohes Holzgitter von der Kirche abgeschlossen; im Langhaus der Platz für die Männer, der für die Frauen, der Narthex mit dem Brunnen, je durch ein Holzgitter voneinander getrennt. Unter der Kirche eine geräumige Krypta, ebenfalls durch zwei Säulenreihen in drei gleich hohe Schiffe geteilt, mit ärmlichem Altärchen und einigen Nischen in der Wand. Eine Legende, welche wir in die Kreuzfahrerzeit zurückverfolgen können, bezeichnet diese Stätte als den Wohnort der heiligen Familie während des Aufenthaltes in Ägypten. Ob wir diese Legende auch weiter nicht zu untersuchen oder zu begründen vermögen, die anheimelnde Kirche, welche in ihrem obern und untern Teil unzweifelhafte Spuren hohen Alters an sich trägt und vielleicht die älteste noch erhaltene Kirche Ägyptens ist, giebt uns willkommenen Anlaß, des providentiellen Aufenthaltes des Welterlösers im Ägypterland zu gedenken, auf welchen schon der Aufenthalt des auserwählten Volkes im Lande Gosen realprophetisch hingewiesen hatte (Matth. 2, 15).

*

Auf dem Heimwege können wir noch den Nilmesser auf der Insel Roda besichtigen, an welchem freilich nicht viel zü sehen ist. Eine Fähre bringt uns in einen üppig bewachsenen, im vollen Flor stehenden Garten. Auf steinerner Stiege steigt man in den überdachten gemauerten Schacht nieder, der mit dem Nil in Verbindung steht und in dessen Mitte der Pegel aufsteigt. Interesse gewinnt dieses Instrument erst, wenn wir bedenken, von welcher Wichtigkeit für das ganze Land die hier angeschriebenen Zahlen in den Sommermonaten sind. An diesen Zahlen hängt die bange Sorge, der ängstliche Blick eines ganzen Volkes.

Sie künden einem ganzen Lande Hunger oder Überfluß, Jammer oder Jubel. Anfangs Juni beginnt die Schwellung, denn um diese Zeit fallen oben im Mutterland des Nil die Tropenregen und beginnen die Schneelager der Berge zu schmelzen. Steigt das Wasser nicht um acht Ellen über den gewöhnlichen Stand, bleibt es weit unter der Zahl 16, so bedeutet das Dürre und Hungersnot. Erreicht es die Zahl 16, dann herrscht Jubel im Lande, und der Nilrufer kündet freudig in den Straßen „die Erfüllung des Nil"; steigt es über 16, so wird der Nil aus dem Ernährer der Zerstörer. Die Nacht des 17. Juni wird unter vielen Festlichkeiten und viel Aberglauben als die „Nacht des Tropfens" gefeiert, in welcher nach dem Glauben des Volkes ein Tropfen vom Himmel fällt und die Wasser schwellt. Der Nil steigt und bewahrt seinen Höhestand bis Ende September; um die Mitte des Oktober abermalige, höchste Schwellung, dann allmähliches Abnehmen. Er verläßt die Fluren wieder, nachdem er sie mit seinem Schlamm frisch gedüngt und mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit gesegnet hat. So ist der Nilmesser zugleich der Erntemesser, aber auch der Steuermesser, und man sagt sich, daß um der letztern Funktion willen der amtlich bestellte Schech nicht selten dem Nilstand um einige Grade habe aufbessern müssen, damit die Regierung nicht genötigt werde, die Steuerschraube etwas rückwärts zu drehen.

Bei den Missionären. In der Negerkolonie.

Sonntag, 27. März.

Nachmittags besuchen wir das schöne Anwesen der Jesuiten, am Ende von Ismailija vor der Stadt in der Nähe der Bahnlinie gelegen. Ein mächtiger, zweiflügeliger Bau birgt Kloster, Priesterseminar und Gymnasium; im schönen Hofraum eine neue, überaus schmucke Kirche von originellem Stil, der romanische und maurische Elemente verbindet. Ein französisch redender Pater begleitet uns durch die schönen Gänge und luftigen Lehrzimmer, über den Spielplatz und zuletzt auf die Terrasse des Hauses mit schönem Blick auf Stadt und Umgebung. Die ganze Anstalt macht den Eindruck hoher Blüte; sie hat sich offenbar auf ägyptischem Boden ganz festgewurzelt, zählt ebensoviele jüdische und mohammedanische Zöglinge als christliche und arbeitet mit einem wertvollen Kapital allgemeiner Achtung. Ihr Wirken ist ein überaus segensreiches. Mit ihnen teilen sich in die große Aufgabe, für die Bedürfnisse der Christen zu sorgen, die Kinder der christlichen Familien in Kairo zu erziehen und zugleich allmählich das eiserne Thor zu sprengen, welches den Islam isoliert, die zahlreichen Pensionate für Erziehung der Mädchen und die

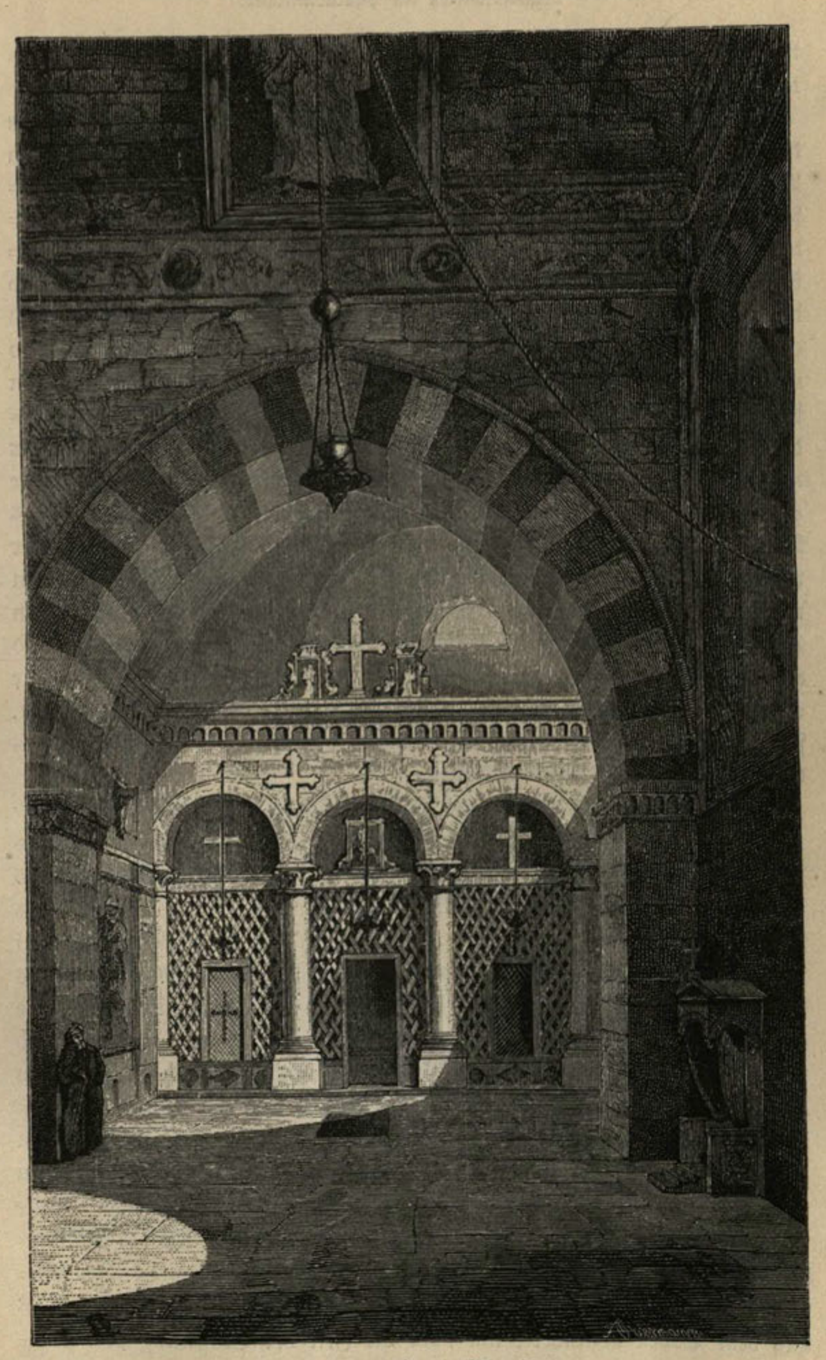


Fig. 38. Inneres einer koptischen Kirche.

katholischen Volksschulen mit Internat und Externat, ferner die Krankenhäuser der Töchter des hl. Joseph.

Von hier begeben wir uns zum Institut zum hl. Philipp Neri in der Vorstadt Ismailija. Das ist eine 1867 von dem Missionshaus in Verona gegründete Acclimatisationsanstalt für Missionäre und Ordensschwestern, welche dann im Sudân, im Bezirk Chartûm, Sennâr, Kordofân thätig sein sollen. Dieselbe hat in Kairo zwei Schulen für Negerknaben und Negermädchen, in Heluan eine Kirche und zwei Schulen und dann eine Negerkolonie Gezireh auf der Insel Bulak. Leider ist das eigentliche Arbeitsgebiet der Mission, deren Oberhaupt der Bischof Sogaro ist, immer noch durch die Mahdia verschlossen, und sehnsüchtig harren die Väter auf die Stunde, wo ein energisches Eingreifen Europas, besonders Englands, jener Bewegung ein Ende bereitet und ihnen dieses Thor wieder öffnet. Denn gleich dem Apostel (1 Thess. 2, 2) haben sie große Hoffnung, weil sie vordem viel Leiden und Schmach erfahren, und volles Vertrauen, daß die Geißel Gottes, die Herrschaft des Mahdi, unter welcher die dortigen Völker schwer seufzen, sie um so empfänglicher machen werde für das Christentum. Einstweilen sind sie bemüht, sich auf diesen Zeitpunkt zu rüsten und zu waffnen, ihre Truppen heranzubilden und einzuexerzieren, damit sie alsbald marschieren lassen können, wenn die Stunde der Befreiung schlägt, nicht um weitere Wunden zu schlagen, sondern um einem aus tausend Wunden blutenden Volke die Hilfe des Christentums angedeihen zu lassen.

Das schöne Anwesen ist an breiter, staubiger Straße gelegen, ermangelt aber nicht grünen Baumschmucks. Zwischen der Residenz des Bischofs und dem Hause der Patres und zwischen dem Schwesternhaus ist das kleine, liebliche Kirchlein. P. Geyer, ein Bayer, geleitet uns sofort in die Kolonie Gezireh. Wir passieren die große Nilbrücke, auf welcher stets eine Völkerwanderung hin und her wogt, und wenden uns dann rechts durch schöne Alleen hindurch dem Schloß Gezireh zu. Die herrlichen Baumgänge bilden den Korso Kairos, welcher gegen Abend von unzähligen Equipagen und Reitern besucht wird. Hierher fahren auch die nur leicht verschleierten Prinzessinnen und vornehmen Haremsdamen, um Luft zu schöpfen. Das Lustschloß Gezireh liegt in einem großen Park mit herrlichen Bäumen, künstlichen Grotten und den schönsten Stücken aus dem „steinernen Wald" bei Kairo, merkwürdigen, heute noch nicht erklärten Versteinerungen einer ausgestorbenen Art des Balsambaumes. Aber Park und Palast zeigen bedenkliche Spuren von Verwahrlosung. Sie wurden beide in der kurzen Zeit von 1863—1868 aus dem Boden gezaubert, um über die Zeit der Eröffnung des Suezkanals europäische Potentaten zu herbergen; noch jetzt zeigt man die

Zimmer, in welchen die Kaiserin Eugenie wohnte. Deutsche Baumeister haben den Plan entworfen und den Bau geleitet, die Architekten Diebitsch und Franz Pascha, welch letzterer noch in Kairo lebt. Es war einer der großen Luxusbauten, welche der Khedive Ismail Pascha erstellen ließ und welche schließlich seine Absetzung zur Folge hatten. Er wagte es, zum alten System der Pharaonen zurückzugreifen und es rücksichtslos durchzuführen. Tausende von Fellachen wurden vom Lande hergeschleppt, um Frondienste zu leisten um elende Verköstigung und kargen oder keinen Lohn. Da es an Zeit und namentlich auch an Geld fehlte, so mußte mit schlechtestem Material der Eindruck der Monumentalität erschlichen werden. Wäre nicht das eiserne Knochengerüste, so wäre der Holz-, Lehm- und Lattenbau wohl schon zusammengestürzt. Lange wird seine Herrlichkeit ohnedies nicht mehr Bestand haben; er ist jetzt schon nach dreißigjährigem Bestand eine halbe Ruine, die nicht mehr geflickt werden kann. Die schönen Plafonds, die goldstrotzenden Decken brechen herab, der Stuckmarmor ist rissig geworden, die seidenen Tapeten und herrlichen Möbel sind zerfressen und verschlissen. Der wahnsinnig reiche Prunkstil, hauptsächlich nach dem der Alhambra gemodelt, kann das Auge nicht mehr bestechen, weil überall die Lüge, der Betrug, der Bettelstolz hervorgrinst. Der Fluch der Arbeiter, der Fluch vorenthaltenen Lietlohns nagt am Mark des Baues.

Wir umgehen den Palast und erblicken auf der Inselzunge hinter seinem Park eine Barackenkaserne und unweit von derselben die Negerkolonie. Sobald wir ihr nahe kommen, empfängt uns rauschende Musik; ein Trupp frischer, kräftiger Negerjünglinge spielt tadellos auf europäischen Blasinstrumenten. Der hochwürdigste Bischof Sogaro kommt mit einigen Patres auf uns zu und begrüßt uns. Er geleitet uns in das kleine Dörfchen. In zwei parallel laufenden geraden Straßen ist jeder Familie ein kleiner Wohnraum zugeteilt unter dem Schatten schöner Bäume. Die Kolonie besteht fast aus lauter losgekauften Negersklaven und Negersklavinnen, welche die Missionäre mit sich nahmen, als sie bei Ausbruch des Mahdi-Aufstandes aus dem Sudân fliehen mußten. Sie werden hier in christliches Leben eingewöhnt, lernen Handwerke und bebauen das große Areal, welches der Bischof von der Regierung erworben hat. Im Vergleich mit den Hütten, in welchen sie zu leben gewohnt waren, sind diese Behausungen palastartig; im Vergleich mit ihrem Sklavendasein ist ihre jetzige Existenz königlich. Die Armen haben nur eine Klage: es ist ihnen zu kalt; sie frieren beständig, während wir vor Hitze fast verschmachten.

Die Schwestern haben ein großes Haus, in welchem sie der Erziehung der Mädchen obliegen. Gegenüber erhebt sich das stattliche Pen-

sionat der Knaben. Unter den Klängen der trefflich geschulten Musik nehmen wir in einem Saal eine Erfrischung ein und lauschen den Mitteilungen des edlen, milden Bischofs, in dessen Antlitz die Sorge um die noch in der Gefangenschaft des Mahdi schmachtenden Christen und Missionsschwestern, der Schmerz über die Zerstörung seiner blühenden Mission im Sudân, die Trauer über die Verzögerung der Stunde, wo er seine dortige Thätigkeit wieder aufnehmen kann, ehrwürdige Falten des Grams eingezeichnet hat. Auch Pater Ohrwalder ist bei uns, der Tiroler Märtyrer, welcher ein Jahrzehnt lang Gefangener des Mahdi war. Ich habe nicht nötig, Mitteilungen aus seinem Bericht zu geben und ihm nachzuerzählen, wie, kurz nachdem er am 28. Oktober 1880 nach Chartûm kam, der Aufstand des Mahdi losbrach, wie er am 15. September 1882 in Delen gefangen und dem Mahdi vorgeführt ward, wie er nach langer, qualenreicher Gefangenschaft im Hauptquartier des Propheten später freier sich bewegen durfte, aber Tag und Nacht arbeiten mußte, um sich des Lebens Notdurft zu verdienen, wie mehr als einmal der Tod ihm unmittelbar bevorstand, wie endlich ein Geheimbote des Bischofs ihm einen Plan zur Flucht mitteilen konnte, wie er in einer Nacht unter hundert Todesgefahren mit einigen Schwestern auf Kamelen entfloh und nun einen Weg von 26 Tagemärschen in 7 Tagen und Nächten zurücklegte, bis zum Tode gepeinigt von Hunger, Durst und Schlaf, — alles das brauche ich nicht zu erzählen, da inzwischen P. Ohrwalders Buch: „Aufstand und Reich des Mahdi im Sudân und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst“ (Innsbruck, Rauch, 1892, Preis *M.* 4.20), erschienen ist; seine ergreifenden Schilderungen und seine interessanten Aufschlüsse über die beiden Mahdi und die ganze mahdistische Bewegung können der Lektüre eines jeden wärmstens empfohlen werden. Wer das Buch liest, wird von ganzem Herzen einstimmen in die klagende Frage, mit welcher dasselbe endet: „Wie lange noch wird Europa, vor allem jene Nation, die in Ägypten und im Sudân zunächst beteiligt ist und die nicht mit Unrecht den Ruf hat, die um Kolonisation und Civilisation wilder Völker bestverdiente zu sein, die Greuel der Mahdia und die grausame Ausrottung der Sudânvölker müßig mitansehen?“

Nicht in unserer Corona befand sich leider Pater Daniel Sorur Pherim Den, der frühere Negersklave, jetzige Missionär, den wir auf seiner Europa-Reise kennen gelernt haben. Er weilte in Heluan, wohin wir nicht mehr kamen. Um so mehr freute es uns, bald nach der Heimkehr ins Vaterland sein von Dekan Schneider in Stuttgart übersetztes Büchlein: „Meine Brüder, die Neger in Afrika. Ihr Wesen, ihre Befähigung, ihre jetzige traurige Lage, ihre Hoffnungen“ (Münster,

H. Schöningh, 1892), zu erhalten. Man lese das Schriftchen des wohlgebildeten Mannes, und dessen rührende Liebe zu seinen Stammesgenossen, welche er dem Erbarmen Europas anempfiehlt, wird sich dem eigenen Herzen mitteilen und es zu Thaten und Opfern begeistern.

Eine rührende kleine Episode spielte sich ab, als wir mit dem Bischof einen der Schlafsäle durchschritten. In demselben saß einsam und allein auf seinem Bette ein etwa zwölfjähriger blinder Negerknabe. Der Bischof berührte ihm mit seinem Ring die Stirne. Daran erkannte ihn alsbald der Blinde; sein ganzes vorher apathisches Wesen kam in freudige Erregung; er tastete nach der Hand des Bischofs und ließ sie nicht mehr los, erhob seine glanzlosen Augen zu ihm und flehte ihn mit der ganzen Angst besorgter Liebe inständig an, er solle doch hier bleiben und nicht nach Kairo zurückkehren: „In der Stadt ist der Nil, und du mußt darüber, und du kannst ins Wasser fallen, und böse Menschen sind in der Stadt, die können dir etwas thun; bleibe bei uns!"

Gerührten und gehobenen Herzens verließen wir die Kolonie. Sie ist gleich den verwandten Instituten und Anstalten ein Pflegling der christlichen Liebe Europas. Möge die letztere immer ihre Pflicht thun und möge jeder treulich den Pflichtteil leisten, der ihn trifft.

Abschied von Kairo.

Dienstag, 29. März.

Morgen heißt es Abschied nehmen von Kairo und dem eigentlichen Ägypten. Es ist gut so. Wir haben lange genug die gesunden Lüfte und die Sticklüfte dieser Stadt eingeatmet. Wenn man sich 14 Tage fast ununterbrochen in den Straßen dieser Stadt herumgetrieben hat, dann sehnt man sich nach Ruhe. Man wird des Farbenspiels satt, welches im Anfang mit seinen wechselvollen Reizen alle Sinne fasciniert hatte. Gerade die Sinne, welche so stark in Anspruch genommen worden, werden allmählich stumpf. Ganz besonders energisch verlangt nach Schonung und Urlaub der Geruchssinn, welcher in den Straßen Kairos kaum damit fertig wurde, neue, bisher ungekannte und ungeahnte Gerüche nach der Centralstation der Sinneswahrnehmungen zu vermelden, Düfte des Orients, welche zumeist nicht den Wohlgerüchen, sondern, um es derb deutsch zu sagen, den Gestänken angehören, welche aus dem Schmutz der Straßen aufsteigen, aus den offenen Häusern herausqualmen, vermischt mit dem feinen Staub des Nilschlamms sichtbar und körperhaft durch die engen Gassen schleichen. Und Schonung verlangt auch der Tastsinn oder äußere Gefühlssinn. Denn auch er hat in dem entsetzlichen

Getriebe alle Mühe, den Körper und seine Extremitäten zu überwachen und zu beschützen, und hat beständig Klagen zu rapportieren von den Füßen, deren zartes Nervengeflecht eben vom Fuß eines Arabers platt=getreten wurde, oder von den Armen und Seiten, welche wieder einmal mit einem vorübersausenden Esel oder mit dem Tragkorb eines Kamels oder mit einer Kutsche in Carambolage geraten, oder vom ganzen Körper, der trotz ängstlichsten Umschauens, Ausweichens und Voltigierens mit irgend einem Nicht=ich materieller Art derb zusammengestoßen ist und nach dem Versausen des ersten Schmerzes ängstlich untersucht, ob dabei wenigstens kein wesentliches Glied verloren ging. Man bekommt das auf die Dauer satt, und auch das Auge sehnt sich aus dem engen Sehwinkel der Gassen wieder hinaus in die weite Welt.

Morgen ziehen wir weiter. Lösen wir die Bande, welche im Lauf der zwei Wochen sich geknüpft haben, oder vielmehr lösen wir sie nicht, sondern weben wir sie zusammen in ein festes unzerreißbares Band der Erinnerung, das fürs Leben hält. Ja, steigen wir empor auf eine Höhe, um von da das ganze Bild noch einmal tief in Aug' und Herz aufzunehmen.

Hinauf auf den Mokattam lenken wir am letzten Nachmittag unsere Schritte. In dieser reinen Sphäre, in dieser absoluten Ruhe klären sich die Eindrücke der letzten Wochen. Die tausend kleinen Farbenskizzen, welche das große Kaleidoskop des Stadtlebens uns in verwirrend raschem Wechsel vorführte, ordnen sich hier zu einem großen Gemälde, welches der Erinnerung nicht mehr entschwinden kann.

Sie verdient ihren Namen, diese Stadt: El=Kâhira (Fig. 39), die Siegreiche. Mit siegreicher Kraft, mit sieghafter Schönheit hat sie aus den Trümmern Alt=Ägyptens sich zur Herrschaft aufgeschwungen. Schön ist diese Stadt. Aber wie eigenartig ist diese Schönheit! Jeder Vergleich mit andern Städten von großer Ausdehnung und ausgesuchter Lage stößt nur auf äußerst charakteristische Unterschiede. Die landschaftliche Schönheit im gewöhnlichen Verstand spielt in diesem Stadtbild keine Rolle. Wir können zunächst gewiß nicht schön finden den derben, lang sich hinstreckenden Rücken des Mokattamgebirges, dessen völlig kahle Felsflächen wie Totenschädel gen Himmel starren. Schön ist auch an sich nicht die leise ansteigende, von einzelnen Wellungen durchzogene Ebene, auf welcher die Stadt sich gelagert hat. Nur da und dort umgrenzt das Stadtbild lebendiges Grün; nach den andern Seiten hin verliert es sich im Sande, in riesigen Sandflächen, die höchstens durch Oasen unterbrochen sind. Unter unsern Himmel versetzt müßte dieses Stadtbild wohl nicht nur in den langen sonnenlosen Regenperioden und düstern Winterszeiten an unheilbarer Schwermut und traurig öder

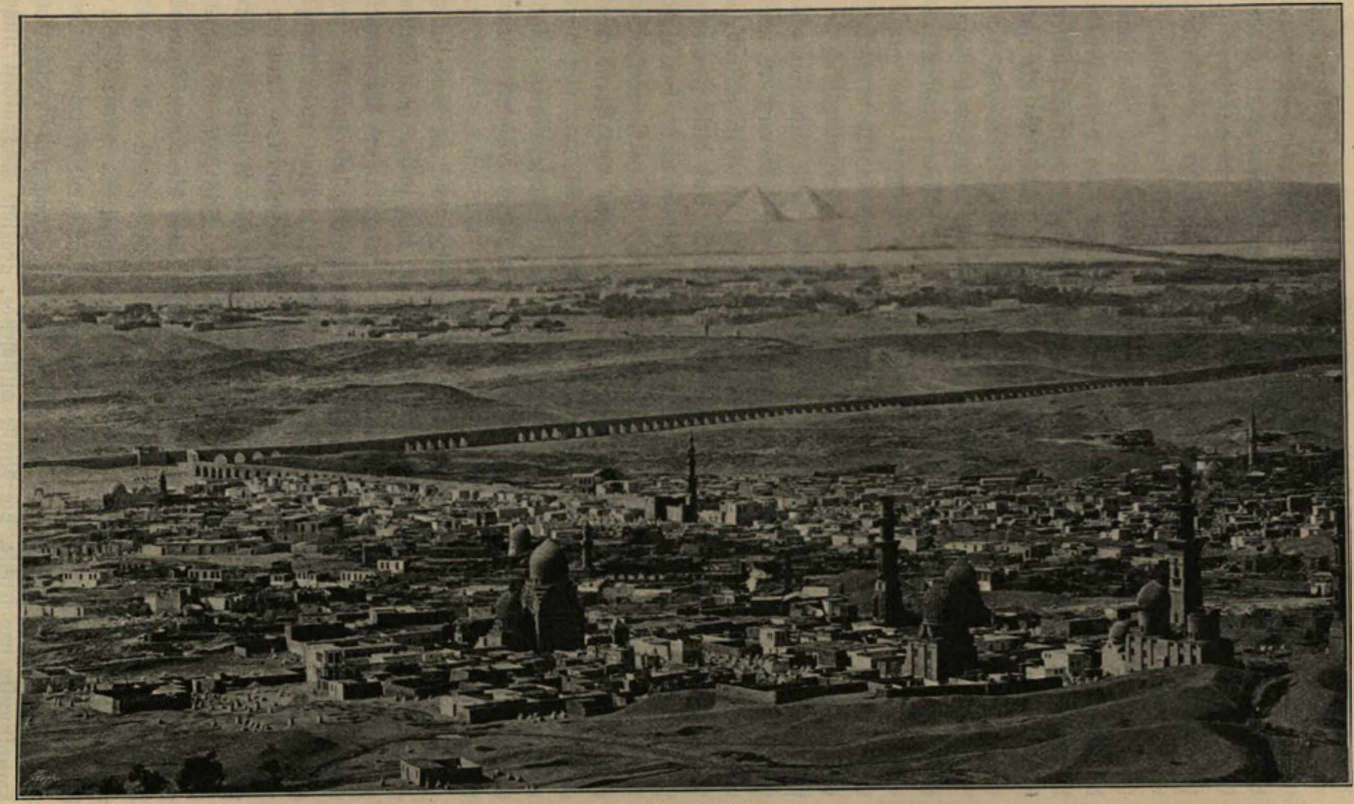


Fig. 39. Alt-Kairo.

Stimmung kranken: auch an hellen Tagen wäre unsere Sonne und unser Himmel kaum im stande, diesen Eindruck auf die Dauer zu bannen. Anders hier. Man muß gestehen, daß unter dem verklärenden Einfluß orientalischen Himmels und Sonnenglanzes die an sich einförmige Umgebung den Gesamteindruck nicht beeinträchtigt, sondern bereichert und erhöht. Man staunt über die dekorative Kraft dieses Klimas, welches gegen Abend seine wunderbarsten Zauber entfaltet. Da dient der Sonne der unschöne Höcker des Mokattam und das ausgebreitete Leichentuch des Wüstensandes als Malgrund, und sie malt auf diesen Grund Teppiche von einer Farbenpracht, wie die reichste Palette und gewandteste Künstlerhand sie entfernt nicht hervorzubringen vermag. Am Morgen sind es zarte, durchsichtige Flore, überhaucht mit feinem Rosa, welche sich neben die grüne Nilau und über den Sandboden hinbreiten; am Abend steigert sich die Kraft der Farben und erscheint das ganze Gebiet ausgelegt mit warmen Tönen, welche crescendo sich verstärken bis zum glühenden, flammenden Purpurrot, vom Rot allmählich in sanftesten Übergängen sich abdämpfen zum Violett. Und diese Farbenspiele reflektieren sich auf den Wassern des Nil, so daß auch er abwechselnd verwandelt erscheint in ein Rosenbett, dann wieder in wallenden Purpur, dann in hinfließendes geschmolzenes Gold. Und diese Farbenspiele umtanzen und umwogen auch die Stadt, schmücken sie wie eine Braut mit Gold, Perlen und Juwelen und wiegen sie in entsprechende Farbenstimmungen ein. Dazu die auch am Morgen und Abend nie oder selten sich trübende Klarheit der Luft, welche da, wo wir nur verschwommene Umrisse sehen würden, feste und scharfe Linien zeigt und die ganze Architektur der Stadt in klar umrissener Silhouette dem Auge vorführt.

Welch eine Architektur! Durchaus fremdartig, aber in diese Umgebung so ganz hineingepaßt. Keine steife Regel, kein polizeiliches Baugesetz hat das Visier dieser Straßen festgesetzt. In lieblichem Wirrwarr verschlingen sie sich. Von oben gesehen erscheinen die Häuserquartiere so zusammengepreßt, daß für Straßen und Gassen kein Platz mehr übrig zu sein scheint. Die dachlosen Gebäude machen den Eindruck des Ruinösen und Unfertigen; von ihnen ragen die eigentümlichen Aufsätze in die Höhe, Windfänge, um Luft ins Innere zu leiten. Die unschönen, zerrissenen Abschlußlinien werden aber geschmeidigt durch die vielen kleinen Kuppeln. Dazu die großen Kuppeln der 300 Moscheen und deren zahllose schlank aufschießende Minarete, mit welchen die ganze Stadt durchwirkt ist und welche ihrem Bild zugleich Wucht wie Feinheit und Zierlichkeit verleihen, zugleich die nötige Massenwirkung und bedeutende Hauptpunkte wie leichte, die Masse auflösende, graziöse Schlankheit und

Eleganz. Keine hohen Berge umschließen die Stadt, aber vor ihren Thoren ragen auf die künstlichen Hochgebirge der Pyramiden wie Gebilde einer andern Welt, wie große Meilenzeiger der Weltgeschichte. Sie scheinen erschüttert hinzustarren auf das leere Gebiet, auf welchem einst Memphis und Heliopolis seine Pracht entfaltete, und immer noch verwundert herüberzuschauen auf die fremde Wunderblume, die eines Tags jenseits des Nil aufblühte und die mit ihrer Lebensdauer verglichen immer noch ein Kind ist an Alter.

Allmählich senkt sich der Abend herab. Horch, welcher vielstimmige Ruf löst sich aus der Stadt los? Von 500 Minareten ertönt die Stimme des Muebdin, des Gebetsrufers: Allâhu akbar; aschhadu anna lâ illâha ill-allâh, anna muhammedur-rasûlu-llâh; hajja alas-salâ.

„Allah ist groß; ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah und Mohammed der Prophet Allahs; heran zum Gebet!"

Tiefbewegt schauen wir hinab auf Stadt und Land und dann empor zum Himmel. Die Frage löst sich los vom Herzen: Wie lange noch? Wie lange wird das Ägypten der Gegenwart noch Bestand haben? Welche Zukunft wird diesem Ägypten beschieden sein, dessen Vergangenheit beinahe endlos sich hindehnt und eine Geschichte einschließt, wie kein anderes Volk sie aufweisen kann, dessen Gegenwart nach vieler Hinsicht so kläglich ist? Trauriges Schicksal eines Volkes, das groß und erhaben dastand zu einer Zeit, wo andere noch in Barbarei schmachteten, das viele Jahrhunderte sich auf der Höhe hielt, das sofort nach Anbruch der christlichen Ära dem Baum des Christentums einen Wurzelgrund darbot und eine Entfaltung der Äste, einen Reichtum der Blüten und Früchte ermöglichte wie kaum ein anderes Land, und welches dann in Jahrhunderten, wo andere Völker die Höhenwege christlicher Civilisation wandelten, tiefer und tiefer herabsank. Jetzt ist es in einem Zustand angelangt, — soll man ihn als Zustand kindischer Unmündigkeit oder greisenhaften Alters bezeichnen? Eine Kindlichkeit ohne Naivetät und Unschuld, ein Greisenalter ohne Gereiftheit und Ernst.

Nur eine Macht konnte diese unheilvolle Veränderung hervorrufen, konnte eine Nation, welche so innerlich ferngesund war und so viel christliches Blut in ihre Adern aufgenommen hatte, daß ihr kräftiges Leben über Meere hinüberpulsierte und sich Europa mitteilte, so sehr entarten — der Islam.

Er hat in langwierigem, aber unaufhaltsam fortschreitendem Prozeß dieses arme Volk zuerst geistig, dann sittlich, dann social unmündig gemacht. Er hat sein Blut in dessen Adern eingeführt und im Laufe der Jahrhunderte fast den letzten christlichen Blutstropfen ausgestoßen.

Er hat die Frau entwürdigt und damit die Nation in der Quelle vergiftet. Er hat die Lebensgenossin des Mannes, die Mutter der künftigen Generationen zur Sklavin gemacht, welche jeden Augenblick entlassen werden kann, hat die Einheit der Ehe aufgelöst, hat die Frau ins Haus wie in einen Kerker eingeschlossen, sie genötigt, ihren Kerker mitzutragen, sobald sie in der Außenwelt erscheint, eingehüllt in Trauer- und Totengewand einherzugehen, zum Zeichen, daß sie social tot ist. Er hat sie ausgeschlossen von den Stätten der Bildung wie des Gebetes, sie verurteilt zum Müßiggang in den obern Ständen, zu einer Überlast von Arbeit in den untern, in beiden Ständen zu vollem Frondienst, den sie den Leidenschaften des Mannes zu leisten hat. Er hat im Laufe der Jahrhunderte die Frau dahin gebracht, daß sie dieses Schicksal nicht mehr beklagt — der tiefste Punkt, zu dem sie sinken konnte —, daß sie dessen Elend nicht mehr empfindet, daß sie mit dumpfer Resignation, mit blöder, fauler Lust sich darein schickt, daß vielfach ihr freier Wille und ihre Selbständigkeit nur dann sich noch regt, wenn es gilt, auch für sich freie Bahnen des Lasters zu finden und zu öffnen. Er hat die größte und heiligste aller irdischen Aufgaben des Menschengeschlechts, Kinder zu erzeugen und zu erziehen, zum Kinderspiel gemacht. Er hat die Arbeitskraft der Nation, den Rückgrat derselben, durch die Sinnlichkeit und einen trägen Fatalismus gelähmt und das große Kapital der Zeit entwertet. Denn die Zeit hat hier keinen Wert, und das ganze Getriebe der Großstadt erhebt sich, von den Sklaven der Arbeit abgesehen, nicht viel über die Linien geschäftigen Müßiggangs.

Europa hat diese Schwächen von Land und Volk wohl erkannt. Es hat seit langem angefangen, Ägypten unter Kuratel zu stellen. England hat sich selbst als Vormünder eingesetzt. Das war nicht bloß eine politische, es war eine innerliche Notwendigkeit. Es war Zeit und Pflicht, daß Europa sich des alternden und vor Alter kindisch gewordenen Orients annahm. Ob es aber diese seine Pflicht ganz erkannt und erfüllt hat? Ob es ihm all die Hilfe angedeihen ließ, deren es bedurfte, welche ihm zu bringen in seiner Macht lag? Ich fürchte, die Geschichte der Zukunft wird diese Frage verneinen. Die Blicke, mit welchen es die tiefen Wunden dieses Volkes aufsuchte und sondierte, waren nicht so fast die Blicke des barmherzigen Samaritans, der Wunden sucht, um sie mit Wein und Öl zu behandeln; es waren mehr die des raubgierigen Geiers, der scharfäugig seine Beute belauert und schadenfroh auf den Augenblick spannt, wo dieselbe kraftlos und widerstandslos ihm verfallen muß.

Zwar ist zweifellos schon viel Gutes aus der nähern Beziehung Europas zum Orient hervorgegangen. Die Wissenschaft Europas hat

mit leuchtenden Waffen Ägypten geistig erobert und ihm seine Vergangenheit und Geschichte wieder ausgegraben, welche tief im Sande verschüttet und ihm selbst völlig aus dem Bewußtsein geschwunden war. Die Isolierschichte zwischen Islam und Christentum wurde an vielen Punkten durchbrochen. Der Islam, seiner innersten Natur nach intolerant, hat Toleranz lernen müssen. Er muß das Christentum in seinem Weichbild dulden, in welchem es für alle Zeiten durch eine leuchtende Kette von Kirchen, Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten sich seinen Platz gesichert hat. In Unterägypten wenigstens ist nicht mehr für dasselbe zu fürchten; hier weiß der Islam, daß sein Mordstahl, wenn er ihn wieder einmal in Christenblut tauchen wollte, sein eigen Herz durchbohren, daß mit dem Christenblut sein eigen Herzblut hinfließen würde.

Aber doch kommt es einem schmerzlich zum Bewußtsein, daß Europa dieses Land mehr mit den kalten, eisernen Ketten des Eigennutzes und der Politik als mit den warmen Armen christlicher Liebe an sich gezogen. Statt Lebensessenzen hat es viel wertlosen Glanzfirnis äußerer Kultur, statt kräftiger Milch verderbliches Feuerwasser importiert. So manche Kulturwelle, welche es hinübergelenkt hat, war trüb und schlammig und wurde zum Gift für dieses Volk. Und e i n e s muß laut und tief beklagt werden, was besonders die fast völlige Unempfänglichkeit des Mohammedanismus für das Christentum, den traurigen Mißerfolg der ihm zugewandten Missionsbestrebungen begreiflich macht. Soviele Europäer, welche hierher ihre Schritte lenken, sei es zu bleibendem, sei es zu vorübergehendem Aufenthalt, haben so wenig christlichen Charakter, daß sie die ersten sind, welche die sittliche Ungebundenheit des Orients in schmählicher Weise für sich ausnützen; daß sie drüben Lastern fröhnen, vor welchen im Vaterland die öffentliche Sitte und das Strafgesetzbuch sie zurückhalten würde; daß sie, in sittlicher und religiöser Hinsicht ausgebrannte Krater und völlige Bankerotteure, mit ihren Leidenschaften oft nicht einmal vor den verschlossenen Thüren des Harems Halt machen und selbst durch ihr schlechtes Beispiel den Mohammedanern die Vorstellung einimpfen, als stehe Europa an Moralität und Religion tief unter dem Islam; daß sie das Christentum diskreditieren und auf die Missionen den Verdacht wälzen, als seien sie nur eine andere, verhüllte Form politischer und eigennütziger Bestrebungen Europas. Auch bezüglich der englischen Truppen kann man die Furcht nicht los werden, daß sie zum Schaden des europäischen Einflusses in Alexandrien und Kairo ihr Capua finden.

Möchte das sich bessern! Möchte das Abendland seiner Pflichten gegen den Orient sich völlig klar werden, ihm nicht mit Danaergeschenken, sondern mit wahren Wohlthaten das vergelten, was es in frühern Jahrhunderten in so reichem Maße von ihm empfangen hat!

Die Hoffnung schaut leuchtenden Auges in die Zukunft. Sie schaut hin auf all das Große, was Ägyptens Urzeit und Vorzeit birgt, und sagt sich: Das kann nicht vollständig verloren sein für dieses Land und kann ihm auch durch den Islam nicht für immer entrissen sein. Im Boden dieses Landes liegt ein Kapital, das eben jetzt wieder ausgegraben und aufs neue Zinsen tragen wird. Die Hoffnung sieht im mohammedanischen Volk selbst noch einen nicht geringen Fonds von Religion, von Gottesglauben, von Gebet, von wahrem Heilsverlangen, von Entsagungskraft, und sie sagt sich: Alle diese religiösen Kräfte und Strebungen arbeiten doch dem Christentum vor und müssen einmal den Weg zu ihm finden. Die Hoffnung schaut gerührt hin auf die christliche Vergangenheit des Landes, auf die Ströme von Thränen und Blut christlicher Märtyrer, welche sich mit dem Boden desselben vermischt haben. Und sie sagt sich: Das kann nicht spurlos verschwunden sein; dieses Blut und diese Thränen sind nicht nutzlos geflossen, nicht durch die Sonnenglut verzehrt worden; sie werden auch hier zum Samen der Christen werden, befeuchtet und befruchtet von der christlichen Liebe Europas. Die zu Tausenden in diesem Lande gemordeten Christen werden einst sich erheben zur Rache, zu christlicher Rache: sie werden dieses Volk wieder der Mutterbrust der Kirche nahebringen und dadurch ihm eine neue, glorreiche Zukunft schenken.

Der Tag erbleicht. Das farbenreiche Bild erblaßt. Der Mond breitet über Stadt und Land geisterhaften, fast leichenfahlen Schimmer aus. Es ist, als ob das Ägypten des Islam sich anschicke, sich zum Sterben niederzulegen, als ob schon die Totenklage, erst leise wimmernd, dann laut gellend aus der Stadt aufsteige. Wird aus dem Sterben, aus dem Tod, den die überall klaffenden und wankenden Ruinen ankündigen, neues Leben erstehen? Wird einst der Tag kommen, wo das Christentum als Erbe des Islam von diesem Lande Besitz ergreift, wo von der Alabastermoschee, der leuchtenden Krone der Stadt, anstatt des Halbmonds das Kreuz funkeln und das ganze Land mit verklärendem Glanze bestrahlen wird?

Die Geheimnisse der Zukunft liegen in Gottes Hand. Thun wir, was unsere Pflicht ist. Stehen wir fest im Glauben. Geben wir jeden unnützen Streit auf, nur nicht den Wettstreit in christlicher Liebe. Vermehren wir in unserem Volke und Vaterlande das Kapital der christlichen Kräfte, damit wir andern mitzuteilen vermögen. Verweigern wir nicht das Gebet, und kargen wir nicht mit den Liebesgaben, deren die Kirche im Orient bedarf, um ihre Gotteshäuser und Institute zu erhalten und zu vermehren.

Durch das Land Gosen ans Rote Meer; durch den Suezkanal nach Port Saïd. Ins heilige Land.

Mittwoch, 30. März.

Morgens 9 Uhr Abfahrt nach Suez. Zuerst zurück auf der Bahn Kairo-Alexandrien bis zur Station Benha-el-Asl. Hier zweigt die Linie Ismailia-Suez ab. Die Bahn beschreibt einen großen Halbkreis. Die direkte Wüstenlinie Kairo-Suez, welche Ismail Pascha eigens für die Eröffnung des Kanals hatte anlegen lassen, ist bereits wieder im Sand verschüttet.

Zunächst dieselben Landschaftsbilder wie auf der Fahrt von Alexandrien nach Kairo. Fruchtbare Felder, Kanäle, deren Ränder die Straßen ersetzen, armselige Lehmdörfer, hochragende Palmen. In Zagazig längerer Aufenthalt; Zeit zum Frühstücken in der Bahnrestauration. Eine eigentliche Fabrikstadt mit vielen Schlöten, im Orient eine Seltenheit; europäische Industrie verarbeitet hier die Baumwolle, die in der Umgegend in Masse produziert wird. Ganz in der Nähe der modernen Stadt liegen noch die Trümmerhügel einer der ältesten Städte von Ägypten. Hier stand Bubastis mit dem von Herodot gerühmten Tempel der Göttin Bast (Pacht) oder Sechet, der löwen- oder katzenköpfigen, deren heiliges Tier die Katze war, an deren Heiligtum eine kleine Katzen-Nekropole angrenzte, deren Feste mit Orgien der Trunkenheit und Ausschweifung begangen wurden.

Fahrt durch das Wadi (Thal) Tumilât, welches der schon von Seti, dem Begründer der 19. Pharaonendynastie, oder von seinem Sohne Ramses II. angelegte, von Lepsius beim Kanalbau wieder eröffnete, vom Nil gespeiste Süßwasserkanal befruchtend durchzieht. Hauptort Tell-el-Kebir (Fig. 40), neuerdings wieder berühmt durch den Sieg der Engländer am 13. September 1882. Das Thal führt zum Timsah-See, einem Bittersee, an welchem die Stadt Ismailia sich lagert; sie ist ganz jung und dankt ihre Entstehung allein dem Kanal; schön in Grün gebettet, rasch und kräftig aufgeblüht, macht sie mit ihren Villen, dem Franziskanerkloster, dem Institut der Franziskanerinnen und dem großen Ismailia-Hôtel samt einem Lustschloß des Khedive fast ganz europäischen

Eindruck. Der Zug fährt auf der gleichen Linie wieder ein Stück rückwärts, dann den Suezkanal entlang, aber von ihm getrennt durch den Süßwasserkanal.

Alsbald hören Fruchtfelder, Dörfer und Städte, Stationen und Bahnwärterposten auf. Ringsum, so weit das Auge blickt, gelbe Sandwüste. So fahren wir wohl zwei Stunden ohne Aufenthalt. Plötzlich ein starker Ruck, der durch den ganzen Zug und alle Passagiere fährt. Noch einige mühsame und kraftlose Versuche der Lokomotive, von der Stelle zu kommen. Wir sitzen fest. Eine Kurbelstange an der Maschine ist gebrochen. Nur eine andere Lokomotive kann uns wieder flott machen. Aber woher soll sie kommen? Suez ist wohl noch zwei Stunden entfernt. Die europäischen Reisenden werden nervös, ihre Gesichter lang und mürrisch. Das Antlitz der mohammedanischen Fahrgäste zeigt nicht die mindeste Veränderung; mit ruhigster Gelassenheit fügen sie sich in das Fatum, und einen geradezu heroischen Gleichmut legt das Fahrpersonal an den Tag. Endlich wird ein leichtfüßiger Araber entsendet zur nächsten Station, um von dort telegraphisch eine andere Maschine aus Suez herbeizurufen.

Aufenthalt in der Wüste von unberechenbarer Dauer. Rasch finden auch wir uns in die aufgezwungene Ruhepause. Der nahe Süßwasserkanal ladet zu einem Besuch ein. Aber je rüstiger wir ihm entgegenschreiten, desto weiter zieht er sich von uns zurück. Die Luftperspektive der Wüste hat uns getäuscht; was wir als Entfernung von einigen hundert Schritten ansahen, weitet sich aus zu einem Zwischenraum von wohl einer Stunde. So weit wagen wir uns nicht weg. Wir ziehen es vor, im heißen Wüstensand zu lagern. Und wie wir mit diesem eigentümlichen Boden nähere Bekanntschaft machen, entsteigen ihm sofort uralte Erinnerungen, die in der Einsamkeit uns Gesellschaft leisten und die Wartezeit verkürzen.

Wie alte Bekannte aus Kindheit und Jugendzeit nahen sie sich uns, diese Erinnerungen, und die fremde Gegend stellt sich uns vor als bekanntes Land, auf dem schon die kindlichen Gedanken und Gefühle sich ergangen, in dessen Boden der reife Verstand gegraben und geforscht hat. Mehr und mehr treten uns die geheimnisvollen Linien vors Auge, welche die Heilsgeschichte über diesen Sandboden hingezogen hat. Die Fäden, welche Israels Geschichte mit Ägypten verknüpfen, der Goldfaden, der von der Wiege des Weltheilandes herüberführt in dieses älteste und vornehmste Kulturland, umspinnen unsere Seele und entrücken sie in ferne Jahrtausende.

* *
*



Fig. 40. Tell-el-Kebir im Lande Gosen.

4000 Jahre früher. Dort von der Spitze des Roten Meeres, wo heute Suez liegt, schleppt sich müde und matt eine Karawane herauf. Eine zahlreiche Familie mit Knechten und Mägden, mit Kamelen, Ochsen, Schafen und Eseln. Sie zieht an uns vorüber. An ihrer Spitze eine ehrwürdige Gestalt. Das Antlitz zeigt die ehernen, scharfen Züge einer noch ungebrochenen Naturkraft; es ist gefurcht von Sorge und Entbehrung, verschönt und geadelt durch den Aufblick zu Gott, gezeichnet mit dem Stempel eines großen Berufes. Das ist Abraham, den die Hungersnot aus Kanaán nach Ägypten treibt; der Stammvater soll das Land kennen lernen, in welchem sein Volk einst Jahrhunderte hindurch wohnen soll.

*

Auf der großen Handelsstraße, welche zwischen den Bitterseen hindurch ins Land führt, am heutigen Ismailia vorüber, zieht eine Karawane in Ägypten ein. Midianitische Kaufleute; die Kamele beladen mit den Produkten von Arabien und Syrien und mit lebendiger Ware, mit Sklaven. Unter diesen ein zarter Knabe, der mit lautem Weinen sein Herzeleid und sein Heimweh hinausklagt in die Wüste. Es ist Joseph, von den neidigen Brüdern verkauft, von der Vorsehung hierher geführt, daß er Quartier mache für das Volk Gottes.

*

Zehn Männer, Josephs Brüder, ziehen an uns vorüber mit ihren Lasttieren, zur Eile gespornt vom bleichen Gespenst des Hungers, um Brot zu kaufen in Ägypten. Traurig kehren sie zurück, die Häupter tief gebeugt, nur mehr neun, ohne den zehnten, der in Memphis im Kerker schmachtet. Sie kommen wieder, zehn an der Zahl, der Knabe Benjamin mit ihnen. Und reich befrachtet mit Getreide und Geschenken ziehen sie wieder heim, eilige Boten der Freude.

*

Die Wüste erblüht zum Garten der Fröhlichkeit. Jubelrufe unterbrechen ihr Schweigen. Vom Roten Meer her naht der alte Vater Jakob mit seiner ganzen Familie und seinen Herden. Von Memphis her kommt in königlichem Wagen, mit glänzendem Geleite Joseph, Ägyptens Vicekönig, genannt der Vater des Landes, der Retter der Welt. Vater und Sohn sinken sich an die Brust und weinen Thränen der Freude. Israels Geschichte wandert aus Kanaan nach Ägypten. Das Volk Gottes wird in die Schule geschickt bei dem weisesten, gebildetsten Volk des Altertums.

*

17 Jahre später. Welch unabsehbarer Zug bewegt sich das Land Gosen herab? Laute Totenklage durchgellt die Wüste. Ein Leichenkondukt, wie die Weltgeschichte wenige gesehen. Zahllose Wagen und Reiter; Joseph mit Ägyptens obersten Hof- und Staatsbeamten; Josephs und Jakobs ganze Familie. Sie geleiten den Leichnam des Vaters hinauf nach Kanaan und bestatten ihn in der Doppelhöhle, Mambre gegenüber.

*

400 Jahre nachher. Die Familie von Jakob und Joseph ist von 70 Seelen zu einem Volk von 2 Millionen angewachsen. Das Land Gosen ist durch dessen fleißige Hände zu einem Garten und einer Kornkammer geworden. Aber das Glück wohnt nicht bei diesem Volk und in diesem Lande. Das Klagen und Seufzen eines ganzen Volkes steigt auf über Gosen und verhallt wimmernd in der Wüste. Josephs Name ist in Ägypten vergessen; auf seinen Nachkommen ruht nicht mehr die Gnade des Pharao, lastet der Verdacht, sie möchten mit den semitischen Nationen, die von Westasien her Ägypten bedrohen, in heimlichem Einvernehmen stehen. Das Joch schweren Frondienstes wird ihnen auferlegt, sie müssen Ziegel formen und Bauten aufführen. Mit ihren Händen und ihrem Schweiß wird die Residenz Ramses' (Tanis) oben am Menzaleh-See gebaut, deren gewaltige Trümmer in unsern Tagen bei dem Dorf San (Zoan) wieder ausgegraben wurden; ferner die Vorratsstadt Pithom, im Osten des Wadi Tumilât bei Tell-el-Maschuta gelegen, mit den steinernen Getreidespeichern, deren man noch unter der Erde fand.

*

Moses, der heißblütige junge Mann, kann seinen Grimm über die Bedrücker nicht mehr meistern und taucht seine Hand in Ägypterblut. Seines Lebens nicht mehr sicher, flieht er an uns vorüber nach der Sinaihalbinsel, nach Madian. Aber als betagter Greis kommt er zurück nach Ägypten und tritt vor den Pharao Merenptah in Tanis und fordert namens Gottes die Entlassung seines Volkes.

*

Ein Tosen und Brausen wie das Rauschen des Meeres geht durch das ganze Land Gosen und brandet herüber in die Wüste. Ein Volk von 2 Millionen erhebt sich und rüstet sich zum Aufbruch. Heim nach Kanaan! ist die Losung, die von Ort zu Ort, von Mund zu Mund geht. Heim nach Kanaan! Der Sehnsuchtsruf vermischt sich mit der lauten Klage Ägyptens über den Tod der Erstgeburt des ganzen Landes, vom Erstgebornen Pharaos bis zum Erstgebornen der Sklavin, die an

der Mühle sitzt. Heim nach Kanaan! Dieser Lockruf sammelt in wenigen Tagen das ganze Volk aus dem Süden und Westen, aus dem Norden und Osten des Landes Gosen. Pithom, am Ende des Wadi Tumilât, ist Sammelpunkt. Zwischen den Bitterseen durch wälzt sich der Strom gen Etham (Chetam), nach dem starken Befestigungswall, welcher der Grenzlinie Ägyptens vom Roten Meere bis nach Pelusium am Mittelländischen Meere folgt. Aber göttliches Gebot giebt ihm einen andern Lauf, um das Volk nicht in den Kampf mit den Grenztruppen zu stürzen und um die Ägypter zu täuschen, als habe sich dasselbe in der Wüste verirrt. Der Zug kehrt um und wendet sich über eben das Gebiet, auf welchem wir lagern, dem Roten Meere zu.

*

Wenige Stunden später erzittert der Boden dieser Wüste unter den Hufen von 1000 Pferden und der Wüstensand knirscht unter den Rädern von 600 Streitwagen. Wie ein Wettersturm jagt es an uns vorüber. Von der Leiche des Sohnes weg hat Pharao Merenptah den Kriegswagen bestiegen und sich an die Spitze seiner rascheften Heeresmacht gesetzt, dem Volke nachzuziehen und es wieder in die Knechtschaft zurückzuführen. Er ist ihm auf den Versen; ehe es Nacht wird, holt er es ein. Der morgige Tag wird uns den Ausgang zeigen und die Verherrlichung des Namens Gottes schauen lassen.

*

Stille wieder ringsum. Gegen 14 Jahrhunderte sind über die Wüste hingegangen. Siehst du die kleine Gruppe, welche eben Ägyptens Grenze überschritten hat und am Timsah-See vorüberzieht? Ein Mann aus dem Arbeiterstand; sorgsam führt er das Saumtier; bekümmert und doch innerlich beglückt schaut er von Zeit zu Zeit nach der zarten Frauengestalt hin, die auf dem Tiere sitzt und ein kleines Kind in ihren Armen hält. Niemand achtet des armen Paares, das in Ägypten ein Asyl sucht. Wer ist es? Beuge dein Knie! Alles was an deinem Auge vorübergezogen und was auf diesem Boden sich abspielt, bezieht sich auf dieses kleine Kind. Abraham, Joseph, Jakob, Moses sind nur seine Vorläufer und Vorbilder. Der wahre Heiland der Welt zieht in der lichten Wolke der Verborgenheit nach Ägypten (Is. 19, 1). Der Heiland der Welt legt seine kleine Hand auf Ägypten, das einzige heidnische Land, dem er die Auszeichnung seines persönlichen Besuches zu teil werden läßt.

* * *

Ein schriller Pfiff ruft aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Die Hilfsmaschine aus Suez ist da und nimmt die verunglückte

samt dem Zug ins Schlepptau. Nach einer starken halben Stunde fahren wir in Suez ein und finden im Hôtel de l'Orient einfache, aber genügende Unterkunft. Die Hitze sehr drückend. Die nächste Umgebung der Stadt trostlos ödes Sandfeld, die weitere unbeschreiblich großartig. Neben sehr ärmlichen Matrosenwohnungen gut gebaute Straßen; große Lagerhäuser, reich ausgestattete Magazine und Bazare mit fremdländischen Wagen; Minarete und Palmen schwingen sich in die Lüfte. Das vornehme Quartier und der Mittelpunkt des Handels und Verkehrs ist aber in der Hafenvorstadt Port Ibrahim, zu welcher die Bahn in zehn Minuten auf langem Hafendamm hinausführt; hier europäische Villen und Paläste, schöne Alleen, mächtige Dammbauten, die immer noch vergrößert und verstärkt werden; hier die Ausmündung des Kanals, Riesenschiffe aller Nationen und das weite, herrliche Meer; hier auch das Franziskanerklösterchen und das Hospital und Pensionat der Schwestern vom guten Hirten; hier ein ungemein farbenreicher Menschenstrom, zusammengeflossen aus allen Weltteilen. Die ganze Stadt sichtlich noch mitten in der kräftigsten Entwicklung; ihre Zukunft gesichert nicht bloß durch den maritimen Kanal, sondern fast mehr noch durch den Süßwasserkanal, der einer frühern großen Not der Stadt mit Hilfe des Landesvaters Ägyptens, des Nil, abgeholfen hat.

* * *

Donnerstag, 31. März.

In aller Frühe besteigen wir in dem kleinen Stadthafen von Suez eine größere Segelbarke und fahren hinüber nach Asien, um Ajun Musa (Fig. 41), die Mosesquelle, zu besuchen. Völlige Windstille verbietet die Segel zu entfalten. Schwarzbraune nubische Ruderer, dürr, sehnenstark und flink, befördern den schweren Kasten durch das Wasser; sie versüßen sich die Arbeit mit monotonem Wechselgesang. Wir fahren bis zum Ende oder Anfang des Suezkanals und betreten hier erstmals im Leben den asiatischen Boden. Treiber mit Eseln erwarten uns. Nun in raschem Trab in die Wüste Sûr hinein, in südöstlicher Richtung, über ebene Flächen, von Regen und Wind glattgestrichen; durch Muldenthäler mit Sandseen, in welchen die Tiere tief einsinken; über kleinere Höhenzüge, aus welchen kahles Gestein aufstarrt; vorbei an Totengebeinen gefallener Kamele, Esel und Schakale, welche der Wüstensturm benagt und die Sonne schneeweiß gebleicht hat. Kein Pflänzchen am Boden; kein lebendes Wesen ringsum; kein Vogel in den Lüften. Doch ist der Eindruck keineswegs trostlos oder anödend. Keine langweiligen Flächen, sondern ein abwechslungsvolles, reichgegliedertes Gebiet, vergleichbar

einem mitten in mächtiger Sturmbewegung erstarrten Meere. Kein eintöniges, lebloses Grau, sondern ein zartes, bewegtes Farbenspiel. Die höhersteigende Sonne sendet der Wüste den Morgengruß, und sie errötet unter dessen Strahlen wie die Wangen eines vom Schlaf erwachenden Kindes, und allerlei Steinchen und Muschelnreste blitzen fröhlich darein. Über das Ganze aber breiten sich die erhabenen Schauer eines großen Schweigens, einer lautlosen Weltenferne, einer hehren Einsamkeit.

Eine Anhöhe weitet den Blick und zeigt in dem großen Königreich des Todes einen grünen Punkt, ein Asyl des Lebens: die Oase. Alle Lebenspulse schlagen ihr entgegen. Die Tiere setzen sich in Galopp. Nach anderthalbstündigem Ritt stehen wir auf der grünen Insel. Sie ist zum Schutz gegen den Wüstensand und die wilden Tiere ganz umhegt mit Palmzweiggeflecht und stachligen, mannshohen Kaktusstauden. Innerhalb der Umhegung auf einigen Morgen Feld ein Wohnhaus, in welchem die reichen Eigentümer der Oase in Suez Sommerfrische halten können, einige Fellachenhütten für die Landleute, welche die Oase besorgen, eine hübsche Unterstandshütte für die Fremden, stattliche Palmen, kräftige Bäume, Gebüsch, grüne Gärten und Fluren und einige Wassertümpel, die Bassins der aus dem Wüstengrund aufsprudelnden Mosesquellen. Ihnen dankt die ganze Oase Entstehung und Leben. Außer der Hauptquelle, deren Bassin teilweise ummauert ist, und außer den Quellen im Umkreis der Oase entspringen noch einige kleinere außerhalb derselben, auf den Gipfeln höherer Sandkegel, kleiner Wüstenberge. Es erscheint befremdlich, daß diese Wasser nicht im Sande verrinnen und selbst zu diesen Höhen hinauf den Weg finden. Unser Landsmann Fraas (Aus dem Orient. Geologische Beobachtungen) erklärt dies damit, daß einmal der östlich streichende Gebirgszug Dschebel-er-Raha einen Druck auf das Wasser übe, sodann daß Wassertiere, besonders die Cypris, durch ihre Schalenabsonderungen nach und nach feste Kalkröhren gebaut haben, in welchen das Wasser aus der Tiefe steigt, ohne vom Sand verschlungen zu werden. Die Probe machten auch wir, daß, wenn man mit dem Stock neben den Quellen in den Boden sticht, die Öffnung sich alsbald mit Wasser füllt; dies soll daher kommen, daß tiefer unten die Maurerarbeit jener Tiere geschlossene Gewölbe hergestellt hätte, aus welchen das Wasser erst nach Durchbrechung der Wände hervorzubringen vermöge; das Quellenwasser ist hell und klar, aber ein bittersalziger Beigeschmack widerrät, nach Durst zu trinken. Wir nehmen es daher dankbar an, daß die freundlichen Bewohner der Oase uns erfrischenden Kaffee reichen.

Und nun spinnen wir den Faden der geschichtlichen Erinnerungen wieder weiter, wo wir ihn gestern in der Wüste fallen ließen. Der nahe



Fig. 41. Oasen der Mosesquelle vom Strande des Roten Meeres aus.

Hügel gewährt umfassenden Überblick über ein merkwürdiges Terrain. Vor uns gen Westen das Rote Meer, ein lichtgetränkter, hellgrüner Smaragd; darüber erglüht das Atakah-Gebirge im Vollglanz der Mittagssonne; um uns Wüstenlandschaft, hinter uns die scharfen, dunklen Konturen der Vorberge des Sinai.

Nach dem Roten Meere sahen wir gestern das Volk Gottes herabziehen und des Pharao fliegende Regimenter ihm nach. Israel wäre verloren gewesen, hätte nicht des Meeres Schoß sich ihm wunderbar erschlossen. Wo geschah dieses Wunder? Die Frage ist deswegen mit Sicherheit nicht mehr zu beantworten, weil wir nicht wissen, in welchem Maße sich diese Landschaft im Laufe der Jahrhunderte verändert hat, ob und wie weit die Ufer des Meeres sich verschoben und verengert haben. Daß der Schauplatz jenes Ereignisses überhaupt nicht hier zu suchen, sondern an den Sirbonis-See oben am Mittelländischen Meere zu verlegen sei, diese Hypothese der neuern Zeit kann als abgethan betrachtet werden. Dann bleiben bloß zwei Möglichkeiten. Entweder zog das Volk durch die oberste Spitze des Roten Meeres, unmittelbar bei Suez oder dem alten Klysma, oder aber der Übergang fand statt etwa 20 km südlich von Suez, unserem jetzigen Standpunkt gegenüber. Ganz überwiegende und entscheidende Gründe stehen für keine der beiden Möglichkeiten. Der Grund, welchen man gegen den Übergang bei Suez geltend macht, daß die dortige Meeresbreite von bloß 2 oder 3 km zu gering erscheine für den Todesweg und das Massengrab des ganzen ägyptischen Heeres, ist nicht stichhaltig, denn es ist möglich und wahrscheinlich, daß in alten Zeiten das Meer hier breiter war.

Und doch könnte man beim Überblick über das ganze Gebiet geneigt sein, die andere Stelle zu bevorzugen. Unterhalb von Suez rückt der mächtige Bergwall des Gebirges Atakah in scharfem Winkel gegen das Meer vor, und er mochte wohl dem beim Nahen der Feinde vorwärts drängenden Volke Halt geboten haben. Hier blieb dann dasselbe förmlich eingekeilt zwischen Berg und Meer; es blieb nur *ein* schmaler Ausweg, aber dieser verbot sich von selbst, denn er hätte um die Südspitze des Atakah-Gebirges in das „Thal der Verwirrung", durch dieses wieder mitten ins Land der Knechtschaft geführt.

Da starrte das Volk wohl ratlos in die Fluten. Schon gären die rebellischen Elemente auf und schleudern das giftig scharfe Wort gegen Moses: „Gab es vielleicht keine Gräber in Ägypten, daß du uns herausführtest, um in der Wüste zu sterben?" (2 Mos. 14, 11.) Schadenfreude und wilder Triumph im Lager der Ägypter. Sie fühlen sich am Ziel, ihrer Sache sicher. Das Volk ist augenscheinlich in ihre Hand gegeben. Mit leichter Mühe können sie entweder dasselbe durch das wilde Berg-

thal wie eine ausgebrochene Herde mit der Geißel der Furcht ins Land zurücktreiben, oder wenn es im Wahnsinn der Verzweiflung Gegenwehr wagt, den durch die schweren Heimsuchungen der letzten Zeiten entbrannten Haß und Rachedurst in seinem Blute kühlen und das Schilfmeer mit Hebräerblut zum Roten Meere färben.

In die entsetzlich kritische Lage greift Gottes Hand ein. Sie scheidet zunächst für die Nacht die feindlichen Lager. Und dann teilt sie das Meer und legt durch seinen Grund eine Straße der Rettung. Schweigend in anbetendem Staunen ziehen die Israeliten in den stillen Stunden der Nacht, bestrahlt von der wunderbaren Leuchte, durch den Meeresschoß. Schon haben die 2 Millionen Asiens Boden erreicht, da gewahrt der Pharao, daß der Flüchtling seinen Netzen entronnen. Tollkühn sucht er ihn wieder einzufangen; er stürzt ihm nach hinab ins Meeresbett, und auch ihm scheint der Durchzug zwischen den krystallenen Mauern zu gelingen. Verhaltenen Atems schaut das Volk Israel den nächsten Augenblicken entgegen; jäh schlägt das Gefühl der Befreiung abermals in Furcht um, aber größer als die Furcht ist doch diesmal das Vertrauen auf Gott, der seine Werke und Wunder nicht halb thut.

Schon sind die ersten der Ägypter dem asiatischen Ufer nahe und haben die letzten das jenseitige verlassen, — da, ein mächtiges Rauschen und Brausen — die aufgestauten Wasserberge setzen sich in Bewegung — ein gellender Schrei der Verzweiflung. Die vordern wenden sich zu eiliger Flucht und stoßen auf die nachfolgenden und verknäueln sich mit ihnen zu einem wilden Wirrwarr von Wagen, Rossen und Menschen. Lautes Aufdonnern der Wogen — wilder Zusammenprall der geschiedenen Wasser, die in hoch aufsprühendem Schwall und Gischt das ganze Heer erfassen, zermalmen, verschlingen, in den Tiefen begraben.

Da legt sich auf das gerettete Volk jenes Grauen, das über die Menschenseele kommt angesichts großer weltgeschichtlicher Ereignisse, angesichts des offenkundigen wunderbaren Eingreifens der göttlichen Vorsehung in den Lauf der Welt. Und das Grauen löst sich langsam auf in Anbetung, Bewunderung, Dank, und die Gefühle der tieferschütterten Seele lösen sich auf und fließen aus in Jubellieder und Gesänge, in welchen die Poesie des tiefsten Menschenherzens zu elementarem Ausbruch kommt. Da wird die Wüste zum Festplatz, und ihr Schweigen unterbricht ein Jubel, desgleichen sie noch nie vernommen. Ein Chor von 600000 Männern singt zum Himmel empor: „Lasset uns lobsingen dem Herrn, denn glorwürdig hat er sich verherrlicht, Roß und Reiter gestürzt ins Meer." Und Mirjam, des Moses Schwester, die Prophetin, nimmt die Pauke zur Hand und führt mit den Frauen und Jungfrauen den Reigentanz auf, und ihr Chor antwortet dem Chor der Männer

und singt: „Lasset uns lobpreisen den Herrn, denn glorwürdig hat er sich verherrlicht, Roß und Reiter gestürzt ins Meer."

Dieser Hügel, auf dem wir stehen, war es, den einst nach glaubwürdiger Überlieferung Israels Triumphgesang umbrandete. Aus diesen Quellen tranken die Söhne Israels beim Antritt ihrer Wüstenwanderung. Der *einen* Stunde der Glorie folgten 40 Jahre verborgenen, herben Lebens. Hier ist der große Wendepunkt der Geschichte Israels. Das Volk wird der Arbeitsschule Ägyptens entnommen und in die Wüstenschule geschickt. Seine Sklavenketten fallen, aber die Wüste muß es erst für die Freiheit erziehen. Eine ganze Generation muß absterben; es ist zu viel Sklavenblut und Heidenblut in ihren Adern. Das Volk muß verjüngt werden. Gestählt durch die Wüstenluft und veredelt durch strenge Zucht, wird es fähig werden, das ihm beschiedene Land sich zu erkämpfen und seinen weltgeschichtlichen Beruf auf sich zu nehmen.

* *
*

In einer kleinen Stunde ritten wir direkt ans Meer, vorüber an den Bretterbauten der Quarantäne, welche Asiens Epidemien von Afrika und Europa fernhalten soll, besonders die Cholera, wenn sie in Mekka residiert und die mohammedanischen Wallfahrer durchseucht. Die Isolierung ist hier eine gründliche. Kein Baum, kein Strauch, keine Hütte auf stundenweite Umgebung. Schon der Gedanke, hier Tage und Wochen zubringen zu müssen, flößt gelindes Grauen ein. Und doch entsprang hier unter dem Druck der Quarantäne im Kopf des jugendlichen Lesseps im Jahre 1831 die geniale Idee, den Isthmus, der Mittelländisches und Rotes Meer trennt, zu durchstechen und ein Problem zu lösen, an welchem Jahrtausende gearbeitet hatten, ohne es bewältigen zu können. Die Schiffer tragen uns auf ihrem Rücken zu unserem Segler, der wegen der Ebbe nicht ans Land fahren kann; ein günstiger Windhauch führt uns rasch zurück in den Hafen von Suez (Fig. 42).

Gegen Abend fahren wir nach der Hafenvorstadt. Ein großer arabischer Dampfer rüstet sich zur Fahrt nach Mekka. Hunderte von mohammedanischen Wallfahrern lagern am Bahnhof: ein farbenreiches, aber von Schmutz starrendes und üble Düfte aushauchendes Bild. Auf dem Damme belästigen uns Barken- und Bootbesitzer, welche zu einer Meerfahrt locken. Besonders hartnäckig setzt uns ein aufgeschossener Negerjüngling zu, der deswegen von einem aus uns etwas derb abgefertigt wird. Er wird wütend, und da vollends unser Dragoman ihn einen Neger aus Sansibar nennt, schießt ihm alles Blut zum Kopf, rote Flammen schlagen ihm aus den Augen, und sein schwarzes Gesicht verzerrt sich zu einer wahren Teufelsfratze. Noch lange verfolgt er uns

mit geballten Fäusten und mit Schimpfreden, welche zischend das Gehege seiner weißen Zähne durchbrechen.

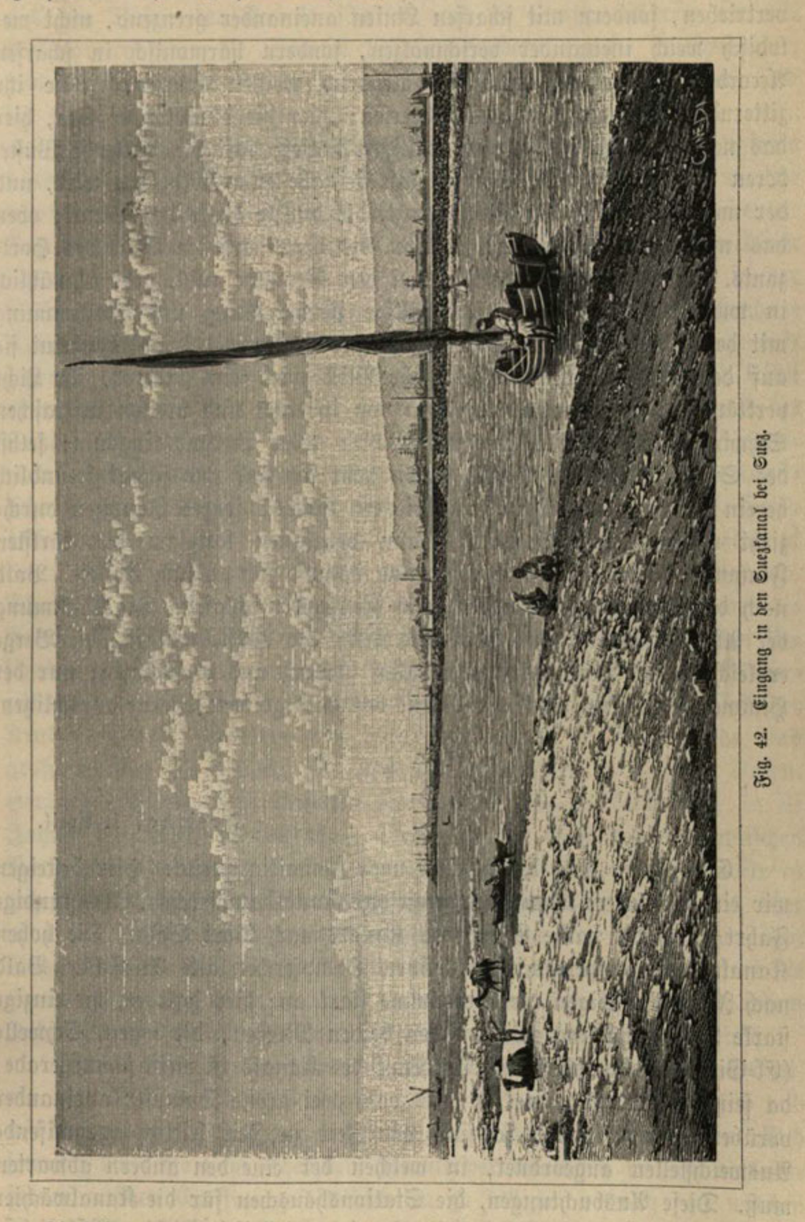


Fig. 42. Eingang in den Suezkanal bei Suez.

Auf dem Balkon eines Hotels genießen wir den Abend. Welch ein großartiges, wonnereiches Farbenspiel! Die Farben der Natur in

ihrer ungebrochenen Kraft und in ungetrübter Klarheit, nicht durch Duft und Dunst abgeschwächt und abgetönt, nicht ineinander verwaschen und vertrieben, sondern mit scharfen Linien aneinander grenzend, nicht melodisch weich ineinander verschmolzen, sondern harmonisch in scharfen Accorden aufgereiht. Hier die blendend weißen Häuser, welche ihr zitterndes Bild auf die Wellen werfen; hier die dunkelblaue See, hier das nahe Gebirge mit seinem kräftigen Relief; dort die wallende Wüste, deren warmes Gelb im Sonnenglast beinahe zum Goldglanz wird, und der mächtige Rand, der sie begrenzt, die dunkle Kette des Sinai; oben das majestätische Gewölbe, tiefblau bis herab auf die Linie des Horizonts. Aber während der Blick auf dem Gemälde ruht, geht allmählich in wunderbarem Prozeß eine völlige Umwandlung und Umstimmung mit demselben vor. Die Sonne geht zur Rüste; wie ermüdet scheint sie auf dem Gebirge auszuruhen; ihr Blick wird ein anderer, ihr Licht verklärter. Rote Flammen sprühen von ihr aus und breiten auf raschen Schwingen sich über Meer und Wüste; roter Purpur ringsum; selbst des Sinai faltenreiche dunkle Stirn hellt sich auf und schaut freundlich herein in die Himmelsglorie. Wie ein lautes, frohes Jauchzen durchzieht es die ganze Natur. Dann verglasten langsam die stärksten Flammen. Das heiße Rot kühlt und dämpft sich ab zum Violett. Bald nach der Mutter Sonne gehen auch die Farben schlafen. Die Stimmung der Abendlandschaft wird kühl und still; die Wüste erblaßt, die Berge erbleichen, das Meer wird unheimlich schwarz und verschlossen; nur der Himmel behält sein herrliches Blau, das bald goldene Sterne durchblitzen.

* * *

Freitag, 1. April.

Ein rascher Zug bringt uns nach Ismailia zurück. Hier besteigen wir ein für unsere Karawane gemietetes Kanaldampferchen. Achtstündige Fahrt durch die halbe Länge des Kanals nach Port Saïd. Die hohen Kanalwände versperren dem kleinen Dampferchen alle Aussicht. Bald nach Ismailia steigen die Uferdämme stark an; hier galt es, die einzige starke Bodenerhöhung zwischen den beiden Meeren, die sogen. Schwelle (El-Gisr), zu durchbohren. Der Lauf des Kanals ist meist schnurgerade; da seine Breite zu schmal ist, als daß zwei große Dampfer aneinander vorüberfahren könnten, so sind von Zeit zu Zeit seitlich ausgreifende Ausweichstellen angeordnet, in welchen der eine den andern abwarten muß. Diese Ausbuchtungen, die Stationshäuschen für die Kanalwächter auf dem Damm, die Kandelaber für das elektrische Licht, welches den Kanal auch in der Nacht passierbar macht, schwimmende rote Bojen,

welche den großen Dampfern die Fahrlinie vorschreiben, große Baggermaschinen, welche die Bescherung des Chamsin, des Wüstenwindes, wieder aus den Tiefen des Kanals schaffen und in langen Röhren wie mit Riesenarmen über die Dämme hinüberbefördern, große Indienfahrer, neben welchen unsere Barkasse wie eine Nußschale aussieht, — das sind die einzigen Abwechslungen auf der einförmigen Fahrt.

Langweilig ist die Fahrt deswegen doch nicht. Wieder und wieder kehren die Gedanken staunend zurück zu dem großen Triumph menschlichen Geistes und menschlicher Arbeit, welchen dieses Werk bedeutet. Das Jahrhundert kann stolz darauf sein, daß es ein Problem, an welchem Jahrtausende zuvor gearbeitet hatten und welches immer wieder in der Wüste versandete, gelöst hat für alle Zukunft, falls nicht unberechenbare Naturgewalten das Werk zerstören oder ihm die nötige Fürsorge entzogen wird. Wie weit reicht die Urgeschichte dieses Kanals zurück! Einst in prähistorischer Zeit reichten ohne Zweifel beide Meere sich noch die Hände. Die Bitterseen, welche seit der Trennung derselben den Isthmusrücken unterbrachen, legten schon frühe den Gedanken nahe, eine künstliche Verbindung zwischen den zwei Meeren herzustellen. Seti I. (circa 1350 v. Chr.) scheint nach einem Reliefbilde im Tempel von Karnak den Durchstich vollzogen zu haben; aber sein Werk war nicht von Bestand. Pharao Necho (616—600 v. Chr.) nimmt es wieder auf, stellt aber die Arbeit ein, als ein sehr gut beratenes, fernsichtiges Orakel ihm den Bescheid giebt: das heiße arbeiten für die Fremden. Auch in der Römerzeit hört man wieder von einem Kanal, bis herein in die Zeit der Araberherrschaft. Seitdem aber schlief das Projekt im Wüstensande, und große Geister wie Leibniz und Napoleon vermochten es nicht zu wecken. Herrn v. Lesseps, dem genialen Franzosen, war es beschieden, in elf Jahren das Werk zu vollenden, allerdings mit Hilfe des altägyptischen Baurezepts: der Zwangsarbeit von Hunderttausenden. Er vollendete es gegen den fortgesetzten Widerspruch und Widerstand Englands, das aber in edler Selbstlosigkeit seine Antipathien gegen den Kanal von dem Augenblicke an ablegte, wo derselbe anfing sich zu rentieren, sofort die Hauptmasse der Aktien wohlfeil einkaufte und nun die fast mit jedem Jahre sich mehrenden Zinsen desselben zum größten Teil einstreicht.

Das war ein großer Moment, epochemachend für den ganzen Orient, als am 27. November 1869 zwei Meere sich an die Brust sanken und mit Donnergebrüll hoch aufjauchzend sich begrüßten und vermählten. Und sowenig man die vom Khediven Ismail veranstalteten wahnsinnig verschwenderischen Eröffnungsfeierlichkeiten zu billigen vermag, zu welchen er das Abendland zu Gaste lud und deren Kosten ein hungerndes Volk zahlen mußte — eine gute Folge hatten auch sie: es wurden wieder

überaus rege Beziehungen geknüpft zwischen Europa und dem Lande der alten Pharaonen.

Stunden des Zusammenseins auf so engem Raume wie dem Deck unseres kleinen Dampfers tragen viel dazu bei, die Karawane, so gut es möglich ist, zu einer Einheit zu verbinden. So gut es möglich ist. Denn eine volle Harmonie der Gesinnung und Gesittung läßt sich ja nicht erwarten bei zwölf durch den Zufall aus allen Ländern und Stellungen zusammengewehten Menschen. Ein Sichvergleichen und Sichvertragen, mehr kann in solchen Fällen für gewöhnlich nicht verlangt werden. Wir haben Grund, zufrieden zu sein. Die starke Charakterprobe, welche in wochenlangem Zusammenleben dieser Art von selbst gegeben ist, ward bis jetzt gut bestanden. Die Mischung der Lebensalter, Berufskreise und Stände ist keine ungünstige. Es sind zum Glück keine redenden Bücherkästen, keine wandelnden Konversationslexika, keine Alleswisser unter uns; man kann auch nicht das boshafte Wort auf uns anwenden: Die Gesellschaft besteht aus elf Menschen und einem Gelehrten, oder, was noch schlimmer, aus elf Gelehrten und einem Menschen. Die schwülen Tage der Strapazen können uns den Humor nicht verderben; die schale Kost der gewöhnlichen Unterhaltung würzt sich uns mit Scherz, Ironie und feiner Bosheit — wer wollte da nicht zufrieden sein! Freilich manche Freiheitsopfer heischt das Reisen in Karawanen; aber sie werden wohl aufgewogen durch den Gewinn einer wertvollen Freiheit, welche die Stangensche Reiseführung in anerkennenswertem Maße gewährt: des Freiseins von all den kleinlichen Plackereien, von den Sorgen für Gepäck, Unterkunft, Nahrung, der Möglichkeit, alle Kräfte des Geistes und Körpers den Hauptzwecken der Reise zuzuwenden.

Das Ende der Fahrt ist nahe. Der Kanal führt seine Straße durch den Menzaleh-See mit vielen Inseln und Fischerdörfern und Millionen von Vögeln, welche von Fischen leben. Über unsern Häuptern kreisen große Heerzüge von Pelikanen. Der Abend dämmert über den Wassern. Schon glänzt uns das intensive Licht des über 50 m hohen Leuchtturmes von Port Saïd (Fig. 43) entgegen, und bald umblitzen es Hunderte von Kanal- und Hafenlichtern, welche wie Glühwürmer auf dem Meer aufleuchten. Das Hôtel de France bietet ordentliche Unterkunft und eine durch Moskitos gestörte Nachtruhe.

* * *

Port Saïd, 1. April.

Eine wunderliche Stadt! Wie noch nicht lange aus dem Schlamm geschlüpft, da und dort, besonders im arabischen Viertel, noch mit deut-



Fig. 43. Port Saïd.

lichen Spuren dieser Herkunft behaftet. Mittelst des Auswurfs der Baggermaschinen wurde die schmale Landzunge zwischen dem Mittelmeer und dem Menzaleh-See vergrößert und geebnet, so daß sie Raum bot für eine Hafenstadt, welche, obwohl erst mit dem Kanal entstanden, doch bereits mit Alexandrien rivalisiert und über 20000 Einwohner zählt. Neben schönen, großen Plätzen, vornehmen Straßen und Quais sehr ärmliche Quartiere; neben den respektabeln Bauten der großen Dampfschiffahrts-Gesellschaften und reichen Kaufleute jämmerliche Hütten und Baracken der Matrosen und der Armen, welche der Schiffsverkehr hier ans Land speit.

Freudig nimmt man wahr, wie das scharfe Auge der Kustodie des heiligen Landes, welche auch Ägypten umspannt, die Wichtigkeit dieses Punktes wohl erkannt hat und für die religiösen Bedürfnisse der etwa 5000 Katholiken rühmlich sorgt. Die neue, geräumige Franziskanerkirche macht den besten Eindruck; im Klösterchen daneben sind alle Sprachen der Welt vertreten. Das Kloster vom guten Hirten nahe beim arabischen Viertel, geleitet von der überaus tüchtigen, weitbekannten Oberin Crescentia Sträßle aus Württemberg, wirkt ungemein segensreich in allen seinen verschiedenen Abteilungen, dem Waisenhaus, dem Hospital, dem Pensionat mit Internat und Externat, der Büßerinnen-Abteilung, in welch letzterer manches arme, in den Sumpf geratene Geschöpf gerettet wird.

Nach 3 Uhr mittags fahren wir auf einer Barke zum Lloyddampfer „Daphne". Überfüllte Kajüten. Bewegte See. Seekrankheit in Sicht. Und doch gehobenen Mutes. In 14 Stunden werden unsere Augen das heilige Land schauen. Wir vergessen fast, was hinter uns, und strecken uns dem entgegen, was vor uns. Wir räumen auf in unserem Geist und bereiten den neuen Eindrücken eine Stätte.

* *
*

Schon am Ende des 4. Jahrhunderts schreiben Paula und Eustochium, beide, Mutter und Tochter, Schülerinnen des hl. Hieronymus, welche aus dem Lärm der Welthauptstadt Rom zu ihm in die Stille von Bethlehem geflohen waren, in dem schönen Brief an die Freundin Marcella in Rom, daß sie an die heiligen Stätten Palästinas gekommen seien nicht als die ersten, sondern als die letzten, um die ersten aus allen Völkern schon vorzufinden. „Es würde zu weit führen," schreiben sie, „die einzelnen Zeitalter von der Himmelfahrt des Herrn bis auf den heutigen Tag durchzugehen, um zu zeigen, wieviele Bischöfe, Märtyrer und in der christlichen Lehre beredte Männer nach Jerusalem gekommen sind, weil sie glaubten, sie besäßen sonst zu wenig Religion und zu wenig

Wissenschaft, und hätten sozusagen nicht die letzte Hand an das Gebäude ihrer Tugenden gelegt, wenn sie nicht Christum an jenen Stätten angebetet, von welchen der erste Strahl der frohen Botschaft am Kreuz ausgegangen. Gewiß, wenn ein berühmter Redner jemand glaubt tadeln zu müssen, weil er das Griechische nicht zu Athen, sondern zu Lilybäum, und das Lateinische nicht zu Rom, sondern in Sicilien erlernt habe, warum sollen wir glauben, daß jemand ohne dieses unser Athen an das Ziel seiner Bestrebungen gelangt sei?" „Wer immer in Gallien der Vornehmste war, kommt hierher. Der vom Festlande unseres Erdkreises getrennte Britanne, wenn er in der Religion Fortschritte gemacht hat, verläßt das Abendland und sucht die Stätte auf, die ihm bisher nur durch den Bericht der heiligen Schriften bekannt war. Wozu sollen wir aufzählen die Armenier, die Perser, die Völker Indiens und Äthiopiens und außerdem das an Mönchen so fruchtbare Ägypten, auch Pontus, Kappadokien, Cölesyrien, Mesopotamien, und alle die Scharen von Pilgern aus dem Morgenlande, die nach dem Ausspruche des Erlösers: ‚Wo ein Leichnam ist, da sammeln sich die Adler' (Matth. 24, 2), zu diesen Stätten eilen?"

*

In der That, auch wir fühlen uns als Glieder einer großen Völkerwanderung, als Teilnehmer einer Prozession, die von den ersten Jahrhunderten an aus aller Welt in ununterbrochenen Reihen sich nach dem heiligen Lande hinbewegt. Ein unübersehbares Geschwader von Seglern und Dampfern trägt von Jahrhundert zu Jahrhundert die Abgesandten der ganzen Christenheit nach diesen Küsten, welche sie hochklopfenden Herzens betreten: nicht als ob sie von dieser Wallfahrt Heil und Erlösung abhängig glaubten, sondern weil sie es für würdig und gerecht, für billig und heilsam halten, gerade von diesem Boden aus den Dank der Christenheit für die Wohlthat der Erlösung zum Himmel zu senden, auf Golgatha und am Grabe des Herrn namens der Christenheit den Tribut des Gebetes und der Thränen niederzulegen.

*

Wir wissen es wohl: die bloße Besuchung und Besichtigung der heiligen Orte an sich vermag noch nicht den Glauben zu erzeugen oder zu kräftigen. Die Heilsquellen des Christentums sind nicht in den Boden dieses Landes eingeschlossen und nicht durch leibliche Berührung mit ihm zu lösen. Aber daß deswegen die Begehung der heiligen Stätten völlig sinnlos und zwecklos sei, ohne Wert und Bedeutung für christlichen Glauben und Leben, das ist ein unnatürlicher und unmenschlicher Schluß. Alles Unmenschliche und Unnatürliche ist aber auch unchristlich.

Man redet von einer Weihe und einem Segen, welche auf den Stätten bleiben, die ein edler Mensch betreten. Werden wir nicht mit mehr Recht die Stätten als heilige benennen und begrüßen, welche der Gottmensch betreten, mit seinen Blut- und Lichtspuren gezeichnet hat? Der Duft des Segens ist nicht von diesem Boden gewichen; ihn hat nicht verwehen können der Blutgeruch, der hier überall aufsteigt von den aneinandergedrängten Schlachtfeldern der Weltgeschichte, auch nicht der Dunst des Islam und der fahle, leichenhafte Schimmer des Halbmondes. Jedes redliche Gebet und jeder demütige Glaube und jede herzentquollene Thräne, niedergeweint auf diesen Boden, wird diesen Duft aufs neue zu entbinden vermögen und ihn als Gegengruß des heiligen Landes empfangen.

*

Ja, wir erwarten Stärkung des Glaubens und Belebung des christlichen Sinnes nicht vom Begehen, aber vom frommen Begehen der heiligen Stätten. Wir hoffen zu Gott, daß wir nicht nutzlos und fruchtlos dieses Land schauen, — ein Land, das die Natur so eigenartig ausgestattet hat, die Heimat großer geschichtlicher Erinnerungen, — mehr als das: der Boden, auf welchem das Reich Gottes errichtet ward. Dieses Reich ist nicht ihm entwachsen, es kam von oben; aber sein Grundstein ward in diesen Boden eingesenkt. Und deswegen hat es bei all seiner himmlischen Herkunft und Natur von diesem Boden eine starke Erdfarbe und einen kräftigen Bodengeruch angenommen.

*

So stark ist dieser Bodengeruch, daß manche über demselben das eigentliche Wesen dieses Reiches vergaßen und verkannten, es um seiner menschlichen Seite willen, die besonders hier ihnen entgegentrat, für ein bloßes Menschenwerk ansahen, daß sie im Heiland, der in Menschengestalt auf diesem Schauplatz wandelte, über dem Menschensohn den Gottessohn übersahen. Es ging ihnen, nach einem Vergleich St. Augustins, wie dem, der im Gefängnis den König bei den Gefangenen erblickt und nun ohne weiteres beide, weil sie auf gleichem Boden zusammen sind, auch auf die gleiche Linie der Schuld und Strafe setzt. Er übersieht völlig, daß den einen die Huld, die andern die Schuld hierhergeführt hat, daß die einen an diesen Ort gebannt sind, der andere freiwillig hierherkommt, in der Absicht und mit der Macht, die Gefangenen zu begnadigen und zu erlösen.

*

Wenn der christliche Glaube gegen solche Kurzsichtigkeit uns feit, so kann es für uns bloß von Nutzen sein, es wird die materielle Unter-

lage, die historische Grundlage unseres Glaubens festigen, daß nun in den nächsten Wochen uns das Natürliche, das Menschliche, das Irdische an Christus und am Christentum besonders nahegerückt wird. Wir wollen uns nicht auf die reinen Geister spielen und nicht in stolzer Illusion uns über alles Äußere, Sichtbare und Sinnfällige erhaben dünken, nicht den unmenschlichen und unchristlichen Wahn hegen, als ob das alles unvereinbar sei mit wahrer Innerlichkeit, völlig bedeutungslos für christlichen Gottesglauben und Gottesdienst. Hat doch der Gottessohn selber Fleisch und Blut angenommen und ist doch seine ganze Erlösung so unverkennbar auf Menschen von Fleisch und Blut berechnet und angelegt.

*

Auch aus anderem Grund freut es uns, dieses Land mit eigenen Augen schauen zu dürfen. Seit dem vorigen Jahrhundert hat auch die Kritik Palästina aufgesucht, die strenge Polizei der Geschichtswissenschaft. Sie hat genauen Augenschein genommen von dem Schauplatz der heiligen Geschichte, die evangelischen Nachrichten auf ihre topographische Richtigkeit geprüft, die alten Traditionen streng verhört und ihnen ihren Ausweis abgefordert. Wir danken ihrem Arbeiten viele Klärung, manche Richtigstellung, manche Aufdeckung und Abbestellung von Irrtümern. Aber mitunter ist sie auch die Wege der Hyperkritik gewandelt, und es sind aus diesem Boden auch Steine geholt worden, welche die Bosheit mutwillig gegen das Christentum warf oder welche der Unglaube mit planvoller Berechnung in seinen Bau einfügte.

*

So manches prüfen zu können an Ort und Stelle, sehen wir für ein besonderes Glück an. Unser Bestreben soll sein, die volle Besonnenheit des Urteils zu bewahren, gleichweit entfernt wie von Kritikwut so von Kritikflucht und Kritikfurcht. Wir werden uns nicht vom Beispiel derer anstecken lassen, welche mit jedem Beweis zufrieden sind, wo es sich um eine gegen Christentum oder Kirche gerichtete These handelt, mit keinem, wo ein Interesse des Christentums oder der Kirche ins Spiel kommt. Wir werden die Traditionen prüfen und sichten, aber solche, welche hohes Alter ehrwürdig und glaubwürdig macht, nicht schon zum voraus als Lügnerinnen beargwohnen und sie nicht einer Folter unterziehen, welche man sonst nie zur Anwendung bringt und welche kaum *ein* historisches Zeugnis zu ertragen vermöchte.

* * *

Sternklare Nacht, aber sehr unruhig träumende See. Noch immer keine Sicherheit, ob die Ausschiffung in Jaffa möglich ist. In aller

Morgenfrühe auf Deck. Das ganze Schiff gebadet im Tau der Nacht. Der Wellenschlag etwas mäßiger. Ein herrlicher Sonntag zieht über dem Meere auf.

Am 3. April, morgens 5 Uhr — solche Tage und Stunden vergißt man nicht —, zeigen sich im Osten die ersten Spuren von Land. Aus der der Sonne entgegenwallenden Wogenflur tauchen einzelne dunkle Punkte auf. Sie legen sich nach und nach zusammen zu einer sich hebenden und senkenden Kette — die Höhenzüge des judäischen Gebirgs, welche zuerst dem Pilger sich zeigen. Nach einer halben Stunde legt sich diesem dunklen Streifen ein heller vor: der Küstenstrich, der gelbgoldig aus der blauen Flut aufleuchtet. Da auf einmal — welche Lüfte umschmeicheln uns! Süße Frühlingsdüfte, welche die linden Winde aus tausend Blüten erhascht und ersammelt haben und welche sie aus dem Garten des heiligen Landes, der Ebene Saron, uns zutragen, welche sie uns herüberwehen als ersten, lieblichen Willkommgruß des heiligen Landes. O heiliges Land, das du solchen Paradiesesgruß uns sendest, wir senden als Gegengruß zu dir hinüber die lichten Gedanken und freudigen Gefühle und die heißen Thränen, die unserer Seele entsteigen.

So, wenn ein kühnes Volk auf schwachen Schiffen
Dem ungewissen Meer sich anvertraut,
In fremder Zon' umringt von Felsenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegenschaut,
Und nun sein Blick das ferne Land ergriffen,
Erschallt sein Gruß mit hellem Jubellaut,
Und einer zeigt's dem andern, und vergessen
Sind Müh' und Not des Wegs, den sie durchmessen.

Doch nach der Freude, der sie sich ergeben,
Vom ersten Anblick wunderbar entzückt,
Fühlt jeder sein zerknirschtes Herz erbeben,
Von heil'ger Scheu und Ehrfurcht tief gedrückt.
Kaum wagen sie das Aug' emporzuheben
Zu jener Stadt, die Christus einst beglückt,
Wo er verschied und wo er ward begraben,
Wo dann die Glieder ihn aufs neu' umgaben.

Gebrochnes Ächzen, halberstickes Weinen,
Schmerzvolles Seufzen, klagendes Gestöhn'
Der Scharen, welche Freud' und Schmerz vereinen,
Erfüllt die Luft mit murmelndem Getön',
Wie man's vernimmt in dichtbelaubten Hainen,
Wenn leiser Wind herabfährt aus den Höh'n,
Wie das bewegte Meer mit hohlem Sausen
Ans Ufer hin durch Klippen pflegt zu brausen.

(Torquato Tasso, Befr. Jerusalem.)

Der flache Uferrand kommt uns näher und näher. Nun steigt er höher auf, und von grün umwogter, stolz dem Meer die Stirne bietender Felswand glänzen Minarete und weiße Häuserreihen uns entgegen — die Stadt Jaffa. Ihr gegenüber hält der Dampfer. Der Anker rasselt nieder. Wir dürfen landen.

In die Freude mischt sich Bangen. Wir begreifen, warum das altniederländische Sprichwort „na Jaffa gaan" soviel bedeutet als eine lebensgefährliche Reise antreten. Zwischen uns und der Stadt starren wie ein Staketenzaun spitze Felsnadeln aus dem Meer auf, welche die heranbrausenden Wogen zerschneiden, daß sie zischend und scheltend auseinanderfahren. Schon hat man unser Schiff erspäht. Nachen und Schaluppen nähern sich ihm. Zwei Boote mit der schwarzweißroten Flagge der Stangenschen Gesellschaft kommen zuerst beim Dampfer an. Nun gilt es, den richtigen Moment zu erfassen, wo die unartigen Wellen den tanzenden Nachen mit dem schaukelnden Dampfer und seiner Schiffstreppe in gleiche Linie kommen lassen. Dann ein mutiger Sprung, und wir sind im Nachen. Unter furchtbarem Schreien der Ruderknechte beginnt die tolle Berg- und Thalfahrt, sinnverwirrend, magenwendend, nervenzerreißend, zum Glück von nur viertelstündiger Dauer. Die Gewandtheit der Schiffsleute ist bewunderungswürdig. Im richtigen Moment schnellen sie mit gewaltigem Ruderschlag den Kahn durch die enge Pforte der Felsnadeln in ein ruhigeres Bassin. Nun ist's gewonnen. Wir legen an der Quaimauer an. Unser Fuß betritt das heilige Land. Ein Wonneschauer durchströmt uns. Wir fühlen uns daheim — in der Heimat, die wir noch nie gesehen, von der wir zeitlebens geträumt, nach der wir so lange uns gesehnt.

Wallfahrten im heiligen Land.

Durch die Ebene Saron und das Gebirge von Judäa.

Sonntag, 3. April.

Das Städtchen Jaffa (Fig. 44) ist des heiligen Landes festlicher Empfangssaal, mit süßen Düften ganz erfüllt, bereit, den Pilger aus der Fremde zu laben und zu stärken für die beschwerliche Wanderung durch das Land. Eine malerische Lage. Ein Felsberg rückt ins Meer vor und fällt mit schroffen Wänden ab in die Fluten. Nur auf terrassenförmigen Stufen gewährt er spärlichen Raum für die Häuserzeilen, die an ihm emporklettern und sich ängstlich an ihn anzuschmiegen scheinen. Steil und eng winden sich die Gassen zwischen den Häusern und unter Gewölben hindurch auf die Höhe. Oben führt ein breiterer Weg über den arabischen Bazar, den Gemüse- und Fruchtmarkt nach der außerhalb des Städtchens gelegenen deutschen Kolonie. Hier nimmt uns das Hôtel Jerusalem auf, gleich dem nahe dabei gelegenen Hôtel Palästina Eigentum der Templerkolonie, in herrlichem Orangenpark gelegen, reinlich, anheimelnd in jeder Hinsicht. Schwäbische Laute schlagen ans Ohr; schwäbische Landsleute, besonders aus der Balinger Gegend, drücken uns die Hand; schwäbische Küche nimmt sich des schlaffen Magens an; die Kräfte des Leibes und Geistes heben sich, und ein Wohlbefinden kommt über uns, wie wir seit Antritt der Reise es kaum einmal mehr empfunden.

Um vor allem unserer Sonntagspflicht zu genügen, kehren wir ins Städtchen zurück und suchen die Kirche des Franziskanerklosters auf, das wir schon beim Landen festungsartig aus dem Städtchen aufragen sahen. Eben beginnt in dem schönen Kirchlein der Gottesdienst. Es ist ganz gefüllt, rechts die Männer, links die Frauen, auf Matten am Boden sitzend; die Frauen sind alle schneeweiß, vom Scheitel bis zur Sohle in ein Linnentuch eingehüllt; Ordnung, Ruhe, Andacht herrscht im ganzen Raum; nur mitunter dreht eines der unverschleierten Gesichter sich nach uns um und schießt aus großen, dunklen Augen neugierige Blicke auf die europäischen Fremdlinge. Nach dem Evangelium hält der Pater eine arabische Ansprache, deren Inhalt uns verschlossen bleibt, deren gemütvoller Ton aber uns doch zu Herzen geht. Von da kommen

wir zur griechischen Kirche, wo eben auch der Gottesdienst zu Ende ist und ein Priester die geweihten Brote austeilt; dann zum Leuchtturm, in dessen Nähe das Haus Simons des Gerbers gezeigt wird: ein nicht sehr altes Gebäude mit Höfchen und Gärtchen und einer kreuznahtgewölbten Halle mit Gebetsnische, in mohammedanischem Besitz; über der Halle eine Dachterrasse mit schönem Ausblick auf Städtchen und Meer. Wir gelangen über den mit Schutt gefüllten ehemaligen Stadtgraben zum christlichen Friedhof, um dessen weißgetünchte Gräber die Frauen sitzen, dann zu dem neugebauten großen Spital der Josephsschwestern, gut eingerichtet, mit schöner Kapelle. Von seiner Dachterrasse aus lassen wir unsere Blicke schweifen über die wunderbaren Gärten von Jaffa, welche so süße, berauschende Düfte aushauchen, über die lieblichen Urwälder von Fruchtbäumen, von Mandeln-, Feigen-, Aprikosen-, Granaten-, Citronenbäumen und Sykomoren, ganz besonders aber von Orangenbäumen, Jaffas Specialität, unermüdlich im Blühen und Fruchttragen, reich behangen mit den Goldäpfeln, die nirgends so groß werden wie hier, und gleichzeitig mit frischen Blüten bedeckt. Weit hinaus dehnt sich die Ebene Saron, die vielgepriesene, grün und blumig anwogend bis zum blauen Rand der Gebirge Judäas. Aber in alle die Fruchtbarkeit hinein und bis hart an die kaktusumhegten Gärten hin ebben heute noch da und dort die Sandwellen der Wüste; ihnen mußte durch Menschenfleiß und künstliche Bewässerung dieses Reich blühenden Lebens abgetrotzt werden. Ein Goldstreif zieht sich am Meere hin, aber auch er ist unfruchtbarer Sand und sein Gold nur von der Sonne geborgt. Hinter ihm rauscht das ewige Meer und breitet auf grünen, lichtgesättigten Fluren seine funkelnden, blauäugigen Edelsteine und seine blitzenden Diamanten im Glanz der Sonne aus.

Das Meer lockt uns an und verspricht uns Kühlung und Kräftigung der in der Sonnenglut schmelzenden Kräfte. Wir eilen hinab zum Strande und tauchen ein in seine rauschenden Wogen. Neu belebt ergehen wir uns in den Hainen der Kolonie und geben der Vorzeit Audienz. Dem Boden entsteigt ein feierlicher Chor von Erinnerungen, uns auf der Schwelle des heiligen Landes zu begrüßen. Voran schreiten nebelhafte Schemen aus mythischer Urzeit, vor geschichtlichem Blick in nichts verwehend. Noe soll hier die Arche bestiegen und auch sein Grab gefunden haben. Andromeda taucht auf aus dem Dunste altgriechischer Göttersagen; hier soll sie ihr Vater Kepheus an einen ins Meer vorspringenden Felsen als Opfer für das Seeungeheuer angeschmiedet haben; aber der Held Perseus erlegt das Ungetüm und befreit die Königstochter. Zeigte man doch noch zur Zeit des hl. Hieronymus Felsen und Ring, und lange hing über dem Stadtthor das Skelett des Riesen-

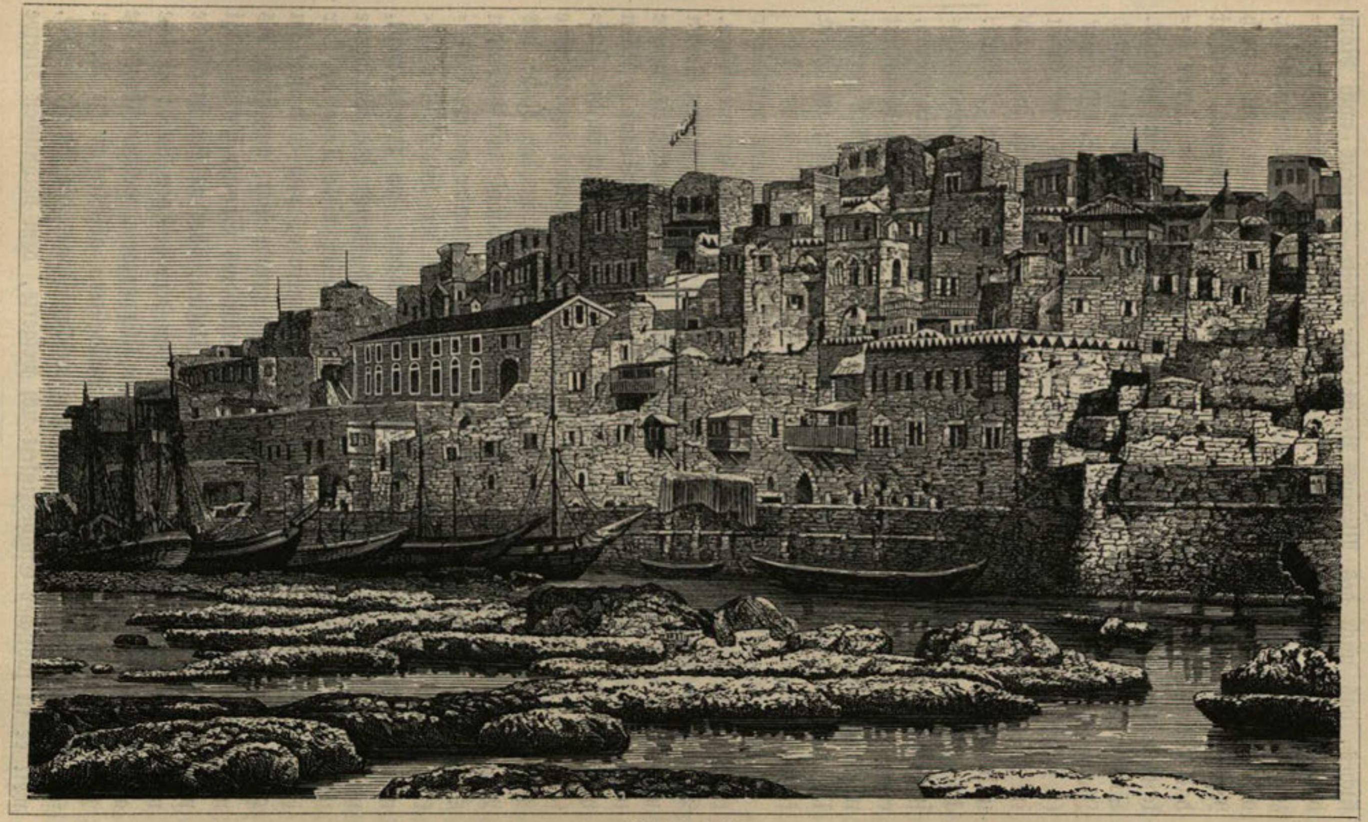


Fig. 44. Jaffa.

fisches, das nach des Plinius Bericht der Ädile Scaurus nach Rom brachte. Und wieder ist es ein Meerungeheuer, das nach biblischer Erzählung nahe bei Jaffa oder Joppe den Propheten Jonas verschlingt, als er auf einem nach Tharsis fahrenden Schiffe dem Rufe Gottes nach Ninive sich entziehen wollte. Ein Cedernwald vom Libanon kommt das Mittelländische Meer herabgeschwommen und wird in Joppe gelandet und zum Salomonischen Tempelbau nach Jerusalem gebracht. Simon der Makkabäer „gewinnt zu all seiner Herrlichkeit hinzu auch Joppe als Hafen und machte eine Einfahrt für die Inseln des Meeres" (1 Makk. 14, 5); als die Einwohner von Joppe verräterisch 200 Juden im Meer ertränkten, steckte Judas der Makkabäer ihre Schiffe in Brand und ließ er das Schwert durch die Straßen der Stadt rasen (2 Makk. 12, 3 ff.). In fast alle Kriege, welche in der Folgezeit Palästina heimsuchen, wird diese Einfallspforte ins heilige Land mit hineingezogen, etwa zwölfmal zerstört und wieder aufgebaut. Im 12. Jahrhundert wird das Meer um Jaffa mit Kreuzfahrer- und Saracenenblut gerötet. Um Jaffa wirbt Richard Löwenherz mit seinem Heldenschwert; um Jaffa kämpfen noch 1799 die Franzosen.

Noch erzählen halbzerfallene Forts und Festungsmauern von dieser kriegerischen Vergangenheit. Aber lieblicher sind andere Erinnerungen. Das Christentum schlägt rasch Wurzeln in der gesegneten Ebene Saron und treibt hier in Joppe Blüten und Früchte der Barmherzigkeit, welche noch lieblicher duften als die Rosen und Lilien von Saron. Allen voran ist Tabitha (Dorkas = Gazelle) im Wohlthun und in der Fürsorge für die Witwen. Noch wird die Stätte ihres Hauses gezeigt, eine Viertelstunde vor dem ehemaligen Jerusalemsthor, in der Nähe des Brunnens Abu-Nebut, wo im Boden noch eine Grabhöhle mit mehreren Sargnischen zu sehen ist. Tabitha stirbt und wird unter großer Totenklage im Obergemach aufgebahrt. So groß ist der Verlust der Gemeinde, daß die Jünger hinüberschicken nach Lydda, wo Petrus weilt, und seines Trostes begehren. Er kommt und schenkt die Verlorene lebend der Gemeinde wieder. Und Petrus bleibt viele Tage bei der infolge des Wunders rasch anwachsenden Gemeinde, und er wohnt im Hause Simons des Gerbers am Meer. Und gerade hier, angesichts des weiten Meeres, das seine Wogen von Palästinas Strand hinüberträgt nach den Küsten von Griechenland und Italien, über welches griechische und lateinische Segel den Weg suchen nach dem heiligen Land; gerade an dieser Küste mit ihrem scharfzackigen Klippenzaun, welcher schroff die Außenwelt von Israel und seinen Heilsgütern abschließen zu wollen scheint; angesichts der Gewässer, auf welchen Jonas die Strafe ereilte, weil er in jüdischer Engherzigkeit sich weigerte, dem heidnischen Ninive

den Buß- und Gnadenruf Gottes zu überbringen — gerade hier wird Petrus durch jene Vision belehrt, daß die Schranken zwischen Israeliten und Heiden gefallen seien, daß die Grenzen des Reiches Gottes nicht zusammenfallen mit Israels Grenzen, sondern mit den Enden der Welt (Apg. Kap. 9 u. 10).

*

Der Nachmittag ist einem wichtigen Geschäfte gewidmet. Die Karawane wird beritten gemacht, Pferde und Maultiere auf drei Wochen gemietet. Treffliches Material steht zu Gebote; aber es ist nicht leicht, für jeden das seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechende Reittier zu finden. Herr Stangen zeigt sich dieser Aufgabe ganz gewachsen. Zwölf schöne, europäisch gesattelte Pferde treten vor unserem Hôtel an. Wir machen einen Proberitt hinaus nach dem eine Stunde entfernten Templerdörfchen Sarona. Die Pferde mögen lange unthätig im Stalle gestanden sein; sie zeigen mehr Lebhaftigkeit, als manchem von uns angenehm ist. Ganz besonders aber werden sie nervös, wenn der europäische Reiter, wie er es gewohnt ist, die Zügel straff hält, denn sie sind viel empfindlicher und weichmauliger als die unsrigen. Darum vollzieht sich die Anknüpfung näherer Beziehungen, die Zusammengewöhnung des europäischen und arabischen Blutes nicht ohne alle Schwierigkeiten. Rechts und links brechen die Tiere aus, und zur Rechten sieht man wie zur Linken die halben Reiter heruntersinken. Ja auch ein bedenklicherer Sturz kam vor, aber er lief besser ab, als man hoffen konnte, und trug nur einer Dame der Karawane ein zerschundenes Gesicht und eine vorübergehende Gehirnerschütterung ein.

Das Dörfchen Sarona lohnt einen Besuch. Ein echt schwäbisches Dörfchen mit gut gebauten, reinlichen, ziegelbedachten Häusern und einem Völkchen, das auch unter orientalischem Sonnendruck den schwäbischen Charakter bis auf den Dialekt treu bewahrt hat. Es liegt mitten in weitausgedehnten Ländereien, welche musterhaft bewirtschaftet sind und von Fruchtbarkeit strotzen. Landbau und Handwerk sind seine Hauptbeschäftigungen, Fleiß und Arbeitsamkeit seine Haupttugend. Der schwäbische Volkscharakter hat auch hier seine Zähigkeit, Ausdauer und Anschmiegungsfähigkeit bewährt; das Kolonisationsunternehmen ist geglückt; in 25 Jahren hat sich die Templergenossenschaft hier fest eingebürgert. Aber Gewinnsucht hätte das schwierige Werk nicht so weit fördern können. Dazu bedurfte es eines stärkern religiösen Impulses.

Jene religiöse Bewegung, welche, angeregt insbesondere durch die apokalyptischen Ideen des württembergischen Kirchenvaters Bengel und durch das Auftreten des Bauern Michael Hahn, am Anfange dieses Jahrhunderts durch das Schwabenland ging, in dem leonbergischen

Bürgermeister W. Hoffmann ein geistiges Haupt fand und zur Gründung der Pietistengemeinde Kornthal führte, trieb auch die Templergesellschaft aus ihren Wurzeln hervor. Diese faßte 1868 erstmals in Haifa Fuß, gründete 1869 die Kolonie von Jaffa, 1872 die von Sarona, 1873 die von Rephaim bei Jerusalem und ließ sich 1876 auch in Beirût nieder. Ihr Programm ist, auf dem Boden des heiligen Landes den Tempel, d. h. das wahre Reich Gottes, aufzurichten, welches in keiner der bestehenden christlichen Kirchen zu finden ist. An eigentlich christlichem Gehalt ist dieses Programm sehr arm. Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes wird zwar beibehalten, aber selbst das Dogma der Dreieinigkeit und der Gottheit Christi fallen gelassen, Taufe, Abendmahl und äußerer Gottesdienst als unwesentlich angesehen. Der Schwerpunkt des Programms liegt im Gebiete der natürlichen Ethik und des bürgerlichen socialen Lebens. Der sociale Verband erwies sich stärker als der religiöse, und die anfängliche engste Verbindung von religiöser und bürgerlicher Ordnung mußte infolge entstandener Differenzen später wieder gelockert werden. Eben gegenwärtig hat sich ein Teil der Templer der protestantischen Kirche wieder mehr genähert. Die Verdienste der Templer sind socialer Art. Sie haben vor Augen bewiesen, was mit deutschem Fleiße aus dem Boden von Palästina zu machen ist; sie haben den faulen Bewohnern des Landes ein Beispiel arbeitsamen Lebens gegeben, das nicht ohne allen Erfolg war; sie haben im Orient die Tugenden der Reinlichkeit und Sittsamkeit wieder zu Ehren gebracht, Weinbau und Landbau rationell zu betreiben angefangen, die Straßen gebessert, für Postverbindungen gesorgt, namentlich auch die Volksschule gepflegt, in Rephaim sogar ein Lyceum eröffnet. Aber der Tod räumt stark auf in den Kolonien, und ohne stete Zufuhr frischen Blutes aus dem Schwabenland wären sie ausgestorben. Der Fremde dankt ihnen vieles, was das Reisen im Orient erleichtert. Zu den Katholiken stellen sie sich nicht unfreundlich. Die Christianisierung des Landes läßt sich von ihnen nicht erwarten, dazu sind sie selbst zu wenig Christen; aber derselben vorzuarbeiten mögen sie wohl berufen sein.

*

Montag, 4. April.

In der Frühe geht unser Troß ab: 4 Diener und Köche, 13 Pferdeknechte (Mukari), 26 Saumtiere, beladen mit den sechs Schlafzelten, einem großen Speisezelt und einem Küchenzelt, mit dem Gepäck, dem Zelt- und Küchengerät und der Fourage. Um 9 Uhr steigen wir zu Pferde; an die Spitze unseres Zuges setzt sich der Dragoman in malerischem Kostüm: mit weiten Pumphosen, gesticktem Wams und wallendem Mantel, auf

dem Haupte den Turban, das intelligente Gesicht umwallt von bunter Keffije; er reitet einen feurigen Araber mit reich und bunt aufgeputztem Sattel. Menhem Abbas Gabriel ist ein edler Maronite aus Beirût, wohlgebildet, des Französischen vollkommen mächtig, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, umsichtig und wohlerfahren, voll Anstand und Freundlichkeit, wenn nötig, voll Energie und Entschiedenheit.

Fröhlicher Ritt durch die Saronebene, welche zu dieser Jahreszeit die Lieblichkeit des Frühlings mit der Fruchtfülle und dem Erntesegen des Sommers paart. Stattlich wogen die Weizen- und Gerstenfelder, und die an sie angrenzenden magern Weidetriften tragen noch reichen Blumenschmuck: Rosen, Narzissen, Feldlilien, Anemonen, Nelken; auch die stacheligen Kaktushecken leisten ihren Blütenbeitrag und prangen in unzähligen feuerfarbigen gelben Blumen. Das erscheint dem Propheten als der Tiefpunkt der Verwüstung und als das Sinnbild schrecklichsten Strafgerichts, wenn der Libanon schamverwirrt dasteht, weil sein Cedernschmuck von den Feinden zerhauen worden, und wenn Saron der Steppe gleich wird (Js. 32, 9), und das als Höhepunkt und herrliches Sinnbild der Begnadigung, wenn die Wüste und Steppe jauchzt und blüht wie eine Rose und ihr Sarons Anmut geschenkt wird (35, 1 f.). Von den Gefilden Sarons pflückt auch die Braut des Hohenliedes den Vergleich, mit dem sie sich selber zeichnet: „Ich bin die Rose Sarons und die Lilie der Thäler" (Hohel. 2, 1).

Mitunter fügen sich zwischen die zur Ernte weißwerdenden Felder und die buntgeblümten Fluren ernst und schweigend die graugrünen Ölbäume ein mit ihren rauhen, knorrigen Stämmen, ihren zarten Blättern und ihrem melancholischen Flüstern. Neben den der Ernte entgegenwogenden Saatfeldern wird das Feld umgebrochen, wohl schon für eine zweite Ernte. Mit langem, stachelbesetzten Stecken geht der Landmann hinter dem primitiven, dem ägyptischen ähnlichen Pfluge einher, die Büffel mit den unschönen Köpfen und den langen Hörnern mit Wort und Stachel spornend. Sein Gewand ist ein langes, hemdartiges Unterkleid aus grobem weißem oder blauem Stoff mit weiten Ärmeln, um die Lenden mit einem Ledergurt zusammengehalten und aufgeschürzt; den Aba, den ärmellosen, teppichartigen Überwurf, aus unzerstörbarem Gewebe von Kamel- oder Ziegenhaaren gefertigt, schwarz oder weiß gestreift, hat er in der Hitze abgelegt, aber der mit weißen oder farbigen Tüchern mehrmals umwundene Turban oder ein über den Nacken wallendes Kopftuch von dicken Schnüren aus Kamelhaaren festgehalten, deckt sein Haupt und schützt ihn gegen Sonnenstich.

Nach drei Stunden erreichen wir in großer Mittagshitze Ramle, ein Städtchen von 8000 Einwohnern, worunter etwa 1000 Christen,

von reichen Gärten und stattlichen Bäumen umrahmt. Vor dem Städtchen liegt auf einer Anhöhe der sogen. Turm der 40 Ritter oder Märtyrer (Fig. 45). Durch ein hübsches Pförtchen treten wir in einen von Mauerruinen umschlossenen Hof, mit Steintrümmern übersät und grün überwachsen. Der an den vier Ecken mit Streben besetzte massige Turm ist gut gegliedert und mit hübschen Fenstern durchbrochen; oben verjüngt er sich, und auf steinerner Treppe kann man zu einer schmalen Terrasse emporsteigen. Schöner Ausblick: zu Füßen das aus der Ferne vielversprechende Städtchen mit seinen Kuppeln; darüber hinaus die Bergzüge des judäischen Gebirges, welche von diesem Standpunkte aus überraschende Ähnlichkeit zeigen mit der Kette der Schwäbischen Alb, wie sie sich etwa von Hohenheim aus präsentiert. Links ein hübscher, weißschimmernder Ort mit Minareten, das alte Lydda, wo St. Petrus den Äneas heilte und wo die Kreuzfahrer in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die schöne St. Georgskirche bauten, deren östlicher Teil mit den Apsiden noch erhalten ist. Nach allen Seiten breitet die Ebene ihren grünen, farbig durchblümten Teppich aus, den nach Westen das Meer mit breitem Silberband besäumt.

Der Turm selber stand einst in Verbindung mit einem großen Kirchenbau. Noch sieht man Reste einer zweischiffigen Halle mit spitzbogigen Arkaden, unter dem Boden eine zweischiffige Krypta, ebenfalls im Spitzbogen eingewölbt. Man wäre zunächst geneigt, alle diese Baureste samt dem Turm den Kreuzfahrern zuzuteilen; aber es ist wahrscheinlicher, daß wir ein Werk des Islam vor uns haben, eine Moschee mit Minaret, welche die Kreuzfahrer nur in eine christliche Kirche verwandelten und auf die 40 Märtyrer tauften, vermutlich weil die Mohammedaner die Krypta als das Grab der 40 Gefährten Mohammeds ausgaben. Ob der Bau noch aus dem 8. Jahrhundert stamme und vom Kalifen Suleiman gleichzeitig mit der Stadt errichtet worden, ist wohl nicht mehr zu entscheiden, ebensowenig die Frage, ob dieses Ramle mit dem neutestamentlichen Arimathäa identisch sei. Dagegen führt man in der Regel an, daß erst seit dem 12. Jahrhundert (Benjamin von Tudela 1160—1173) man Arimathäa hierher verlege; aber es ist doch zu beachten, daß auch Hieronymus und Eusebius dasselbe in der unmittelbaren Nähe von Lydda zeigen. Die Neuern sind geneigt, es in Beit-Rima, 19 km westlich von Silo, zu suchen. Ein Bau von Ramle stammt aber sicher von den Kreuzfahrern, die Hauptmoschee des Ortes, einst eine Johanneskirche, schwer zugänglich, dreischiffig mit erhöhtem Mittelschiff, 50 m lang, 25 m breit; Pfeilerarkaden scheiden die Schiffe, drei Apsiden schließen östlich ab; reiches, jetzt vermauertes Westportal und Westturm. Merkwürdig sind auch die nördlich von Ramle gelegenen

unterirdischen Gewölbe, sechs mächtige, pfeilergetragene, in Spitzbogen gewölbte Joche, teilweise eingestürzt, halb mit Wasser oder Schlamm gefüllt. Sie führen den Namen Helenacisterne, sind aber entschieden saracenische Bauten, offenbar Reservoirs, um Ramle mit Wasser zu versorgen. Sonst ist außer dem festungsartigen Franziskanerkloster, das

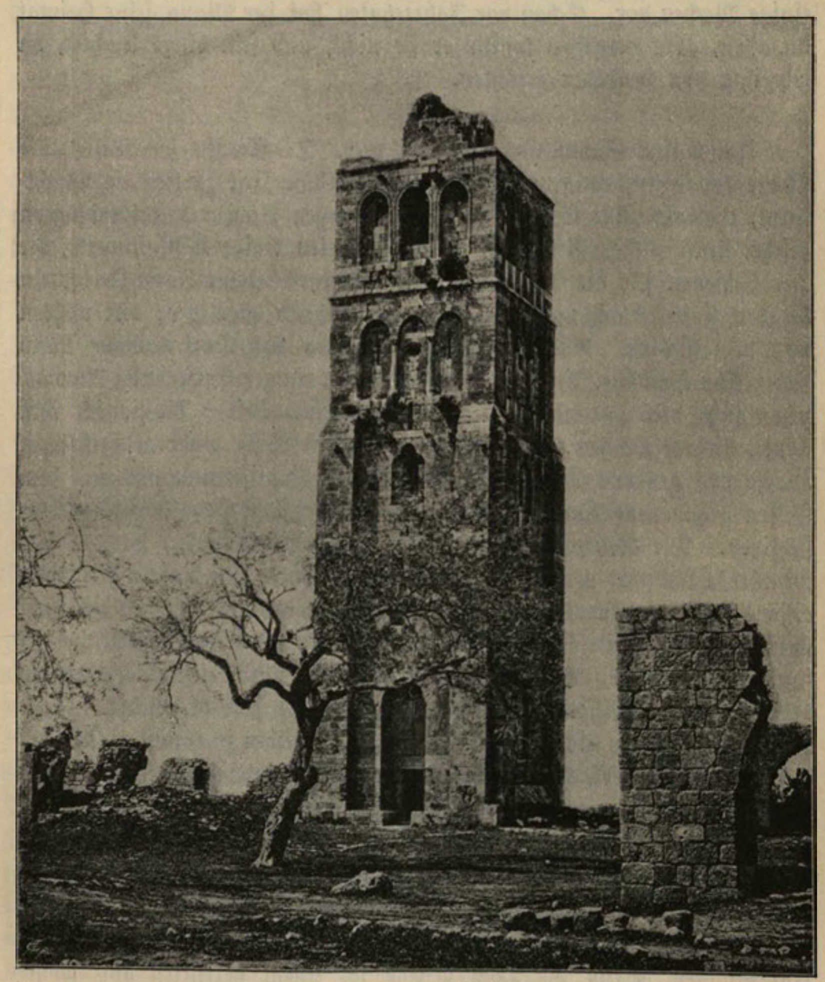


Fig. 45. Turm der 40 Ritter in Ramle.

Herzog Philipp von Burgund gebaut haben soll, und einigen in die Häuser eingefügten architektonischen Resten in Ramle nichts Bemerkenswertes. Aber ein schönes, reinliches Gasthaus bietet vollkommenes Obdach für Frühstück und Siesta. Der Wirt ist ein schwäbischer Landsmann aus Balingen und gehört zur Templerkolonie. Er erzählt von

seinem eigenartigen Leben inmitten der Araber. Rechtspflege giebt es hierzuland nicht, bloß Selbstjustiz. Wenn die Araber den Diebstahl zu unverschämt treiben, wird Nachtwache gehalten, ein Dieb abgefaßt und so geprügelt, daß er nicht so bald wieder aufstehen kann und noch morgens zum abschreckenden Beispiel an der Straße liegt; das hält wieder auf einige Wochen vor. Schon vor Jahrzehnten hat der Mann seine Heimat verlassen, aber vergessen konnte er sie nicht, und sein Auge leuchtet, da wir ihm von derselben erzählen.

*

Um 2 Uhr Sammlung und Aufbruch. Die Straße schattenlos, die Ebene etwas einförmig und wenig gewellt. Von Zeit zu Zeit ein Wachtturm, ehemals zum Schutze der Straße gegen Räuber mit Landjägern besetzt, heute außer Gebrauch. Wir überholen einige Lastfuhrwerke, die mit Schienen für die neue, inzwischen eröffnete Bahn Jaffa-Jerusalem beladen sind. Nach und nach wird die Gegend hügeliger; wir nähern uns dem Gebirg. Nach anderthalb Stunden das Dorf Kubab; dann rechts Abu-Schusche, links von der Straße in einiger Entfernung Amwâs, neuerdings viel genannt und viel umstritten. Leider konnte ich ihm keinen Besuch machen, um die merkwürdigen Reste einer altchristlichen Kirche von größern Dimensionen und eines Baptisterium mit aus dem Felsen gehauenem Taufbassin und marmorgepflastertem Vorhof zu besichtigen. Die Gelehrten streiten sich, ob dieses Amwâs, das in den Makkabäerkämpfen genannte Emmaus, das später den Namen Nikopolis erhielt, mit dem neutestamentlichen Emmaus identisch sei. Meist sucht man das letztere in Kubêbe, wo die Reste einer Kreuzfahrerkirche gefunden wurden und wo die Franziskaner seit 1862 eine Niederlassung haben. Aber Schiffers (Amwâs, das Emmaus des hl. Lukas. Freiburg 1890) hat die nicht sehr alte und feste Tradition zu Gunsten Kubêbes stark erschüttert. Nach meinem aus den Akten gewonnenen Urteil und nach dem meines verehrten Kollegen, welcher auch an Ort und Stelle Einsicht nahm, ist der von Schiffers für Amwâs geführte Beweis sehr überzeugend und mit dem biblischen Bericht im vollen Einklang, sobald man sich an die durch 14 Handschriften bezeugte Lesart hält, nach welcher die Entfernung des Dorfes Emmaus von Jerusalem nicht 60, sondern 160 Stadien betrug. — Doch gestehe ich einem verehrten und wohlwollenden Recensenten und Kollegen gerne zu, daß die Frage noch eine offene ist und auch gegen meine Annahme und für die traditionelle manche Gründe sprechen.

Nach 4 Uhr kommen wir an den Fuß eines kahlen, ins Thal vorspringenden Hügels, auf welchem das Dörfchen Latrun liegt. Die alte Straße führte über den Hügel, die neue umgeht ihn im Bogen und

mündet dann in ein hübsches Thälchen, das Wadi el-Chalil, ein. Vom grünen Teppich desselben winken uns unsere weißen Zelte mit den deutschen Fähnchen — ein willkommener Anblick nach dem heißen Ritt. Nach kurzer Rast machte ich einen Versuch, den Hügel von Latrun zu erklimmen. Aber ich war allein, und die Dämmerung hüllte in großer Eile die Bergwände in ihre Schatten; überdies tönte mir von oben wüstes Gekläff der Hunde entgegen. So wagte ich mich nicht bis auf den Gipfel hinauf. Ich sah nur aus einiger Entfernung die geschwärzten Mauern einer alten Befestigung, zwischen welchen armes Volk in elenden Hütten sich eingenistet hat. Man will oben noch Grundmauern einer Kirche (zu Ehren der makkabäischen Brüder und ihrer Mutter?) und einer mittelalterlichen Frauenabtei zum guten Schächer gefunden haben, denn Latrun soll des letztern Heimat sein. Der Name des Dorfes ist nicht von latro (Schächer) herzuleiten, eher von Toron, einer Burg der Tempelritter; die obige Legende vom guten Schächer aber hat ohne Zweifel sich an den Namen Latrun angehängt. Die Bewohner sollen bis in die Neuzeit herein den Schächer in seinem frühern Gewerbe redlich nachgeahmt und die ganze Gegend unsicher gemacht haben. Unten am Berg ist ein Gasthof, der sich Makkabäerhotel nennt und in sehr moderner Weise daran gemahnt, daß das Schlachtfeld nicht fern ist, wo Judas der Makkabäer den syrischen Feldherrn Gorgias aufs Haupt schlug.

Schmuck und stattlich breitet auf dem Thalgrund unser Zeltlager sich aus. Sechs Wohn- und Schlafzelte für je zwei Personen, mit Tisch, Feldsesseln und guten Lagerstätten auf eisernen Gestellen; die innern Zeltwände mehrfarbig mit applizierten Blumenornamenten ausstaffiert; ein großes Speisezelt, welches bequem eine Tafel für 12 Personen aufnehmen kann; ein Küchenzelt, in welchem unser wohlgeschulter Koch mit erstaunlicher Fertigkeit über einem kleinen Eisenrost ganze Diners zubereitet, welche mit den Leistungen jeder Hotelküche sich messen können. Außerhalb des Lagers sind am Boden Stricke gezogen, an welche die Tiere angebunden werden. Bei eintretender Dunkelheit wird die Zeltlagerstraße mit Windlichtern und farbigen Lampions erhellt. Eine köstliche Nacht senkt sich klar und kühl herab über das einsame Thälchen und die schweigenden Berge Judäas. Von der ersten Stunde an sind wir alle für das Zeltleben begeistert. Frei vom Druck und Zwang lästiger Etikette und von der Herrschaft der Kellner, entronnen der gespannten Luft der Hotels und ihrer Speisesäle, nicht eingesperrt in steinerne Käfige oder in die drangvoll fürchterliche Enge der Schiffskabinen, so ganz mitten drin im nächtlichen Weben der Natur, umfangen von den frischen Düften, welche ihr Boden aushaucht, — das erzeugt ein nomadisches Wohlgefühl. Der Sohn des 19. Jahrhunderts löst sich aus der

Schnürbrust der Hypercivilisation und wird wieder Mensch, Naturmensch. An ihm wie an Feld und Flur bewährt die Nacht ihre erneuende und erfrischende Kraft; sie heilt mit kühlem Balsam die Wunden, welche die Sonne geschlagen, und gießt auch über die von Sonnenbrand halbverdorrte Menschenpflanze ihren reichen kühlen Tau. Lange noch sitzen wir im Freien und lesen in der Hieroglyphenschrift des Sternenhimmels, welche von dem dunklern Blau heller abstrahlt als am Himmel unserer Heimat. Dann ziehen wir uns zurück in die Zelte. Die Mukari beziehen die Nachtwache. Der Schlaf senkt sich auf unsere Lider. Morgen in Jerusalem — das ist unser letzter Gedanke, der sich in unsere Träume einwebt.

*

Dienstag, 5. April.

Der Morgen nicht bloß kühl, sondern kalt. Während wir im Speisezelt frühstücken, haben die Mukari schon die andern Zelte abgebrochen, zusammengelegt, auf den Rücken der Tiere verpackt. Wir reiten hinein in die judäischen Berge. Die breite, gutgehaltene Straße schleicht in Schlangenwindungen durch Thäler und Klüfte, über Joche und Höhen. Die Gegend im ganzen nicht unähnlich unserem Schwarzwald; zwischen Bergzüge eingelagert bald engere bald breitere Thalgründe und Mulden; die Anhöhen zunächst auch noch grün bewachsen, aber nicht wie in unserem Schwarzwald mit stolzen Bäumen, nur mit Zwergeichen und kriechendem, niedrigem Gesträuch, und überall sticht durch das Grün der nackte scharfe Fels oder verwittertes graues Gestein. Daher der Gesamteindruck ernst und melancholisch, nur durch gelben Ginster und andere Blumen etwas erheitert. Die Thalwände zeigen meist terrassenförmig aufgestaffelte Lagerschichten mit wenig Humus, vorzugsweise mit Ölpflanzungen besetzt. Von einer Paßhöhe aus beherrscht unser Auge einen Teil der Reliefkarte des Gebirgs samt der Ebene Saron bis ans Meer. Die Luft ist kräftig und würzig. Scharen von Fellachenweibern kommen uns entgegen, welche zur Feldarbeit ausziehen; sie sind barfüßig, mit langem blauen Hemd bekleidet; über dem Haupt ein blaues und buntes Tuch, das Gesicht unverschleiert, die Züge hart und sonnverbrannt, fast wild; an den Knöcheln der Hände und Füße klirren blaue Glasringe oder Metallringe; Hände und Kinn blau tättowiert, die Fingernägel mit Henna rot gefärbt.

Der Weg läuft eine Strecke auf der Höhe fort. Die Bergfeste Soba und die Burgruine Kastul kommen in Sicht. Dann senkt sich die Straße in eine Thalmulde hinab, aus welcher das Dorf Abu-Gosch aufsteigt. Es ist benannt nach einem Schech gleichen Namens, der 1815 starb, weit und breit berühmt als Räuberhauptmann und Plage

aller Pilger. Derselbe vererbte seinen ritterlichen Geist auch auf seine Nachkommen, denen erst durch Ibrahim Pascha ihr romantisches Handwerk gelegt wurde. Früher hieß das Dorf Karjet-el-Ineb, Rebenstadt; man vermutet mit Grund, daß es identisch ist mit dem alten Kirjat-Jearim

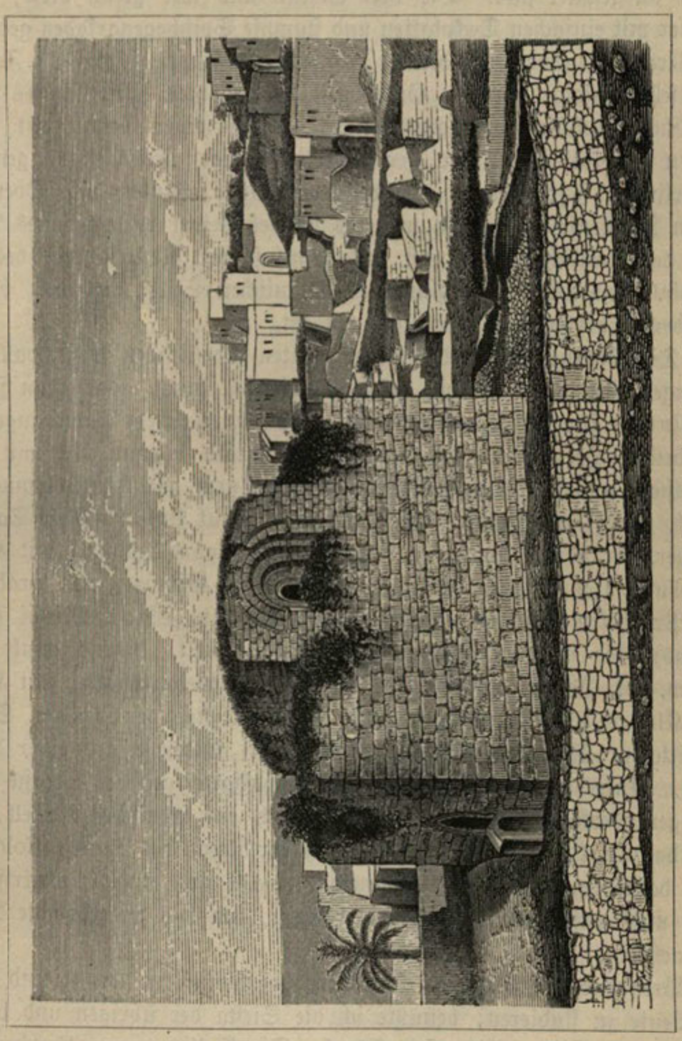


Fig. 46. Abu-Gosch (Kariathiarim) mit der Jeremiaskirche.

(Kariathiarim), wo die von den Philistern zurückgebrachte Bundeslade 20 Jahre stand, bis David sie nach Sion übertrug. Die Kreuzfahrer sahen den Ort als Heimat des Propheten Jeremias an, sei es irregeführt durch den Namen Kirjat-Jearim, sei es, weil sie hier sich Anatot

dachten. Der mächtige Bau, der aus dem elenden Nest aufsteigt, ist ihr Werk, eine Kirche des hl. Jeremias (Fig. 46), jetzt im Besitz der französischen Regierung. Sie ist dreischiffig und endet in drei Apsiden, die aber nicht nach außen treten, sondern in der gerade geschlossenen Ostwand ausgespart sind. Die drei Schiffe sind fast gleich breit, durch Pfeiler mit einfachen Deckplatten und stumpfe Spitzbogenarkaden getrennt, mit Kreuznahtgewölben gedeckt. Transept und Kuppel fehlt; alle Formen sind sehr einfach; nur die Gurtbögen des erhöhten Mittelschiffes ruhen auf Zwergsäulchen von eigentümlicher, kegelförmiger Gestalt mit skulptierten Kapitälen. Unter der Oberkirche eine dreischiffige, gewölbte Unterkirche, sehr lichtarm, teilweise verschüttet. Unter- und Oberkirche haben Freskenschmuck. Ein weiteres schönes, leider verwahrlostes Denkmal der kirchlichen Baukunst und Baulust der Kreuzfahrer, des auf orientalischen Boden verpflanzten romanischen Stils, der hier bereits mit dem Spitzbogen einen Bund eingeht.

Die Straße überwindet einen zweiten bedeutenden Höhenwall und schlängelt sich dann in ein größeres Tiefthal hinab, das man früher mit Unrecht für das Terebinthenthal ansah, in welchem David angesichts der beiden Heere den Zweikampf mit Goliath bestand und mit dem Kieselstein aus dem Bache den fleischernen Turm, wie Chrysostomus ihn nennt, zum Falle brachte. Aus der Ferne schaut links En-Nebi-Samwil herüber, der höchste Berg der Umgebung und ganz Judäas, mit Kirche und Turm (jetzt Moschee) bekrönt, angeblich die Geburts- und Grabstätte des Propheten Samuel, wahrscheinlich die alte Warte Mizpa (Benjamins), die in der Richterzeit eine Rolle spielt. Rechts winkt Ain-Karim, St. Johann im Gebirg, des Täufers Geburtsstätte, mit Kirche und Kloster der Franziskaner und einem Kloster der Töchter Sions. Unmittelbar über dem Thal liegt das Dorf Kulonije auf einer Bergkuppe. Unterhalb des Dorfes in der Thalsohle an der Straße altes fugengerändertes Mauerwerk, wahrscheinlich ein römisches Kastell, das einst das Thal sperrte; römisch ist auch der Name des Dorfes (Colonia). Nahe dabei ein griechisches Kapheneion, eine Kaffee- und Trinkwirtschaft, deren nicht unsaubere Räume wir belegen, um das mitgebrachte Mahl einzunehmen.

Brennend vor Begierde, das Bergdorf kennen zu lernen und Land und Leute zu studieren, benützte ich die Siesta der übrigen und bestieg in glühender Mittagshitze den Hügel. Die Entfernungen täuschen gewaltig in dieser klaren Luft. Je weiter ich aus dem grün bewachsenen Thal, aus dem Bereich der blühenden Bäume und der Ölgärten bergan steige, desto weiter weicht das Dorf zurück. Die Wege sind sehr schlecht, mit zackigem, klirrendem Gestein besät. Einige Fellachen begegnen mir

und mustern mich neugierig. Endlich oben. Das Dörfchen löst sich kaum ab von der Bergwand, weil die Häuser ganz gleiche Farbe mit derselben haben und zur Hälfte sich in dieselbe hineinverkriechen. In malerischer Unordnung drängen sich die Hütten neben- und übereinander, alle flach gedeckt; nur zwei Kuppeln wölben sich über dem Dorf. Ich suche nach einer Straße oder Gasse, welche in und durch das Dorf führen würde. Aber das giebt es nicht. Endlich entdecke ich zwischen zwei Häusern eine ausgehöhlte Rinne, mit tiefem Staub und allerlei Unrat gefüllt. Durch sie dringe ich vor und komme nun den Häusern näher. Mauern umziehen ein Innenhöfchen; aus diesem gelangt man in das Haus, d. h. in einen höhlenartigen Raum, ein eigentliches Erdgeschoß, zum größern Teil in den Berg eingeschoben; der vorgemauerte Teil ist mit einer Terrasse gedeckt, hergestellt aus Holzstämmen und Zweigen und einer auf dieselben aufgeschichteten und festgestampften Lage von Erde. An den Außenwänden der Hütten und auf den Dächern prangen gelbe Scheiben, mit Stroh zerknetete Mistkuchen, welche die Sonne zu Brennmaterial dörrt. Ins Innere der Häuser zu sehen ist mir nicht möglich, trotzdem die niedrige Öffnung unverschlossen und unverschließbar ist; es herrscht hier völliges Dunkel; die Eingangsöffnung ist zugleich das einzige Fenster. Ich wollte in ein Höfchen eindringen; da störte ich einige Fellachenweiber auf, die zuerst verstummten, dann ein mächtiges Geschrei erhoben. Ohne es zu ahnen und zu wollen, hatte ich mich des Dorffriedensbruches schuldig gemacht. Das Gekreisch der Weiber weckte einen Hund aus dem Schlaf, der sofort gegen mich losfuhr und durch sein Bellen noch sechs andere Nachbarshunde herbeirief. Das Rudel Hunde lockte wieder ein Rudel Kinder an und schließlich auch noch eine Corona von Erwachsenen, so daß ich in Bälde von einem dreifachen Cernierungsring unentrinnbar umschlossen war. Da galt es, zu kapitulieren und sich gegen die energischen Bakschischforderungen der Jungen und Alten entgegenkommend zu verhalten. Ich streue Münzen unter die allerliebsten schmierigen und zerlumpten Kleinen mit ihren gelben oder weißen Hemden und gewinne damit die Herzen der Erwachsenen, die nun auch durch Steinwürfe die Hunde von mir wegtreiben.

Nach diesem jäh abgebrochenen, doch nicht ganz vergeblichen Versuch, dem Volksleben den Puls zu fühlen, konnte Kulonije wenig Anziehungskraft mehr auf mich üben. Hierher das neutestamentliche Emmaus zu verlegen, ist ein unglücklicher Gedanke; keinerlei Tradition spricht für diesen Ort; die Entfernung von Jerusalem stimmt nicht, ob man die Lesart 160 Stadien oder 60 Stadien annehme, denn dieser Ort ist bloß 30 Stadien von Jerusalem entfernt. Gerne beenden wir daher unsere Rast, sobald die Tiere etwas ausgeruht haben.

„Ein jeder trägt an Herz und Füßen Flügel.“ Die Heimat winkt. Jerusalem ist nahe.

In scharfem Trab durchmessen wir das Thälchen. Dann in vielen Windungen die Bergwand hinan. Die Paßhöhe ist erreicht. Ödes Steinriegelgebiet mit kümmerlicher Vegetation. Wir spornen die Pferde zur Eile. Es drängt uns, allein zu sein in dem großen Augenblick, dem langersehnten. Und nun hätten wir beinahe diesen Augenblick völlig verpaßt. Eine weite, sonnenverbrannte, gelbgraue Hochfläche breitet sich vor uns aus; rechts und links einzelne Häuser, größere Gebäudekomplexe ganz modernen, europäischen Anstrichs. Herr Stangen und der Dragoman sind bei der Nachhut; wir schlagen die Karte auf und finden zwischen Kulonije und Jerusalem keinen Ort am Wege verzeichnet. Jerusalem kann das doch nicht wohl sein; keine Spur von alten Bauten; die Lage stimmt nicht; überdies sind wir noch keine Stunde geritten seit Kolonije. Da kommt ein Mönch des Weges und belehrt uns, daß das die letzten Ausläufer der Jaffa-Vorstadt sind. Nach einiger Zeit erblicken wir über die Neubauten, besonders das große Russendorf hinüber den Ölberg, dann auch die Kuppel der Grabkirche und altersgraue Mauern — Jerusalem. Wenn irgend möglich, sollte man allerdings nicht von dieser Seite sich der heiligen Stadt nähern; der erste Anblick enttäuscht; das Moderne drängt sich zu sehr in den Vordergrund; es ergiebt sich kein Gesamtbild, und statt einer hochgelegenen Stadt sieht man eine in der Tiefe liegende.

Doch rasch überwinden wir die Enttäuschung. Wir sammeln unsere Gedanken und senden aus vollem Herzen Jerusalem den ersten Gruß.

> Wo du, o Herr, das Erdreich ließest saugen
> In tausend Strömen dein geheiligt Blut,
> Kann solchen Leids Gedächtnis mir nicht taugen,
> Zwei Bäche dir zu weihn von bittrer Flut?
> O kaltes Herz! warum nicht durch die Augen
> Strömst du dahin, geschmelzt in Thränenflut?
> O hartes Herz! gleichst du noch jetzt den Steinen?
> Weinst du nicht heut, so mußt du ewig weinen.
>
> (Torqu. Tasso, Befr. Jerus. III, 8.)

Mittags 3 Uhr langen wir am Jaffathore an. Innerhalb des Thorturms wendet sich die Straße im rechten Winkel. Eines der ersten Häuser der Stadt ist das New Hotel, wo unsere Karawane sich einquartiert.

Die heilige Stadt.

Umschau und Rückschau.

Mittwoch, 6. April.

Wir haben gestern noch die Abendstunden ausgenützt, um der Heiliggrabkirche den ersten Besuch zu machen, um uns im Franziskanerkloster dem Kustos des heiligen Landes vorzustellen, um einen ersten verstohlenen Blick durch ein offenes Thor auf den Tempelplatz zu werfen, aus dessen Nähe uns aber bald einige Steinwürfe glaubenseifriger mohammedanischer Gassenjungen vertrieben. Wir wanderten kreuz und quer durch die Straßen der Stadt, um einen ersten allgemeinen Eindruck von ihrem Leben und Treiben zu erhalten. Aber die Wanderung durch die überaus engen, mit Tieren, Menschen und Waren vollgepfropften Straßen oder Gassen wirkt mehr verwirrend als orientierend, und auch der Überblick von der Terrasse des russischen Hospizes beim Grabdom oder von der Terrasse der Franziskaner unmittelbar neben der Grabrotunde bringt die erwünschte Klarheit über Lage und Charakter der Stadt nicht. Das Auge hat hier nicht die nötige Distanz, um Haupt- und Nebenlinien, Wesentliches und Unwesentliches unterscheiden zu können. Der Sehspiegel füllt sich mit soviel Detail, mit solch ungeordneten Massen von großen und kleinen Kuppeln, großen und kleinen Gebäuden, von durcheinandergeschobenem Straßengewirre und aufeinandergedrängten Häuserquartieren, daß der Geist das Geschaute nicht mehr zu beherrschen und zu ordnen vermag.

Darum entschloß ich mich, gleich am folgenden Morgen einen höhern und fernergerückten Standpunkt aufzusuchen, und begab mich in der Frühe auf den Gipfel des Ölbergs. Ohne Aufenthalt bestieg ich ihn auf dem mittlern, steilsten Wege, genoß die weite Umsicht vom russischen Aussichtsturme aus und ließ mich dann zu längerer Rast nieder in der Nähe der Ruine, bei welcher die Tradition die Stelle zeigt, wo Jesus über die Stadt weinte (Luk. 19, 41). Hier wollte ich die Physiognomie der heiligen Stadt studieren, ihr Bild dem Auge unauslöschlich einprägen und das Einst mit dem Jetzt vergleichen. So vieles damals mir klar wurde, und so hell und licht jetzt noch alles mir vor der Seele steht,

was ich damals sah, — ich wage nicht den Versuch, ein großes Gemälde des Ganzen zu entwerfen; ich gebe nur aus meinem Tagebuche einzelne Striche und Züge, Gedanken und Empfindungen.

*

Welch ein merkwürdiges Land! Charakteristisch verschieden von der Heimat, verschieden auch von allem, was wir bisher im Orient gesehen. Die Grundstimmung überaus ernst und großartig, rauh und wild, nur durch wenige freundliche Züge gesänftigt, nur durch den orientalischen Himmel aufgehellt. Wir ziehen den Blick zuerst gewaltsam ab vom Bilde der heiligen Stadt und schauen in die Weite. Im Norden aufsteigendes Terrain, von der Gratlinie des judäischen Gebirges begrenzt. Jenseits der Stadt nach Westen die weite, saftgrüne Ebene Rephaim, ebenfalls langsam ansteigend und am Horizont durch die reichgeschwungenen Bogen eines Höhenzuges und die runde Kuppe des Frankenberges abgeschlossen. Der südöstliche Teil des Rundbildes aber ist so eigenartig, daß er das Auge förmlich bannt. Hier erscheint das Land aufgelöst in durcheinandergeschobene, mannigfach sich schneidende und kreuzende Reihen und Züge von kahlen Höhen, Thälern und wilden Schluchten, die wie in wilder Flucht hinabzueilen scheinen in ein Tiefthal, aus welchem das Silberband eines Flusses aufblitzt — des Jordan. Und gen Süden strahlt aus der Niederung herauf mit unheimlichem Funkeln, mit grünblauen Augen ein See — die obere Spitze des Toten Meeres. Über Thal und Fluß und Meer aber erhebt sich die mächtige Kette der transjordanischen Gebirge, deren Klüfte und Schrunden jetzt mit weichem Lichtmantel umhüllt sind.

*

Das ist das Centrum des heiligen Landes, des Gelobten Landes, das der Herr seinem Volke zugedacht hatte. Warum gerade dieses? Den Grund giebt schon Moses in seinem Abschiedssegen kurz und bündig: *sicher und allein* sollte Israel wohnen (5 Mos. 33, 28). Diesem Volke war nötig ein Land, welches schon seiner Formation nach *eine* große Naturfestung war; denn sonst wäre es in seiner Kleinheit und in seiner Separatstellung zerdrückt und zerrieben worden von der furchtbaren Übermacht der heidnischen Völker. Es war ihm nötig ein Land von weltabgeschlossener Lage; denn sonst wäre sein Gottesglaube und Gottesdienst verschlungen worden von dem Dunst des Götzenglaubens und Götzendienstes, der in schwerer, undurchdringlicher Schichte über der ganzen übrigen Welt lagerte. Es war ihm nötig ein Land, in welchem es allein für sich leben konnte, streng isoliert von andern, aber doch auch wieder ein Land, weltumschlossen und weltverbunden; denn es

hatte eine große Mission an die Menschheit, und es sollte die höchste Heilsgabe, mit der Gott es beschenkte, so rasch als möglich der ganzen Welt übermitteln.

*

Allen diesen Anforderungen entsprach das heilige Land. Weltabgeschlossen und weltumschlossen. Es erscheint wie eine Insel im großen, wogenden Meere der Menschheit, wie eine hochragende Insel, welche die Wellen wohl bespülen, aber nicht überspülen und überwallen können; höchstens daß in besonders stürmischer Zeit einmal eine Sturzwelle über sie hinzischt, aber so rasch, wie sie gekommen, wieder abfließt. Gegen Norden ist das Land scharf abgegrenzt durch den Riesengürtel des Libanon, gegen Süden und Osten durch das Sandmeer der arabischen und syrischen Wüste, gegen Westen durch das Mittelmeer und durch eine scharfkantige und klippenreiche Uferbank, welche das Landen sehr erschwert. Meer, Wüste und Gebirg hielten fremde Einflüsse, fremde Kulturwogen, feindliche Heere fern, schlossen die Nation kompakt zusammen, verdichteten ihren Charakter, hüteten den Schatz ihrer Offenbarungen und Überlieferungen.

*

Aber die Absonderung ist keine hermetische Abschließung, wird nicht zur chinesischen Mauer. Dieses selbe Land, so recht im Mittelpunkt der Alten Welt, auf der Schwelle von drei Weltteilen gelegen, ist rings umpulst und durchpulst vom großen Weltverkehr und in den Stand gesetzt, mit der ganzen Welt in Verkehr zu treten. Das Meer, welches es vom Abendlande scheidet, verbindet es auch wieder mit demselben. Griechenland und Italien sind nach einem schönen Worte gleichsam die Hände, welche Europa herüberstreckt, um die aus Paläſtina kommende Heilsgabe in Empfang zu nehmen. Rings umspinnen das Land die großen Verkehrswege der Alten Welt und verbinden es mit Ägypten, Assyrien, Babylonien, Persien, Armenien. Die Sturmwinde der Geschichte, die Kriegsstürme und die Luftströmungen geistiger und religiöser Bewegungen tragen aus diesem Lande Keime der Offenbarung nach allen Seiten hinaus, welche unter den Heiden missionieren, das Christentum anmelden und ihm den Boden bereiten.

*

Das Land erscheint als das denkbar günstigste für die pädagogischen Absichten der Vorsehung, für die Erziehung dieses Volkes. Ein überaus fruchtbarer Boden, der die Vorteile und Früchte des orientalischen Klimas mit denen des abendländischen verbindet, so reich an Erzeugnissen aller Art, daß er das Volk unabhängig stellt, seine Selbständigkeit und sein

Selbstbewußtsein kräftigt. Aber er spendet nicht umsonst: er erfordert Fleiß und zieht ein arbeitsames Volk heran. Er bietet so viel Abwechslung, daß das Geistesleben nicht versumpft, sondern in regem Fluß bleibt, daß das Gemüt nicht verkümmert, sondern beständig in seinen Tiefen angeregt und angesprochen wird, daher in seinen Tiefen erschlossen bleibt. Er ist nicht so rauh und unfruchtbar, daß er das ganze Sinnen und Trachten in die Scholle niederzieht; nicht so üppig, daß er es im Genuß verschlingt und von Gott abzieht.

*

Ein Land, das so lange im sichern Besitz des Volkes ist, es reichlich nährt, es mit seinen Schutzwällen umschirmt, solange das Volk gesund und tüchtig bleibt, solange das Mark des Fleißes seine Glieder, die Kraft der Religion sein Herz stählt; ein Land, das seine Thäler sofort den Feinden öffnet, seine Gaben verweigert, anstatt Früchtsegens Strafruten hervorsproßt, sobald das Volk schwach und feig wird, seine moralische und religiöse Kraft verliert und seines Berufes vergißt. Ein Land, das Segen und Fluch im Schoße trägt, mit seinen herrlichen Triften und erntekräftigen Fluren von Gottes Vatergüte predigt, wie es mit seiner Dürre, mit seinen sengenden Winden und seinen furchtbaren Krankheiten, mit seinen rollenden Erdbeben an die Strenge des Richters mahnt.

*

Und nun die heilige Stadt, dieses Landes Mittel- und Herzpunkt, seinen Charakter treu widerspiegelnd. Kaum wird eine Stadt des weiten Erdenkreises gleich eigentümlich gelegen sein. In der Mitte des Gebirges Juda, gerade auf der Wasserscheide desselben, senkt sich einer der Höhenzüge dieses Gebirges nicht in raschem Thalsturz, sondern in allmählich abfallendem Höhenplateau gegen Osten. Diese Hochebene läuft aus in eine Landzunge, welche nach Osten, Westen, Süden ziemlich jäh abstürzt in zwei Thäler, das Thal Kidron und Hinnom, die sie im Bogen umziehen. Auf die Fläche dieser Zunge hat die Stadt sich gelagert. Aber ihr Standort ist nicht ganz eben. Eine Thalsenkung durchzieht ihn so ziemlich in der Mitte und schied einst noch mehr als jetzt die Stadt in zwei Hälften, deren eine der Tempelberg beherrscht, deren andere, bedeutend höhere, die Oberstadt einnahm. Noch ist der Thaleinschnitt wohl wahrzunehmen, wenn auch das Tyropöon, das Käsemacherthal, das bei Siloe ins Kidronthal mündet, zum großen Teil mit den Trümmern der Jahrhunderte ausgefüllt ist. Die poetische Beschreibung bei Torquato Tasso (Befreites Jerusalem III, 55) ist topographisch genau:



Fig. 47. Jerusalem von Süd-Ost.

Außerhalb der Stadtmauern ist oben in der Mitte die russische Niederlassung; neben', links von der südlichen Stadtmauer, ist das Sionsbergkloster (Haus des Kaiphas) und das Cönaculum (Nebi-Daud); rechts, außerhalb der nördlichen Stadtmauer, die Jeremiasgrotte; unten, im Vordergrund des Bildes, links das Dorf Siloe (Silwan) und rechts die untere Kidronbrücke; daneben die Denkmäler Absaloms, des hl. Jakobus d. J. und des Zacharias.

Die heilige Stadt. Umschau und Rückschau.

Auf zweien Hügeln ist die Stadt erhoben,
Ungleicher Höh' einander zugewandt;
Ein Thal, das in die Mitte sich geschoben,
Trennt wie die Stadt so beider Hügel Wand.
Drei Seiten führen mühsam nur nach oben,
Die vierte steigt kaum merklich auf vom Land;
Doch ist die ebne Seite, die gen Norden,
Durch hohe Mauer um so fester worden.

*

Die hochgelegene Stadt (Fig. 47), schon ihrem Standort nach eine feste Burg, ist rings von höhern Bergen umzogen und umwallt, überragt vom Ölberg, der im Nordosten sich in schöngeschwungenen Linien hinzieht und in mehreren Einzelhöhen gen Himmel strebt: im Norden von der Höhe des Skopus und dem Rücken des Bergzugs, im Westen von den Höhen von Bethlehem und Thekoa, gen Süden vom Dschebel Abu-Tôr, dem Berg des bösen Rates. Diese Höhen und Höhenzüge nehmen die heilige Stadt in die Mitte und sind die von der Natur ihr beigegebenen Riesenwälle und Riesenforts. So kann der Psalmist sagen, daß ihre Grundfesten auf den heiligen Bergen liegen (Ps. 86, 1), daß rings sie Berge umgeben, wie rings der Herr sein Volk umgiebt (Ps. 124, 2). Das ganze judäische Gebirge scheint nur den Beruf zu haben, mit zahllosen festen Ringen diesen Edelstein zu umschließen und diese Stadt mit tiefen Gräben und hohen Mauerwällen zu umziehen und fast uneinnehmbar zu machen. In der That mußte der Feind das ganze Land erst erobert haben, ehe er die Hauptstadt bedrohen konnte, und wenn er schon vor ihren Mauern stand, begann erst noch die schwerste Kriegsarbeit. Diese schroff auftrotzenden, wildzackigen Felswände verboten von drei Seiten jede Annäherung; nur eine Seite, im Norden der Stadt, war zugänglich, und hier wehrten dem Feind Mauern und Türme, deren Festigkeit und Unüberwindlichkeit sprichwörtlich war. Dazu verweigerte die ganze Umgegend dem Belagerer das Wasser, während die Stadt Überfluß daran hatte, wie Tasso ebenfalls richtig schildert:

Im Innern fehlt's dem Orte nicht an Teichen,
Cisternen und lebend'ger Quellen Flut;
Doch weit umher kein Wasser zu erreichen,
Verbrannt der Boden durch der Sonne Glut.

*

Heute noch ist Jerusalem eine bedeutende, achtunggebietende Stadt, ausgezeichnet durch die Schönheit ihrer Lage, geadelt durch eine reiche, fremdartige und großartige Architektur, gekrönt mit dem Diadem einer uralten Geschichte, in welchem herrliche Erinnerungen gleich Edelsteinen

funkeln. Heute noch ist es, umschlossen von dem Panzer der gewaltigen Mauern aus Riesenquadern mit ihren 40 Türmen und zinnengekrönten Bastionen, ein Bild der Festigkeit und Macht. Aus allen Stadtteilen ragen bedeutende Bauten auf, Kirchen und Dome, Türme und Minarete; mächtige Kuppeln schauen bewundernd auf zu den beiden Königinnen: der Kuppel der Grabkirche und der Kuppel des Felsendomes. Eng und wirr schieben sich die Häusermassen der Innenstadt ineinander, aber auch die ärmlichsten und winkeligsten Quartiere zeichnen sich mit den sanften, weichen Linien ihrer unzähligen kleinen Kuppeln nicht unschön ins Gesamtbild ein. Und während heute noch wie ehemals die Stadt selbst eingezwängt erscheint in den Festungsgürtel und jeder Zoll Erde hier ausgenützt ist, und die Straßen sich zu Gassen, die Plätze zu Winkeln verengern, breitet groß und weit sich aus das mächtige Areal des Tempelplatzes. Hier allein ist der Raum nicht gespart. Hier ist Jerusalems heiliger Boden, dem die Menschenwohnungen fern bleiben mußten.

*

Noch erscheint dieser Tempelplatz geschmückt und beherrscht von zwei imposanten Bauten: der Felsenkuppel und der Aksamoschee; aber sie verschwinden auf der riesigen Fläche und rufen schmerzlich in Erinnerung das Bild des alten Tempels, welcher einst diesen ganzen Platz in ein großes Heiligtum des Herrn zusammenfaßte. Nun umgiebt die beiden Bauten eine Wüste, von spärlichem Grün durchzogen. Solche Spuren der Verödung und Verwüstung treten mehr und mehr zu Tage, je länger wir das Stadtbild betrachten. Die ganze Umgebung hat etwas Leichenhaftes und Todestrauriges. Rings um die Mauern Friedhöfe, zerbrochene Grabdenkmäler, unheimliche Höhlen, aufgähnend wie aufgesperrte Rachen des Todes. Überall nackte Felsen, graues Gestein, anzusehen wie Leichengebein, das aus Gräbern hervorstarrt. Überall der Moder der Weltgeschichte: Schutt und Trümmer, Ruinen, die sich vorwagen bis in die bewohnten Gassen und Straßen. Nur wenig und kraftlos pulsierendes Leben der Natur; die Rinnsale der Bäche vertrocknet, die Höhen entwaldet; außer dem melancholischen matten Grün der Ölbäume nur ganz wenige saftgrüne Bäume, Gärten und Felder.

*

Kein Zweifel: die Stadt lebt nur noch von ihrer Vergangenheit. Der Schein von Größe und Bedeutung, den sie gewahrt, ist lediglich ein Reflex des Einst. Ihre ursprüngliche Rolle ist ausgespielt. Sie ist nicht mehr nationaler und politischer, religiöser und geistiger Mittelpunkt wie einst. Sie lebt nur noch, weil sie für einen großen Teil der Menschheit den Wert einer ehrwürdigen, hochheiligen Reliquie, für einen

kleinern einen hohen antiquarischen Wert hat. Sie lebt vom Almosen der Pilger der Welt. Sie lebt von dem Gebet und den Thränen, welche die Christen des Erdkreises auf ihrem Boden vergießen. Sie lebt vom Dufte des Blutes Jesu, welches einst die Rache auf sie herabrief, welches aber nicht bloß um Rache ruft wie Abels Blut, sondern besser redet als dieses (Hebr. 12, 24).

*

Wie weit liegt sie zurück, die Zeit der Blüte und Herrlichkeit dieser Stadt! Aus dem Dunkel der Urzeit leuchtet auf die Gestalt ihres Priesterkönigs Melchisedech, der schon Abraham segnet und bezehntet. Als Stadt der Jebusiter wird Jerusalem nach Josuas Tod von den Israeliten erobert, aber bloß teilweise. Erst David bricht den Trotz der starken Feste Sion. Er erhebt die Stadt zur Hauptstadt und zur Königsresidenz, schmückt sie mit einem großen Palastbau und festigt sie mit starken Ringmauern. Er holt die Bundeslade aus Kariathiarim und setzt der Stadt das Herz ein. Aber erst sein Sohn Salomon macht die Stadt Davids zur Stadt Gottes, zur Stadt des großen Königs, zur heiligen Stadt durch den Bau des berühmten Heiligtums auf dem Berge Moria, auf der Tenne des Jebusiters Ornan. Er baute den neuen Königspalast, viermal so groß als der Tempel, mit herrlichen Hallen, Höfen, Sälen und Gemächern, mit der Gerichtshalle, in der der salomonische Thron stand, mit der starken Bastion Millo und dem festlichen Aufgang zum Tempel. Aber derselbe König, welcher die Stadt auf den Höhepunkt des Glanzes und der Blüte hob, senkte in ihren Boden mit vor Alter zitternder Hand und mit von ausländischen Weibern bethörtem Sinn Keime des Fluches und Verderbens ein, welche sich nur als allzu fruchtbar erwiesen. Neben dem Altar des wahren Gottes ließ er Götzenaltäre sich erheben; den Ölberg schändete er, indem er auf einer seiner Höhen, heute noch Berg des Ärgernisses geheißen, einen Tempel des Chamos, des „Greuels der Moabiter“, errichtete.

*

Wir wenden im Geist die Blätter des Geschichtsbuches dieser merkwürdigen Stadt: lichte, goldene Blätter, die erzählen von dem Segen, der dem Gottestempel entströmt; schmutzige und häßliche Blätter, von schändlichen Verirrungen, götzendienerischen Freveln und schmählichem Abfall berichtend; und auf diese folgen dann regelmäßig blutgerötete, brandgeschwärzte, welche die Rächerhand der göttlichen Gerechtigkeit einfügt. Nebukadnezar, der König von Babylon, erscheint 590 v. Chr. vor der Stadt. Er umschließt sie mit dem ehernen Gürtel seiner Kriegsmacht, quält sie bis aufs Blut, hungert sie aus zum Skelett. Nachdem

durch Pest, Hunger und Krieg ihre letzte Kraft aufgezehrt, zerbricht der Feldherr Nabuzardan 588 ihren Mauerpanzer, wirft die Brandfackel in den Tempel und in die Häuser und verwandelt die Stadt in einen Haufen Schutt und Trümmer und schleppt ihre Kinder in die Gefangenschaft. Auf den rauchenden Ruinen sitzt Jeremias, der Märtyrerprophet, und er stimmt die Totenklage an über die Tochter Sion in Liedern so voll herzbrechenden Wehes, wie sie nie zuvor auf Erden waren vernommen worden.

*

70 Jahre nachher, 516 v. Chr., wird wieder ein Heiligtum eingeweiht auf Sion unter den Freudenrufen des Volkes und unter dem Seufzen und Weinen der Greise, die noch die Herrlichkeit des alten Tempels geschaut haben. Erst 453 erhebt sich die Stadt wieder aus den Trümmern. In der Nacht umreitet Nehemias das Trümmerfeld. Unter unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernissen durchgräbt er die mächtigen Schuttberge, zu hoch aufgeschichtet, als daß er sie abzugraben und abzutragen vermöchte. In der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert, baut das Volk die Mauern wieder auf, baut sie auf mit dem Kitte des Blutes der Feinde und des eigenen Blutes.

*

Das Jahr 170 v. Chr. Antiochus Epiphanes, König von Syrien, aus dem Geschlecht der Seleuciden, und sein Feldherr Apollonius vergießen Ströme von Blut in Jerusalem, entweihen den Tempel, setzen einen Altar des Zeus Olympius auf den Brandopferaltar. Judas Makkabäus, der herrliche Held, entsühnt den Tempel, kann aber die Syrer nicht aus ihrer Burg Akra, wohl an der Südostspitze des Tempelplatzes gelegen, vertreiben. Nach seinem Tode fällt die ganze Stadt wieder in die Hände der Syrer. Jonathan erobert sie zurück und Simeon bemächtigt sich auch der Akra. Antiochus VII. (Sidetes) belagert und erobert abermals die Stadt; Johannes Hyrkanus gewinnt sie zurück.

*

Angelockt durch Leichenduft, kreist der römische Adler über der Stadt. Scharfäugig erspäht er den günstigen Moment, eine Zeit innerer Zerwürfnisse und Streitigkeiten, um seine Krallen in ihre Eingeweide zu schlagen. Herodes, der römische Vasall, der Heidenjude, setzte ihr wieder eine Königskrone auf (37 v. Chr.) und schmückte sie mit königlicher Pracht. Ein Tempel, herrlicher als der salomonische, dehnte seine herrlichen Glieder über den Tempelplatz hin, behütet von der Burg Antonia,

der umgebauten Baris der Makkabäer. Drüben auf Sion baute Herodes an Stelle der alten Davidsburg einen Palast, das Produkt eines Wettstreites zwischen Festigkeit und Schönheit. Aber seine blutbefleckten Hände beschenken die Stadt auch mit heidnischen Bauten, mit einem Theater, einem Amphitheater, einem Xystus für Aufführung gymnastischer Spiele und für Abhaltung von Volksversammlungen.

*

So prangte die Stadt wieder in vollem Glanze zur Zeit, da der Messias kam, gleich einer Braut, die reichgeschmückt des Bräutigams harrt. Aber der Glanz ist flitteriger Schein, zum Teil vom Heidentum erborgt. Mit dem ganzen Erbarmen seines gottmenschlichen Herzens nimmt der Heiland sich Jerusalems an. Sanft und drohend erschallt seine Stimme im Tempel, in den Straßen der Stadt. Er durchwebt ihre Festfreude mit den goldenen Fäden seiner Lehre und seiner Wunder. Wie oft wollte er ihre Kinder sammeln und in seine Obhut nehmen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt unter ihren Flügeln, aber sie wollte nicht! Schließlich bleibt ihm nichts übrig, als zu weinen über sie und ihr anzukündigen, welchem Verderben sie entgegengeht. Und noch bekehrt sich nicht ihr starrer Sinn. Sie spricht sich selbst das Todesurteil und unterzeichnet es mit dem Blut ihres Messias.

*

Wehe! mit welchen Strömen von Blut muß das vergossene Blut der Propheten und des Messias gerächt werden! Die Christen verlassen die Stadt, die Engel den Tempel. Titus zieht heran, der Fluchbote der Strafgerechtigkeit, der Vollstrecker des Gerichts über die Prophetenmörderin und Gottesmörderin. Sie hat ihren Erlöser gekreuzigt: siehe, rings um die Stadt Hunderte von Kreuzen, an welche Titus die aus Verzweiflung aus der Stadt geflohenen Juden schlagen läßt. Sie hat unschuldiges Blut vergossen: siehe, das Blut ihrer Kinder fließt in Strömen durch ihre Straßen. Sie hat die Annahme des Brotes des Lebens verweigert: so weigert ihr der Himmel das tägliche Brot, und was das Schwert nicht mordet, mordet der Hunger. Sie hat ihre Kinder mit hineingezogen in ihr Verderben und dem Fluch verpfändet: zu Hunderten liegen Säuglinge und Kinder verschmachtet am Boden, und eine Mutter schlachtet ihr eigen Kind, mit seinem Fleisch den Hunger zu stillen. Sie hat den Tempel entweiht: eben fährt zischend der Feuerbrand ins Innere des Heiligtums, ein Flammenmeer umwogt den Tempel und verzehrt ein grausenerregendes Brandopfer, eine Hekatombe von Menschen. Jerusalem ist nicht mehr, kein Stein mehr auf dem andern. Das Volk Gottes hat aufgehört zu existieren. Es lebt nur fort in

zerstreuten Überresten, am Leben erhalten als Zeugen des Strafgerichtes Gottes; am Leben erhalten, um das Volk des Neuen Bundes zu strafen und zu züchtigen, sobald es das alte Israel im Abfall von der Bundestreue und der Bundespflicht nachahmt.

*

Arme Stadt! zu Boden geworfen, zu Asche verbrannt, aus allen Adern verblutend — und doch nicht tot, und noch nicht entsündigt und mit Gott versöhnt. Die Christen siedeln sich an in deinen Trümmern und errichten hier ihre Heiligtümer und Altäre; aber noch gelingt es ihnen nicht, dich zur Christin zu taufen. Noch Jahrhunderte hindurch ergießt sich der Fluchregen über dich. Nach den Römern kommt der Perser, nach dem Perser die wilde Schar des Islam, alle von der Vorsehung gegen dich entsandt mit neuen Vernichtungsbefehlen. Endlich im letzten Jahr des 11. Jahrhunderts scheint die Stunde deiner Erlösung zu schlagen. Das Banner des Kreuzes weht auf deinen Zinnen. Du bist eine christliche Stadt, — aber leider nur auf eine Stunde, nach der großen Weltenuhr gerechnet. Schon 1187 wirst du wieder eine Hochburg des Islam. Du bist es noch. Der Türke ist dein Zwingherr.

*

Der Türke ist dein Zwingherr. Seine Macht ist im Schwinden. Wird die Stunde deiner Befreiung schlagen, wenn das morsche Scepter vollends seiner kraftlosen Hand entsinkt? Wirst du dann endlich wahrhaft christlich werden, nächst Rom die ehrwürdigste Metropole des Reiches Gottes? Oder wird der Russe, der die Höhe des Ölbergs mit einem Aussichtsturm besetzt hat, den man richtiger einen Festungsturm nennen würde, der in deinem Weichbild Klöster und Hospize gebaut hat, festen Bollwerken nicht unähnlich, und der vor deinen Mauern eine große Kolonie anlegte, anzusehen wie ein mauerumgürtetes festes Lager mit starken Bastionen, — wird er nun dein Herr werden und, intoleranter als der Türke, die andern Konfessionen ausweisen und dich in den starren Bann seines Cäsaropapismus schlagen?

*

Arme Stadt! sollst du nie mehr den Frieden finden können, den du einst nicht annehmen wolltest aus den Händen deines Messias? Wir geben die Hoffnung nicht auf. Dein dürstender Boden hat nun wohl Blut genug getrunken. Um dich wird künftig hoffentlich nicht mehr das eherne Schwert der Gewalt werben; den leuchtenden Geisteswaffen des christlichen Glaubens, der still siegenden Kraft christlicher Liebe wird es vorbehalten sein, dich zu erobern und dich zur Hochburg des Christen=

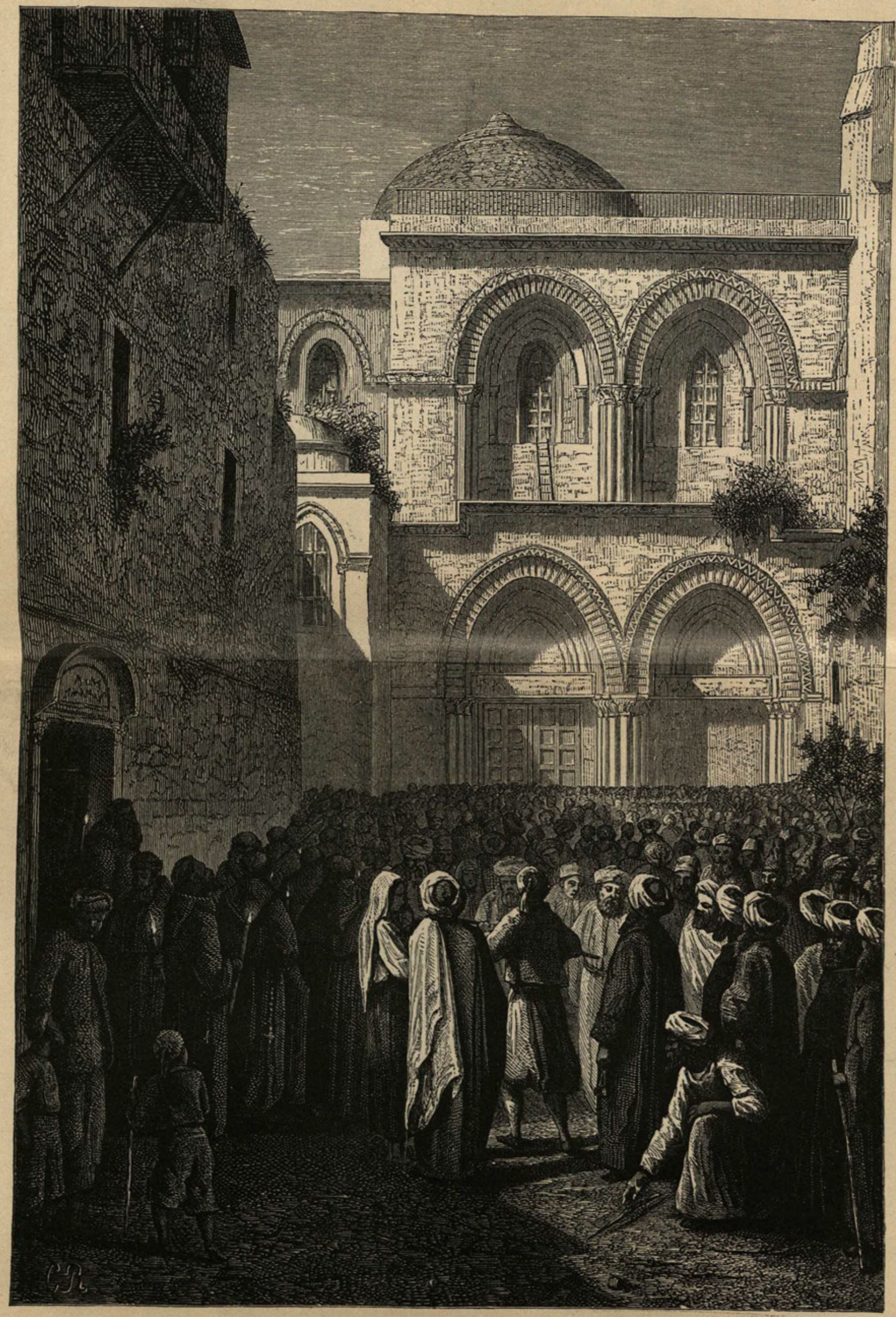


Fig. 48. Vor der Kirche des heiligen Grabes.

tums zu machen: Dem scheinst du entgegenzuharren in deiner Witwentrauer, mit den Klagen und Seufzern, die deiner verödeten Umgebung entsteigen, mit dem blitzenden Funkeln der hundert Kreuze, die über dir erstrahlen. Das ist dein Hoffen, daß nicht erst drüben in der Sphäre der Verklärung du im himmlischen Sion ein ewig seliges Fortleben finden werdest, sondern daß auch hienieden noch einmal das Antlitz deines Gottes in Huld und Gnade über dir aufleuchten werde. Wir verbinden unser Hoffen mit dem deinigen und singen und beten mit deinem Psalmisten:

Erzeige Huld, o Herr, in deinem Wohlgefallen an Sion, daß erbaut werden die Mauern Jerusalems! (Ps. 50, 20.)

Erflehet Friede für Jerusalem! Wohl werde den dich Liebenden! Friede sei in deinen Festen und Wohlbefinden in deinen Palästen! (Ps. 121, 6. 7.)

Jerusalems Erbauer ist der Herr, die Zerstreuten Israels sammelt er: er, der heilet die gebrochenen Herzens sind und ihre Wunden verbindet; er, der die Menge der Sterne zählt und ihnen allen Namen giebt. (Ps. 146, 2 ff.)

Die Heiliggrabkirche einst und jetzt.

Donnerstag, 7. April.

Wir haben es schon mehrmals besucht, Jerusalems größtes Heiligtum (Fig. 48), welches Golgathas blutgeröteten Hügel und die Stelle des Grabes und der Auferstehung zumal in sich birgt, Todesdenkmal und Siegesmonument zugleich. Heute kommen wir hierher, um den Bau gründlich zu studieren. Da tritt zu uns die Kritik, welche längst aus Europa auch hierher den Weg gefunden, seit langer Zeit in diesem Boden gegraben und geforscht, fast jeden Stein beklopft hat, hinabgestiegen ist zu den Tiefen der Fundamente und hinauf auf die Zinnen des Tempels. Das verhätschelte Kind des 19. Jahrhunderts mit den kalten, blassen Zügen und den scharfen, oft fast unheimlich lauernden Augen hält uns an der Schwelle an und stellt uns die verfängliche Frage: Weißt du auch, ob wirklich hier die wahre und echte Stätte der Kreuzigung und des Grabes ist?

Wir müssen uns mit ihr auseinandersetzen. Die Schriften für und wider aus dem vorigen und diesem Jahrhundert bilden eine kleine Bibliothek. Mit viel Eifer wurde zu Zeiten diese aufgeworfene, wichtige Frage verhandelt, — wichtig nicht in dem Sinne, als ob irgend eine fundamentale historische Thatsache oder irgend eine dogmatische Grund=

lage, worauf das Christentum beruht, mit in Frage gestellt wäre, aber deswegen allerdings wichtig, weil ein Interesse jedes christlichen Geistes und Herzens ins Spiel kommt. Zum guten Glück haben wir, um den heutigen Stand dieser Frage darzuthun, nicht nötig, den umständlichen und komplizierten Apparat vorzuführen, welcher noch bis vor kurzem unentbehrlich war. Ein glücklicher Fund hat hier alles sehr vereinfacht.

Eine große Schwierigkeit, von den Gegnern der Echtheit stark ausgenützt, von deren Verteidigern nicht ganz befriedigend gelöst, bildete immer die Lage der Heiliggrabkirche. Sie liegt ganz innerhalb der Stadt und Stadtmauer. Von Golgatha aber berichten die Evangelien ausdrücklich, daß es zwar in der Nähe der Stadt, aber außerhalb derselben und außerhalb des Thores gelegen gewesen sei. Die Frage ist näherhin die, ob die Stelle der Grabkirche innerhalb oder außerhalb des frühern zweiten Mauerlaufs gelegen sei; denn die dritte, von Herodes Agrippa erst nach dem Tode des Heilands errichtet, welche zweifellos den heutigen Platz der Grabkirche einschloß, kommt gar nicht in Betracht. Über den Lauf dieser zweiten Mauer war man bisher im Zweifel, und diese Ungewißheit machte eine definitive Erledigung der topographischen Frage unmöglich. Hier lag der eigentlich kritische Punkt der Untersuchung. Die Verteidiger der Echtheit betonten die Möglichkeit, daß die zweite Mauer einen engern Rayon umschrieben und das traditionelle Golgatha ausgeschlossen habe; weiter reichten ihre Beweisgründe nicht. Die Gegner leugneten diese Möglichkeit, und noch in neuerer Zeit schrieb einer derselben: „Die Stelle der heutigen Grabkirche konnte sich nicht außerhalb der Stadt befinden, so wenig als heute; damals war ja die Stadt noch viel volkreicher denn zu unserer Zeit“ (Furrer, Wanderungen durch Palästina S. 25). Auf beiden Seiten gestand man zu, daß die Entscheidung vom Lauf der zweiten Mauer abhänge.

Der Vorsehung Dank, daß gerade auf diesen dunklen Punkt in unserer Zeit unerwartetes Licht fiel. Wir verlassen die Grabkirche, durchschreiten den Hof, gehen zwischen dem Muristan, dem alten Johanniterhospiz und dem griechischen Hospiz durch und stehen vor einem sehr stattlichen Neubau der Russen östlich von der Grabkirche. Wir erbitten uns Einlaß und finden inmitten des Neubaues mit schöner Kirche, tief unter dem Niveau der heutigen Straße, merkwürdige, sorgfältig erhaltene und in den Neubau eingefügte alte Säulen, Kapitäle, Bogen, Mauertrakte. Sie sind es, welche die Lösung des großen Zweifels brachten. Ausgegraben von der russischen Palästina-Gesellschaft im Jahre 1883, gesichtet und gedeutet durch den verdienten Jerusalemsforscher Baurat C. Schick, unsern württembergischen Landsmann aus Balingen, legen diese Steine, so laut Steine zu reden vermögen, Zeugnis ab über den Lauf

der zweiten Mauer. Und ihr Zeugnis geht dahin, daß dieselbe die Stätte der Grabkirche nicht einschloß, sondern ausschloß. Schick fand den zur zweiten Mauer gehörigen, künstlich angelegten Festungsgraben, großenteils aus dem lebenden Fels gehauen; am innern, der Stadt zugekehrten Rand des Grabens fand er Reste der zweiten Mauer, welche nur südlich der Helenacisterne (unter dem koptischen Kloster) abbrechen, weil hier für den konstantinischen Basilikenbau ein Teil abgetragen wurde, jenseits des Bereiches der Bauten Konstantins aber sich fortsetzen. Gerade auf der Stelle des russischen Neubaues war die Mauer durch ein größeres Fort verstärkt. Der Anschluß dieser zweiten Mauer an die erste oder innere und das Thor Gennath ist wahrscheinlich beim Turm Phasael zu suchen.

So ist nun der von den Gegnern der Echtheit geforderte, von den Verteidigern ersehnte Beweis erbracht. Topographisch kann die Frage als gelöst gelten. Daß Kreuzigungsstätte und Grabesstätte unter einem Dache sich befinden, hat nichts Bedenkliches. Dieses e i n e Dach deckt einen großen Raum. Die Entfernung beider Punkte voneinander, die Lage des einen in starker Erhöhung über dem andern entspricht durchaus unsern Erwartungen und dem biblischen Bericht, wonach an dem Ort, wo Jesus gekreuzigt wurde, sich ein Garten befand und in diesem Garten ein Grab (Joh. 19, 41). Wahrscheinlich sind die in der Mauer der Grabrotunde sich findenden Gräber, welche seit dem 15. Jahrhundert für die Gräber von Joseph von Arimathäa und Nikodemus ausgegeben werden, altjüdische Gräber; jedenfalls hat Schick im Jahre 1885 in der Nähe des sogen. Gefängnisses Christi neben der Grabkirche zweifellos altjüdische Grabanlagen (Bankgräber) gefunden, welche beweisen, daß in dieser Gegend in jüdischer Zeit wirklich Felsengräber sich befanden, daß sie somit außerhalb der Stadt lag, denn innerhalb der Stadt durfte kein Leichnam beerdigt werden.

Durch diese neuesten Funde hat der Zweifel an der Echtheit des traditionellen Golgatha und Christusgrabes sehr viel an Boden verloren. Er kämpft mit zerbrochenen Waffen. Sein letzter Einwand ist, der historische Beweis sei mangelhaft; wohl gehe die Überlieferung bis auf Kaiser Konstantin und Eusebius zurück, aber die große Frage sei, ob diese selber noch die echte Stätte gekannt haben; werde dies nicht als zweifellos erwiesen, so sei die Echtheit immer erst als topographisch möglich, noch nicht als historisch wirklich erhärtet. Der Einwand ist kraftlos. Mit vollstem Recht wird es angesichts der Bedeutung Golgathas und des heiligen Grabes für die Christen geradezu als undenkbar bezeichnet, daß die Kenntnis dieser Stätten und die Überlieferung über sie jemals untergegangen sei. Die Katastrophe der Zerstörung Jeru=

salems kann den Faden der Tradition nicht völlig abgerissen haben. Denn gerade der westliche Stadtteil litt am wenigsten unter der Zerstörung, und bald nach derselben siedelten jedenfalls einzelne Christen sich wieder in Jerusalem an. Dann kam freilich Hadrian und ließ die Stadt als Colonia Aelia Capitolina wiedererstehen. Er vergriff sich auch an den heiligen Stätten, verschüttete das Grab, nivellierte den Boden und baute hier einen Venustempel, offenbar in der Absicht, das Andenken Jesu auszulöschen und das Christentum durch das Heidentum zu verdrängen. Aber dieser Hauptschlag gegen das Christentum hatte gegenteilige Wirkung. Er wollte die Heilsstätte in Vergessenheit bringen, und er half dazu mit, sie unvergeßlich zu machen; er verschüttete das Grab, aber damit bewahrte er es unversehrt für bessere Zeiten. Sein Bau selbst ist ein klarer Beweis, daß man damals die Stätten hier suchte; und wenn dieser heidnische Bau auch den Christen zu ihrem großen Schmerze den Besuch derselben unmöglich machte, so prägte er den Ort selbst desto unauslöschlicher ihrem Gedächtnis ein. So konnte nun auch zur Zeit Konstantins ohne weiteres der Venustempel zum Ausgangspunkt der Nachforschungen gemacht werden, welche sofort zum Ziele führten. Aber, wendet man nun ein, gerade Eusebius, welcher die Wiederauffindung des heiligen Grabes berichtet (Leben Konstantins 3, 26), führt diese auf ein Wunder zurück, und in dem von Eusebius überlieferten Brief des Kaisers an den Bischof Makarius heißt es, daß gegen alle Erwartung das Denkmal der Auferstehung, das der Vergessenheit und Unkenntnis anheimgefallen war, wieder gefunden worden sei. Der ganze Bericht zeigt jedoch klar, wie dies zu verstehen ist. Ein Zweifel über Ort und Lage der heiligen Stätten erscheint hier von Anfang an völlig ausgeschlossen. Man wendet sich sofort auf jenen Befehl Konstantins hin nach der Stätte des Venustempels und beginnt hier mit den Nachgrabungen. Ob man noch etwas finden werde, — was, das vermochte niemand zu sagen und zu ahnen; niemand konnte wissen, ob nicht der Nivellierung des Bodens für den Bau des Götzentempels eine völlige Zerstörung des Grabes vorausgegangen oder nachgefolgt sei. Da übertraf es nun alle Erwartungen, und es erschien wie ein Wunder vom Himmel gewirkt, als man plötzlich in der Tiefe das so lange den Blicken entzogene Grab des Herrn unversehrt und wohlbehalten fand. Darauf bezieht sich das Staunen und das Wunder.

Der Zweifel an der Echtheit des traditionellen Golgathas und Grabes wird in Bälde das Feld ganz räumen müssen. Vor dreißig Jahren prophezeite Rosen, der ehemalige preußische Konsul in Jerusalem, in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft", daß die These von der Unechtheit in nicht ferner Zeit nur mehr als wissenschaft-

liche Kuriosität werde betrachtet werden. Sein Wort ist der Erfüllung nahe. Die Kritik wird bekennen müssen, daß sie auch hier die Bahnen der Hyperkritik gewandelt.

So hindert uns nichts, mit rückhaltloser Ehrfurcht diesen Boden als die Stätte zu begrüßen, welche einst Christi Blut rötete, welche Christi Leichnam umschloß und welche der Auferstandene mit seiner Glorie übergoß. Aber ehe wir in den Bau eintreten, welcher heutzutage diese Stätte überwölbt, müssen wir an ihn einige Fragen über Alter und Herkunft stellen. Dem Hauptteil nach zählt er ca. 760 Jahre; einige Teile, wie die Kuppel, sind noch keine 30 Jahre alt, aber andere wieder, wie der Grundbau der Grabrotunde, haben ein Alter von gegen 900 Jahren. Ja die Fundamente und nicht wenige Steine dieses Baues erzählen noch aus viel früherer Zeit von ehrwürdigen Vorgängerinnen der heutigen Kirche. Auch über den konstantinischen Bau wissen wir noch ziemlich Bescheid, dank namentlich der Beschreibung des Eusebius (Leben Konstantins 3, 34 ff.). Um die Grabhöhle schloß sich ein Kreis von edlen Säulen und eine Rundkirche, Anastasis (Auferstehung) genannt. Von dieser Rotunde liefen Säulenhallen aus, welche einen 1800 qm großen, offenen, mit polierten Platten belegten Hof umzogen. An der Ostseite dieses Hofes fügte sich erst die große Basilika an mit einem lichten Raum von 3000 qm, ein majestätischer, fünfschiffiger Bau, dessen Säulen, Pfeiler und Wände im milden Glanze des Marmors erstrahlten, mit getäfelter, goldkassetierter Decke. Auch die Basilika war von Vorhöfen umgeben, und östlich legte sich ihr eine Säulenhalle vor, die Propyläen, welche den festlichen Zugang von der Marktstraße her bildeten. Im unklaren sind wir nur über den Chor der Basilika. Eusebius spricht von einem Hemisphärion, einem halbkreisförmigen Bau; aber wir wissen nicht, haben wir dabei an die Grabrotunde zu denken, oder bildete dieses Hemisphärion den Chorabschluß der Basilika. Im letztern Falle wäre dieselbe bereits mit einer das Altarhaus überwölbenden Kuppel ausgestattet gewesen. Eines ist zu bedauern: daß man damals den Grabfelsen, um ihn organisch in die Rundkirche einfügen und besser zieren zu können, bedeutend veränderte und abgrub, so daß seine ursprüngliche Gestalt sich nicht mehr feststellen läßt. Nach Antonin von Piacenza (ca. 570) war das Grab geschmückt mit unzähligen Zierstücken, mit Armbändern, Haarspangen, Halsketten, Ringen, Kaiserkronen von Gold und Edelsteinen; der Verschlußstein des Grabes hatte die Form eines Mühlsteines und war ebenfalls mit Gold und Edelsteinen geziert; vor dem Grabmal stand ein Altar.

Diese Kirche, welche nach St. Cyrill auch den Namen Martyrion (Zeugnis) führte, ein herrliches Denkmal altchristlichen Glaubens und

Kunstvermögens, das Staunen der Pilger des Erdkreises, wurde von dem Perserkönig Chosroes II. 614 zerstört. Aber schon 616 nimmt der Abt Modestus vom Theodosiuskloster den Wiederaufbau in Angriff, den er in zehn Jahren zu Ende führt. Er benützte dabei die erhaltenen Grundmauern. Aber da es über seine Kräfte ging, den ganzen Riesenbau wiedererstehen zu lassen, begnügte er sich damit, zuvörderst die Anastasis wiederherzustellen und sodann die vornehmsten andern heiligen Stätten mit einzelnen Kirchen und Kapellen zu überbauen. So entstand eine Vielzahl von Kirchen: die Grabkirche, die über dem Golgathafelsen aufragende Kreuzigungskapelle, die Kapelle der Kreuzerfindung und eine Marienkirche, wahrscheinlich über der Stätte des Salbungssteines, dazu die unterirdische Helenakirche.

Nach 400 Jahren trifft auch diese Bauten das Los der Zerstörung durch den Kalifen von Ägypten, Hakem Biamr Illahs (1010). Aber kurz nachher erstanden sie wieder, die Anastasis in der ursprünglichen Form, die drei Nebenkirchen noch bescheidener als zuvor. Weinend und lobsingend ziehen 1099 die Kreuzfahrer in diese Heiligtümer ein. Sie freuen sich der schönen Grabrotunde, aber die andern kapellenartigen Bauten erscheinen ihnen für diesen Platz doch zu wenig würdig und monumental. Darum fassen sie den hochherzigen Plan, mit Aufgebot des ganzen abendländischen Kunstvermögens einen Riesendom zu bauen, der mit möglichst pietätsvoller Schonung alle die Einzelheiligtümer umfangen und in e i n e n architektonischen Organismus zusammenschließen sollte. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts war das große Werk zum Abschluß gebracht und sofort die Auskleidung der Innenwände und der Gewölbe mit reichem Mosaikenschmuck in Angriff genommen, welche 1167 oder 1168 ebenfalls beendet wurde.

Der neue Bau war nicht von orientalischer, sondern von unverfälscht abendländischer Anlage. Er war ein Erzeugnis des romanischen Stils und ein natürlicher Bruder der im Laufe des 12. Jahrhunderts in Deutschland und Frankreich erstandenen großen Kirchenbauten. Originell ist nur die Einfügung des romanischen Schemas in den hier zu Gebote stehenden Raum und die weise Vermittlung des Neuen mit dem Vorhandenen. Nur im äußerlichen Detail und im Ornament zeigt sich ein Einfluß des Orients, so namentlich in der Vertauschung des Giebeldaches mit ebenen Terrassen. Charakteristisch ist die konsequent durchgeführte Auswechslung des Halbkreisbogens mit dem ganz wenig gebrochenen stumpfen Spitzbogen. Manche glaubten schon um dieses herrschenden Spitzbogens willen den ganzen Bau aus dem 12. ins 13. Jahrhundert, aus dem romanischen Stil in den gotischen hinüberrücken zu sollen. Ganz mit Unrecht. Die Grundlage ist romanisch und wird durch diese

Bogenform durchaus nicht alteriert; mit andern Worten: der Spitzbogen ist hier überall nicht konstruktiv verwendet und von gotischer Struktur noch nichts zu bemerken. Am ganzen Bau ließen sich, wie de Vogüé mit Recht bemerkt, ohne alles weitere sämtliche Spitzbogen durch Rundbogen ersetzen. Daß der erstere bevorzugt ward, ist ebenfalls auf den Einfluß des Orients zurückzuführen; hier war, wie wir schon in Kairo sahen, derselbe bereits völlig eingebürgert; er führt ja vereinzelt auch in Deutschland und Frankreich schon im romanischen Stil ein Vorleben.

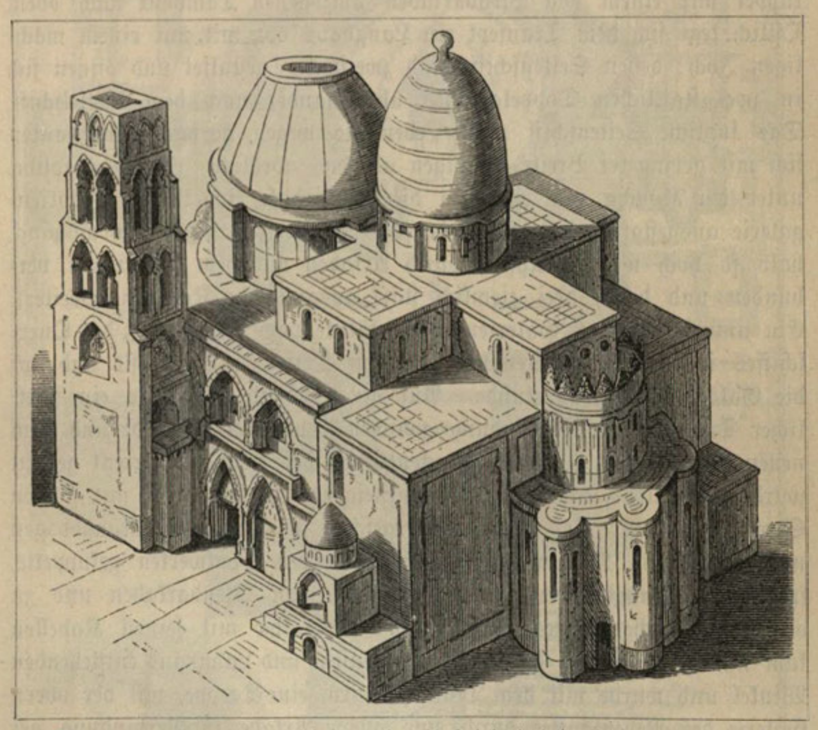


Fig. 49. Modell der Heiliggrabkirche aus dem 16. Jahrhundert (im Rathaus zu Augsburg).

Das Grabmünster der Kreuzfahrer (Fig. 49) hatte eine klare und lichte Anlage, welche man dem, der einige Vorkenntnisse hat, leicht verständlich machen kann. Die Rotunde aus dem 11. Jahrhundert, selbst wieder auf alten Grundmauern, vielleicht noch den konstantinischen, ruhend, wurde mit einigen der Kapellen unverändert beibehalten. An die Rotunde wurde östlich ein mächtiger Dombau angestoßen, eine dreischiffige Anlage mit Querschiff, einer Kuppel über der Vierung und einer großen Chorapside. Das Ganze machte nun den Eindruck einer großen Kirche mit Westchor (Rotunde) und Ostchor, wie solche doppelchörige

Kirchen auch bei uns vorkommen. Das Kreuzschiff ist aus lokalen Gründen nicht ganz regulär ausgebildet; der südliche Arm greift weiter aus als der nördliche, weil nördlich alte Bauteile, die sogen. sieben Arkaden der heiligen Jungfrau mit einer Kapelle, genannt das Gefängnis Christi, erhalten bleiben sollten. Die überzählige zweite Travée des südlichen Flügels wurde nun zur Ausgleichung der Innenwirkung zweistockig gestaltet oder mit einer Galerie versehen. Auf vier massigen, reichgegliederten Pfeilern und hochgesprengten Bogen schwingt sich die Vierungskuppel mit einem von Blendarkaden umzogenen Tambour nach oben. Östlich legt sich dem Transept ein Langhaus vor mit nur einem mächtigen Joch; dessen Seitenschiffe sind zweistockig gestaltet und öffnen sich in zwei stattlichen Doppelarkaden übereinander nach dem Mittelschiff. Das südliche Seitenschiff mußte ebenfalls wegen vorhandener Bauten sich mit geringerer Breite begnügen als das nördliche. Die Chorapside, unter der Koncha mit einer in die Mauerdicke eingetieften Triforiengalerie ausgestattet, hat einen ebenfalls halbkreisförmigen Chorumgang, halb so hoch wie die Apsis, durch Arkaden mit dem Altarraum verbunden und durch drei ziemlich stark ausgreifende Kapellen erweitert. Ein ununterbrochener Galerieumgang führte vom Obergeschoß des Querschiffes in das der Seitenschiffe, in die Triforien der Apsis und auf die Galerie der Grabrotunde. Auf der Südseite markierte ein stattlicher Turmbau die Verbindung zwischen der alten Rotunde und dem neuen Münster — der erste Glockenturm, der wohl im Orient gebaut wurde, aus alten Kapellenbauten aufsteigend, an den Ecken mit starken Streben verstärkt; im hohen Untergeschoß mächtige Entlastungsbogen und geschlossene Nischen, in den beiden obern Stockwerken gekuppelte, spitzbogige Klangarkaden, im obersten Geschoß Blendarkaden und zu oberst ein hochgezogenes Kuppeldach. Golgatha mit seinen Kapellen kam nun zu liegen in den zwischen Transept und Langhaus entstehenden Winkel und wurde mit dem Transept durch eine Treppe, mit der obern Galerie des Nebenschiffes durch eine offene Arkade in Verbindung gesetzt. In der unveränderten Grabrotunde wurde das heilige Grab in einen der neuen Kirche entsprechenden Kapellenbau gefaßt; man umzog den aufragenden Felsen mit polygon laufenden spitzbogigen Blendarkaden, legte der Felskapelle eine zweite viereckige vor und besetzte die erstere mit einem auf zwölf Säulchen ruhenden laternenförmigen Türmchen mit Kuppelkrönung. Von dem neuen Chor führten zwei Treppen hinab in die ganz unterirdische, geräumige alte Helenakirche, welche die Kreuzfahrer bloß neu einwölbten; ein über den Boden aufsteigender Kuppelbau mit Oberlichtern besorgte die Beleuchtung dieser Unterkirche.

Ausführlicher
PLAN DER KIRCHE DES HEILIGEN GRABES.

a. Refectorium
b. Cisterne der heil. Helena.
c. Taufstein

Alte Bauten.
Bauten a. d. Zeit der Kreuzfahrer.
Bauten a. d. neuern Zeit.
Fels.

Met. 20

Grundfläche d. Kirche d. h. Grabes.

Erklärung.

1. Eingang.
2. Stelle der Wächter.
3. Salbungsstein.
4. Chor der Lateiner beim heil. Grabe.
5. Kapelle des Engels.
6. Das heilige Grab.
7. Altar der Erscheinung des Herrn.
Süd. Altar der Geisselungs-Säule.
Nörd. Altar des heiligen Kreuzes.
8. Gefängniss unseres Heilands.
9. Kapelle des h. Longinus.
10. Kapelle der Theilung der Kleider.
11. Stiege in die Kapelle der h. Helena.
12. Stiege in die Kreuzauffindungs-Kapel.
13. Kapelle der Verspottung.
14.14. Stiege auf den Kalvarienberg.
15.15. Stelle, an welcher das heilige Kreuz stan
16. Adams-Kapelle.
17. Stelle der Gräber der ersten lateinischen Könige Jerusalems.
18. Kreuzaufpflanzungs-Kapelle.
19. Kreuzanheftungs-Kapelle.
20. Kapelle der schmerzhaften Mutter Gottes.
21. Stelle, wo die h. Frauen während der Kreuzigung standen.
22. Kapelle der Kopten.
23. Grab des Joseph von Arimathaea.
24. Erscheinung Jesu als Gärtner.
25. Altar der h. Magdalena.
26. Mitte der Erde.
27. Kapelle der Maria von Aegypten.

Dies ist das Bild des Münsters der Kreuzfahrer. Nun darf aber nicht länger verschwiegen werden, daß das nicht etwa bloß eine ideelle Rekonstruktion desselben nach alten Angaben oder Bauresten ist. Dieses Münster steht noch in allen seinen wesentlichen Teilen.

Man kann es wieder und wieder lesen, daß die Heiliggrabkirche ein Labyrinth, ein ordnungsloses Konglomerat ganz unorganisch an- und übereinandergebauter Kirchen und Kapellen sei. Nichts unrichtiger als das. So erscheint sie nur dem oberflächlichen, unkundigen Blick. Diese vielen Bestandteile erweisen sich bei genauer Betrachtung als Glieder eines Baues — eben des Kreuzfahrermünsters. Ihr organischer Zusammenhang ist nur mitunter durch spätere Einbauten und Veränderungen unterbrochen oder verdeckt. (Siehe unsern Plan.)

Hier der Vorplatz vor dem großen Hauptportal, jetzt ein Marktplatz für Devotionalienhändler aller Nationen und Konfessionen. Links drei aneinanderstoßende Kapellen des 11. Jahrhunderts. Aus ihrem Mauerkomplex ragt der massige Stumpf des Turmes der Kreuzfahrer auf, der obern zwei Stockwerke und der Kuppel beraubt, eine traurige, klagende Ruine. Rechts schließt den Platz ab ein Komplex von Kapellen und Wohnungen, die den Griechen gehören. Noch erzählen aus dem Fußboden des Vorplatzes aufsteigende Säulenbasen von einem Portikus, welcher einst im Süden den Platz begrenzte. Vor uns die Fassade der Heiliggrabkirche mit einem Doppelportal von sehr reicher Gliederung, über welchem zwei ähnlich profilierte, gekuppelte große Fensteröffnungen die Hochwand des Transepts durchbrechen, denn diese haben wir hier vor uns. Die Ornamentik des hälftig vermauerten Portals läßt byzantinische, romanische, arabische Motive durcheinanderspielen, ist aber mit außerordentlicher Feinheit ausgeführt. Den untern Abschluß der beiden Thürlünetten bildet rechts ein breiter, reliefierter Ornamentstreifen, vegetabilische und animalische Elemente mit Menschenfiguren verschlungen in überreich fantastischer, aber dabei sehr geschmackvoller Weise; links ein Reliefstreifen mit Gruppenreliefs aus dem Leben Jesu, ikonographisch interessant, durchaus abendländisch romanisch. De Vogüé vermutet, daß sie in Frankreich gemacht und fertig ins heilige Land verbracht worden seien. Doch ist seine Beweisführung weder hier ganz überzeugend noch da, wo er in stark aufwallendem patriotischem Gefühl gerade den Franzosen den ganzen Münsterbau vindizieren will und den Namen, der noch im 17. Jahrhundert am Turm gelesen wurde: Jordanis me fecit, ohne weiteres auf einen Franzosen Jourdain deutet.

Wir treten durch das Hauptportal und befinden uns jetzt im Querschiff des Kreuzfahrerdoms, im Untergeschoß des südlichen Armes desselben. Dieses bildet eine Art Vorhalle, und hier lagern auf einer

breiten Steinbank zur Linken die Wächter und Thürhüter des heiligen Grabes, — Türken, rauchend und Kaffee trinkend, apathisch die Pilger musternd. Die zweite Travée des Querarmes steigt zu mächtiger Höhe an. Hier liegt am Boden eine große rechteckige Marmorplatte, von hohen Leuchtern umstellt, der Salbungsstein, den einst eine Marienkapelle umschloß, welche die Kreuzfahrer abtrugen, weil sie zu sehr im Wege und wohl auch sehr unbedeutend war. Nun wenden wir uns links und gelangen in den Grabdom. Wir begrüßen das heilige Grab und setzen dann unsere Architekturstudien fort. Noch imponiert die mächtige Rotunde, durch ein einziges, großes Lichtauge im Mittelpunkt des Kuppelgewölbes erhellt. Der Innenraum innerhalb der Pfeiler hat einen Durchmesser von 20 m, eine Höhe von beinahe 50 m. Auch die Kuppel, welche ihren mächtigen Schirm über die Grabkapelle spannt, wirkt trotz der unpassenden modernen Bemalung durch Größe und gute Verhältnisse bedeutend.

Aber man empfindet es bald, daß die Harmonie des ganzen Baues im Innern gestört ist. Der unheilvolle Brand von 1808 schädigte den Organismus desselben schwer und machte eine durchgreifende Erneuerung notwendig. Sie wurde in ungünstiger Zeit verständnislos vorgenommen. Europa hatte damals für das Heiligtum Jerusalems kein Interesse und kein Geld übrig. So kam die Restauration ganz in die Hände der Griechen oder Russen, und von dieser Zeit datiert ihr Übermut an dieser heiligen Stätte; sie glauben damals das alleinige Recht auf die Grabkirche erworben zu haben und empfinden jeden Mitbesitz anderer Konfessionen als Schmälerung ihres Rechtes. Rotunde und Kuppel wurden schon 1810 wiederhergestellt, aber so mangelhaft, daß um die Mitte des Jahrhunderts die Kuppel einzustürzen drohte. Im Einvernehmen mit der Pforte unternahmen Rußland und Frankreich die Ausbesserung der Pfeiler, den Neubau des Tambour und einer Kuppel, welche doppelwandig aus Eisen konstruiert wurde.

Bei diesen Restaurationen wurde die ehemalige schöne Gliederung des Innern total verdorben. Die Hochwand der Rotunde war einst in drei Etagen geteilt. Schöne Arkadenbogen, abwechselnd von Pfeilern und Säulen getragen, öffneten sich im Untergeschoß in den untern Umgang, im zweiten Geschoß auf die Galerie; den Tambour unter der Kuppel belebte eine Blendarkatur. Nun zog man die zwei übereinanderlaufenden Arkaden- und Säulenreihen in e i n e zusammen und führte vom Boden aus achtzehn 2 m breite, massige Pfeiler bis zu einer Höhe von 20 m empor. Da man für diese Riesenpfeiler die Distanzen der bisherigen zweireihigen Arkatur mit ihren schlanken Traggliedern beibehielt, so rückten natürlich dieselben einander viel zu stark auf den



Fig. 50. Die Kapelle des heiligen Grabes, unter der Kuppel der Heiliggrabkirche.

Leib, und der Zwischenraum zwischen ihnen, in welchen zwei Laufgänge übereinander mit ihren Brüstungen eingespannt wurden, ward im Verhältnis zu ihrer Dicke und Höhe viel zu klein. Die Folge ist, daß die Pfeilermassen das Innere drücken und belasten, und die an sich gut konstruierte Kuppel ist nicht mehr im stande, diesen Druck aufzuheben oder auszugleichen.

Die zweite große Veränderung betrifft den Grabbau oder die Auferstehungskapelle (Fig. 50). Sie war bei jenem Brand auffallend wenig beschädigt worden, aber doch benützten die Griechen den Anlaß, sie ganz neu zu erstellen, um fürder ihre Hand so schwer als möglich auf sie legen zu können. Der viereckige, mit Lisenen gegliederte, oben mit plumper Galerie umzogene und mit einer Zwiebelkuppel bekrönte, marmorbekleidete und an der Fassade im Halbkreis ausgebauchte Kapellenbau zeigt den russischen Zopfstil, der mit dem Stil der Rotunde nichts zu thun hat und als weiterer Mißklang empfunden wird. An den obern Teilen ist sie ringsum nicht nur mit silbernen Lampen, sondern auch in recht kindischer Weise mit meist mittelmäßigen und schlechten Bildern behangen. Innen ist die alte Teilung in zwei Kapellen beibehalten; der Durchgang von der ersten, der Engelskapelle, in die eigentliche Grabkapelle ist so niedrig, daß man ihn nur tiefgebückt passieren kann. Vom Grabfelsen ist nichts mehr wahrzunehmen; die Stätte des Grabes bedeckt eine dicke Marmorplatte, auf welche die Lateiner für das heilige Opfer eine Altartafel mit Portatile legen.

Der Fassade der Grabkapelle gegenüber führt ein gewölbter Durchgang, an der Stirnwand mit je zwei Kolonnetten besetzt, der sogen. Kaiserbogen, in das Katholikon, die griechische Hauptkirche. Diese ist nichts anderes als die Vierung, das Langhaus und der Chor der alten Kreuzfahrerkirche. Sie sind kaum mehr zu erkennen, und zwar deswegen, weil die Griechen durch massive Mauern die Vierung von den Kreuzarmen, das Langhaus gegen die Seitenschiffe, die Chorapside gegen ihren Umgang vollständig abgeschlossen haben; überdies erhebt sich zwischen dem Kirchenraum und der Apsis die Bilderwand (Ikonostas). Erhalten sind noch alle Teile und Glieder des alten Baues; aber sie wie die neu aufgeführten Scheidemauern sind ganz mit Schmuck und Bildwerk überzogen.

Wir begeben uns wieder dem Eingang zu und finden hier unweit des Salbungssteines eine aus dem Nebenschiff des Langhauses nach Golgatha hinaufführende Treppe. Da erhebt sich über dem Boden der Kirche ein mächtiger Mauerkern, der den Golgathafelsen umschließt; im untern Teil desselben sind einige Kapellen ausgespart, besonders die Adamskapelle, weil nach alter Legende unmittelbar unter dem Kreuz sich das

Grab Adams befunden haben soll, so daß durch den zerspaltenen Felsen vom Blute Jesu auf den Schädel Adams niederträufelte. Hier unten waren auch die Gräber der fränkischen Könige von Jerusalem, deren schon von den Charesmiern 1244 geplünderte und entleerte Steinsärge die Griechen nach dem Brand von 1808 brutal hinauswarfen, um einen weitern Besitztitel der Lateiner zu zerstören. Über der Aufmauerung erhebt sich eine zweischiffige, niedrige, gewölbte Kapelle, an der Ostwand mit vier Altären besetzt, nur dämmerhaft erleuchtet durch spärlich einfallendes Licht und den Schimmer der brennenden Lampen, die lieblichste und anmutigste Stätte innerhalb der Grabkirche, in einer Beziehung das größte Heiligtum der Welt. Hier ist Golgatha; hier stand das Kreuz, hier floß das Blut der Erlösung. Hier herrscht in der Regel heilige Ruhe; der Lärm, der die übrige Grabkirche entweiht, das Schwätzen und Lachen der Griechen und Armenier auf den Galerien der Rotunde, das in die Kuppel emporhallt, von ihrer Wölbung verstärkt zurückgeworfen wird und wie ein Reif auf die Andacht der Pilger herabfällt, — hierher wagt es sich nicht. Die Schauer des Todes Christi, welche einst den Felsen dort zerspalten, erfüllen heute noch diesen Ort, und es ist ein ergreifendes Schauspiel, die Pilger aller Nationen und Konfessionen an dieser Stätte zu beobachten, wie die meisten, wenn sie die Treppe zu diesem Heiligtum emporgestiegen sind und in seinen stillen Frieden eintreten, alsbald erfaßt werden von jenen Schauern, auf die Kniee niedersinken und, alles um sich her vergessend, unter erschütterndem Seufzen und Stöhnen Schuld und Leid, Glaube und Liebe hineinweinen in die silberumrandete Öffnung am Boden, welche den Standort des Kreuzes bezeichnet.

An der Südwand der Golgathakapelle öffnet sich ein Fenster in die tiefergelegene, den Lateinern gehörige Kapelle der schmerzhaften Mutter, welche vom Vorplatz der Grabkirche aus auf einer Steintreppe zugänglich ist. Die Thüre, welche von Golgatha auf die Galerie des Nebenschiffs führt, ist geschlossen. Wir steigen wieder die Treppe herab und durchwandeln den alten Chorumgang, der mit seinen drei Altarkapellen noch erhalten ist, der Kapelle der Verspottung, der Kleiderverteilung und des Longinus. Zwischen der ersten und zweiten führt eine Stiege von 29 Stufen in die Kirche der hl. Helena, einen unterirdischen Centralbau mit lichtzuführender Kuppel, durch die vier Säulen, welche die Kuppel tragen, in drei Schiffe geteilt, östlich mit drei Apsiden besetzt. An der südöstlichen Ecke führt eine weitere Treppe in eine Art Krypta, eine cisternenartige Felsenhöhle, welche als die Stätte der Kreuzerfindung bezeichnet wird, mit einem Altar der Lateiner. Zurückgekehrt in den Chorumgang, durchschreiten wir das nördliche Seitenschiff des

Langhauses und finden hier noch Reste der sogen. sieben Bogen der heiligen Jungfrau; sie gehörten einst zu den Arkaden, welche im konstantinischen Heiligtum den Lichthof zwischen Rotunde und Basilika umzogen. Durch die Außenmauer führt eine offene Thüre in einen schmutzigen, übelriechenden Hof. Links davon die Sakristei der Franziskanermönche, in welcher noch das Schwert Gottfrieds von Bouillon gezeigt wird; an sie stößt die Kapelle der Erscheinung des Auferstandenen: so modern sie aussieht, doch ein erhaltener Teil des byzantinischen Baues des 7. Jahrhunderts. Um sie gruppiert sich in mehreren Stockwerken das Klösterchen der Franziskaner, mit dunklen Mauergängen, kleinen Zellen und einer Terrasse hoch oben, in unmittelbarer Nähe der großen Grabkuppel.

Wir haben unsern Rundgang vollendet. Architektonisch betrachtet ist die Heiliggrabkirche den großen altchristlichen und romanischen Basiliken und den großen Domen des Mittelalters nicht ebenbürtig. So sehr anzuerkennen ist, daß die Kreuzfahrer hier ihr Bestes leisteten, und daß es ihrer genialen architektonischen Tüchtigkeit gelungen ist, die ungenügenden Bauten des 8. und 11. Jahrhunderts durch einen wirklichen Monumentalbau zu ersetzen bezw. zu verbinden, — einen Dombau ersten Ranges von der überwältigenden Klarheit, Einheit, Konsequenz der Struktur, wie manche abendländische Kirchenbauten sie zeigen, vermochten sie nicht zu erstellen; sie waren zu sehr gebunden durch den verfügbaren Raum und durch die Pietät gegen die Bauten der Vorfahren. Und was sie erhalten und gebaut haben, wurde später vielfach verständnislos verändert und verdorben. Dazu leidet die Kirche, wie man auf Schritt und Tritt sieht, sehr unter dem Mangel an Ordnung, Reinlichkeit und Kirchenzucht; sie entbehrt der nötigen Pflege, weil sie zu viele Pfleger hat. Darüber klagen die rußigen, rauchigen Wände, die ausgelaufenen und ausgebrochenen Treppen, der schlechte Fußboden. Es würde namentlich auf seiten der Franziskaner nicht am guten Willen fehlen, diese Schäden auszubessern, aber es darf keine Hand angelegt, kein Stein ausgewechselt, keine Bodenplatte eingesetzt werden, ohne daß Lateiner, Griechen, Armenier und dazu noch der Türke einstimmig ihre Einwilligung gegeben haben. Diese vier Faktoren sind aber selten oder nie eines Sinnes.

Man kann füglich sagen: die Architektur der Grabkirche, wie sie heute sich unserem Blick darstellt, ist ein treues und sprechendes Abbild des Reiches Gottes in der Phase der Unvollkommenheit, der Unordnung, des Unfriedens und der Unklarheit, ein monumentales Denkmal der Spaltung inmitten der Christenheit, aus welcher die Nichtchristen mit boshafter Freude Kapital schlagen. Ja sie ist eine große steinerne Klage,

ein versteinerter Schmerzensausbruch, ein mächtiger, aus der Tiefe aufsteigender, in der Wölbung der Kuppel verhallender Ruf nach Verklärung, ein lautes Adveniat regnum tuum, ein Sehnsuchtsschrei nach dem Anbruch jener Zeit, wo ein Hirte und eine Herde sein wird, wo die Christenheit um den einen Hirten, sein Kreuz und sein Grab sich schart mit einem Bekenntnis des Glaubens und gleichem Pulsschlag der Liebe.

Edler Bau! So sehr du uns ans Herz klagst, du giebst zugleich unserer Hoffnung Nahrung. Trotz allen Verderbnisses, — dein Organismus ist gesund und lebenskräftig, dein Körper fest zusammengegliedert aus dem, was die altchristliche Frömmigkeit des Orients und was abendländischer Glaube und Glaubenseifer gebaut haben. So schwer dir oft dein Herz wurde über all dem, was du in deinen Mauern schauen mußtest, so wehe es dir that, daß man dich selbst in Stücke riß und verteilte an die verschiedenen Konfessionen, daß du mit deiner stummen Predigt und deiner Mahnung zur Einheit nichts beitragen konntest zur Vereinigung der Konfessionen, weltliches Treiben, Marktlärm und Ausbrüche des Hasses und Feindseligkeiten zwischen den Bekennern Christi nicht verhüten konntest, so sehr an jedem Karsamstag der berüchtigte Unfug mit dem heiligen Feuer dich in deinen Grundfesten erschüttert: du hast deinen Schmerz niedergekämpft und bist standhaft geblieben. Träumst du von künftigen bessern Zeiten? Reckst du deine Riesenglieder einer bessern Zukunft entgegen? Möchtest du sie erleben! Möchte aus dem Abendland, dem du entstammst, eine volle Woge echten christlichen Glaubens einmal hierher den Weg finden, durch dein Inneres fluten, allen Unrat hinausschwemmen, die trennenden Scheidewände, die man aufrichtete, niederwerfen, die türkischen Wächter am Eingang der christlichen Kirche hinausspülen, dir die einstige Schönheit wiedergeben und dir eine Gemeinde von Christgläubigen schenken, welche eins sind im Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen und eins in der Liebe, welche hier den letzten Tropfen ihres Herzblutes opferte und welche aus Tod und Grab triumphierend hervorging!

Harâm-esch-Scherif. Der Tempelplatz.

Donnerstag, 7. April.

Die Heiliggrabkirche ist Jerusalems größtes Heiligtum, aber nicht seine älteste heilige Stätte. Zitternd vor Erwartung, von großen Erinnerungen erfüllt, schicken wir uns an, unter Vortritt des Kawassen des deutschen Konsulats diese zu besuchen — den Tempelberg, den ge-

heiligten Bezirk (Harâm-esch-Scherîf). Durch den Suk-el-Kattanin, den Baumwollbazar und das Thor der Baumwollhändler gelangen wir auf einen großen freien Platz, rings von Mauern umschlossen oder von Häusern, deren Untergeschoß meist sich in einer Halle öffnet, schlecht im Stand gehalten, mit einigen hervorragenden Bauten besetzt, zum größten Teil öde und wüst daliegend, nicht ganz eben, daher bloß von erhöhtem Punkt aus ganz zu übersehen.

Eine welthistorische Stätte, religionsgeschichtlich wichtig wie keine andere der Welt, ganz überwachsen und übersponnen von Legenden und denkwürdigen Überlieferungen. Abraham lenkte schon seine Schritte hierher, tief gebeugt unter dem Joch des Gehorsams, und er bringt auf der Höhe dieses Hügels im Geiste seinen Sohn zum Opfer. Zur Zeit Davids ist hier das Feld und die Dreschtenne des Jebusiters Ornan (Areuna); hier sieht David den Würgengel Gottes stehen zwischen Himmel und Erde mit dem gegen Jerusalem gezückten Schwert. Er besänftigt durch Buße den Zorn Gottes, kauft die Stätte an und errichtet auf ihr einen Altar, um Brandopfer und Friedopfer dem Herrn darzubringen. Schon er faßt den Gedanken, auf dieser Stätte das heilige Zelt für die Bundeslade zu ersetzen durch einen festen Tempelbau; er entwirft unter göttlicher Inspiration den Plan und füllt die Baukasse mit der Kriegsbeute und den Beisteuern der Fürsten und des Volkes und schafft Baumaterialien in Menge bei. Sein Sohn Salomon baut den Tempel, der nun als Hochburg und Hochwarte des wahren Gottesglaubens, als Sühne- und Gnadenstätte einsam aufragt aus der ins Heidentum versunkenen Welt. Mittelst des Frondienstes von 30 000 Israeliten und 150 000 Kanaanitern ebnet er das Felsterrain, faßt er es in einen festen Gürtel von Quadermauern und erweitert er es durch mächtige, aus den Thaltiefen aufgeführte Substruktionen. Auf dem von Natur und Kunst geschaffenen Plateau dehnt sich der Tempelpalast hin, die Vorhalle, ein turmartiger Pylonenbau wie bei den ägyptischen Tempeln, mit den berühmten, 23 Ellen hohen Erzsäulen Jachin und Boas, das Heilige und das Allerheiligste, umgeben von großem Hofe, vielen Anbauten, Schatzhäusern und Priesterwohnungen. Aus bestem Steinmaterial gebaut erhoben sich die stolzen Mauern. Ein ganzer Cedernwald war vom Libanon geholt worden und legte seine herrlichen Stämme als Dach über die heiligen Räume und kleidete mit seinen schönen, reliefgeschmückten, mit Gold aus Ophir reich übersponnenen Tafeln die Innenwände.

Über Gestalt, Maße und Proportionen dieses berühmten Baues herrscht trotz oder wegen der anscheinend genauen Angaben der Schrift und des Josephus große Uneinigkeit unter den Gelehrten. Neuerdings hat der Benediktinerprior Odilo Wolff in Prag einen geistvollen Ver-

such gemacht, die Maße des Tempels auf ein einheitliches Gesetz zurückzuführen. Nach ihm ist die Maßeinheit der Altar, und hält eine einfache geometrische Formel, das in und um den Kreis beschriebene, doppelte, gleichseitige Dreieck, oder der sechseckige Stern, das Hexagramm, das Ganze gebunden. Man hat seine Konstruktion hauptsächlich deswegen beanstandet, weil kein Beweis dafür erbracht sei, daß das Hexagramm und seine architektonische Anwendung schon so früh sich finde. Der gelehrte Pater wird aber auf die altägyptischen Tempel verweisen können, welche diesen Kanon schon viel früher im Gebrauch zeigen. Daß der salomonische Tempel in seiner ganzen Anlage eine, sei es durch die direkten Beziehungen Salomons zu Ägypten zu erklärende, sei es durch Phönicien vermittelte Verwandtschaft mit ägyptischen Tempelbauten verrät, haben de Saulcy und de Vogüé richtig erkannt und betont.

Man hat schon den Metall- und Materialienwert des salomonischen Tempels viel höher angeschlagen als seinen Kunstwert und geradezu erklärt, derselbe sei unter allen bekannten Baudenkmälern des Altertums in Bezug auf künstlerische Barbarei unübertroffen (Reber). Wohl sei die Technik tadellos gewesen, aber Mauern und Wände ungegliedert und innen und außen verkleidet; offenbar habe man noch nicht verstanden, den Stein architektonisch zu gestalten, darum ihn überall ängstlich verhüllt. Der Höhepunkt der Barbarei aber sei die Verkleidung des ganzen Innern mit Goldblech. Dieses Urteil ist sehr vorlaut und gewagt angesichts unserer geringen Kenntnis von dem Bau. Eine tadellose Technik des Mauerbaues neben völliger architektonischer Unfähigkeit, das ist doch wohl ein Widerspruch in sich selbst. Möglich, daß dies Tempelhaus nicht konstruktiv durchgegliedert war, sondern sich aus den einfachsten architektonischen Elementen aufbaute, aber barbarisch war es sicher nicht; es besaß das, was die Seele und das Geheimnis der Kunst und der Schönheit bildet: eine richtige Proportionalität, Ebenmaß nnd Wohlklang der Verhältnisse.

Reste des salomonischen Tempels finden wir hier an Ort und Stelle nicht mehr, wenigstens keine nachweisbaren. Einige unterirdische Cisternen im Felskern, angelegt für die Zufuhr des zum Tempel- und Opferdienst notwendigen Wassers und für den Abfluß des Blutes und Abwassers, mögen wohl noch auf die salomonische Anlage zurückgehen, manche Mauer der jetzigen Umfriedung mag noch dem Lauf einer salomonischen folgen und mancher Quader dieser Mauern noch von Salomons Bau stammen. Sicher breitete sich aber der erste Tempel mit dem sich an ihn schließenden Königspalast nicht über das ganze heutige Plateau hin, sondern er nahm nur etwa das mittlere Drittel seiner Fläche ein und stand etwa auf der Stelle der heutigen Omar-Moschee.

Durch vier Jahrhunderte bleibt der salomonische Tempel Israels Centralheiligtum, die Wohnung Gottes auf Erden, der Sitz seines heiligen Namens, die Stätte des Segens, der Stolz des Volkes und die Sehnsucht und das Ziel seiner Wallfahrten. Aber das entartete Volk fing an, anstatt auf Gott zu vertrauen und durch Bundestreue sich des Segens dieser Stätte zu versichern, vielmehr zu vertrauen auf den steinernen Bau und ihn zur Trotzburg seines Ungehorsams zu machen, in dem Wahn, als ob er ihm auch ohne Bekehrung und Beobachtung der Gebote Fortbestand und Sieg über die Feinde garantieren könne; durch den Ruf: „Tempel des Herrn, Tempel des Herrn, Tempel des Herrn" (Jer. 7, 4) wiegte es sich ein in diese falsche Sicherheit. Aber seine Trotzburg wird ihm zerbrochen. Nabuzardan, der Feldherr des Königs Nebukadnezar, verbrennt den Tempel und schleppt all sein Erz, Silber und Gold nach Babylon. 70 Jahre nachher trägt Cyrus den Exulanten, die er unter Führung Zorobabels in die Heimat entläßt, den Wiederaufbau des Tempels auf (536 v. Chr.). Unter den Propheten Aggäus und Zacharias wird er beendet. Aber der zweite Tempel, genau nach dem Vorbild und auf den Grundmauern des ersten errichtet, steht weit hinter dessen Schönheit zurück.

Nach 500 Jahren, nach vielfachen Entweihungen und teilweisen Zerstörungen trägt Herodes der Große ihn ab und baut den dritten Tempel (19 v. Chr.), der in seinem ganzen Umfang erst wenige Jahre vor seiner Zerstörung vollendet wird. Von diesem Tempelbau stammt die heutige Gestalt der Tempelarea, deren Umfang gegen früher nahezu verdoppelt wurde. Schon die Hasmonäer hatten sie gegen Norden ausgeweitet, Herodes vergrößert sie gegen Süden mit Hilfe kolossaler Unterbauten. An der Südostecke führt man uns hinab in gewölbte unterirdische Räume von gewaltiger Ausdehnung, die „Ställe Salomons" genannt und von den Kreuzfahrern und Templern auch als Ställe benützt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese zwölfschiffige, tonnengewölbte Halle mit ihren 88 riesigen Pfeilern noch vom herodianischen Bau erhalten ist. Auch die Aksa-Moschee ruht teilweise auf ähnlichen Substruktionen, die aber großenteils spätere Bauwerke sind. Die heutige Umfassungsmauer stammt jedenfalls in ihren untern Schichten aus jener Zeit.

Man kann es wagen, diesen berühmten Bau im Bild wiederherzustellen mit Hilfe der eingehenden Beschreibungen des Fl. Josephus in seiner Jüdischen Archäologie (15, 11) und in seinem Jüdischen Krieg (5, 5) und einer im ältesten Teil des Talmud, der Mischna (Traktat 63, Middoth), gegebenen Schilderung, unter Beiziehung ferner einiger gelegentlichen Notizen im Neuen Testament. Unserem Text sind eingefügt

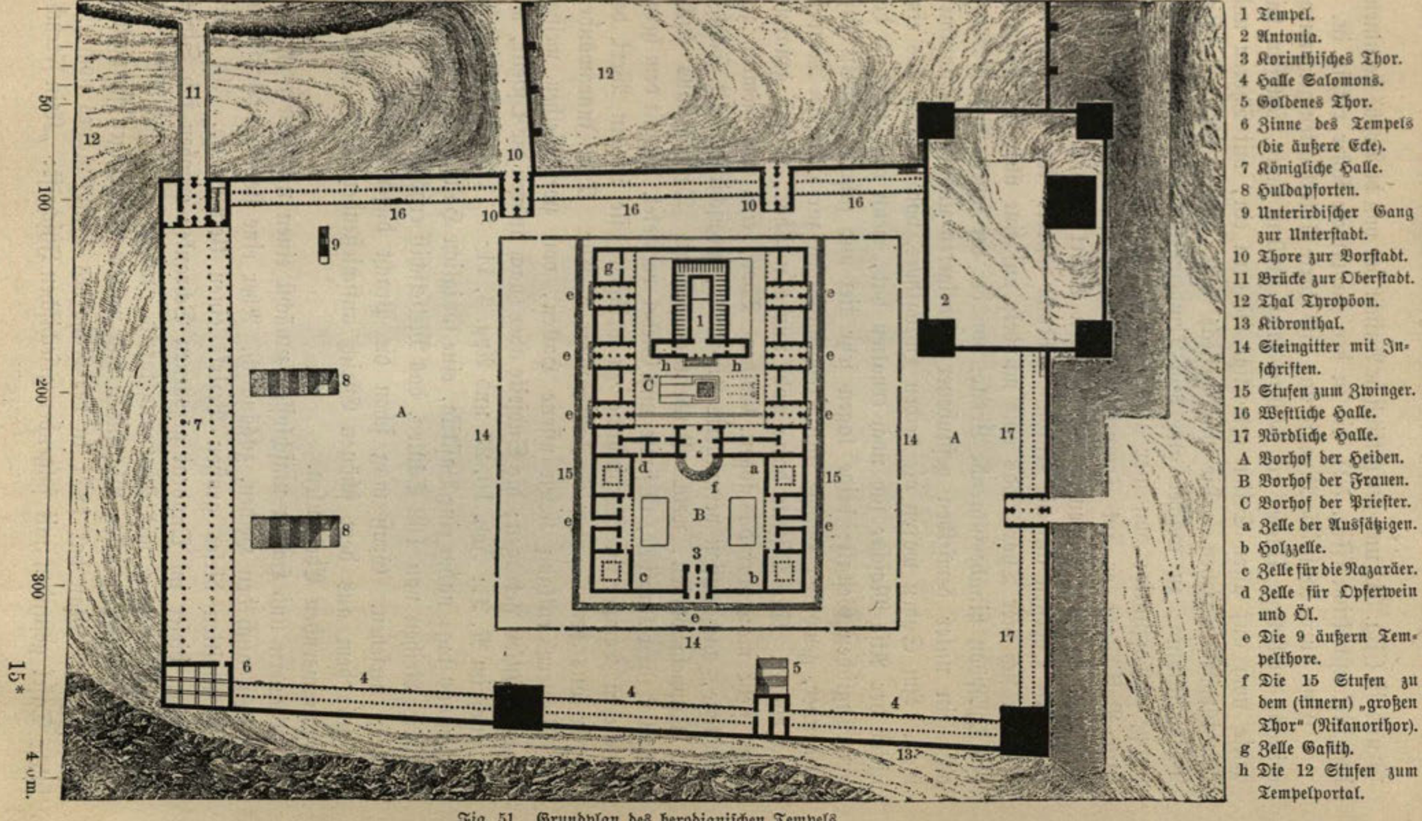


Fig. 51. Grundplan des herodianischen Tempels.

15*

Grundriß (Fig. 51) und perspektivische Ansicht der von de Vogüé stammenden Rekonstruktion (Fig. 52), die in der Hauptsache sicher richtig ist.

Eine durch künstliche Nivellierung und starke Unterbauten gewonnene beinahe rechteckige Fläche, ca. 500 m lang, 300 m breit, schlossen wie heute noch auf allen Seiten gewaltige Mauern ein, mit Thoren und Thortürmen versehen. Die Nordwestecke war besetzt mit der festen Burg Antonia, zu welcher aus dem Tempelvorhof eine breite Steintreppe emporführte; von hier aus sprach der Apostel Paulus hebräisch zum Volk, als er im Tempel ergriffen wurde unter der falschen Anklage, er habe Heiden in den heiligen Bezirk eingeführt, und vom römischen Obersten auf die Antonia gebracht wurde. Auf der Westseite öffneten sich vier Thore; das eine mündete auf eine über den Abgrund des Tyropöon hinüberführende Brücke, von der der sogen. Wilson-Bogen oder ein unter demselben gefundener niedrigerer und älterer stammen mag. Im Süden waren die beiden Huldathore, von welchem das eine unter der Aksa-Moschee sich noch erhalten hat, wenn auch nicht in der ursprünglichen Gestalt; beide lagen sehr tief und führten mittelst aufsteigender, gewölbter Gänge und Treppenanlagen zur Höhe der Tempelarea empor. Die Ostseite hatte wohl nur ein Thor, Susan genannt. Jetzt sieht man dort das sogen. Goldene Thor, eine noch ziemlich gut erhaltene, nach außen vermauerte Thorhalle, zweischiffig, mit Säulen und Kuppelgewölben, welche Prudentius besingt. Der überaus reiche Schmuck ihrer Kapitäle, Gesimse und Giebel verbietet, sie mit dem herodianischen Tempel in Verbindung zu bringen; sie ist ein Werk der Römer aus dem 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. Den Innenwänden der Mauern entlang liefen offene Hallen, von zwei Reihen weißer Marmorsäulen getragen; die Südseite aber (nach andern die Ostseite, wo die auch im N. T.: Joh. 10, 23 und Apg. 3, 11; 5, 12 erwähnte Halle Salomons lag) nahm eine Basilika, eine königliche Halle ein, dreischiffig, mit vier Reihen von 162 Säulen, das Mittelschiff erhöht und mit Oberlichtern versehen. Groß mag schon die Pracht dieser Hallen gewesen sein mit dem aus dem schönen Estrich aufschießenden Wald zahlloser weißschimmernden Edelsäulen.

Mauern und Hallen umschlossen zunächst einen ungeheuern Innenhof, allen, auch den Heiden, zugänglich. Aber eine steinerne Brustwehr grenzte inmitten dieses großen Bezirks einen kleinern ab. An allen Eingängen dieser im Quadrat gezogenen Schranken erhoben sich Steinsäulen oder Stelen mit Warnungstafeln, welche in griechischer und lateinischer Sprache allen Nichtjuden das weitere Vordringen strengstens untersagten. Man hat 1871 in der Nähe des Tempelplatzes noch eine solche Tafel gefunden mit folgender griechischen Inschrift: „Kein Fremd-

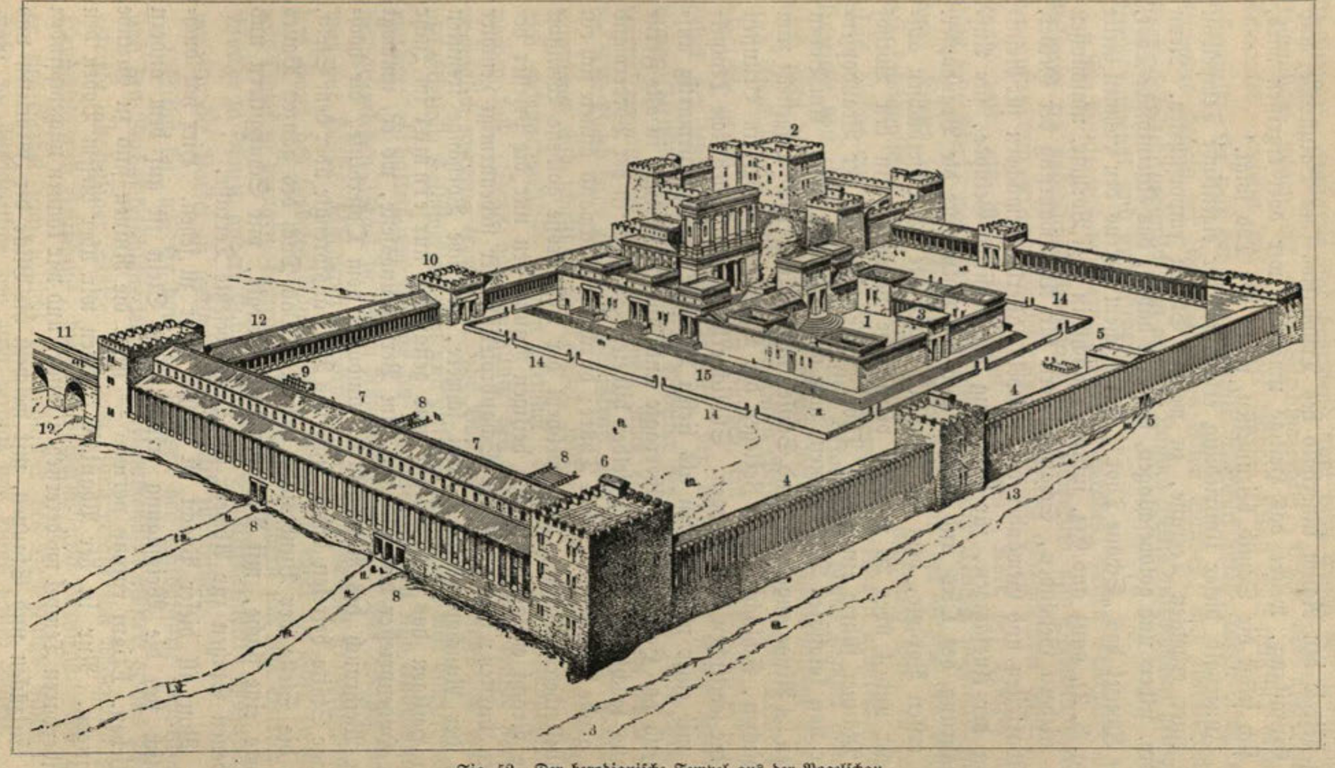


Fig. 52. Der herodianische Tempel aus der Vogelschau.

1 Tempel. 2 Antonia. 3 KorinthischesThor. 4 Halle Salomons. 5 Goldenes Thor. 6 Zinne des Tempels (die nach außen stehende Ecke). 7 Königliche Halle. 8 Huldapforten. 9 Unterirdischer Gang zur Unterstadt. 10 Thor zur Vorstadt. 11 Brücke zur Oberstadt. 12 Thal Tyropöon. 13 Kidronthal. 14 Steingitter mit Inschriften. 15 Stufen zum Zwinger.

ling betrete den Raum innerhalb des Tryphaktos (der Balustrade) und der Einfassung, welche das Heilige umgiebt; wer dort ergriffen wird, hat sich selbst die Schuld beizumessen, wenn der Tod folgt."

Innerhalb dieser Umfriedung erhob sich der eigentliche Tempelbau auf einer erhöhten Terrasse, zu welcher Stufen emporführten. Neun Thore, silber- und goldbeschlagen, das eine davon, das Korinthische Thor, ohne Zweifel das „Schöne Thor", bei welchem Petrus den Lahmen heilte (Apg. 3, 2), ganz aus Erz, führten zunächst in zwei Vorhöfe, umschlossen von niedern Gebäuden, Schatzkammern für Aufbewahrung der Gelder, Kostbarkeiten und Gewänder des Tempels, allerlei Gemächern für Reinigung der Aussätzigen, für Einlösung der Nasiräer-Gelübde, für Aufbewahrung des Öles und Weines und des Holzes für die Brandopfer. Im ersten Vorhofe, dem der Frauen, waren die 13 Opferbüchsen aufgestellt und 4 über 26 m hohe vierarmige Leuchter. In den Vorhof der Männer führte ein großes Thor. Hier erhob sich der Brandopferaltar von kolossalen Dimensionen, nach oben sich verjüngend. Am Boden waren 24 Ringe angebracht und Säulen und Marmortische aufgestellt zum Anbinden, Schlachten und Zerlegen der Opfertiere; dabei ein Brunnen für die levitischen Reinigungen. Südlich erhob sich der eigentliche Tempelbau mit einer mehr breiten als tiefen Vorhalle, welche turmartig aufsteigend das Hauptgebäude überragte und eine großartige, in alle Ferne hinaus leuchtende Fassade desselben bildete. Sie hatte in der Vorderwand eine große Thüröffnung ohne Thüre; durch die Rückwand öffnete sich ein goldbekleidetes Portal, über welchem der riesengroße goldene Weinstock seine Pracht entfaltete, in den heiligen Raum, den nur die Priester betreten durften; hier stand der Schaubrotetisch, der siebenarmige Leuchter und der Rauchopferaltar. Zwei schwere, herrliche Vorhänge trennten vom Heiligen das Allerheiligste und gestatteten nur einmal im Jahr dem Hohenpriester den Eingang, am Versöhnungsfeste, wo er, umwogt vom Weihrauch des Rauchaltars, umduftet vom Opferblute, die hochheilige Stätte betreten durfte und das Blut aussprengte über dem Stein, der die Stelle der Bundeslade vertrat. Das Dach des ganzen Baues bildete eine flache, mit Marmorplatten belegte, mit Schutzgittern und goldenen Spitzen zur Abwehr der Vögel besetzte Terrasse.

Von all dieser Pracht ist nichts mehr zu sehen. Hier hat buchstäblich sich die Weissagung erfüllt: kein Stein ist auf dem andern geblieben. Etiam ruinae periere — selbst die Ruinen sind zu Grunde gegangen. Nur in der Phantasie können wir über diesem Boden den wunderbaren Tempel wiedererstehen lassen, und wir können nachempfinden das Entzücken und Staunen, mit welchem die Blicke der Israeliten und der Fremden auf ihm ruhten. Kein Zweifel, er war ein architektonisches

Meisterwerk, großartig und bedeutend nicht bloß wegen der grandiosen Baumassen, wegen des edlen Steinmaterials, wegen des überreichen Schmuckes, sondern mit dem Adel wahrer Kunst und geistiger Größe gestempelt. Er war der monumentale Ausdruck einer großen Idee, ein steinernes Abbild der Institution des Alten Bundes, mit künstlerischer Kraft gestaltet, organisch dem aus des Landes Mitte aufragenden heiligen Berge eingefügt und angegliedert.

Es könnte uns wundern, daß ein Herodes, dessen Charakter und Religion ein widerliches Amalgam von Judentum und Heidentum war, der außer dem heiligen Gottestempel heidnische Götzentempel baute, im stande war, ein solches Heiligtum zu bauen. Aber der Tempel war nicht sein Werk, wenigstens das nicht, was am Tempel wahrhaft groß war. Dieser letzte Tempelbau zehrte noch von der Größe des ersten, des salomonischen, an welchem er in allweg orientiert war; er ruhte gleich diesem auf dem granitnen Fundament der ewigen architektonischen Urgesetze von Zahl und Maß. Nicht Herodes hat diesen Tempel gebaut, auch nicht die griechisch-römische Kunst, welche das herodianische Theater und Amphitheater und den königlichen Palast baute. Der Tempel ist die letzte große That des Alten Bundes, ein Werk, geschaffen mit Aufgebot der letzten Volkskraft Israels, der letzten Kraft seines Priestertums; 10000 der geschicktesten Arbeiter des Volkes und 1000 Priester waren die ausführenden Organe. Noch einmal vor seinem Ende rafft der Alte Bund seine ganze Glaubenskraft und seine messianische Hoffnung zusammen und schafft einen Tempel, würdig, den Messias zu begrüßen und aufzunehmen —, einen Tempel, der bald sein Grabmonument werden soll. Denn das Heiligtum des Neuen Bundes konnte derselbe unmöglich werden; er war zu sehr Bau des Alten Bundes; es war zu viel Eitelkeit, Selbstgerechtigkeit und sittliches Verderbnis mit hineinverbaut worden; es hatten von Anfang an sich alle Unarten und Unordnungen des gesunkenen Israel in seinen Räumen eingenistet. Der Tempel Gottes war zur Hälfte Jahrmarkt geworden, der Gottesdienst Handelsgeschäft, das Haus des Gebetes Räuberhöhle. Nicht um Gott die Ehre zu geben und Opfer zu bringen, kamen viele hierher, sondern um dem Betrug und Wucher zu frönen, andere zu brandschatzen, Schulstreitigkeiten auszufechten, um für die Partei zu werben, um Politik zu treiben.

Siehst du, wie Er dort die Treppen der Huldapforte heraufkommt und den Vorhof durchschreitet? Mit Flammenblick mustert er das Marktgetriebe an heiliger Stätte. Heiliger Zorn erfaßt ihn angesichts dieses Handelns und Feilschens, dieses Schacherns und Lärmens. Da greift er zur Geißel und peitscht die Schänder des Heiligtums hinaus und stößt die Wechseltische um und reinigt das Haus seines Vaters. Oft-

mals kommt er hierher. Er lehrt in der Halle Salomons und setzt sich nieder im Vorhof der Frauen und erklärt die zwei Scherflein, welche die arme Witwe dort in den Opferkasten wirft, für wertvoller als die großen Opfergaben der Reichen. Hier im Tempel begnadigt er die Ehebrecherin und beschämt er ihre Ankläger. Am Laubhüttenfeste, als der Priester in goldenem Kruge Wasser aus der Quelle Siloe holte und unter Trompetenklang und Gesang es mit Wein vermischt in die silberne Opferschale goß, da rief er mit lauter Stimme: „Wen dürstet, der komme zu mir und trinke." Hier ruft er das Wehe über die Pharisäer, welche den Tempel geschändet, und er prophezeit: „Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden." Und da seine Jünger staunend rufen: „Siehe, welche Steine und welcher Bau!" da antwortete er ernst: „Siehst du diesen großen Bau? Nicht ein Stein wird auf dem Stein gelassen werden." Er liebte den Tempel, das Haus seines Vaters. Hier hatte er als kleines Kind seinen Opferberuf feierlich übernommen. Wenn er als Knabe zum Osterfest hierher wallte, empfand sein Herz die echt israelitische Freude, welche in den Worten sich ausspricht: „Ich freute mich, da man mir sagte: Ins Haus des Herrn gehen wir" (Ps. 121, 1). Er liebte den Tempel, dessen Opfer fort und fort ihn gemahnten an sein großes Opfer; denn sie waren ja nichts anderes als auf ihn ausgestellte Wechsel, die er einlösen sollte; das Opferblut, das hier floß, machte sein Herzblut wallen und schien es aus den Adern locken zu wollen. Er liebte den Tempel, die vornehmste Stätte seiner Offenbarungen, wo er schon als zwölfjähriger Knabe einen Strahl göttlicher Weisheit hatte aufleuchten lassen. Er liebte ihn, aber er konnte ihn nicht retten; der Fluch der Entweihung nagte an seinen Mauern, der Fluch des gräßlichen Rufes: „Kreuzige ihn! sein Blut über uns!" Er liebte den Tempel, und der Tempel liebte ihn: er zerriß sein Gewand, als der Herr drüben auf Golgatha den Geist aufgab; dann lebte er noch von der Gnade des Herrn 40 Jahre, um nach Ablauf dieser Gnadenfrist unterzugehen mit seinem Volk und mit dem Alten Bund.

Am 5. August 588 v. Chr. wurde der erste Tempel durch die Babylonier zerstört; am 5. August 70 n. Chr. wurde der herodianische trotz strengster Befehle des Titus ein Raub der Flammen. Zoll für Zoll mußten die Römer die Stadt erobern. Die Wut der Belagernden und die Verzweiflung der Belagerten hatten allmählich den Siedepunkt erreicht. Das letzte feste Bollwerk, das noch zu nehmen war, war der Tempelberg. Auch er mußte noch Mauer um Mauer, Vorhof um Vorhof erstürmt werden. Endlich langen die Eroberer beim Tempelgebäude selber an. Wie von höherem Antrieb erfaßt, sagt Flavius Josephus (Jüdischer Krieg 6, 4, 5), schleuderte ein römischer Soldat die Brand-

fackel durch eines der Oberfenster ins Innere; Rauch qualmt hervor aus allen Öffnungen, Flammen umhüllen den ganzen Bau. Durch Rauch und Flammen blitzt das Römerschwert, welches die Flüchtlinge und Priester, die hier sich sicher geglaubt hatten und nun sich herausstürzten, erbarmungslos niedermetzelt und über der Brandopferstätte einen Berg von Leichnamen aufhäuft, so daß mit den Wogen des Feuers sich Blutströme vom Tempel aus über den ganzen Platz hinwälzen und schließlich der ganze Tempelberg im Feuer glüht und von Blut trieft. Da dringt von dieser grauenhaften Brandopferstätte laut gellend der Todesschrei des Volkes Israel zum Himmel und er bricht sich wimmernd an den umliegenden Höhen.

Grauenvolle Erinnerungen, die heute noch jedes Herz erschüttern, die unauslöschlich diesem Berg eingegraben bleiben! Die Stätte des Gottesfriedens ist durch Jahrhunderte hindurch eine bluttrunkene Walstatt der Weltgeschichte. Heidentum, Christentum, Islam streiten sich um sie. Unter Hadrian usurpiert sie der Jupiter Capitolinus, der durch Konstantin wieder vertrieben wird. Julian der Abtrünnige weckt neue Hoffnungen in den Herzen der Juden, die bis dahin nur einmal im Jahre den heiligen Fels, auf welchem der Brandopferaltar gestanden, mit ihren Thränen hatten netzen und mit Öl hatten salben dürfen; er ruft sie zum Tempelbau herbei, aber der Berg weigert sich, einen neuen Judentempel zu tragen; er schüttelt sich voll Ingrimm, und da noch der Versuch nicht eingestellt wird, öffnet er seinen Schoß und jagt mit Flammenpeitschen, die er von jenem großen Brandtage her in seinem Innern aufbehalten zu haben schien, die ganze Bande in die Flucht.

Kaiser Justinian läßt am südlichen Ende durch den Architekten Georgios aus Konstantinopel 531—534 eine Marienkirche bauen, Kirche der Theotokos (Gottesgebärerin) oder Maria nova genannt, welche Prokop uns beschrieben hat (De aedificiis Iustiniani 5, 6). Sie wurde durch Chosroes zerstört. Man nahm an, daß sie der Hauptsache nach oder wenigstens teilweise noch erhalten sei in der heutigen Aksa-Moschee. Aber mit Unrecht. Die Theotokoskirche stand nicht an der Stelle der Aksa, sondern unmittelbar über den „Ställen Salomons“. Die Aksa-Moschee ist ein ursprünglich arabischer Bau, der auf den Kalifen Omar zurückgeht, aber seine heutige Gestalt durch Restaurationen, Umbauten, Vergrößerungen der verschiedensten Zeiten erhielt. Ein gewaltiger siebenschiffiger Innenraum; die mittlern drei Schiffe noch von der alten Anlage, die äußern vier Schiffe, Querhaus und Kuppel spätern Ursprungs, wohl erst aus dem 12. Jahrhundert, die Eingangshalle aus dem 13. Jahrhundert, die mittlern drei Thore aber noch vom justinianischen Bau. Über den von Säule zu Säule laufenden Balkendurchzügen

erheben sich jetzt im Mittelschiff unschöne Galerien mit gedrückten und geschweiften Spitzbogen. Neben der Marienkirche stand zur Kreuzfahrerzeit der königliche Palast, zugleich die Wiege und das Mutterkloster des Templerordens. Der eigentliche Tempel des letztern aber war die Kubbet-es-Sachra, die Felsenkuppel, deren Silhouette das Symbol und Siegelbild des Ordens wurde und deren Anlage das Baumodell abgab für die Templerkirchen in Deutschland, England, Frankreich (Fig. 53).

Zu dieser wenden wir uns nun. Beinahe in der Mitte des Riesenplatzes stehend, erhebt sie stolz ihr Haupt und beherrscht und verschönt das ganze Stadtbild. Nie werde ich den Eindruck dieses Baues auf das durch die alten Erinnerungen bedrückte Gemüt vergessen. Er war so stark, daß er wirklich momentan die Schrecken dieser Ortes vergessen machte. Man steht nicht an, ihn wegen seiner zugleich imposanten und eleganten Anlage, wegen seines durchaus einheitlichen Charakters, wegen des vollendeten Wohlklanges seiner Verhältnisse und seines herrlichen Linienspiels zu den schönsten Werken der Architektur aller Zeiten zu zählen. Seinen Kern bildet ein Rundbau, der auf 12 Säulen und 4 Pfeilern und runden Arkadenbogen einen mächtigen Tambour mit Oberlichtern und eine Kuppel trägt, mit der er sich 30 m hoch in die Lüfte schwingt. Um diesen runden Kern schließt sich ein halb so hohes Oktogon, 2 Schiffe oder Umgänge, von 8 Pfeilern und 16 Säulen geschieden, welche untereinander durch reichverzierte Balkendurchzüge und runde Arkadenbogen in Verbindung gesetzt sind. Das Innere durchklingt dieselbe Harmonie der Verhältnisse; dazu aber ist über alle Wände ausgegossen eine unbeschreibliche feenhafte Pracht musivischer Dekoration, ein blendender Reichtum von Arabesken, Pflanzen- und Linienornamenten, von buntem Fayenceschmuck an den untern Wandteilen, von vielfarbigem Glasschmuck in den durchbrochenen Fensterplatten. Hier übertrifft die Dekorationskunst des Islam sich selbst, und man wird überhaupt diesen Bau als das Meisterwerk der ganzen Kunst des Islam bezeichnen können.

Ob er aber ein Werk des Islam ist? Bisher nahm man dies unbedingt an. Daß zwar Omar nicht ihr Erbauer ist und sie also den Namen Omar-Moschee mit Unrecht trägt, ist sicher. Aber den Inschriften und einer Reihe von alten Nachrichten zufolge wurden als die Erbauer des Felsendomes der Kalif Abd-el-Melik (685—705) und sein Sohn Walid angesehen. In neuerer Zeit wollten Sepp und Schick den Bau dem Kaiser Justinian zuteilen und in demselben die Sophienkirche erkennen, welche alte Nachrichten erwähnen. Mit dieser identifizierte Sepp auch die justinianische Theotokoskirche. Schick verficht sogar die Ansicht, daß der innere Säulenbau um den heiligen Fels noch von dem von

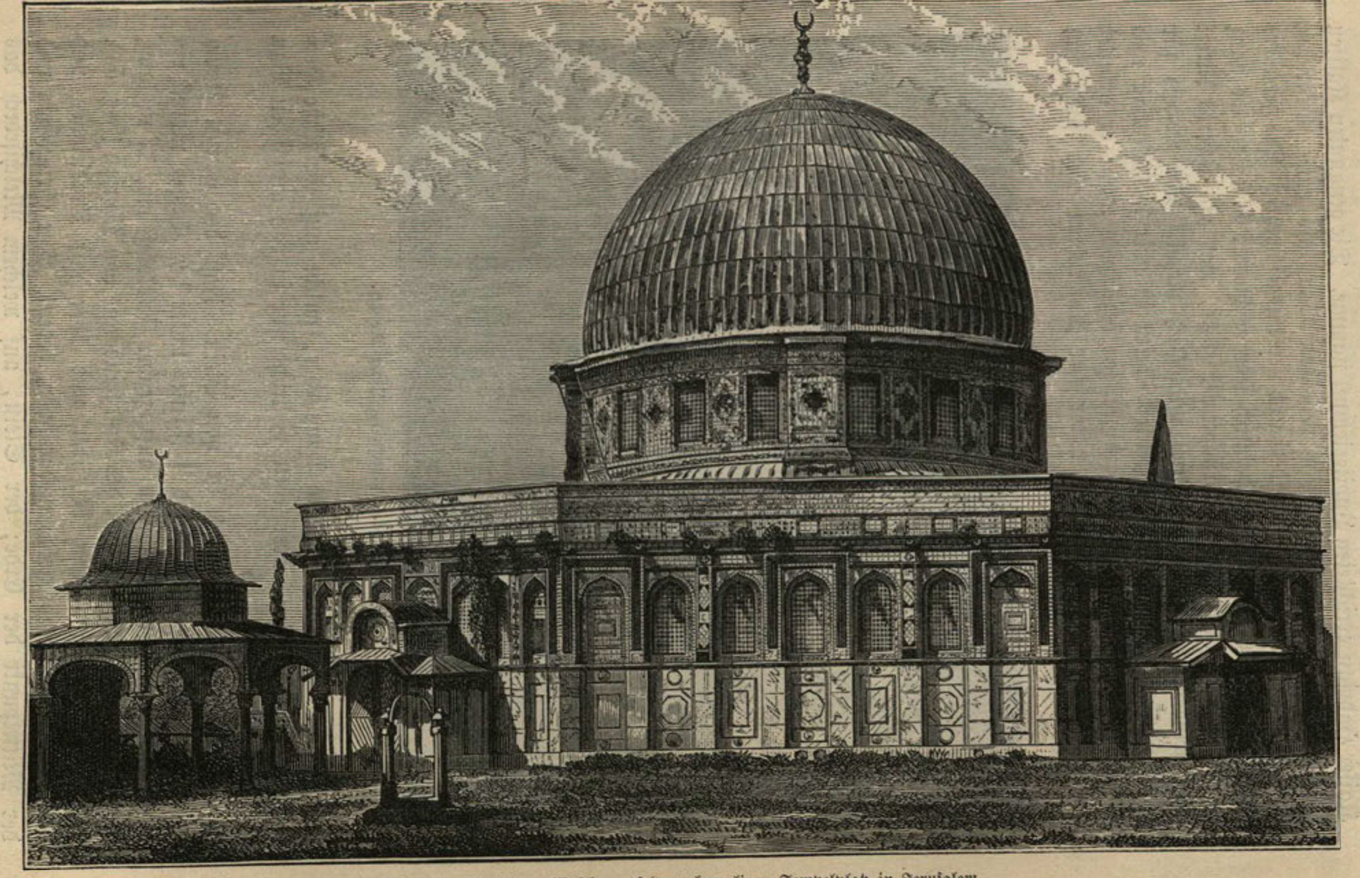


Fig. 53. Die Omar-Moschee auf dem ehemaligen Tempelplatz in Jerusalem.

Kaiser Hadrian errichteten Jupitertempel stamme. Die genannten Kalifen hätten dann lediglich den schon stehenden Bau aus einer christlichen Kirche in eine Moschee verwandelt und neu ausgeschmückt. Die genauere Untersuchung des Baues ist dadurch sehr erschwert, daß derselbe ganz in der Hülle einer spätern Ornamentik steckt, was ein sicheres Urteil über seine ursprüngliche Struktur unmöglich macht. Der Beweis für die von Sepp und Schick aufgestellten Thesen ist aber so lückenhaft und ungenügend, daß man ihn als mißlungen bezeichnen muß; er arbeitet mit starken Vergewaltigungen historischer Nachrichten und stützt sich

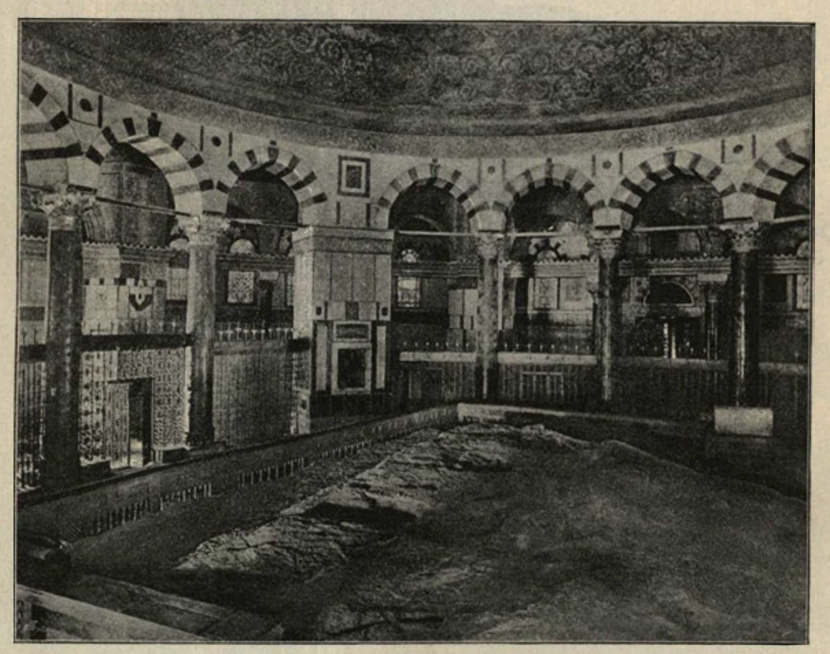


Fig. 54. Inneres der Omar-Moschee.

zu vertrauensvoll auf einzelne Bauglieder, welche auf christliche Herkunft deuten könnten, aber eben vielleicht nur in den arabischen Bau eingefügt wurden.

Das Herz dieses Baues ist von Stein. Fast den ganzen Raum innerhalb der 12 Säulen und 4 Pfeiler unter der Kuppel nimmt ein ungeschlacht aus dem Fußboden aufragender Felskoloß ein, 17 m lang, 13 m breit, der höchste Gipfel des Kalksteinberges von Moriah (Fig. 54). Dieser denkwürdige Stein ist über und über mit Traditionen und Sagen, jüdischen und mohammedanischen, bedeckt. Der Grundstein und der Mittelpunkt der Erde; der Stein, auf welchem Melchisedech das

Speiseopfer darbrachte; der Stein, auf dem Isaak geopfert werden sollte; der Stein, auf welchem die Bundeslade stand; der Stein, der Mohammed begrüßte, als er hier betete, und daher jetzt noch mit einer Zunge begabt ist; der ihm in den Himmel folgen wollte, aber, von Engelshand zurückgehalten, auf der Erde bleiben mußte und seitdem heute noch in der Luft schwebt — mit diesen und ähnlichen Titeln und wunderbaren Angaben wird der Fels uns vorgestellt. Historisch wahrscheinlich ist nur, daß über diesem Felsen einst der große Brandopferaltar des Tempels stand, und daß die unter ihm gähnende große Höhle, zu der man auf elf Stufen hinabsteigt, einst das Opferblut auffing und durch einen Abzugskanal in den Kidron leitete. Als die Kreuzfahrer die Moschee in eine Kirche verwandelten, überkleideten sie den Felsen mit Marmor und umschlossen ihn mit dem heute noch erhaltenen Eisengitter und gaben hier dem Altar seinen Standort. In der Höhle unter dem Felsen sieht man, daß derselbe sehr satt und solid auf dem Bergscheitel aufliegt, was aber den Muselmann im Glauben an sein Schweben nicht beirren kann.

Außer diesen zwei Hauptbauten sind noch mancherlei hübsche kleine arabische Bauten über die große Fläche hin verstreut. Besonders hübsch ist die Kubbet-es-Silseleh, der Kettendom, ein seltsam irreguläres Polygon, eine offene Halle mit elf Säulen um einen sechseckigen Kern mit sechs Säulen geführt, und die Kubbet-el-Mirâdsch, die Himmelfahrtskuppel, 1200 gebaut zur Erinnerung an Mohammeds Himmelfahrt, ein ganz gotisch gedachtes, geschlossenes Oktogon mit kantonierten Säulen und gotischen Blendbogen. Wer hat aber noch Lust, nachdem er die großen Erinnerungen dieser Stätte durchgekostet, sich lange bei solchen Kleinigkeiten arabischer Baukunst oder gar bei den Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten arabischer Legenden aufzuhalten?

Passionsfeier.

Freitag, 8. April.

In der Nacht geht ein starkes Gewitter nieder. Furchtbare Blitze kreuzen sich und lassen ihre Flammenlohen zusammenschlagen; die Donner brüllen, als wollten sie die heilige Stadt an die entsetzlichsten Tage ihrer Geschichte mahnen. Am Morgen statt der erfrischenden Kühle die Luft voll drückender Schwüle, voll heißen Qualms.

Beklommenen Herzens treten wir den schwersten Gang durch Jerusalem an. Nimm allen Glauben, alle Liebe, allen Schmerz und alles Mitleid zusammen, dessen dein Herz fähig ist, und folge. Ich führe dich den Weg, der unter all den vielen Wegen der Trübsal auf dieser

Erde der wehereichste ist, mit Thränen und Blut betaut wie kein anderer; der unter den vielen Heilsstraßen, welche die göttliche Vorsehung über den verfluchten Boden dieser Erde hin anlegte, die eigentliche Straße des Heils ist; welcher unter allen begangenen Erdenwegen der besuchteste ist, auf welchem ohne Unterbrechung eine Prozession von Millionen dem einen Kreuzträger nachwandelt, der vor 19 Jahrhunderten erstmals diesen Weg gegangen.

Komm mit nach Sion. Da ist der Anfangs- und Ausgangspunkt dieses Weges. Durch das heutige Sionsthor gelangen wir auf ein ödes, wüstenartiges, nur wenig bebautes Bergplateau, das einst noch einbezogen war in die Mauern der Stadt, heute außerhalb derselben liegt. Hier dehnen sich die christlichen Friedhöfe aus. Unweit derselben und unweit des Thores steht einsam noch ein Häuserquartier, ein mächtiges, regelloses Konglomerat von Mauern, Bauten, Kuppeln, überragt von einem Minaretturm (Fig. 55). Ein hohes, halbvermauertes Bogenthor führt in einen Innenhof. Hier steigen wir auf einer Freitreppe zu einem größern zweischiffigen Saal empor, 14 m breit, 9 m lang. Zwei Säulen mit doppeltem Blätterkranz am Kapitäl tragen mit Hilfe von Wanddiensten ein gotisches Gewölbe. Darunter ein gleichfalls gewölbter Saal und mehrere Nebengemächer. Der Obersaal ist, wie die Gebetsnische zeigt, eine mohammedanische Moschee. In der Südostecke desselben führt eine Treppe in einen kleinern Raum mit einem stoffbehangenen, sarkophagartigen Kenotaph.

Was ist hier? „En-Nebi-Dâûd", antwortet der Mohammedaner. Das Kenotaph soll das Grab Davids vorstellen und ist eine Nachbildung des unten in verschlossenem Gewölbe geborgenen, angeblich echten Davidsgrabes. Nur wenigen Christen ward es verstattet, in diesen Raum einen Blick zu werfen. Sie berichten, daß sie in einem reichverzierten, mit Fayenceplättchen ausgelegten Gemach einen Marmorsarkophag gefunden haben, überhangen von mehreren kostbaren Teppichen, überspannt von samtenem Baldachin. Ist hier Davids Grab? Der Sarkophag ist keinesfalls echt, weil dem altjüdischen Bestattungsgebrauch zuwider. Petrus in seiner Pfingstrede (Apg. 2, 29) und Josephus (Jüd. Krieg 1, 2, 5) bezeugen das Grab Davids in Jerusalem; die folgenden Jahrhunderte verlegen es nach Bethlehem, wo auch Hieronymus und der Pilger von Bordeaux (333) dasselbe anmerkt. Seit 1099 betrachtete man es als ein Annex der Sionskirche. Vielleicht würde eine genaue Untersuchung der Unterbauten einige Klarheit in die ungelöste Frage bringen; aber hierzu würden die Mohammedaner nie ihre Erlaubnis geben.

Was ist hier? Die christliche Antwort lautet anders: Der Saal des letzten Abendmahls. Können wir ihr vertrauen?

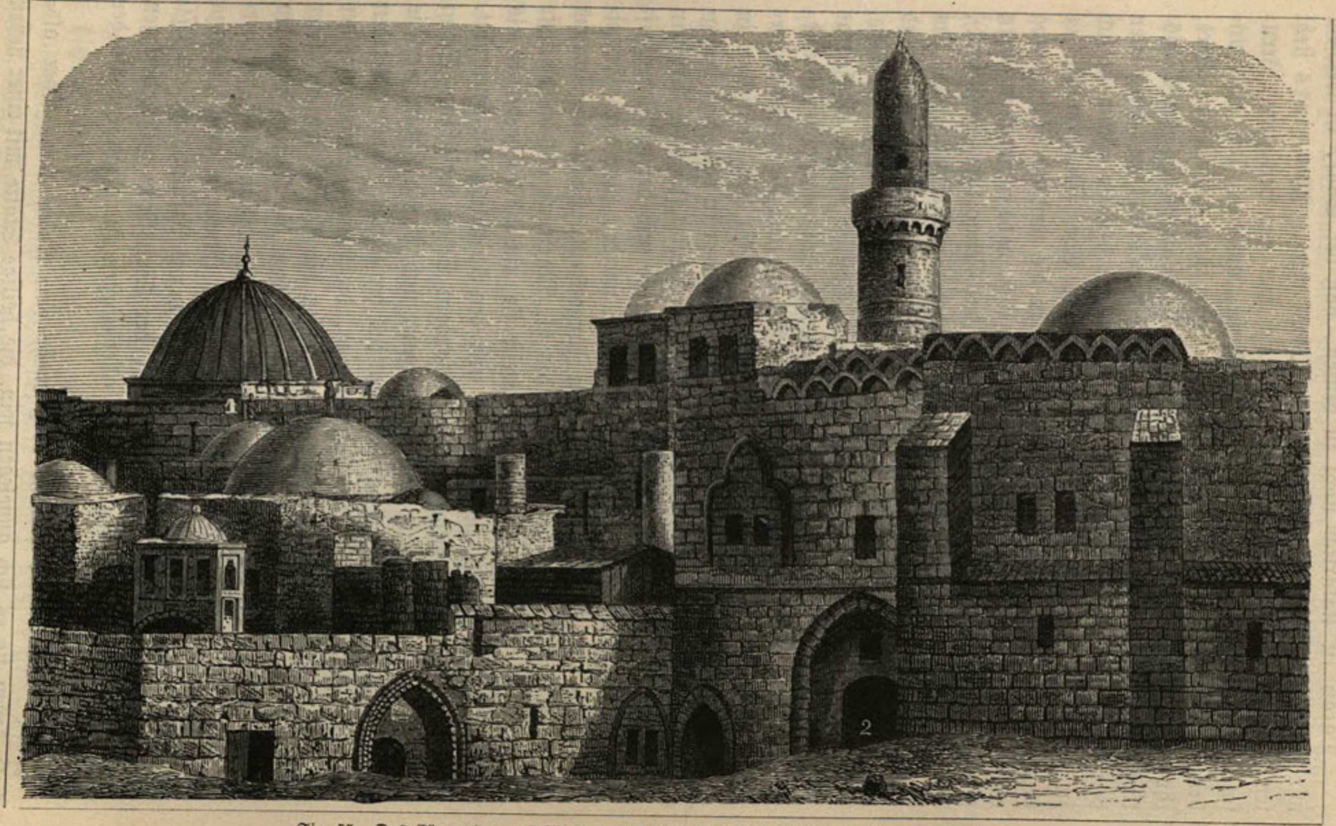


Fig. 55. Das Cönaculum auf Sion. (1 Abendmahlssaal, im Osten. 2 Eingang von Norden.)

Daran ist natürlich nicht zu denken, daß der Saal, in welchem wir stehen, der ursprüngliche Abendmahlssaal wäre. Aber eines steht fest: von den ältesten Zeiten an befand sich hier ein Heiligtum, Jerusalems und der Welt Ur- und Mutterkirche, anfangs klein und unbedeutend, später eine größere Basilika. Sie führt verschiedene Titel; ihr erster Name ist Apostelkirche, dann heißt sie Marienkirche oder Sionskirche oder auch kurz die heilige Sion. Sie beansprucht zu allen Zeiten den Ruhm, die Stätte des letzten Abendmahls zu bezeichnen und in sich zu schließen. Epiphanius weiß uns 390 n. Chr. (De pondere et mensura c. 14) zu berichten: Als Hadrian in die zerstörte Stadt einzog und sie als Aelia Capitolina wiedererstehen ließ, habe er im allgemeinen Ruin eine kleine Kirche erhalten gefunden, das Cönaculum (Speisesaal), zu welchem die Apostel nach der Himmelfahrt zurückgekehrt seien. Im 4. Jahrhundert, in der konstantinischen Periode, welche Jerusalem und das heilige Land mit so vielen kirchlichen Monumentalbauten schmückte, wurde auch die kleine Sionskirche durch eine Basilika ersetzt. Diese war aber abweichend von allen andern Bauten und entsprechend der Grundanlage ihrer Vorgängerin eine Doppelkirche, in zwei Geschossen Unterkirche und Oberkirche bergend, worauf der hl. Cyrill von Jerusalem in seinen Katechesen (16, 4) hinweist. Letzterer verlegt in das obere Heiligtum bereits auch die Herabkunft des Heiligen Geistes, und die Pilgerin Silvia, welche ca. 380 das heilige Land bereiste und deren Pilgerschrift 1887 erstmals gefunden und herausgegeben wurde, fügt dazu Erscheinungen des auferstandenen Heilands im Jüngerkreis. Sulpicius Severus rühmt sie um 400 in seinem Leben des hl. Martinus als die heiligste Mutter aller Kirchen, und ebenso preist sie um 530 Theodosius als Mutterkirche der Welt, von Christus und den Aposteln selbst gegründet. Vornehme Reliquien bildeten einen besondern Schatz derselben. Schon der Pilger von Bordeaux und Hieronymus und Paula finden hier die Geißelungssäule, eingefügt in den Portikus der Kirche. Später wurden hier den Pilgern gezeigt die Dornenkrone, die Lanze, Steine von der Steinigung des Stephanus, der Kelch, dessen die Apostel sich bei Feier der Eucharistie bedienten, das Horn, aus welchem die Könige im Alten Bunde gesalbt wurden, ja von einer kecken Tradition selbst der verworfene, vom Herrn hier eingesetzte Eckstein (Antonin von Piacenza ca. 570). Der Patriarch Sophronius (637), wie Arkulph, der ca. 670 in Palästina war und einen Grundriß der Sionskirche giebt, verlegen erstmals hierher auch den Tod der allerseligsten Jungfrau; ebenso der Mönch Bernhard 865.

Die Kreuzfahrer fanden bloß mehr eine Ruine vor. Aber alsbald lassen sie es sich angelegen sein, die heilige Stätte mit einer neuen

Kirche zu überbauen, und auch sie behalten die zweigeschossige Anlage bei. Die Unterkirche war nach den Berichten dreischiffig mit drei Apsiden; Altäre fixierten lokal die Erinnerung an den Tod Mariä, an die Erscheinungen des Auferstandenen und an die Fußwaschung; die Oberkirche, ebenfalls mit drei Apsiden und einer Centralkuppel, erscheint als die Stätte des Abendmahls und der Geistsendung. Auch diese später mit entsprechenden Fresken geschmückte und mit einem Augustiner-Chorherrenkloster verbundene Kirche wurde im Laufe des 13. Jahrhunderts zerstört. Im 14. Jahrhundert kommen die Franziskaner in den Besitz der heiligen Stätte und bauen Kirche, Kloster und Hospital, werden aber 1542—1551 Schritt für Schritt mit Gewalt durch die Mohammedaner aus ihrem Besitz verdrängt; ein Derwischkloster siedelte sich hier an, und lange war den Christen das Betreten des Baues streng verboten. Von dem Kirchenbau der Franziskaner aus dem 14. Jahrhundert, der ebenfalls aus Unter- und Oberkirche bestand, stammen die beiden jetzt noch erhaltenen gewölbten Räume. Sind dieselben somit auch nicht sehr alt, so besteht doch dafür alle Gewähr, daß sie genau die Stelle der ältesten Bauten einnehmen, und wohl mancher Stein mag aus den Trümmern der frühern Bauten in diese Mauern eingefügt worden sein.

Erregt es aber nicht Bedenken, daß so Verschiedenes in diesem *einen* Raum lokalisiert wird? Wie die Pilger der spätern Zeiten diese Lokalisierung innerhalb der beiden Räume vornahmen, ist ohne Bedeutung; sie richten sich lediglich nach den Altären, welche die einzelnen Thatsachen zu Titeln hatten und deren Standort wechselte. Aber die Frage ist, ob wir überhaupt Fußwaschung, Abendmahl, Erscheinungen des Auferstandenen, Geistessendung und Tod der heiligen Jungfrau an einem und demselben Schauplatz vereinigt denken können. Was die letztangeführte Thatsache anlangt, so ist allerdings die für sie eintretende Tradition nicht sehr alt (Anfang des 7. Jahrhunderts). Bezüglich der übrigen kann nur so viel gesagt werden: ihre räumliche Zusammenrückung leidet an keiner innern Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit. Die Annahme hat nichts gegen sich, vieles für sich, daß die Apostel nach jener schrecklichen Nacht, die ihnen den Mittelpunkt raubte und sie in wilder Flucht zerstreute, sich in eben dem Jüngerhause wieder gesammelt haben, in welchem sie zum letztenmal um den Heiland geschart waren, daß das ihr Versammlungsort für die nächste Zeit blieb, daß sie hier durch die Erscheinungen des Auferstandenen gelabt wurden, daß sie hierher nach der Himmelfahrt zurückkehrten, und daß sie hier auch die Geistestaufe empfingen. Die doppelte Weihe, welche dieses Haus erhalten durch Einsetzung des eucharistischen Geheimnisses und durch die

Feuertaufe des Geistes, mußte dasselbe in den Augen der ersten Christen als Heiligtum des Neuen Bundes erscheinen lassen; auch zur Zeit, wo sie die Verbindung mit dem Tempel noch aufrecht erhielten und zum öffentlichen Gottesdienst sich in der Halle Salomons vereinigten (Apg. 5, 12), hatten sie hier ihr privates christliches Oratorium, besonders für die Feier der Eucharistie und der Agapen, welche sie im Tempel ja nicht begehen konnten. So ward dieses Haus der Mittelpunkt der Gemeinde von Jerusalem; hier war wohl auch das Standquartier der Apostel, der Ort des Apostelconcils, Sitz und Kathedrale des Jakobus, des ersten Bischofs von Jerusalem. Denkbar ist es an sich, wiewohl nicht beweisbar, daß auch die Mutter Jesu nach dem Weggange des hl. Johannes hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen und ihre Tage beschlossen habe.

Nach all dem Gesagten können wir daran mit gutem historischen Gewissen festhalten: Hier war das Haus, in welchem der Herr Abendmahl hielt; hier ist der Ausgangspunkt der Passion; hier stand die erste und älteste Kirche der Welt, in der That die Mutter all der Millionen Kirchen des Erdkreises. Die freudige Gewißheit wird zum stechenden Schmerz angesichts der heutigen Profanierung dieser heiligen Stätte. Wo die Wiege der christlichen Kirche stand, steht nun ein Tempel des Unglaubens; wo wir Christen die Stätte verehren, an welcher der Herr seiner Kirche das Brot des Lebens schenkte, da hüten nun die Mohammedaner ein wahrscheinlich leeres und unechtes Grab; an dem hochheiligen Orte der Einsetzung des eucharistischen Geheimnisses wird dem Sohne Davids die eucharistische Gegenwart versagt unter dem Vorwand, daß hier die Gebeine des Vaters David ruhen. Alle, auch die opferbereitesten Versuche, das Heiligtum wieder in christliche Hände zu bringen, sind bis jetzt erfolglos geblieben. Den Eintritt in unser eigenstes Eigentum, unser wegen der sich daran knüpfenden heiligen Erinnerungen, unser durch Kauf und verbriefte Verträge, müssen wir uns mit Geld erkaufen, und argwöhnische und mürrische Wächter erlauben uns nur raschen Schrittes durch diese Räume hindurchzuschreiten. Still betend und innerlich seufzend durchwandeln wir sie, und draußen auf dem einsamen Sionshügel setzen wir uns auf einen Stein und begehen das Andenken an die großen Ereignisse, deren Erinnerung an dieser Stätte haftet.

Mit dem Hochzeitsmahl zu Kana beginnt der Herr seine öffentliche Wirksamkeit, mit dem Mahl im Cönaculum beschließt er sie, mit dem Mahl der ewigen Seligkeit krönt und vollendet er sie. Hier hat der Herr das Ostermahl des Alten Bundes gefeiert und den Schlußstein in die Liturgie desselben eingefügt, hier die Liturgie des Neuen Bundes eingesetzt. An jenem Abend schon trat er ein in den geweihten Kreis, in den Blutbann seiner Passion. Er anticipierte das blutige Kreuzes-

opfer, das den Blutstrom der alttestamentlichen Opfer versiegen macht. Mit jenen allereinfachsten Mitteln und Formen, deren sich die göttliche Wunderökonomie gerade da bedient, wo sie sich anschickt, daß Größte zu vollbringen, wurde hier jenes Sakrament eingesetzt, welches dem Heiland beim Scheiden das Bleiben ermöglichte, welches seine gottmenschliche Gegenwart vervielfältigt und zum Gemeingut der ganzen Welt macht, welches sein Erlösungsopfer auf Erden in Permanenz setzt und zugleich in genießbares Opfermahl umsetzt. Wer kann sie zu Ende denken, diese Gedanken? Und wem wallt nicht das Herz in seligen Erinnerungen an den demütigen Akt der Fußwaschung, der jene Abendfeier einleitete, an die Reden, welche sie begleiteten und beschlossen? Dort wurden sie gesprochen, die Abschiedsreden mit ihrem unerschöpflichen Trostgehalt. Dort sprach er das hohepriesterliche Gebet, die Präfation der blutigen Opferliturgie, das Opfergebet, das Sterbegebet. . . .

*

„Nachdem Jesus dies gesprochen hatte, ging er mit seinen Jüngern über den Kidronbach, wo ein Garten war" (Joh. 18, 1). Schließen wir uns an. Ein ziemlich nahe an der heutigen Stadtmauer sich haltender Feldweg führt uns jetzt hinüber in das Kidronthal, auch Thal Josaphat, heutzutage wegen der Grabkirche Mariens „Thal der Frau Maria" (Wadi Sitti Marjam) genannt. Auf der untern Brücke setzen wir über die wasserlose Schlucht des Kidron. Ölbäume hüllen die Thalsohle und den Fuß des Ölbergs heute noch in ihr melancholisch mattes Grün. Der Boden ist rauh und steinig. Eine breite Straße durchschneidet das Thal und führt gen Bethanien. Nur wenig ragt am Ende des Thaleinschnitts das alte Gemäuer der Grabkirche Mariens aus dem Boden hervor. Links davon bemerken wir mehrere von Mauern umschlossene Gärten. Die Abgrenzung und Ummauerung derselben ist aber neuern Datums, und wir müssen uns sie wegdenken, um ein klares topographisches Bild vom Schauplatz der Vorgänge in jener geheimnisvollen Nacht zu erhalten.

Nahe der untern Brücke und nahe dem Absalomsgrab nahm einst das Landgut Gethsemane seinen Anfang, wie der Name (Gethsemane = Ölkelter) zeigt, ein hauptsächlich mit Ölbäumen bepflanztes und mit einer Ölkelter ausgestattetes, ummauertes Grundstück im Besitz eines Jüngers Jesu, daher dem Herrn jederzeit zugänglich. Er liebte diesen stillen Ort, der vom Lärm der von Ostergästen überfüllten Stadt nicht erreicht wurde; oftmals kam er hierher und er hatte auch an den letzten Tagen hier übernachtet. Zwischen der Kidronbrücke und dem heutigen, mauerumschlossenen und schön angepflanzten Garten der Franziskaner müssen

wir uns die Stätte denken, wo der Herr die acht Jünger zurückließ. Der genannte Ölgarten ist jetzt durch eine Straße auf den Ölberg geschieden von einem andern Gartenstück, das eine Höhle umschließt. Aber zweifellos wurde diese Straße erst später angelegt und dehnte das ursprüngliche Gethsemane sich über dieses ganze Gebiet aus mit Einschluß der Höhle. Erst 1655 erhielt die letztere ihren Eingang von der Seite der Mariengrabkirche; früher war sie von Süden her, aus dem Ölgarten, zugänglich.

Das Bild, welches wir aus den biblischen Angaben und den alten Nachrichten[1] gewinnen, ist dieses. Am Eingang des Gartens, unweit der Kidronbrücke, befand sich wahrscheinlich ein Gebäude, kein bewohntes Landhaus, sondern etwa die Kelter mit der Ölpresse; sie bot in der kühlen Nacht den Aposteln ein Obdach. Einen kräftigen Steinwurf weit von da öffnete sich in dem am Berg ansteigenden, mit Ölbäumen besetzten Garten ein Hohlweg, der, überwölbt vielleicht von Gestein oder übersponnen von Gesträuch, nach der heute noch erhaltenen Höhle hinabführte. Am Eingang dieses bedeckten Höhlenweges wies der Herr den drei bevorzugten Jüngern seinen Platz an. Er selbst aber wählte für sich den verborgenen Raum der eigentlichen Höhle, und hier überließ er sich den Schauern des Vorleidens, bei welchem bereits Blut floß, aber nicht von roher Henkershand gefordert, sondern entpreßt durch eine Opferliebe, welche bis zur Grausamkeit gegen sich selbst geht.

Wenn wir die Höhle als die Stätte des Todeskampfes Jesu (Fig. 56) bezeichnen, so können wir uns dabei nicht auf die Heilige Schrift berufen, wohl aber auf das Zeugnis einer weit zurückgehenden Tradition. Schon im 4. Jahrhundert hatte die christliche Frömmigkeit die Stätte der Agonie mit einer Kirche besetzt. Während des ganzen ersten Jahrtausends gilt die über eine Grotte gebaute Gethsemanekirche neben der Marienkirche als Stätte der Todesangst. In der Kreuzfahrerzeit werden zwei Sanktuarien am Ölberg genannt: die Grotte, deren Kirche verfallen war und von den Kreuzfahrern nicht wieder aufgebaut wurde, wahrscheinlich weil infolge eines Klosterbaues neben der Mariengrabkirche nicht mehr genügend Raum war; sodann eine Salvatorkirche, etwa im heutigen Ölgarten der Franziskaner gelegen. Von einigen Berichterstattern aus dieser Zeit wird nun allerdings im Widerspruch mit der bisherigen Tradition die Todesangst des Herrn in die Salvatorkirche, in die Grotte dagegen der Verrat und die Gefangennehmung verlegt, offenbar deswegen, weil die liturgische Begehung des Geheimnisses der Todesangst zu jener Zeit in der geräumigen Kirche, nicht in der engen Grotte stattfand. Aber sofort

[1] Siehe Theol. Quartalschrift 1893, S. 430 ff.

von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts an tritt wieder die alte Tradition in Kraft.

Daß die Passionsberichte der Evangelien keine Grotte erwähnen, ist natürlich hier so wenig ausschlaggebend wie bei der Geburtsgrotte in Bethlehem. Besonders in den für Heidenchristen geschriebenen Evangelien begreift es sich durchaus, daß von der Höhle nichts gesagt wird. Wer mit Palästina und seinem Höhlenreichtum, der in der Nähe der heiligen Stadt besonders groß ist, nicht bekannt war, sowie mit der Gewohnheit, Höhlen auch als Wohnräume und nächtliche Unterkunftsstätten auszunützen, der hätte den Eindruck erhalten müssen, als habe der Heiland in jener Nacht ein Versteck vor seinen Feinden suchen wollen. Wenn



Fig. 56. Die Grotte der Todesangst Jesu.

die Höhle oder Grotte unzweifelhaft schon damals da war und zum Gethsemanegut gehörte, so liegt nichts näher, als anzunehmen, daß der Herr in jener Stunde sie benützt habe, und daß gerade die Scenen, welche am wenigsten fremde Zeugen ertrugen, das Niederfallen auf das Antlitz, das laute Stöhnen und Beten, die Engelserscheinung, sich in dem der Außenwelt völlig entrückten, keinem fremden Auge erreichbaren Raum der Grotte abspielten. So begreift es sich auch, wie die Jünger im stande waren, das im Evangelium Berichtete wahrzunehmen.

Wir durchschreiten den lieblichen, mit hoher Mauer eingefriedigten Garten der Franziskaner mit den noch erhaltenen sieben uralten Ölbäumen (Fig. 57), wohl den unmittelbaren Nachkommen jener, unter welchen der Herr in jener Nacht betrübt bis zum Tode hinwankte; ihren

Fuß umblühen vielfarbige Blumen: Rosen, Malven, Rosmarin, Passionsblumen und besonders die nur in Palästina vorkommenden und hier am Ölberg besonders schön gedeihenden Blutimmortellen (Gnaphaleum sanguineum), anzusehen, als wären sie aus den Blutstropfen des Herrn aufgesproßt. Dann steigen wir hinab in die Kapelle der Todesangst, ebenfalls im Besitz der Franziskaner; eine ziemlich geräumige Naturhöhle von der Form eines unregelmäßigen Fünfecks, 17 m lang, 9 m breit, etwa 3 m hoch. Das Felsengewölbe ist gestützt durch zwei rohe Naturpfeiler und drei gemauerte Pfeiler; eine kreisrunde Öffnung im Gewölbe führt das Tageslicht ins Innere.

Soweit möglich, hat unser Auge untersucht und unser Verstand geprüft und geforscht. Sie erstatten uns Bericht und bezeugen, daß die Inschrift unter dem Hauptaltar: „Hier ward sein Schweiß wie Blutstropfen, welche zur Erde rinnen“, Glauben verdiene. Dieses „hier“ dringt mit scharfer, goldener Spitze ins Herz, öffnet die Tiefen der Seele, zwingt nieder auf die Kniee. Hierher floh er mit seiner Betrübnis bis zum Tode, in den tiefen Schoß der Erde. Hier lag er auf seinem Angesicht, umhüllt vom Dunkel der Höhle, welches nur spärlich einfallende Strahlen des Mondes geisterhaft durchirrten. Diese Gewölbe vernahmen sein tiefes Seufzen, sein dreimaliges Angstgebet und gaben ihm Antwort in zitterndem, wimmerndem Wiederhall. Dieser Raum füllte sich an mit schaurigen Bildern, mit Schreckgesichten der Nacht, mit blutigen Marterscenen, mit Todesängsten, mit Greueln der Schuld und Sünde. Die Tiefen öffnen sich; Qualm der Hölle steigt auf und erfüllt die Höhle mit Stickluft der Versuchung; denn „nun ist die Macht der Finsternis“ (Luk. 22, 53). Satan, der ihn nach der Versuchung in der Wüste verlassen hatte bis zur festgesetzten Zeit (Luk. 4, 13), naht sich ihm nun zum zweitenmal; angelockt durch den Brandgeruch von Sünde und Schuld, kommt er, um zu versuchen, ob er keinen Teil habe (Joh. 14, 30) an dem, auf dem die Hand Gottes so schwer liegt, dessen Herz zermalmt wird von Wehe und von Schuld, die er auf sich nahm. Ein heller Lichtstrahl durchbricht die schaurige Nacht. Der Engel kommt und bringt dem armen Dulder des Vaters Gruß und Antwort auf sein Flehen und stärkt ihm das Herz zu weiterem Ringen. Wieder ist er allein. Stärker noch tobt der Kampf. Was funkelt im fahlen Schimmer des Mondes hier am Boden gleich roten Rubinen? Welch wundersamer Schmuck krönt seine Stirne? Blutstropfen, entquollen unter dem Druck übermenschlichen Schmerzes, vergossen durch die Opferhand der Liebe. Sie, die Hohepriesterin, hat das Opferlamm eingeweiht und das Blutopfer begonnen, das nun durch grausame Feindeshand vollendet wird. Seitdem ist diese Höhle die Zufluchtsstätte aller betrübten Herzen, das Asyl

des Herzeleids, des brennenden Schuldgefühls, der grimmen Todesnot. Eingeführt in dieses Heiligtum des Schmerzes, eingetaucht in dieses Dunkel und in dieses Blut, wird jedes Weh klein und erträglich. Hier steht es mit Blut geschrieben: Christus se tibi, tu te Christo. Christus gab sich für dich hin, gieb du dich Christus.

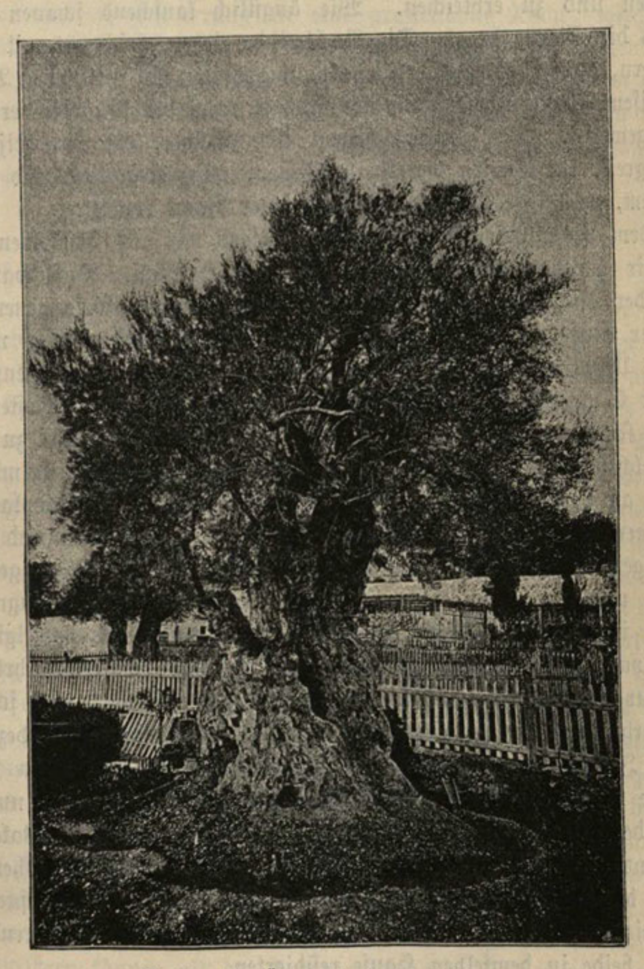


Fig. 57. Alter Ölbaum im Garten Gethsemane.

Jäh wird die Nachtruhe des einsamen Thales gestört. Schwerterklirren. Marschtritt einer bewaffneten Schar. Vom Tempel kommen sie herab mit Fackeln und Laternen und dringen in den Garten ein. Voll Entsetzen fliehen die aus dem Schlaf geschreckten Apostel ins Innere des Gartens. Aber schon tritt der Herr hoch erhobenen Hauptes ihnen und

den Häschern entgegen. Er empfängt den Todeskuß des Verrates. Ein Herrlichkeitsstrahl leuchtet auf. Das „Ich bin es" streckt die Feinde zu Boden. Aber alsbald nachdem er ihnen seine Macht kundgethan, liefert er ihrer Macht sich aus. In wilder Flucht zerstreuen sich die Apostel. Der Zug verläßt den Garten. Der Mond scheint vor Schrecken zu erstarren und zu erbleichen. Wie ängstlich lauschend schauen starren Blickes die Sterne herab. Die Nachtwinde ziehen, beschwert mit bangen Seufzern, durch das Thal. Die Ölbäume winken mit zitternden Blättern und leisem Flüstern dem ihren Abschiedsgruß zu, der so oft ihr erlauchter Gast gewesen. Noch heute scheinen ihre Söhne, die hundertjährigen Baumgreise im Garten der Franziskaner, ganz erschüttert und gebeugt von dem, was ihre Väter ihnen aus jener Nacht erzählt.

Dem bewaffneten Zuge folgend, steigen wir auf demselben Wege, den wir herabgekommen, wieder hinauf nach Sion. Dort warten in fiebernder Ungeduld Annas und Kaiphas auf den Gefangenen. In geringer Entfernung vom Cönaculum und voneinander zeigt uns die heutige Überlieferung die Stätten der Paläste der beiden Hohenpriester. In der Sackgasse Der-es-Zetuni ist ein armenisches Nonnenkloster. Das hübsche Kirchlein desselben erhebt den Anspruch, über dem Ort zu stehen, auf welchem einst des Annas Palast stand. Noch näher beim Cönaculum, an der östlichen Ecke des großen christlichen Begräbnisplatzes, ist ein armenisches Mönchskloster mit hohen, fensterlosen Mauern und kleiner, fayencegetäfelter Kirche; hier soll der Palast des Kaiphas gestanden haben, und in einem kleinen Nebengemach wird das Gefängnis des Herrn, im Hofe die Stelle der Verleugnung des Petrus gezeigt. Die Tradition für das Haus des Annas ist nur bis ins 15. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Die Stelle des Palastes des Kaiphas wird schon im 4. Jahrhundert gezeigt, war aber damals durch keine Kirche bezeichnet. Im 6. Jahrhundert berichtet Theodosius (ca. 530), daß etwa fünfzig Schritte von der heiligen Sion das Haus des Kaiphas sei, nun eine Kirche des hl. Petrus. Sicher ist, daß der hohepriesterliche Palast auf dem heutigen Sion stand; wahrscheinlich, daß er da stand, wo heute der Palast des Kaiphas gezeigt wird. Erst eine spätere Legende sucht und findet einen zweiten Palast, in welchem Annas gewohnt, während ohne Zweifel beide in demselben Hause residierten.

Wir begehen also in dem genannten armenischen Kloster die Erinnerung an das weder streng amtliche noch rein private Vorverhör und Scheinverhör, welches der Herr zu bestehen hatte vor Annas, dem Schwiegervater des Kaiphas, der die leitende Seele der damaligen Verwaltung des Hohepriesteramts und des Synedriums war; die Erinnerung an die Nachtsitzung des Synedriums, in welcher der Herr gleich groß sich

zeigte im Schweigen und im Reden, in welcher er das herrliche Bekenntnis ablegte und auf dieses Selbstzeugnis, auf das Zeugnis für die Wahrheit, nicht auf die Zeugenaussagen hin, zum Tode verurteilt wurde; die Erinnerung an die Verleugnung des Petrus und an den durchdringenden Blick des Heilandes, der in seinem Herzen Quellen der Thränen löst; die Erinnerung an eine grauenvolle Nacht, welche das heilige Gotteskind hier, den wilden Tieren preisgegeben, verlebte; die Erinnerung an die Morgensitzung des Synedriums, welche dem ganzen Rechtsverfahren einen Schein von Legalität verleihen sollte, in welcher das nächtliche Todesurteil wiederholt und über die zu seiner Ausführung notwendigen weitern Schritte beraten wurde.

*

Erheben wir uns und setzen wir unsere Wallfahrt fort. Wohin führt der Weg? Zum Prätorium des Pilatus in der Burg Antonia an der Nordwestecke des großen Tempelplatzes. Wenn wir dahin unsere Schritte lenken wollen, tritt uns die Kritik entgegen und weist uns mit großer Entschiedenheit nach links, dahin, wo in der Nähe des Jaffathores aus der heutigen Citadelle ein alter Turm aufragt, einst Phasael genannt, der einzige überlebende Zeuge, der noch zu erzählen weiß von einem grandiosen Palastbau, welchen Herodes an diesem Punkte der Oberstadt erbauen ließ und dessen märchenhafte Pracht Josephus schildert.

In gelehrten Kreisen wird es vielfach als ausgemachte Sache angesehen, daß Pilatus über jenes Osterfest in diesem herodianischen Prachtpalast residiert und Recht gesprochen habe. Dann hätte natürlich der Kreuzweg nach Golgatha einen ganz andern Lauf gehabt. Ich habe in meiner Schrift über die 14 Stationen des Kreuzweges die ganze Streitfrage eingehend behandelt und auf die Schwächen in der Beweisführung gegen die Echtheit des traditionellen Kreuzweges aufmerksam gemacht. Die aus Philo und Flavius Josephus beigebrachten Stellen beweisen durchaus nicht, daß der Landpfleger regelmäßig im großen herodianischen Palast residiert habe, eher das Gegenteil. Den Hinweis auf die Schönheit dieses Palastes, welcher dem Pilatus, zumal er auf jene Ostern mit seiner Frau nach Jerusalem kam, einen viel angenehmern Aufenthalt habe gewähren können als die Antonia, die zum Teil römische Kaserne war, entkräftet der Hinweis auf den eigentlichen Zweck, warum der Landpfleger zum Feste kam. Dieser erlaubte nicht, die Wohnung allein nach der größern Bequemlichkeit zu wählen. In jenen unruhigen Zeiten waren die Ostertage, wo Hunderttausende sich in Jerusalem zusammendrängten, sehr kritische Tage. Darum war die persönliche Anwesenheit des Landpflegers in Jerusalem erforderlich, aber auch sein Residieren in

der Antonia, inmitten der römischen Militärmacht, in unmittelbarer Nähe des Tempels, wo dieses Völkergewoge sich staute und wo am ehesten der Ausbruch eines Sturmes zu befürchten war. Auf die Überlieferung hätte man sich zu Gunsten des Prätoriums in der Oberstadt besser nie berufen. Nachweisbar weiß die Tradition des ganzen ersten Jahrtausends von einem solchen nichts. Sie weist entschieden in die Nähe des Tempelplatzes, wo schon 530 eine Kirche der heiligen Sophia stand, nicht einer Heiligen dieses Namens, sondern der ewigen Weisheit, ein Sühneheiligtum, errichtet an der Stätte, wo die ewige Weisheit vor weltlichem Richterstuhl verhört und verurteilt ward. Erst im 12. Jahrhundert wird von einigen Zeugen das Prätorium nach Sion verlegt, in die unmittelbare Nähe der Sionskirche, wo es nie gestanden haben kann; von Zeugen, die in ihren topographischen Angaben sichtlich nur durch einige in der Sionskirche vorgezeigte Heiligtümer irregeführt wurden; von Zeugen, welchen aus gleicher Zeit andere gegenüberstehen, welche für die alte Tradition einstehen. Die letztere bleibt vom 13. Jahrhundert an widerspruchslos in Kraft. Es war ganz unberechtigt, gerade jene Minderzahl von Zeugnissen zu bevorzugen und ihr die ganze übrige konstante Tradition zu opfern.

An der ganzen Frage hängt wahrlich kein dogmatisches Interesse. Hätten wir irgend gewichtige Gründe gegen den traditionellen Kreuzweg finden können, wir würden sie dem Leser nicht verschwiegen haben. Aber angesichts des vorgeführten Thatbestandes müssen wir doch die Kritik ernstlich bitten, uns aus dem Wege zu gehen. Wir wandeln hinab nach dem Tempelplatze, freilich nicht mehr auf den Straßen, durch die der Heiland einst geführt wurde. Die heutigen Wege von Sion dorthin liegen wahrscheinlich meterhoch über den alten und hatten wohl auch ganz andern Lauf. Auch am Zielpunkt unserer Wanderung hat sich viel verändert. Wo einst hochragend die Königsburg stand, von Herodes auf der Stelle der von Simon dem Makkabäer errichteten Baris (Burg) erbaut, halb Kaserne und Festung, halb fürstlicher Palast, da lagert auf stark nivelliertem Terrain heute das Serail, ein mächtiger, ordnungsloser Gebäudekomplex, in welchem der türkische Gouverneur und General wohnt und Jerusalems militärische Hauptmacht kaserniert ist. Mancher Stein der alten Antonia mag in den Riesenmauern und in den Fundamenten dieses Bauwerkes wieder Verwendung gefunden haben. Einst erhob sich hier eine wohl von den Kreuzfahrern erbaute Kirche, deren Chor Quaresmius im 17. Jahrhundert noch sah und von welcher im Hof der Kaserne sich noch Reste finden sollen. Wenn wir auch nicht gewillt sind, alle die spätern Detailangaben über den Ort der Geißelung, der Dornenkrönung, der Verurteilung, des Ecce homo historisch und

topographisch ernst zu nehmen, in einem Punkte sind wir völlig beruhigt: wir stehen hier wirklich auf dem Boden, auf welchem ein bedeutsamer Teil der evangelischen Passionserzählung sich abspielte, der große Prozeß vor dem heidnischen Landpfleger, in welchem der Knoten des Passionsdramas geschürzt wurde. Wir suchen einen stillen, menschenleeren Platz auf und vergegenwärtigen uns, was vor 19 Jahrhunderten hier vor sich ging.

Der Zug der Hohenpriester und Ratsherren nähert sich der Burg Antonia. Er ist lawinenartig angewachsen; denn wie ein Lauffeuer hat durch die Stadt sich die Nachricht verbreitet, daß Jesus in der Nacht gefangen genommen worden sei und nun, zum Tode verurteilt, dem Landpfleger vorgeführt werde. Über der Stadt liegt eine dumpfe, schwüle Atmosphäre, über der Menge bange Stille, welche entsteht, wenn ein Volk seinen Atem anhält unter dem beklemmenden Druck der Ahnung, daß Furchtbares und Folgenschweres sich vorbereitet, daß die nächsten Stunden über seine Zukunft entscheiden. Aller Augen sind nach der Terrasse gerichtet, welche dort auf dem Vorplatze der Antonia sich erhebt, vom Innern des Palastes durch eine Thüre, von außen auf breiten Stufen zugänglich. Die Thüre öffnet sich. Pilatus tritt heraus. Die Synedristen führen ihm den Heiland vor. Der Messias wird von seinem Volke verraten und ausgeliefert an die Heiden. Das Volk Gottes sündigt den Judasverrat im großen nach. Die ganze Menschheit soll ihre Hände tauchen in das Blut des Erlösers. Er ist das Opfer der Schuld der Welt wie das Opfer für die Schuld der Welt. Anfangs gleichgültig und verächtlich, bald mit gespannter Aufmerksamkeit und mit forschendem Argwohn schaut der Römer auf die Ankläger und auf den Angeklagten. Instinktiv fühlt er, daß hier etwas nicht in Ordnung ist, daß es sich nicht um eine der gewöhnlichen Querelen und Rechtsfälle handelt, wie sie wohl sonst schon von diesem schwer zu regierenden Volk und dessen Obern an ihn gebracht worden waren. Auch auf ihn drückt bleischwer die Ahnung, daß er in ein Verhängnis mit hineingezogen werde, das er noch nicht zu durchschauen vermag.

Er nimmt den Angeklagten ins Prätorium hinein, um in Ruhe ihn verhören zu können. Nun glaubt er klar zu sehen: schuldig ist er nicht; aber offenbar ein idealistischer Schwärmer, welcher das Unglück hatte, den Mächtigen seines Volkes zu mißfallen und ihre Wege zu kreuzen. Er bedauert und bemitleidet ihn mit seiner berühmt gewordenen Pilatusfrage. Aber er ist entschlossen, den Synedristen nicht Handlangerdienste zu thun, den Mord, welchen sie ihm ansinnen, nicht aufs Gewissen zu nehmen. Doch ihm fehlt die altrömische Charakterfestigkeit; er giebt nicht seine Entscheidung in unumstößlichem Manneswort und

Richterwort, an welchem der Wille der Synedristen sich hätte brechen müssen. Er parlamentiert. Er empfindet eine feige Freude, da das Wort Galiläa ihm ans Ohr tönt. Mag ein anderer sich mit der heiklen Sache befassen und die Unschuld befreien oder verurteilen.

Auf zu Herodes! Hinüber zum Hasmonäerpalast, am untern Ende des Tempelplatzes, über dem Thal Tyropöon gelegen. Der Judenkönig Herodes, der Weichling und Wüstling, steht noch tief unter einem Pilatus. Er ist so geistesblöde, daß er das Drama für ein Lustspiel ansieht und den Messiasmord für eine Posse zu seiner Unterhaltung. Im Spottgewand wird der Heiland zu Pilatus zurückgebracht. Die Verlegenheit und Unentschlossenheit des Richters wächst. Schwacher Mann, du bist verloren! Du willst paktieren mit Männern von eherner Stirne und unbeugsamem Willen. Du appellierst an das Volk, an die feige, charakterlose Menge. Wehe, während du nachsinnst über die Botschaft deiner Frau, wird dieser Menge das Gift eingeträufelt, die Antwort auf deine Frage in den Mund gelegt; sie lautet: „Nicht diesen, sondern den Barabbas!“ Verwirrt und entsetzt fragst du, was denn mit Jesus geschehen solle. Der Richter fragt das Volk, was thun? Die feige Frage führt zu einem Wutausbruch. Schrecklich gellt der Ruf: „Ans Kreuz mit ihm!“ Sein schwacher Charakter bricht zusammen, er giebt nach. Was willst du mit dem Wasser? Du bezeugst selbst die Unschuld des Gerechten, also d e i n e Schuld. Das Blut klebt an deinen Händen. Kein Meer kann seine Flecken tilgen.

Auf Blutpfaden schreitet das Verhängnis weiter, durch Schuld heraufbeschworen, durch Schuld entfesselt. Drei Marksteine bezeichnet uns die Tradition: die Kapelle der Geißelung, die Kapelle der Dornenkrönung und den Ecce-Homo-Bogen (Fig. 58). Die erste und zweite waren wohl ursprünglich Kreuzfahrerbauten. Die Krönungskapelle (für gewöhnlich unzugänglich) befindet sich im Innern der Kaserne. Ein viereckiger Bau mit achteckigem Tambour und Kuppel und kleiner Altarnische, eine romanische Nachbildung eines mohammedanischen Weli. Sie entbehrt einer ältern historischen Bezeugung, aber ihr Stil weist ins 12. Jahrhundert. Vielleicht hatte die Geißelungskapelle einst dieselbe Anlage; der jetzige Bau, der 1839 über den Trümmern eines ältern aufgeführt wurde, verrät nichts mehr davon; aber er ist ein überaus anmutiges, inmitten eines Höfchens und hoher Mauern stillgeborgenes Heiligtum, das zum Beten und Betrachten einladet. Auf den Ecce-Homo-Bogen, unter oder über welchem die Vorstellung des Gegeißelten und Dornengekrönten vor dem Volk stattgefunden haben soll, wird erst seit dem 15. Jahrhundert aufmerksam gemacht. Genaue Untersuchungen desselben haben ergeben, daß er ein römisches Bauwerk ist, ohne Zweifel

ein Triumphbogen mit zwei seitlich angefügten kleinern Bogen, aber nicht in die Zeit Christi zurückreicht, sondern im 2. oder 3. Jahrhundert nach Christus entstand. Der mittlere Hauptbogen schwingt sich über die heutige Straße hinüber und ist auf der einen Seite in das von P. Ratisbonne gegründete Kloster der Sionsschwestern einbezogen.

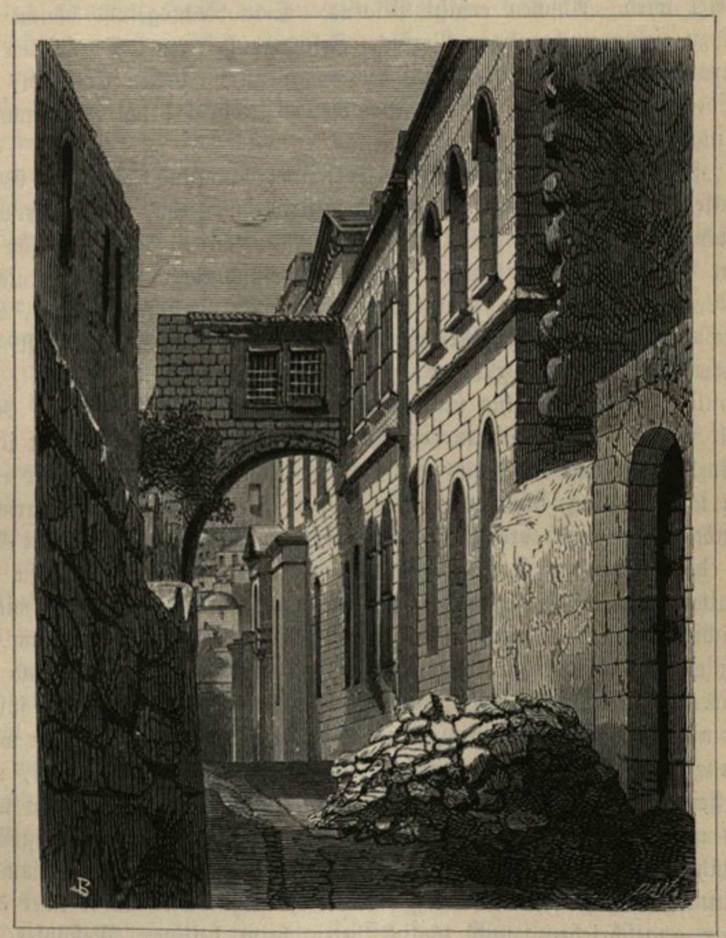


Fig. 58. Der die Straße überwölbende Teil des Ecce-Homo-Bogens.

Das heilige Gotteslamm preisgegeben den wilden Tieren! Aus einer offenen Halle im Untergeschoß des Prätoriums dringt das Zischen von Peitschenhieben, rohes Geschrei, leises Wimmern, rinnt Blut. Es regnet Qualen, Striemen, Wunden herab über den Leib des Opferlammes. Dornen vollenden das Werk der Geißelung und tauchen auch das heilige Antlitz in Blut und Schmerz. In den roten Soldaten=

mantel und in den Purpur seines eigenen Blutes gehüllt, gekrönt mit schrecklichem Diadem, das im Rubinenschmuck von Blutstropfen erglänzt, tritt der Hohepriester vor sein Volk. Ecce homo! ruft erschüttert der heidnische Richter, dessen Gewissen aufs neue sich regt. „Ans Kreuz mit ihm!" tobt das Volk, dessen Tigernatur durch den Anblick von Blut gereizt wird. Abscheu erfaßt Pilatus. Sein Rechtsgefühl bäumt sich auf zu einem nochmaligen Versuch, Jesus zu befreien. Da spielen die Hierarchen ihren letzten Trumpf aus: „Wenn du diesen freigiebst, bist du des Kaisers Freund nicht!" Bei diesem Drohruf bricht er zusammen. Jesus wird zum Tode verurteilt.

So schließt die erschütterndste Gerichtsverhandlung, die je auf Erden spielte. Sie schließt mit einem Todesurteil, aber der, welcher es ausspricht, bezeugt selber die Unschuld des Verurteilten. Und der ihn an seine Feinde verraten, bezeugt: „Ich habe unschuldiges Blut verraten." Und alle Jahrhunderte wiederholen: Der hier verurteilt wurde, war unschuldig. Die ganze Menschheit bezeugt seine Unschuld, selbst die, welche nicht an ihn glauben, ihn und seine Sache bekämpfen. Die Schuld fällt auf Pilatus und noch mehr auf das jüdische Volk. Noch hallt nach an dieser Stätte der schreckliche Ruf: „Ans Kreuz mit ihm! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!" — der Ruf, der einst von hier ausging, hinüberbrandete in den Tempel, an seinen Marmorwänden gellend sich brach, hinwogte über die ganze Stadt, — der Ruf, der die Stadt dem Untergang weihte, der das Kind im Schoße der Mutter, der die Zukunft des ganzen Volkes verpfändete, der wieder herabkam auf das einstige Volk Gottes als ein Regen von Fluch, so daß es fürder nicht zu leben und nicht zu sterben vermochte. Und ein anderes Geschlecht und ein anderes Volk nahm den Ruf auf und sprach ihn nach, in anderem Sinn, in gläubigem Heilsverlangen, und er ward ihm zum Heile. Auf der ganzen Welt hallt er heute noch nach, und er steigt aus unsern Herzen heiß und glühend auf: Sein Blut über uns und unsere Kinder! Es komme herab sein Blut, das hier vergossen, entsühnend, heilend und heiligend über uns und unsere Nachkommen! Drinnen in der schönen Ecce-Homo-Kirche steht dieses Wort über dem Altar angeschrieben, und täglich beten beim heiligen Meßopfer die Klosterfrauen mit ihren Kindern für die, welche heute noch unter dem Fluch dieses Rufes seufzen, daß auch sie der Blutschuld entlastet und des Blutsegens teilhaftig werden möchten.

*

Das Kreuz wird gebracht. Der Kreuzeszug setzt sich in Bewegung. Auf nach Golgatha! Die heutige Schmerzensstraße führt zunächst stark

abwärts bis zum österreichischen Pilgerhaus. Hier mündet sie in scharfem Winkel in die Thalstraße ein (Tarik-el-Wad). Nahe dabei die Kirche Spasmus, der Ort der vierten Station, wo Maria dem Herrn begegnet und in Ohnmacht gefallen sein soll, erstmals erwähnt am Anfang des 14. Jahrhunderts. Man hat vor einiger Zeit die Krypte derselben wieder gefunden, und die unierten Armenier haben begonnen, einen dreischiffigen romanischen Kirchenbau über derselben aufzuführen. Etwa 12 m von da biegt der Kreuzweg in die westlich zielende Schmerzensgasse (Tarik-el-Alam) ein, welche stark bergauf führt und zum Teil überwölbt ist. Da wo diese in die Straße einmündet, welche von den Bazaren zum Damaskusthor läuft, wird das Richtthor gezeigt, an welchem heute noch die Urteile des Gerichts angeschlagen werden. Es befindet sich ohne Zweifel ungefähr an der Stelle, wo einst ein Stadtthor ins Freie führte, zunächst abwärts in eine Thalsenkung, dann aufwärts zum Hügel von Golgatha. Nun ist hier alles verbaut und verändert. Durch ein Labyrinth von Gäßchen müssen wir uns durcharbeiten, um zur Heiliggrabkirche zu gelangen, welche den Golgathafelsen und die Stätte der Grablegung einschließt.

In den beschriebenen Weg hat die Legende, nachweisbar seit 1187 (L'estat de la cité de Jherusalem), die in den Evangelien erzählten und einige weitere traditionelle Episoden des Kreuzwegs eingeordnet, ihn in Stationen eingeteilt, welche durch besondere Merkzeichen, Steine, Säulen, später Inschrifttafeln, kenntlich gemacht wurden. Nach und nach bildeten sich 14 solcher Stationen heraus, und seit dem vorigen Jahrhundert bürgerte sich von Jerusalem aus die heutige Stationenandacht in der ganzen katholischen Welt ein. Wenn die Legende und die Passionsandacht sich diese Lokalisierungen erlaubte, von denen nur ein kleiner Teil sich historisch und topographisch als wohlbegründet ausweisen kann, so werden wir sie darob nicht hart anlassen. Es war hier offenbar gar nicht ihre Absicht, historische Angaben zu machen. Ihr genügte es zu wissen, daß der Richtung und dem Ziel nach dies der Weg sei, welchen der Herr mit dem Kreuz beladen zurücklegte, und lediglich zu Devotionszwecken, namentlich um eine geordnete gemeinsame Begehung des Kreuzwegs zu ermöglichen, erlaubte sie sich jene Einteilung. Wir werden sie auch nicht der Fälschung anklagen, wenn sie außer den evangelischen Thatsachen (der Verurteilung, der Kreuzaufnahme, der Nötigung Simons zur Hilfeleistung, der Anrede an die weinenden Frauen, der Kleiderberaubung und Annagelung, des Todes am Kreuze, der Kreuzabnahme und des Begräbnisses) noch einige andere Episoden einfügt, wenn sie zu erzählen weiß von einer Begegnung der Mutter auf dem Kreuzweg, von einem mehrmaligen Niederfallen des Herrn unter der Last des Kreuzes,

von der Liebesthat einer frommen Frau, in welcher das Mitleid gegen den Herrn in seinen bittern Qualen personifiziert erscheint, von einer letzten Ruhe des Leichnams im Schoße der Mutter. Denn wenn diese Züge auch nicht geschichtlich zu erhärten sind, sie sind zum Teil so wahrscheinlich und nahegelegt durch den geschichtlichen Bericht selbst, zum Teil so rührend ersonnen, daß ein christliches Gemüt sich nicht an ihnen ärgert, sondern erbaut.

So lassen wir uns gern von der frommen Legende an der Hand führen. Folgsam der wiederholten Mahnung des Herrn (Matth. 10, 38; 16, 24), nehmen wir das Kreuz unserer Leiden auf uns und folgen ihm, dem großen Kreuzträger, nach und ziehen hinaus mit ihm außerhalb des Lagers, seine Schmach tragend (Hebr. 13, 13). Wir schließen uns an der großen Prozession von Kreuzträgern, welche in Wirklichkeit und im Geiste schon dieses Weges gewallt sind. Wir verehren das heilige Blut, welches hier langsam verpulsend aus seinen Wunden ebbte und den Weg rötete. Wir helfen ihm gleich Simon von Cyrene das Kreuz tragen und laben ihn gleich Veronika mit dem Wein unseres Mitleids und unserer Liebe. Wir nehmen die furchtbar ernsten Worte, die er zu den Frauen sprach, als zu uns gesprochen an. Wie mischen unsere Thränen mit seinem Blut, und die Seele übervoll von Wehe, Reue, Dank und Trost, alles um uns vergessend, kommen wir nach Golgatha.

*

Das Halbdunkel der Grabkirche umfängt uns. Der Tag hat sich geneigt. Müde ist unser Schritt und schwer unser Herz. Die Hitze hat uns stark zugesetzt. Das Schreckliche, was wir durchlebt, lastet auf Leib und Seele. Gute Mönche! nehmet uns auf und gewähret uns in eurem Grabeskloster kurze Nachtrast, damit wir neu gekräftigt unsere Passionsandacht wieder aufnehmen und gut vollenden mögen. Gerne gewähren sie uns die Bitte. Sie führen uns in ihr bescheidenes Klösterchen, durch ein Labyrinth von Gängen in kleine dunkle Gemächer, welche teils im Kern der Kirchenmauern teils in Anbauten der Grabkirche ausgespart und angelegt sind. Die Türkenhand, welche das Portal der Grabkirche abends 6 Uhr abschließt, verschließt damit zugleich für die ganze Nacht den einzigen Eingang und Ausgang dieses Klösterchens.

Die braven Mönche — dem edlen P. Timotheus vor allem sei auch hier Dank gesagt — erquicken uns mit Speise und Trank und führen uns auf den einzigen Platz, wo sie Luft schöpfen können, auf eine Terrasse auf dem Dach, zwischen Mauern und Kuppeln wohl geborgen, dem Lärm der Stadt entrückt, an einen Ort wahren Gottesfriedens und lichter Himmelsnähe. Hier weiden wir in der Abendkühle

Fig. 59. Golgatha.

lange das Auge am Panorama der heiligen Stadt und lassen von den Mönchen uns aus ihrem Leben erzählen, das reich ist an schönen Aufgaben und innern Tröstungen, aber reich auch an Leiden aller Art. In der That, der Wachedienst an diesen heiligen Stätten ist selbst ein Stück Passion infolge der unseligen Zerwürfnisse zwischen den Konfessionen und besonders der Übergriffe der Griechen. Freilich handelt es sich dabei meist um kleinliche Chikanen. Der Fernerstehende mag geneigt sein, beiden Teilen Unrecht zu geben und auch die lateinischen Mönche zu tadeln, daß sie nicht lieber den Zänkereien aus dem Weg gehen, nicht lieber Frieden als Recht behalten wollen. Aber in der Nähe besehen, verhält sich das alles doch ganz anders. Gewiß sind jene Chikanen kleinlich, so kleinlich, als sie nur der bei den Griechen unleugbare Mangel nicht bloß an religiösem Ernst, sondern auch an jeder bessern Bildung zu ersinnen vermag. Aber dieselben sind doch alle sehr klug berechnet und boshaft gezielt. Das Ziel ist kein anderes, als den Lateinern ihren Aufenthalt und Besitz an den heiligen Stätten zu verleiden und sie vollends ganz zu verdrängen. Hinter all diesen kleinlichen Eifersüchteleien liegen ernste Zukunftsfragen, wichtige Besitzfragen, liegt die Existenzfrage; darum wäre bloßes Ertragen und Hinnehmen Pflichtvernachlässigung.

Wir machen noch einen kurzen nächtlichen Besuch auf der Galerie der Grabkirche. Der arme Dom kann nicht zur Ruhe kommen, noch in der Nacht profaniert ihn das laute Schwätzen und Lachen der Griechen und Armenier. Dann legen wir zu kurzer Ruhe uns nieder. Nachts 12 Uhr ertönt vielstimmiger Gesang, aus der Ferne lieblich anzuhören, von der Wölbung der Kuppel sanft wiederhallend, der Chorgesang der Russen, welche den schönsten und ansprechendsten Kirchengesang in ganz Jerusalem haben.

Drei Uhr morgens. Der schwache Schimmer des Lichtleins, das ich in der Hand trage, geleitet mich durch das Labyrinth der Klostergänge und das tiefe Dunkel der Grabkirche hinauf nach Golgatha (Fig. 59). Große Stille ringsum. In sich erschauernd, versenkt sich die Seele in die Geheimnisse des Opfers, das hier vollbracht wurde. Das leibliche Auge schließt sich, das geistige öffnet sich weit. In einem Zustand des Hellsehens schaut es, was vor 19 Jahrhunderten hier geschah. Dort steht Er, das Opfer und der Opferpriester, entkleidet von roher Hand, überkleidet mit dem Purpur seines Blutes. Mutterliebe deckt mit weißen Linnen seine Blöße. Er besteigt den Altar des Kreuzes. Die große blutige Liturgie beginnt. Sie verläuft in schmerzenreicher Langsamkeit, in qualvoller Feierlichkeit, unter fortwährendem Blutvergießen. Die Seele vermählt sich mit dem Blutbräutigam, geht liebend ein in seine Wunden, trinkt von seinen Lippen den Wein der sieben letzten Worte,

die auch für sie gesprochen wurden. Todesweh verdunkelt das Auge des Herrn, verdunkelt das Auge der Schöpfung. Tiefe Nacht legt sich um das Kreuz und legt sich um die Seele. Sie stirbt mit ihm. Ihr Beten geht über in ein unaussprechliches Seufzen. Auch das Seufzen verstummt. Nur noch Thränen perlen aus den Augen, wie das Blut herabtröpfelt aus den Wunden. Das Dunkel zerreißt. Das Tageslicht kehrt wieder. Ein lauter Ruf: „Es ist vollbracht; Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Sein Testament; sein letztes Vermächtnis an den Vater und an die Menschheit. Todesbläße breitet sich wie ein Leichentuch über sein Antlitz und seinen Leib. Ein Zittern durchzieht den Körper. Das Haupt neigt sich tief herab. Noch ein Atemzug — er ist tot. Die Erde bebt unter mir, der Felsen zerreißt und klafft auseinander. Die Schöpfung selber spricht das Ite, missa est, und bezeugt, daß das Werk vollbracht, das Opfer beendet ist.

Wer wird fertig mit dem Durchbetrachten, Durchleben und Durchleiden dieser mildschaurigen, blutfreudigen Geheimnisse! Lange noch weilt die Seele auf dem Hügel, über den der Blutregen niedergegangen, umwogt vom wundersamen Duft dieses Blutes, umwoben von heilskräftigen Lüften der Versöhnung und Erlösung. Alte Schuld, armes Wirken, banges Zagen, zehrend Sehnen, eigene Sorge, fremde Not — alles versenkt sie in die Wunden dieses großen Toten. Dann hilft sie bei der Kreuzabnahme und bei der Bergung des Leichnams im Schoße der Mutter und beim letzten Liebesdienst und geleitet ihn hinüber in die Grabhöhle und hält mit den zwei Marien Ehrenwache vor dem geschlossenen Grabe.

Nicht lange. Die Dämmerung löst die Nacht ab. Im ersten Frühstrahl stößt Engelshand die Pforte des Grabes auf. Scharfe Luft weht aus dem Grabe uns an, Lebensluft, Friedensduft. Ein Alleluja dringt hervor aus dem Schweigen des Grabes und steigt jauchzend gen Himmel mit mächtigem Hall. Das Grab wird Wiege, das Ende Anfang, der Tod Triumph, die Trauer Jubel. Den, der tot war und lebt, bringen wir in seinem eigenen Opfer dem himmlischen Vater dar und nehmen wir in unser Herz auf. Beseligt und neu gekräftigt beenden wir unsere Passionsfeier, und ein Tedeum im Herzen verlassen wir den Grabesdom.

Solche Tage, solche Stunden zählen für Jahre, wiegen Jahre auf, söhnen Jahre aus, wirken nach auf Jahre.

Von Jerusalem nach Bethlehem. Durch die Wüste ans Tote Meer.

Am 9. April vormittags 8 Uhr standen die Pferde gesattelt vor dem New Hotel. Der Troß der Lasttiere war unter Führung der Mukari schon früher abgegangen. Unruhig und thatenlustig scharren und stampfen

die Rosse, durch einige Ruhetage neu gekräftigt. Auch wir schwingen munter und behende uns in den Sattel. Wieviel versprechen uns die folgenden drei Tage! Wieviel schließen die Namen Bethlehem, Mâr-Saba, Totes Meer, Jordan, Jericho in sich!

Dorthin geht die Reise. In lebhaftem Schritt zieht die Karawane durch das Jaffathor und das obere Hinnomthal, dann durch die weite Hochebene Baka, das alttestamentliche Thal Rephaim mit dem schwäbischen Templerdörfchen gleiches Namens. Der erste, liebliche Teil des Weges war mir schon bekannt; ich hatte tags zuvor mit zwei Gleichgesinnten Bethlehem den ersten Wallfahrtsbesuch abgestattet. Die Straße ist vorzüglich, eine der wenigen fahrbaren in Palästina. Sie gestattet, heiligen Erinnerungen nachzusinnen. Wir begegnen hier dem Abraham, wie er, fast zu Boden gedrückt vom Joche des Gehorsams, mit Isaak nach dem Berg Moriah zieht; Maria und Joseph, die mit ahnungsschwerem Herzen den, dessen Vorbild Isaak war, zum Tempel tragen; den heiligen drei Königen, die freudig und frohlockend desselben Weges ziehen, da eben der Stern wieder erglommen ist und das Dunkel der Nacht und ihres Zweifels lichtet.

Mit mäßiger Steigung strebt die Straße einer Paßhöhe zu, welche zunächst den Fernblick begrenzt. Die Gratlinie der letztern krönt das weithin sichtbare, festungsartige griechische Kloster Mâr-Elias. Schöner Rückblick auf Jerusalem, weiter Ausblick in langsam sich senkende, baumreiche, grüne Fluren, überragt vom stolzen Frankenberg, besäumt nach links von den grauen Wüstensteppen, am äußersten Horizont durch die blaue Kette der transjordanischen Berge. Aus dem Grünen taucht rechts das ansehnliche Dorf Bet-Dschala auf mit dem Priesterseminar des lateinischen Patriarchats, dann links Bethlehem, dessen Anblick den Puls beschleunigt und uns zur Eile spornt.

Ein fleißiges Völkchen muß hier wohnen, Felder und Gärten sind aufs beste bestellt. Der rötliche, kieselreiche Boden für Öl-, Feigen-, Weinkulturen sorgsam zubereitet, an den abhängigen Geländen mit Steinmäuerchen terrassiert, mit viel bunten Blumen geschmückt. Unfern der Stadt liegt am Weg das Grabmal Rachels, ein jedenfalls nicht sehr alter Viereckbau mit Steinkuppel, ganz von der Form der mohammedanischen Heiligengräber oder Weli, die (nicht unbestrittene) Stätte, wo Israels Stammmutter auf dem Weg ihres jüngsten Sohnes Benjamin genas und sein Leben mit ihrem Tode einlöste (1 Mos. 35, 16 ff.), die Stätte, von wo der Prophet bei Wegführung der Israeliten in die Gefangenschaft den mütterlichen Jammerruf aufsteigen hörte (Jer. 31, 15), von wo ihre Geisterklage erklang an dem Tage, an welchem das entartete Israel seinen Messias zur Flucht nötigte und sein König

den Versuch machte, dessen Leben im Blute der Kinder Bethlehems zu ersticken (Matth. 2, 18).

Bethlehem! Wie es lieblich und majestätisch zugleich daliegt, fast großartiger und stattlicher als das Bild, das wir von ihm im Herzen trugen. Auf schön geschwungenen, im Halbkreis geschweiften Höhenrücken zieht sich die Zeile seiner Häuser hin (s. unser Titelbild), mit manchem imposanten Bau, wie dem Karmeliterinnenkloster, der großen Knabenerziehungsanstalt (Waisenhaus und Ackerbauschule) des P. Belloni, dem Kloster der Josephsschwestern mit Mädchenschule, der deutschen protestantischen Schule und Kirche. Im Innern freilich sieht es nicht viel



Fig. 60. Inneres der Kirche der Geburt Christi in Bethlehem.

besser aus als in andern palästinensischen Städtchen; die Häuser schlecht und verwahrlost, die Gassen schmutzig und so eng, daß das Ausweichen Schwierigkeit macht; aber die Bewohnerschaft hat etwas Adeliges und Freies. Die buntgekleideten Frauen genießen alten Schönheitsrufes; ihr Kopfschleier wallt herab von einer hohen steifen Mütze, welche ringsum mit großen und kleinen Münzen benäht ist und von welcher zu beiden Seiten noch zwei Münzenschnüre herabhängen. Die Bethlehemiter haben in diesen Monaten alle Hände voll zu thun, um aus der Perlmutter der Riesenauster des Roten Meeres, aus den Olivenkernen und dem Olivenholz von Jerusalem und Bethlehem, aus dem Mosesstein (dem

schwarzen Erdpechstein) und aus dem Asphalt des Roten Meeres den Bedarf an Devotionalien zu decken, welche in Jerusalem feilgeboten und von den Pilgern in die ganze Welt hinaus verbreitet werden.

Uns zieht es nach dem östlichsten Punkte der Stadt. Hier bleibt der Stern unseres Glaubens stehen wie einst der Stern der Weisen. Da weist er uns die tief im Felsenschrein geborgene Wiege des Heilands, des Christentums, unserer ganzen Religion und Kultur, die Stätte, von der wir als Kinder geträumt, über die wir als Männer geforscht haben, den Punkt, der einen der großen Einheits- und Mittelpunkte unseres Denkens und unseres Lebens bildet. Wir sind am Ziele. Vor uns ein kolossaler, festungsähnlicher Gebäudekomplex, welcher wie eine Citadelle den äußersten Felsensitz einnimmt, ihn durch starke Substruktionen von der Tiefe auf erweiternd und festigend. Er schließt in sich zwei stattliche Kirchen und drei Klöster, das der Franziskaner, der Armenier und der Griechen. Sein ehrwürdigster Teil ist die Geburtskirche (Fig. 60), deren unscheinbarer Westfront wir gegenüberstehen auf einem größern freien Platz, über welchen einst das nun verfallene Atrium derselben mit Lichthof und Säulengängen sich hindehnte. Die ganze Mauerflucht, vor der wir stehen, zeigt nur kleine und niedrige Eingangspförtchen; größere Öffnungen widerriet die Furcht vor den Moslemin und den Beduinen und das schlechte Einvernehmen der christlichen Konfessionen untereinander. Der niedrige Bogengang zur Linken führt uns ins Franziskanerkloster; wir melden uns und tauschen mit einem holländischen Pater einige deutsche Worte; die schlechten Beziehungen zu den Griechen und die fast ununterbrochenen Konflikte mit denselben bilden den Gesprächsstoff.

Wir besuchen zuerst die den Franziskanern allein gehörige hübsche Katharinenkirche, 1881 an Stelle einer kleinen im einfachen Barockstil gebaut, der Geburtskirche parallel laufend, nur weiter nach Osten gerückt und viel kleiner. Dann zündet man uns Lichter an, und ein Bruder führt uns im rechten Seitenschiff eine vielstufige Treppe hinab. Enge, ganz finstere Felsengänge, mehrmals sich wendend (Fig. 61). Den Endpunkt bildet eine tiefliegende, geräumige, aus dem Felsen gehauene Kapelle, die Gebetkammer des hl. Hieronymus, der die letzten 34 Jahre seines Lebens in Bethlehem zubrachte und hier bekanntlich die Vulgata fertigte. In einem anstoßenden Raum sein jetzt leeres Grab (sein Leichnam wurde nach Rom verbracht) und die Gräber der hl. Paula und ihrer Tochter Eustochium, der vornehmen römischen Frauen, welche aus der Welt zu Hieronymus geflüchtet waren und mit ihm sich in den Ehrendienst an der Krippe teilten, sodann des Eusebius von Cremona, der auch sich dem Heiligen angeschlossen hatte. Ein weiterer unterirdischer Raum heißt Kapelle der

unschuldigen Kinder, weil einer ziemlich späten Legende nach (15. Jahrhundert) hier das Schwert der Soldaten noch einige Kinder erreichte, welche ihre Mütter versteckt hatten; dann eine Grotte, in welcher St. Joseph den Befehl zur Flucht empfangen haben soll. Noch ein finsterer enger Gang, dann — tritt ehrfürchtig auf, hier ist heiliger Boden — eine größere Felsengrotte, vom gedämpften Licht der Silberlampen mystisch

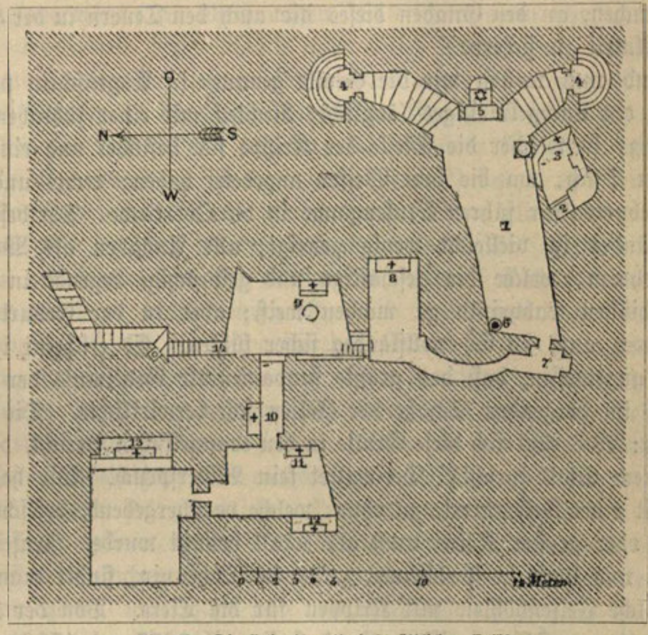


Fig. 61. Die Geburtsgrotte des göttlichen Erlösers.

1 Geburtsgrotte des Herrn.
2 Ort der Krippe.
3 Altar der heiligen drei Könige.
4 Treppen aus der Marienkirche zur Grotte der Geburt des Herrn.
5 Altar der Geburt des Herrn.
6 Ort, wo während des Aufenthaltes der heiligen Familie wunderbar eine Quelle entsprang.
7 Eingang in die unterirdischen Kapellen.
8 Altar des hl. Joseph.
9 Altar der unschuldigen Kinder.
10 Altar des hl. Eusebius.
11 Altar der heiligen Paula und Eustochium.
12 Altar des hl. Hieronymus.
13 Zelle des hl. Hieronymus.
14 Treppe, die aus den unterirdischen Kapellen in die Kirche der hl. Katharina hinaufführt.

erhellt, ganz mit rotem Seidendamast ausgeschlagen, 12 m lang, 4 m breit, 3 m hoch. An ihrem Ostende ein Altärchen, unter der Altarplatte am Boden eine weiße Marmortafel, beständig bestrahlt von 15 silbernen Lämpchen; in die Tafel ist eingelassen ein silberner Stern und die Umschrift: Hic de virgine Maria Iesus Christus natus est, Hier wurde aus Maria der Jungfrau Jesus Christus geboren.

Wie dieses hic die Seele erfaßt und überwältigt und den Körper auf die Kniee zwingt! Nächst Golgatha und dem Grabesfelsen ist das der Erde heiligste Stätte. Gesegnet die Stunde meines Lebens, wo ich mit eigenen Augen sie sehen darf, wo ich zum Bekenntnis des Grundgeheimnisses des Christentums dieses selige hic hinzusetzen kann! Es gilt, sie auszunützen, diese geweihten Augenblicke, in ihre Weihe des Lebens Vergangenheit und Zukunft, Freud und Leid, Sorgen und Nöten einzutauchen, an den Gnaden dieses hic auch den Teuern in der Heimat ihren Anteil zu sichern.

Und nun wollen wir die Grotte genauer in Augenschein nehmen. Sie ist ein unregelmäßiges längliches Rechteck mit einer südlichen Ausbuchtung, in welcher die Stelle der Krippe sich befindet und ein Altar an dem Platz, wo die drei Weisen angebetet haben; rechts und links vom Geburtsaltar führen Stufengänge in die Oberkirche. Der besonnene Abendländer ist vielleicht wenig geneigt, alle Angaben als Wahrheit hinzunehmen, welche die geschäftige und gesprächige Legende in diesem unterirdischen Labyrinth zu machen weiß; aber in der Geburtsgrotte kann doch auch er sich vollständig sicher fühlen. Es erscheint ihm an sich so angemessen, daß das größte fundamentale Geheimnis der Offenbarung im bergenden Schoße der Felsen sich verwirklichte. Die Frage ist aber: Wie fügt sich diese Grotte in den evangelischen Bericht, der doch von einem Stall spricht? Da waltet kein Widerspruch. Wir haben es hier mit einer Felsengrotte zu thun, welche vorübergehend, bei schlechtem Wetter oder großer Kälte, auch als Stall benützt wurde. Jenseits des Jordan und sonst in Palästina, z. B. in Dschennin, findet man heute noch solche Felsenhöhlen mit Krippen für die Tiere. Von der Todesangstgrotte am Ölberg wissen wir, daß sie noch 1617 und 1719 von den Türken zu einem Viehstall mißbraucht wurde. Eine nähere Untersuchung der Wände war mir nicht möglich. Tobler giebt an, die Wände seien gemauert. Auch das beweist nichts gegen die Echtheit; daß man innerhalb der Erdhöhle Mauern aufführte, um die Wände zu ebnen, erscheint ganz glaublich; und merkwürdigerweise spricht von einer solchen Ausmauerung unserer Grotte schon der deutsche Pilger Willibald um 720. Bei genauer Untersuchung wäre vielleicht noch der jetzt geschlossene Eingang oder Zugang zu finden, durch welchen die Grotte sich einst nach der Berghalde hin öffnete. Die Tradition ist hier so alt, konstant und widerspruchslos, daß der Geist schon sehr kritisch sein muß, um mit dem frommen Gemüt Streit anzufangen. Justin der Märtyrer verlegt schon im 2. Jahrhundert die Geburt des Herrn in eine Grotte; 330 läßt Konstantin über diese Grotte eine Kirche bauen. Und diese Kirche steht heute noch; wir müssen gehen, sie zu besichtigen. Ein letzter langer

Scheideblick, der das Bild der Grotte unverlierbar der Seele einprägt, dann die Stufen hinan. Was steht aber hier an der Treppe im Halbdunkel für eine unbewegliche Gestalt? Ein Soldat? Wahrhaftig, ein türkischer Soldat mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Bajonett ... und oben in der Kirche an der Ausmündung der Treppe — man traut seinen Augen kaum — ein zweiter! Brennende Schamröte steigt ins Gesicht, wenn man hört, daß seit jenem Angriff der Griechen auf die Franziskanermönche an Weihnachten 1873, seit jenem schnöden Bruche des Gottesfriedens dieser Stätte und dieser Nacht, zwei Schildwachen Tag und Nacht hier stehen, daß mohammedanische Soldaten mit geladenem Gewehr an der Stätte der Geburt Christi, über der das „Friede den Menschen auf Erden" erklang, die Bekenner Christi auseinanderhalten müssen, damit sie sich nicht umbringen! Zukomme uns dein Reich!

Konstantins Kirche steht noch. Man glaubte den jetzigen Bau vielmehr auf den Namen Justinians (527—565) taufen und als Umbau der Kirche von 330 ansehen zu müssen. Daß aber das fünfschiffige Langhaus konstantinisch ist, wird jetzt kaum mehr bezweifelt. Fraglich ist nur, ob die Ostpartie, das Querschiff mit halbrunden Abschlüssen, die große Chorapside mit seitlichen Fortsetzungen der zwei innern Nebenschiffe gleichzeitig sind mit dem Langhaus, was noch Dehio und Bezold entschieden in Abrede ziehen. Ich konnte das Äußere des Baues nicht beaugenscheinigen; aber ausschlaggebend scheint mir neben der Autorität de Vogüés, des gründlichen Kenners der paläſtinensischen Kirchenbauten (Les églises de la Terre-Sainte, Paris 1860), das durchaus zuverlässige Gutachten des Architekten Th. Sandel in Jerusalem, der den Bau genau untersuchte und von demselben ein Modell im großen Maßstab fertigte. Er giebt auf das bestimmteste an, daß im Mauerbau der Chorseite und des Langhauses nicht die geringste Verschiedenheit walte und daß jede Spur spätern Anbaues oder Umbaues fehle.

Im Innern (s. Fig. 60) beeinträchtigt den Eindruck eine von den Griechen zwischen Langhaus und Querschiff eingezogene hohe Scheidemauer, durch welche die Kreuzanlage grausam zerschnitten wird. Der Chor allein wird von den Griechen gottesdienstlich benützt; das Schiff ist beinahe profaniert, doch gegenwärtig in ordentlichem Stand. In diesem majestätischen fünfschiffigen Raume mit seinen 40 Monolithsäulen, den sehr schmalen Nebenschiffen und dem mächtig breiten Mittelschiff giebt sich das Herz der vollen Freude hin darüber, daß es dem Kinde von Bethlehem gefallen hat, mit seiner kleinen allmächtigen Hand in den vielen Kriegen und Umwälzungen diesen urchristlichen Bau zu beschützen, so daß nie die Stätte seiner Geburt des schirmenden Gehäuses entbehrte. Es ist der einzige Bau der alten Kirche, der auf palästinensischem Boden

fast in der ursprünglichen Gestalt sich erhalten hat; die ganze Kraft und Gesundheit des Glaubens und Lebens jener Kirche tritt uns in seiner markigen Konstruktion entgegen. Keine Wölbung, kein Halbkreis und kein Spitzbogen über den Säulen; stolz trägt die mittlere Reihe den geraden Architrav, über welchem die Hochmauern des Mittelschiffes aufsteigen, sie allein mit Fenstern gelichtet und nur durch die Dachbalken verbunden; die Verhältnisse herrlich, die Gesamtwirkung großartig. Wahrhaftig, die Fähigkeit, christliche Kirchen zu bauen, darf nicht dem gotischen Stil allein vorbehalten werden! Aber welches Wunder einer erhabenen Schönheit muß diese Kirche erst gewesen sein, als sie noch ganz im Mosaikenschmuck glänzte, mit welchem laut einer Inschrift im Chor der Maler und Mosaicist Ephrem unter der Regierung des Kaisers Manuel Komnenius Porphyrogenitus (1143—1180) alle ihre Wände auskleidete! Nur noch Reste sind erhalten. Hochinteressant sind die symbolischen Darstellungen der ökumenischen Konzilien unter dem Bilde von Altären mit dem Evangelienbuch und Lichtern oder Rauchfässern, stehend unter Arkadenbogen oder unter typischen Tempelbauten; darüber der Name der Stadt, in welcher das Konzil gehalten wurde, und der Text seiner wichtigsten Dekrete. Von den biblischen Darstellungen im Quer- und Chorbau sind nur noch sichtbar der Einzug in Jerusalem (eine Frau trägt ihr Kind rittlings auf der Achsel, wie heute noch die arabischen Mütter), die Erscheinung vor Thomas und die Himmelfahrt.

Aber es heißt sich losreißen. In einem freundlich zur Verfügung gestellten Klostergemach ist unser Mahl bereitet. Um die Mittagsstunde verabschieden wir uns. Auf ungeräumtem, steinigem Pfad tragen uns die schrittsichern Pferde den Hügel hinab, auf welchem die Geburtskirche thront. Wir lassen Bet-Sahur, das Dorf der Hirten und die Grotte der Hirten mit den Fluren, über welchen das Gloria erklungen, rechts und durchziehen die Gefilde, über welche wohl einst Ruth Ähren lesend dahinschritt und auf welchen der kleine David seine Herden hütete und gegen die wilden Tiere verteidigte, die aus der Wüste Raubzüge hierher unternahmen. Ziemlich rasch vollzieht sich der Übergang vom gut angebauten Land zum Weideland, vom Weideland zur unfruchtbaren Wüste. Nicht ohne Scheu dringen wir in dieser Wüste einsames Schweigen ein. Von Grauen erfüllt mögen einst die heiligen Könige, so selige Eindrücke sie von Bethlehem mitnahmen, durch dieses Reich des Todes gezogen sein. Das Gebiet, über welches zunächst unser Blick schweift, ist eine stark gewellte sandige Hochebene; der Boden Kalkstein und Mergel, durchzogen von braunem Kieselgestein, von Sonne und Regengüssen gebleicht und gestreift wie das Sandufer des Meeres, kümmerlich belebt durch vereinzelte stachlichte Grasbüsche. Rasch senkt sich im

ganzen das Terrain trotz der zwischenliegenden Höhenrücken nach dem Toten Meere hin. Von Zeit zu Zeit ist der unfruchtbare Schoß der Wüste durchrissen durch tiefe Bette, welche die Wildwasser in der Regenzeit in den Grund eingebohrt haben, nicht Thäler zu nennen, sondern fast senkrecht eingeschnittene schmale Spalten, welche die Laune der Gewässer in unzähligen Windungen durch die Wüste leitete, so tief hinabbringend, bis fester Felsengrund ihr Halt gebot. Jetzt sind diese Tiefen alle ausgetrocknet. Keine Welle murmelt und plätschert. Nichts unterbricht die entsetzliche Stille, an welche man sich erst gewöhnen muß. Sie greift einem zuerst kalt ans Herz und weckt leises Schaudern; aber bald befreundet sich die Seele mit ihr. Trotz der sengenden Hitze, welche über den Sandflächen brütet und aufs Hirn drückt, durchziehen doch immer wieder frische Luftströmungen das Wüstengebiet. Die Weltferne thut wohl. Ein starkes Freiheitsgefühl schwellt die Brust; friedvoller Ernst legt sich über das Innere; große Gedanken steigen auf. Man begreift es, daß heroische Geister gerade in der Wüste Sammlung und Nahrung suchten und fanden; daß die großen Propheten und der Heiland selbst in diese Hochschule der Natur gingen, in ihrer Art noch großartiger als selbst die Hochgebirge, um hier sich auf den Beruf in der Welt vorzubereiten. Das müßte eine Badekur für den in der heutigen Welt erlahmten und entnervten Geist sein, gerade hier allein oder mit wenigen Geistesverwandten einige Wochen zuzubringen, in der Wüste heiligem, ewigem Schweigen, fern von allen Menschen.

Fern von allen Menschen? Das wäre auch hier so leicht nicht. Wir haben vergessen, daß auch dieses vegetationslose Land seine Bewohner hat, daß auf diesen Sandwüsten, auf welchen die Lebenspulse der Natur erstorben scheinen, Menschenherzen pochen und ein Volk wohnt, welches stolz ist, Herrscher dieses Landes zu sein. Eben im Zurückschauen werden wir daran erinnert. Ohne es zu wissen, sind wir an einem Beduinenlager vorbeigeritten, das in niedriger Thalsenkung sich angenistet hat. Und wie wir einige Schritte weiter reiten, sehen wir unmittelbar vor uns in ähnlicher Mulde etwa zwölf Zelte, deren schwarzer Behang aus Kamel- und Ziegenhaaren in nur mäßiger Höhe über dem Boden gespannt ist. Lieblich kann das Zeltlager nicht genannt werden; es macht einen sehr unheimlichen Eindruck. Mitten durch dasselbe führt unser Weg. Noch vor wenigen Jahren wäre es da einer nicht sehr gut bewaffneten Karawane nicht wohl zu Mute gewesen, und noch heute hätte ein einzelner Reisender nicht gerade den Verlust des Lebens, aber all seiner Habe zu befürchten. Sollen doch diese Territorialherren vor nicht gar langer Zeit zwei Engländer nicht nur bis aufs Hemd, sondern bis auf die Haut ausgeplündert haben unter alleiniger Belassung der Stroh-

hüte! Warum können wir furchtlos hindurchziehen durch diese Nachkommen Ismaels, von denen noch immer die Charakteristik gilt, welche im Alten Testament von ihrem Stammvater Ismael gegeben ist: „Er wird ein Waldesel von Mensch sein, seine Hand gegen alle und aller Hand gegen ihn; fern von seinen Brüdern wird er sein Gezelt aufschlagen" (1 Mos. 16, 12)? Warum? Nicht wegen unserer Zahl oder unserer Waffen. Der uns das Leben sichert, ist der Tod da vorn an der Spitze unseres Zuges, der seit Bethlehem vor uns herzieht. In der That, wie der leibhaftige Tod sieht diese Gestalt aus, hochgewachsen, klapperdürr, ganz schwarz wie ein Neger; dazu ein langes schwarzes Tuch, das die ganze Figur einhüllt und um die wadenlosen Füße flattert; die lange Flinte mit ausgebreiteten Armen quer über den Rücken haltend, schreitet er mit mächtigen Schritten vor uns her — ein Bild, das aufs lebhafteste an ein mittelalterliches Totentanzbild erinnert. Dieser Beduinenjüngling ist der Geleitsmann, welchen der Scheich von Abu-Dis, einem Dörfchen bei Jerusalem, uns mitgab; er wird auf der ganzen Reise nicht von der Spitze unseres Zuges weichen, und wenn die Beduinen ihn erblicken, werden sie uns nichts anhaben. Die Wegzollerhebung wird auch in der Wüste dem 19. Jahrhundert entsprechend in civilisierterer und kulanterer Form vorgenommen; man zahlt dem genannten Scheich, welcher von der genannten Regierung bevollmächtigt ist, eine nicht eben kleine Abfindungssumme, von welcher er an die Beduinenstämme abzuliefern hat. Dafür giebt er den Geleitsmann mit und haftet er für das Leben der Fremden. Daß dabei etwas Romantik verloren geht, damit wird der Reisende im allgemeinen einverstanden sein. Ob aber dieser noble Modus für immer sich wird aufrecht erhalten können, das ist eine andere Frage. Der Scheich von Abu-Dis hat, wie mir scheint, seinen Bund mit der Regierung fester geschlossen als mit den Beduinenstämmen; ob er diese auf die Dauer wird befriedigen können, ob sie es nicht eines Tages vorziehen werden, zum alten Modus zurückzukehren, das ist die Frage.

Uns berührt sie noch nicht. Ohne alles Bangen reiten wir an den Wüstensöhnen vorüber, die mit wildem Gesicht und blitzendem Auge uns vorbeiziehen lassen; Charakterköpfe, wie die Wüstenstürme sie modellieren und der Sonnenbrand sie malt und bronziert, selbstbewußt, wildstolz, voll eherner Kraft, voll unerschütterlicher Ruhe, von zottigen Strähnen kohlschwarzen Haares umflattert. Es sind keine hochgewachsenen, stämmigen Gestalten, sie sehen eher schmächtig und leibarm aus. Aber diese Körper sind ganz Sehne und Muskel, von frühester Jugend geübt und gestählt, gehärtet durch die Wüstenluft und eine sehr strenge Lebensweise. Das Marschieren und Reiten erhält sie elastisch bis ins Alter. Ihre Kleidung

stimmt zum Charakter und zum Leben, das sie führen. Sie tragen ein baumwollenes Oberkleid von blauer oder violetter Farbe, geschürzt mit einem Ledergurt, in welchem der Chandschar, der lange Dolch, und einige großkalibrige Pistolen stecken; darüber der Mantel, der Aba, aus Kamel= oder Schafwolle und weiß und braun oder weiß und blau

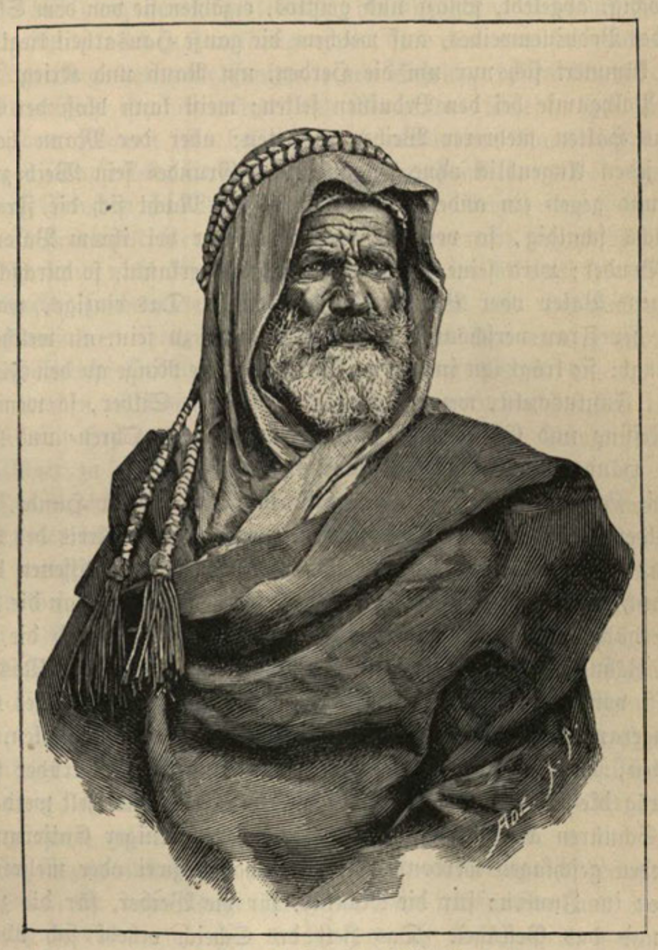


Fig. 62. Ein Beduine aus Palästina.

gestreift; an den Füßen Sandalen, Lederstücke zum Schutz der Sohlen, mit Schnüren befestigt, oder Pantoffeln von der beliebten roten Farbe. Die unzertrennliche Begleiterin des Beduinen ist seine ganz übermäßig lange Flinte sehr primitiven Systems, aber mitunter reich eingelegt. Das Haupt umwallt die Keffije, das schwarze oder bunte Kopftuch, mit dickem Strick festgebunden (Fig. 62).

Die Weiber kauern im Zelte, kochen oder mahlen Mehl mit der Handmühle, oder weben. Sie tragen das lange, hemdartige Gewand, blau, braun oder meist schwarz; auf dem Kopfe ein schwarzes Tuch, das sie beim Herannahen von Fremden eilig vor das Gesicht ziehen; man ist ihnen dankbar dafür, denn ihre Züge haben keine Spur von Anmut; grobknochig, abgelebt, schlaff und geistlos, erzählen sie von dem Sklavenleben des Beduinenweibes, auf welchem die ganze Hausarbeit liegt. Der Mann kümmert sich nur um die Herden, um Raub und Krieg. Zwar ist die Polygamie bei den Beduinen selten; meist kann bloß der Scheich sich das Halten mehrerer Weiber gestatten; aber der Mann hat das Recht, jeden Augenblick ohne Angabe eines Grundes sein Weib zu entlassen und gegen ein anderes zu vertauschen. Macht sich die Frau des Ehebruchs schuldig, so verklagt sie der Mann bei ihrem Vater oder ihrem Bruder; wird seine Klage für begründet erkannt, so durchschneidet der eigene Vater oder Bruder ihr die Kehle. Das einzige, was das Dasein der Frau verschönt, scheint der Schmuck zu sein, an welchem sie sehr hängt; sie trägt ihn immer an sich: zahlreiche Ringe an den Fingern, Armen, Fußknöcheln, wenn nicht aus Gold und Silber, so wenigstens aus Messing und Glas; dazu mitunter noch große Ohren- und Nasenringe. Hände und Gesicht sind blau tättowiert.

Die Lagerwache besorgt eine Rotte häßlicher, gelber Hunde, welche mit wildem Kläffen auf uns losfahren, sowie wir den Kreis des Lagers betreten. Ihnen stürmt nach eine Schar Kinder in zerschlissenen blauen Hemdchen, welche „Bakschisch! Bakschisch!" schreiend sich uns an die Fersen heften; hübsche Gesichter dabei, welche freudig glänzen und die milchweißen Zähne blitzen lassen beim Auffangen der Münzen. Das Zeltlager ist von einfachster Konstruktion. Ein niedriges, längliches Gestell von eingerammten Holzpfählen wird mit dem rauhen, wasserdichten, weißgestreiften, dunklen Tuch aus Kamelhaaren umzogen; darüber spannt sich schräg die Decke aus demselben Stoff, und Decke und Zelt werden mit vielen Schnüren an Pflöcken befestigt, welche in einiger Entfernung in den Boden geschlagen werden. Die Zelte haben zwei oder mehrere Abteilungen im Innern: für die Männer, für die Weiber, für die zartern Tiere und das Geflügel. Das Zelt des Scheich erhebt sich über die andern und hat eine besondere Abteilung für Gäste, falls nicht für diese ein eigenes Zelt aufgeschlagen ist.

Die Wüsten Palästinas, das transjordanische Berggebiet, die Küste vom Karmel bis Gaza, Teile der Ebene Esdrelon bilden das Reich dieser „Kinder des Ostens", welche „nicht Thüren und nicht Riegel haben und einsam wohnen" (Jer. 49, 28. 31), welche heute noch dem Gesetze folgen, welches Jonadab den Rechabiten gab: „Trinket nicht Wein, ihr

und eure Söhne auf ewig; auch kein Haus sollet ihr bauen und Saat nicht ansäen, noch Weinberge anlegen und besitzen; sondern in Zelten wohnet alle eure Tage, auf daß ihr lebet viele Tage auf dem Boden des Landes, auf welchem ihr pilgert" (Jer. 35, 6 f.). Sie gliedern sich in viele Stämme, welche nach Zahl, Macht, Ansehen sehr verschieden, teilweise fast ganz autonom, teilweise der Regierung tributpflichtig sind. Der Stamm teilt sich in Familiengruppen, diese wieder in Unterabteilungen. Jede Abteilung hat zum Haupte einen Scheich, dessen Würde in der Familie erblich ist; aber Amt und Macht des Scheich sind nicht fest umschrieben, sondern sehr bedingt durch persönliche Eigenschaften, durch Reichtum, Tapferkeit, Gastfreundschaft, Beredsamkeit. Er ist der Gastwirt der Fremden und Anführer im Krieg. Neben ihm fungiert ein Kadi als Friedensrichter. Auch seine Würde vererbt sich in der Familie fort. Er kann nicht lesen noch schreiben und spricht nach keinem Gesetzbuche Recht, sondern lediglich nach Herkommen und Gutdünken; beim Gerichtsverfahren spielen neben dem Eid Ordalien eine große Rolle; das gewöhnliche Ordal ist das Lecken an rotglühendem Eisen. Leibesstrafen werden nicht verhängt; die auferlegten Bußen bestehen in einer Anzahl von Herdentieren oder Kamelen, welche der Schuldigbefundene dem Kläger zu geben hat.

Den Reichtum der Beduinen bilden ihre Herden. Die fettschwänzigen Schafe, die langohrigen Ziegen und die Kamele werden von bewaffneten Hirten ausgetrieben und weiden das kümmerliche Gras der Wüsten ab; ist eine Gegend ringsum abgeweidet, so wird das Lager anderswohin verlegt. Bei der Wahl des Lagerplatzes geben besonders die Cisternen und Wasserteiche den Ausschlag; sie haben ihre eigenen Namen und leisten die vielseitigsten Dienste: sie sind Bad für die Menschen, Tränke für die Tiere, Spender des Trinkwassers, — nicht selten in eben dieser Reihenfolge. Der Stolz des Beduinen ist sein Pferd, elastisch, sehnig und feurig, ausdauernd, enthaltsam und mutig wie er selbst, von ihm mehr geschätzt, geliebt und besungen als sein Eheweib.

In Bezug auf Speise und Trank ist natürlich der Beduine nicht verwöhnt. Er kann lange hungern, mit sparsamster und einfachster Nahrung auskommen, aber auch, wo sich Gelegenheit bietet, große Quantitäten bezwingen. Die Hauptnahrung liefert ihm die Herde. Die Milch der Kamele, Ziegen und Schafe ist das regelmäßige Getränke. Sein rauhes Brot, in Fladen unter der Asche gebacken, taucht er gern in zerlassene Butter; sie wird in der Weise gewonnen, daß die Milch in Schläuche gefaßt, die Schläuche aufgehängt und geschüttelt und geschlagen werden. Bei besondern Anlässen werden Schafe oder Ziegenböcke geschlachtet; bei Festmählern giebt es sogar ganze gebratene Kamele, von

den Beduinen nicht unpassend Fleischhügel oder Fleischberge genannt. Die Finger dienen als Gabel und Messer; sie lösen das Fleisch von den Knochen und formen aus dem gekochten Reis oder dem Burgul, einer Art Weizenbrei, kunstgerechte Kugeln, welche zum Zeichen besondern Wohlwollens mitunter auch dem Gast in den Mund geschoben werden. Sehr beliebt ist auch der Kaffee, der schwarz und ohne Zucker getrunken wird.

Man rühmt an den Beduinen die Mäßigkeit, die Treue, den Mut, die Thatkraft, den hellen, feurigen Geist, besonders aber die Gastfreundschaft, welche fast keine Grenzen kennt. Nur der Europäer wird zunächst mit Mißtrauen aufgenommen, besonders wenn er schreibt oder zeichnet. Sonst kann jeder Gast in jedem Lager und in jedem einzelnen Zelt sich zu Gast laden, und erst nach drei Tagen wird er nach dem Zweck seines Besuches gefragt. Die schlimmen Seiten des Beduinencharakters sind unbezwingliche Genußsucht, Hang zu Lüge, Betrug, Raub und Diebstahl, Rachgier, welche besonders in Ausübung der Blutrache unerbittlich und unversöhnlich ist. Dem Islam dankt er den Aberglauben und die Sinnlichkeit. Rauben und Stehlen gilt hier nicht als unerlaubt; der Titel Räuber ist Ehrentitel. Der Beduine stiehlt, wenn er kann, und bestiehlt, wen er kann, auch Angehörige und Freunde nicht ausgenommen. Der Ertappte wird bestraft, aber nicht so fast, weil er den Versuch machte, zu stehlen, als weil der Versuch mißlang.

Der Religion nach sind die Beduinen Mohammedaner, aber sie suchen auch hierin keinen Anschluß an andere und anerkennen auch auf diesem Gebiet keine Autorität, weswegen sie von den Moslemin als Halbungläubige verachtet werden. Sie haben nur einen Chatib (Vorbeter), der etwas lesen und schreiben kann, das Gebet im Lager ausruft, den Ramadan ankündigt, die Feste anzeigt und die Beschneidungen vornimmt. Unser schwarzer Beduinenjüngling war in den drei Tagen, während welcher er in der glühenden Sonnenhitze vor uns herschritt, nicht zu bewegen, vor Sonnenuntergang etwas von unsern Speisen zu berühren, weil eben Ramadan war. Missionierungsversuche würden wohl bei diesem Wüstenvolk noch empfänglichere und unverdorbenere Elemente finden als bei den übrigen Mohammedanern; aber sie sind dennoch aussichtslos, solange die Beduinen nicht seßhaft gemacht werden können. Dazu wird vorerst keine Macht der Welt sie bestimmen können; man begreift es, daß sie keine Lust verspüren, die goldene Freiheit einzutauschen gegen die türkische Sklaverei, welche auf den Landleuten am drückendsten lastet, und gegen das Joch des Militärdienstes, von welchem sie als Nomaden verschont bleiben.

*

Immer rauher und wilder wird die Gegend, die hervorstarrenden Felsbänke zerrissener, die umliegenden Felsblöcke massiger; mitunter kraterförmige Vertiefungen, wie mit Sandseen ausgefüllt. Nach Überwindung einer Jochhöhe stehen plötzlich zwei Festungstürme vor uns: die Wächter des Klosters Mâr-Saba (Fig. 63). Jetzt erst werden wir daran erinnert, daß außer den Beduinen einst noch eine ganz andere Klasse von Bewohnern diese Wüste bevölkerte: auch Weltflüchtlinge, die um der Freiheit willen die Wüste aufsuchten, aber freilich in ganz anderem Sinn als die Beduinen; und auch sie brauchten Gewalt, aber nicht um irdische Schätze, sondern um das Himmelreich an sich zu



Fig. 63. Kloster Mâr-Saba.

reißen, das Gewalt leidet von den Tagen Johannes' des Täufers bis nun (Matth. 11, 12). Die Höhlen der Wüste waren ihre Wohnungen, die Einsamkeit der Wüste ihre Lehrmeisterin. Hunderte, ja Tausende von Anachoreten lebten gerade in dieser Gegend. Durch den Anschluß von Schülern an besonders verehrte Meister entstanden nach und nach die Lauren, die erste Erscheinungsform der Klöster. In den alten Nachrichten sind etliche fünfzig Klöster und Lauren namhaft gemacht, welche in den ersten christlichen Jahrhunderten die Wüste Juda bevölkerten. Unser hochverehrter Landsmann, Herr Domkapitular Dr. v. Rieß in Rottenburg, hat sich die große Mühe genommen, die Lage dieser Klöster,

welche bis auf eines spurlos verschwunden sind, nach den alten Angaben festzustellen, und hat in die zweite Auflage seines Bibelatlas (Freiburg 1887) ein schönes Kärtchen von dem Eremus der heiligen Stadt und des Jordan eingefügt.

Eine der größten und berühmtesten Lauren war die vom hl. Sabas, dem Schüler des hl. Euthymius, ca. 478 n. Chr. gestiftete und nach ihm benannte. Sie lebte nach der Regel des hl. Basilius, und ihrem Abte Sabas unterstanden auch alle andern Lauren des Kidronthals. Dies ist die einzige Laura, welche bis heute sich erhielt; jetzt bewohnen sie etliche fünfzig Mönche der griechischen Kirche.

Da stehen wir vor der Klosterfestung. Als solche kennzeichnen die Ansiedelung die kolossalen Türme, welche höher stehen als das Kloster und das umliegende Terrain beherrschen, und die Umfassungsmauern, welche die Niederlassung rings umziehen, regelrecht aus starken Quadern aufgeführtes Mauerwerk, mit einer hohen Lage lose aufeinandergeschichteter Steine, offenbar um das Einsteigen über die Mauer zu verhindern; jeder derartige Versuch würde durch den Lärm, den das Niederstürzen der Steine verursachen müßte, vereitelt. Ein Reiter, der vorausgeeilt war, hatte unsern Empfehlungsbrief vom schismatischen Patriarchen in Jerusalem schon übergeben; darum öffnete sich alsbald, nachdem wir vom Pferd gestiegen waren, nicht zwar das eisenbeschlagene Thor, aber ein Laden im Thor, durch welchen wir ins Innere dringen konnten. Nun durch einen Vorhof mit hohen Mauern und durch ein zweites Thor, dann treppauf treppab, über schmale Stege und Gänge, in die Höhle, in welcher St. Sabas mit einem Löwen zusammenwohnte, wieder zurück auf hübsche Terrassen, schließlich auf den größern, freien Platz vor der Kirche. Hier rasten wir etwas in der Sonnenglühhitze, kosten von dem guten, aber lauen Wasser und suchen uns diesen seltsamsten und wildesten aller Klosterbauten zurechtzulegen.

Wir befinden uns in einer klaffenden Erdspalte, kaum ein Thal zu nennen, ein Werk des Kidronbaches; zwei hohe, ziemlich jähe und schroffe, mit zerrissenem Steingeklüfte abfallende Felswände stehen einander drohend gegenüber, von Höhlen und Löchern zerwühlt. Nicht weniger als 180 m hoch steigt vom Kidronbett die Wand auf, an welche das Kloster angebaut ist. Aber wie ist es hier angebaut? wie konnte hier für eine ausgedehnte Klosteranlage Grund und Raum geschaffen werden? Von einer soliden Felsbank unten in der Kluft aus wurden massive, kolossale Strebemauern in die Höhe gebaut; diese Substruktionen bergen einmal in ihrem Innern keller- und kasemattenartige Räume, sodann bieten sie ihren breiten Rücken dar, um vor allem die Klosterkirche, dann die größern Klostergebäude und einige Terrassen aufzunehmen.

Was nun noch an Raum fehlte, namentlich für die Einzelzellen der Mönche, wurde der Felswand selber abgetrotzt. Höhlenartige Vertiefungen in derselben wurden durch eingehauene Wege oder durch künstliche, fliegende Brücken aus knorrigem Astwerk ins Kloster einbezogen, nach außen durch Bretterverschläge geschlossen, auch erweitert durch vorgebaute, kühn auf die Felsen aufgestemmte Holzerkerchen, oder durch Gänge, welche mittels Verdachung und Mattenbehang gegen den Sonnenbrand etwas geschützt sind; so sehen diese Zellen in der That aus wie an der Felswand angeklebte Schwalbennester.

Wahrlich, eine malerische und romantische Klosteranlage, eine merkwürdige Verbindung von Kloster und Festung, von Einsiedlerleben und klösterlichem Zusammenleben. Auf dem Platz, auf welchem wir stehen, sind drei Heiligtümer zusammengruppiert: in der Mitte ein kuppelgedecktes Achteck, die Grabkapelle des hl. Sabas, dessen Leichnam aber die Venetianer in den Kreuzzügen nach Venedig mitnahmen; dann eine Kapelle des hl. Nikolaus, zur Hälfte in den Berg eingeschoben und in dieser Felshöhle viele Schädel von Mönchen bergend, welche der persische Eroberer Chosroes im Anfang des 7. Jahrhunderts hinschlachten ließ; sodann die eigentliche Klosterkirche, ziemlich geräumig, mit Glocken versehen, von Rußland reich ausgestattet, innen an den Wänden mit Ausnahme der Altarwand mit einer Reihe ganz schmuckloser, unbequemer Chorstühle für den Chordienst der Mönche besetzt. Eben sind sie in der Kirche, d. h. sie bringen eigentlich beinahe den ganzen Tag, 8—10 Stunden täglich und mehr, in der Kirche zu, um das überaus lange Officium der griechischen Kirche zu beten.

Voll Neugier schauen wir in den weihrauchduftenden Raum; auch hineinzugehen und durchzulaufen wird uns gestattet. Ohne Buch stehen die Mönche in den Stühlen, dem Gesang, den einige priesterlich Gekleidete am Altar aufführen, zuhörend, von Zeit zu Zeit mit Responsorien einfallend. Was das für Gesichter sind! Wetterhart, von noch ganz andern Stürmen durchfurcht als den Wüstenstürmen, des Lächelns wohl seit vielen Jahrzehnten nicht mehr kundig. Man pflegt herb über sie zu urteilen, über diese Mönche von Mâr-Saba. Es ist wahr, von dem geistig verschönernden Einfluß des Studiums und der Wissenschaft ist auf diesen Gesichtern nicht viel zu lesen. Das rege geistige Leben ist erstorben, welches einst hier so kräftig blühte. Damals, in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, als ein hl. Johannes Damascenus, der Goldfließende (Chrysorrhoas) hier lebte und wahrscheinlich hier mit seinem wichtigsten Werk, „Die Quelle der Erkenntnis“ genannt, die dogmatische Entwicklung in der griechischen Kirche zusammenfaßte und eigentlich für immer abschloß, damals war das Wüstenkloster eine Hoch-

burg der orientalischen Theologie. Die geistige Rüstkammer dieser Hochburg bildete die Bibliothek mit ihren wertvollen Handschriften, welche aber nun zum größten Teil in die Patriarchalbibliothek nach Jerusalem verbracht wurden; noch etwa 400 Manuskripte geringern Wertes sollen sich in einem Gemach neben der Kirche befinden, werden aber niemand gezeigt. Man kann sich jetzt im Kloster des Eindrucks nicht erwehren, daß der mehr und mehr verknöchernde Geist der schismatischen Kirche auch dieses Mönchsleben in seinen verödenden und verblödenden Bann geschlagen und die Wissenschaft wohl für immer aus dieser Heimstätte ausgetrieben habe. Eine Voraussetzung übrigens, welche auch in Bädekers Reisehandbuch und in das große Palästina-Werk von Ebers und Guthe übergegangen ist, und welche occidentalische Reisephantasie vielfach dazu verleitet, hinter diesen faltigen Stirnen und grobkörnigen Physiognomien Verbrechen aller Art zu wittern, ist nach meinen Informationen ganz unzutreffend: das Kloster ist keineswegs eine Strafkolonie des Regular- und Säkularklerus der griechischen Kirche, noch weniger ein halbes Narrenhaus.

Üppigen Wohllebens wenigstens sind diese Mönche noch von niemand bezichtigt worden. Wir kamen in ihr Refektorium und sahen ihr bereitgestelltes Abendessen: eine halbe Citrone, acht bis zehn Olivenbeeren auf einem Tellerchen und ein Stück Brot, rauh, schwer, hart wie ein Stein, dazu ein kleines Gläschen Wein, dessen Süßigkeit sich in den Grimassen des Neugierigen verriet, der ihn zu kosten wagte. Sie essen nie Fleisch, nur Sonntags Eier und Käse. Daß sie auch außer dem langen Chordienst noch wenigstens einer Handarbeit obliegen, davon überzeugt ein Blick nicht nur auf die allerdings groben Schnitzereien von ihrer Hand, sondern namentlich auf das gut und reinlich gehaltene Kloster und auf die Miniaturgärtchen, die da und dort aus dem Gestein lugen, auf den Baumwuchs mit seinem hier so willkommenen Grün und mit seiner Königin, der alten, hohen Palme; ihr schwanker Stamm ist mit Ketten an die Mauer befestigt und einsam breitet sie in der Wüste ihren lieblichen Schirm aus. Wir scheiden ohne bösen Gedanken und ohne liebloses Urteil von diesen Mönchen, vollends nachdem wir gesehen, wie die Vögel sie lieben und bei ihnen zu Gast sind, und nachdem wir gehört, daß im Winter auch die Schakale und Wölfe an die Klosterpforte kommen und nicht vergebens um ein Stückchen Brot vom Tische der Mönche betteln.

So mangelt auch diesem Kloster weder die Romantik noch die milde Poesie. Aber gleichwohl atmen wir freier auf, nachdem sich seine Pforte hinter uns geschlossen. Wir machen auch keinen Gebrauch von seiner Gastfreundschaft, sondern besteigen unsere Pferde, um auf gepflastertem,

gut gehaltenem, mit einer Steinmauer gegen den Abhang hin bewehrtem Wege in ein am Eingang zur Mâr-Saba-Schlucht gelegenes hübsches Thälchen zu gelangen, das zwar keinen grünen Teppich hat, aber wenigstens Wasser für die Tiere. Da winken uns schon unsere Zeltchen mit den deutschen Fähnlein auf ihren Spitzen. Wir sind froh, vom Pferde zu kommen und Körper und Geist ruhen lassen zu können. Aber nach dem Abendessen trieb es mich in der Dämmerung noch einmal hinaus. Allein bestieg ich die nächste Höhe und ließ mich hier nieder. Da sog ich erst den Duft der Wüste in vollen Zügen ein. Auch hier erschien mir die Schöpfung als gütige Mutter trotz ihres rauhen Äußern. Sie selber hat hier gleichsam den Mönchshabit umgelegt und übt ein Fasten an allem, was sie nicht unbedingt zu ihrer Existenz nötig hat; sie ist viel zu ernst gestimmt, um mit Blumen und anderem Zierat zu spielen. Um so vernehmlicher, naturgewaltiger spricht sie zum Menschengeist; sie hilft ihm wieder, zu sich selber zu kommen; sie schärft die geistige Sehkraft wie die leibliche; sie streift mit ihrem scharfen Hauch viel Thorheiten des Lebens, viele vanitas vanitatum vom Spiegel der Seele weg. Und selbst diese wilde Natur hat ihren Blumengarten, tausendmal herrlicher, als ihn die üppigsten Gefilde hervorzaubern können. Da blüht er langsam auf über meinem Haupte, über den rauhen Felsen, über den gelbweißen Sandflächen, mit einem Flimmern und Funkeln, wie ich es kaum einmal so herrlich gesehen. Und er tröstet gleichsam die Wüste über ihre Schmucklosigkeit und Kahlheit, und die Wüste antwortet auf sein mildes Zureden und lächelt ihm entgegen, sie fängt sein Sternenlicht auf in den glitzernden Sandkörnern und dem leuchtenden Gestein und strahlt es dankbar wieder zurück.

Aber noch einen mächtigern Freund hat die Wüste. Da kommt er schnellen Schrittes über die Berge, in voller Lebenskraft, mit weitwallendem Mantel von eitel Licht und Glanz, aber von mildgedämpftem, sanftem Glanz. Er quält die Wüste nicht wie die Sonne, welche unbarmherzig mit ihren Strahlenpfeilen ihr zusetzt und ihrem letzten grünen Gräschen grausam das Blut aussaugt. Er kühlt ihr die heißen Wangen und deckt ihre Armut und Blöße mit seinem lieblichen Lichtgewand. Wie dieser milde Mondglanz alles versöhnt und verschönt, alles sanft ausgleicht und abrundet, was am Tage rauh, abstoßend, zerrissen aussah! Die Pracht dieser Vollmondnacht lockte einige aus uns zu einem kleinen Ausflug in die Kidronsschlucht, die gerade vor uns lag. Nie im Leben habe ich einen romantischern Nachtspaziergang gemacht.

Nicht mehr wild und grausenhaft erschien die mächtige Schlucht dank der Mondbeleuchtung, nur unaussprechlich großartig. In vielen Zackenlinien durchreißt sie den Berg; so oft man um die Ecke dreht,

steht man wieder vor einem beinahe ganz abgeschlossenen Raum, vor einem mächtig hohen Felsengemach. Ja das Ganze erscheint wirklich wie ein riesiger Bergpalast mit vielen Gemächern, aus Marmor gebaut, denn das Mondlicht malt die gewaltigen Kalksteinblöcke zum schönsten carrarischen Marmor; die große Himmelslampe erleuchtet ihn bis hinab auf den Boden, bis hinein in die geheimsten Gemächer, in die Höhlen, welche sich in die Felswand eintiefen; als Zeltdach ist darüber gespannt ein sternbesäter, himmelblauer Teppich. Der Herr ist nicht zu Haus, sonst dürften wir kecke Wichte es nicht wagen, uns hier herumzutreiben. Wenn er da ist, wenn er kommt von seinen weiten Reisen, wenn er im Winter brausend daherzieht und Besitz ergreift von seinem Palast und seinem Bett, — dann durchtobt wilder Kriegslärm, betäubendes Fest-getümmel das ganze Thal und die sonst so stille Gegend. Es erschrecken und zittern die Felswände; die schlafende Wüste erwacht; er erfaßt seine Spielzeuge, die felshohen Blöcke, über welche wir klettern, hebt sie mit leichtester Mühe und wirft sie gegeneinander, daß die Erde dröhnt und daß sie in Stücke fahren. Dann eilt er hinab zum Kloster und stört dessen Frieden und wirft seinen schäumenden Gischt nach dessen Mauern hinauf; weiter braust er, der schreckliche Geselle, bis er nach wilddurch-tobtem Leben der grausen Mutter, der Salzsee, verfällt und in ihrem entsetzlichen Schoße jäh erstirbt und verstummt.

Der Herr ist nun zwar nicht zu fürchten, aber seine Diener, welche ihm in seiner Abwesenheit den Palast hüten müssen. Dort oben hausen sie in den gähnenden Felshöhlen, welche einst Einsiedler beherbergten. Es sind die Schakale. Der Gedanke an sie wirkt doch etwas dämpfend auf die romantische Lust, denn wir sind nicht einmal mit Stöcken ver-sehen. Überdies ist es Zeit, schlafen zu gehen, denn morgen giebt es schwere Tagesarbeit.

*

Palmsonntag, 10. April.

In frischer Morgenkühle reisen wir ab. Ein steiler, doch nicht gefährlicher Weg aufwärts giebt uns Gelegenheit, im Geiste dem Sonn-tagsgottesdienst anzuwohnen und uns der Palmprozession in Jerusalem anzuschließen; die Wahl einer andern Zeit für unsern Ausflug stand so wenig in unserer Möglichkeit wie am heutigen Tage der Besuch des Gottesdienstes. Dann aber müssen wir zurückkehren in die uns um-gebende Wirklichkeit. Wüsten ohne Ende; häufig ein gefährliches Kletter-reiten an Abhängen hinauf und hinab, durch scharfkantiges Steingeröll hindurch. Einmal nur breitet sich ein ebenes, fast liebliches Hochthal aus, wo Reiter und Pferde die Lust anwandelt, zu traben und zu galoppieren. Unser Dragoman und andere vom Geleite benützen das

Terrain, um uns eine „Fantasia" vorzureiten. Die lange Flinte über dem Kopf drehend, sprengen sie im stärksten Galopp aus der Linie, fliegen unter eigentümlichem Rufen und Schreien wie der Wind dahin, rennen gegeneinander, als gelte es auf Leben und Tod, weichen hart voreinander mit eleganter Schwenkung sich aus, um in großem Bogen wieder aufeinander zu stoßen. Aber die Freude ist kurz. Der Weg zieht sich in ein Steinriegelthal hinein und wird bald beinahe halsbrecherisch. Am obern Rande von tief eingebrochenen Schluchten schleicht er hin; wo das Terrain zerriebener Kalkfels ist, wird der Pfad weich und kommt ins Rollen, so daß der Huf des Pferdes kaum einen festen Punkt finden kann. Aber jede Anhöhe, welche wir überwinden, gewährt uns einen Vorgenuß dessen, was wir heute noch in der Nähe schauen sollen, einen Blick auf die ehernen Gebirge von Moab, auf die Jordanebene, auf den eigentümlich öliggläzenden Spiegel des Toten Meeres. Auch Nebi-Mûsa ist in der Ferne auf dem Berggipfel sichtbar, wohin die Moslemin das Grab Mosis verlegen und wohin sie jedes Jahr im April aus Jerusalem eine Wallfahrtskarawane entsenden.

Schon öffnen die Berge von Juda ihren zerklüfteten und geborstenen Schoß nach dem Toten Meere hin. Wir kommen rasch in die Tiefe. Aber zwischen dem eigentlichen Gebirg und der Thalfläche liegt noch etwa 3 km vom Meer entfernt eine vielleicht 30 m hohe Sandbank wie ein Vorposten oder ein Schutzwall, welchen das Gebirge vor sich hergeschoben. Geognosten wollen darin das einstmalige prähistorische Ufer des Toten Meeres erkennen. Eine Kette dieser Sanddünen nennt der Araber, ihre Form gut kennzeichnend, Katr-Habidscha, d. h. Zug aneinander gekoppelter Kamele. Nun ist auch diese letzte Anhöhe überwunden. Im raschen Trab geht es durch die sandigen Fluren, die schon ganz mit einer Salzkruste weiß überzogen sind und einem gestockten Meere gleichsehen, durch niedriges, wildes Gesträuch hindurch, welches ebenfalls der Salzschimmel grauweiß gefleckt hat. Näher und näher kommen wir dem berüchtigten Meere. Der Geist sammelt seine Spannkraft, welche die gewaltige Hitze lähmen will. Weit öffnet sich das Auge, um ein richtiges Gesamtbild in sich aufzunehmen. Welches ist der erste Eindruck? Allerdings kein schauriger und schreckhafter. Es ist 10 Uhr vormittags. Die Sonne strahlt von wolkenlosem Himmel. Sie spiegelt sich froh und heiter in der großen Wasserfläche und lichtet etwas die tiefdunkeln Gewässer mit reichem Farbenspiel. Eine Dunstschichte ist über dem See nicht zu bemerken; nur die jenseitige Gebirgswand ist in florigen Dunst gehüllt, der ihre rauhe Formation schmeidigt und sänftigt. Unser Auge beherrscht mehr als die Hälfte des Meeres, und dieser Teil desselben gleicht einem kräftig umrahmten Binnensee und läßt an die

obere Hälfte des Bodensees mit der Alpenrückwand oder an den Genfer See mit den Savoyer Bergen denken, wobei man nur jeden Schmuck der Wälder und der Vegetation wegdenken muß. Kein Zweifel, manche alte Schilderungen dieser Gegend tragen zu düstere und traurige Farben auf.

Und doch — eines habe ich an mir selbst erfahren. Je näher ich dem Meere kam und je länger ich an seinem Ufer weilte, desto mehr verlor sich das anfängliche Wohlgefallen an der nicht reizlosen Gegend. Ich suchte mein Pferd an dem ganz seichten Ufer ins Wasser zu treiben, um ihm nach dem heißen, staubigen Ritt eine kleine Erquickung im Bade zu verschaffen, aber mit mächtigem Schaudern wandte es sich davon ab, und es war nicht zu bewegen, auch nur einen Huf ins Wasser zu setzen. Mich schreckte das nicht ab, mit einigen andern ein kurzes Bad im Meere zu nehmen, das nicht unerquicklich war, nur die Poren der Haut mit Salz füllte; die Schwimmer bestätigten die von andern Reisenden angemerkte, schon den Alten bekannten Eigenschaften des Wassers, daß es den Körper fast frei trägt und nur eine boshafte Neigung zeigt, ihn umzudrehen, den Kopf nach unten, die Füße nach oben. Wie ich mich aber nachher ans Ufer setzte und das ganze Bild nachhaltig auf die Seele wirken ließ, kam es mir mehr und mehr zum Bewußtsein, daß auch bei gutem Wetter der unheimliche Charakter den lieblichen überwältigt. Ich musterte mit dem Fernglas genau die jenseitigen Berge, und ich sah nun durch den farbigen Duft hindurch deren wahre Natur, die nur als erschreckend bezeichnet werden kann. Bis zu 1000 m steigen diese Höhen auf, unbeschreiblich zerrissen und zerklüftet, blitzzerspalten, wie von Höllenfeuern ausgebrannt, mit scharfen, harten Umrissen, als wären sie aus Eisen und Erz geschlagen. Das Ufer, auf welchem wir stehen, mit seiner Kahlheit und seinen zwar weniger wilden, aber um nichts belebtern Formen macht das Bild nicht lieblicher.

Unheimlich ist dies Wasser zu unsern Füßen. Man fühlt es bald: es ist nicht wie andere Gewässer der Erde. Das Tote Meer! (Fig. 64.) Der Name paßt. Diese Wasserfläche hat zwar einen für den Sonnenglanz empfänglichen, ihn wiederstrahlenden Spiegel, aber im übrigen ist es tot; es fehlt ihm Wellenschlag und Bewegung. Die heißen Winde aus der Araba, welche die Luft in Wallung bringen, — diese schwere, tote Masse umschmeicheln sie umsonst; sie laden vergeblich die Wellen zum Tanze. Kaum der Sturm vermag sie zu wecken und in Musik zu setzen. Die muntern Jordanwellen, die vom Gebirg herabgesprungen kommen, sie sind nicht im stande, diese Wasser zu beleben, sie verlieren selbst das Leben im Moment, wo sie sich mit denselben

berühren. Kähne und Flöße, die man dem Meere auflud, machen kaum einen Eindruck auf die metallene Fläche, lassen keine Furche hinter sich. Unheimlich sind sie, diese Wasser. Sie spielen nicht am Ufer mit dem Sande; sie plaudern nicht mit den Menschen. Nein, dies Meer ist nicht des Menschen Freund. Wenn du es nicht glaubst, koste von seinem Wasser: ein ekliger, bittersalziger Gifttrank, gegen welchen das Wasser des Oceans süß und wohlschmeckend ist. Eine Giftmischerin ist sie, diese See. Es macht ihr Freude, die armen Fische zu töten, die munter den Jordan herabgeschwommen kommen. Kein vegetabilisches und kein ani=



Fig. 64. Das Tote Meer.

malisches Leben birgt ihr Todesschoß. Und wenn es auch nicht wahr ist, daß kein Vogel darüber fliegen kann, ohne das Leben einzubüßen, so ist es doch wahr, daß man nicht selten tote Vögel auf ihren Wassern schwimmen sieht, welche ihre Sticklüfte getötet. Und wie vielen hat der Versuch, ihr ihre Geheimnisse abzulauschen, das Leben gekostet! Sie mordet in die Ferne; auf weitem Umkreis tötet sie mit ihren Giftsalzen Pflanzen und Bäume. Wie Leichengebeine sehen die dem Ufer entlang liegenden Baumstämme und Zweige aus, welche sie mit ihren Salzen gebeizt und gebleicht hat.

Unheimlich ist es hier selbst bei heiterstem Himmel. Unheimlich lastet die drückende Schwüle auf der Brust. Wie aber erst bei Unwetter, bei Stürmen und Regengüssen, bei entsetzlichen Gewittern! Da mag die schaurigste Schilderung noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Wenn er daherfährt, der wilde Sturmwind, der große Sänger des Zornes Gottes; wenn er sich auf die Meeresfläche wirft und Brust an Brust mit ihr ringt, bis er sie aufgerüttelt aus ihrem Todesschlaf, bis er ihre Wellen ins Rollen und zum Sprechen gebracht hat; wenn mit einem Riß er den Bergen ihr Duftgewand zersetzt, das ihre Blößen und Schrunden für gewöhnlich deckt; wenn er die Wüste ringsum in Entsetzen jagt, daß sie vor ihm flieht, daß die Berge springen wie Widder und der Jordan sich rückwärts wendet; wenn er seine schrecklichen Lieder über der See singt und wenn es zur Antwort aus ihren Tiefen emporstöhnt wie die Totenklage untergegangener Städte und begrabener Völker; wenn die Blitze niederfahren und die Wellen in phosphorische Flammen verwandeln, — dem Schauspiel mag freilich an Grauen und Entsetzen nichts auf Erden gleichkommen.

Ein unheimlicher Punkt im Weltall. So erscheint er nach dem, was wir über ihn wissen und was wir nicht wissen. Die wissenschaftliche Forschung hat ihn nicht aufhellen können. Sie konnte im Laufe der Jahrhunderte, besonders in unserem Jahrhundert durch die opfermutige, mit grauenhaften Strapazen verbundene amerikanische Expedition Lynch 1848 und durch die Entdeckungsreise des Herzogs von Luynes 1864, eine Reihe von Thatsachen feststellen, aber sie konnte nur wenige derselben erklären. Wir wissen jetzt, daß das $5^1/_2$ Stunden breite, 20 Stunden lange Meer, welches $2^1/_2$mal so groß ist als der Bodensee, in einem Kessel liegt, welcher durch die tiefste Einsenkung der ganzen Erdoberfläche[1] gebildet wird. Sein Spiegel liegt 393 m unter dem des Mittelländischen Meeres, sein Grund 792 m unter dem Spiegel des letztern; denn der größere Teil des Salzmeeres hat eine durchschnittliche Tiefe von 300 m, welche an den tiefsten Punkten sich auf 339 m steigert. Wir wissen, daß das Wasser 28 % Chemikalien hat: 23 % Salze, dazu noch 5 % Brom- und Chlorgehalt. Wir wissen ferner, daß das Meer wegen seiner beispiellosen Tieflage ohne allen Abfluß ist und trotz der täglich einströmenden Wassermassen nicht wesentlich wächst, woraus folgt, daß die täglich allein aus dem Jordan einfließenden ca. 6000 Millionen Liter Wasser täglich wieder verdunsten, daß täglich eine Wassermasse von

[1] So wird in der Regel angegeben und angenommen; nach der Karte der Höhenlage der Seen von Pfaff würde aber das Bett des Kaspischen Meeres und des Ontariosees sich noch tiefer einsenken als das des Toten Meeres.

$13^1/_2$ mm Höhe vom Meer abdunstet. Das wissen wir. Aber wie all das geworden ist, wie diese größte Abnormität der ganzen Erdoberfläche sich so gebildet hat, das wissen wir nicht; auch die Wissenschaft bleibt hier vor einem unheimlichen Fragezeichen stehen.

Ein anderes Buch giebt uns eine teilweise Erklärung, aber diese Erklärung verscheucht nicht, sondern erhöht den unheimlichen Eindruck. Ja, eine düstere Wolke schwebt auch am hellsten Tag über dieser Stätte: die Erinnerung an das, was am Anfang der israelitischen Geschichte hier sich abspielte. Die Katastrophe, welche im Gemüte der ganzen Menschheit so stark nachzittert, läßt sich nicht wegzweifeln: sie hat der ganzen Landschaft ihre Spuren unvertilgbar eingegraben. Daß neben den Erhebungen der Wissenschaft der biblische Bericht vom Untergang Sodomas und Gomorrhas recht wohl seinen Platz findet und behauptet, wird einem an Ort und Stelle vollends klar. Sehr gerne hätte ich freilich das Meer weiter umwandert und auch das andere Ende mit dem Dschebel Usdum, dem 45 m hohen Steinsalzberg und der 15 m hohen Salzsäule[1] in Augenschein genommen. Aber das war nicht möglich. So versenkte ich mich auf einem der salzinkrustierten Holzstämme am Ufer sitzend in die Tage der Urzeit und Vorzeit.

Zweierlei Möglichkeiten sind durch die Darstellung und den Wortlaut des biblischen Berichtes offen gelassen. Entweder war das Tote Meer schon da vor der Katastrophe von Sodoma und Gomorrha, als ein Wasser-Reservoir, in welchem der Jordan und die Gewässer der jenseitigen Gebirge sich sammelten. Man dachte an eine vulkanische Eruption, durch welche das kraterförmige Becken des Meeres gebildet worden wäre; neuere Forscher ziehen aber Spuren von Vulkanismus entschieden in Abrede. Bleibt man bei der obigen Annahme, so hat man sich die ursprüngliche Ausdehnung des Toten Meeres bedeutend geringer zu denken als die heutige. Die im Süden stark hereinragende Landzunge Lisan könnte als die einstige Grenze angesehen werden, zumal jenseits derselben die Tiefe des Meeres sich von einigen Hundert Metern auf einige Meter reduziert. Jenseits derselben lag dann der wasserreiche Garten Gottes, das Thal Siddim (1 Mos. 13, 10; 14, 3), der Bereich der Pentapolis, der fünf Städte Sodoma, Gomorrha, Adama, Seboim, Segor. Hier ward die Schlacht der vier Könige gegen fünf geschlagen, für deren Aus-

---

[1] Sie wird die Lotsäule genannt und als die Salzsäule angesehen, in welche Lots Weib verwandelt wurde. Ob sie dieselbe ist, auf welche Weish. 10, 7 hindeutet, welche Josephus und die Kirchenväter erwähnen, wissen wir nicht. Beachtenswert ist aber, daß die Pilgerin Silvia ca. 390 berichtet, der Bischof von Segor habe ihr gesagt, jene Säule sei schon seit einigen Jahren nicht mehr zu sehen und vom Toten Meere zugedeckt (Peregrin. Silviae, ed. *Gamurrini*, p. 55).

gang die vielen Asphaltgruben entscheidend wurden (1 Mos. 14, 8 ff.). Als die Sodomiterschuld den Höhepunkt erreicht hatte, kam die Katastrophe. Die Blitze des Zornes Gottes fuhren nieder und entzündeten die Asphaltlager, so daß Abraham einen Rauch aufsteigen sah wie der Rauch eines Schmelzofens. Die Erdrinde rollte sich in der furchtbaren Hitze und barst auseinander; sie erlitt eine starke Depression, von deren Niederungen nun das Tote Meer in mächtigem Wogengebrause Besitz ergriff, den letzten noch glimmenden Funken Lebens vollends tötend; da kredenzte es denen, welche die Flamme etwa noch verschont hatte, den tötenden Zornwein anstatt des Bechers der Lust, und mit wilder Gier schlang es Städte und Völker hinab in seine tiefsten Abgründe.

Die andere Möglichkeit ist die, daß erst infolge der Katastrophe und der gewaltigen, damit verbundenen Terrainveränderungen sich die Kluft des Toten Meeres gebildet und gefüllt hätte mit einem See, der infolge des Einsturzes und der Auflösung und Auslaugung von Steinsalzgebirgen ein Salzsee wurde. Dieser See verschlang nun auch den Jordan, der früher durch das ganze Thal lief und sich ins Rote Meer ergoß. Freilich scheint gegen diese Annahme die starke Bodenerhöhung der Araba zwischen dem Toten und dem Roten Meere zu sprechen; man müßte denn nur auch sie als eine Wirkung jener Katastrophe ansehen.

Seit dieser Katastrophe ruht der Fluch auf diesem Höllengrabe. Seitdem sind die scharfen Wasser der Salzsee damit beschäftigt, den ekeln Geifer der Unzucht wegzuätzen, mit welchem Sodomas Sünde dieses Land überzogen und geschändet hatte. Seitdem ist hier das Warnzeichen, auf welches von Jahrhundert zu Jahrhundert die Propheten und Bußprediger hinweisen, welches das Buch der Weisheit (10, 6 f.) erwähnt, an welches im Neuen Testament Petrus (2 Petr. 2, 6 ff.) und Judas (V. 7) erinnern, welches der Herr in seine Gerichtspredigt hereinnimmt (Luk. 17, 28). Seitdem blieb es eine unheimliche Stelle, denn Ezechiels große Vision, wie vom Tempel in Jerusalem ein herrlicher Strom ausfließt und den Tempelberg hinabrauscht zum Landstrich gegen Osten und sich ins Meer ergießt und dessen Wasser heilt, so daß sie mit Fischen sich füllen und mit Bäumen rings sich umsäumen (Ez. 47, 1 ff.), nimmt wohl den Einschlag aus dieser Erdengegend, verkündet aber nicht die Regenerierung dieser in Wehen liegenden Natur, sondern der Menschheit, die in geistigem Sinne ein totes Meer geworden war. Seitdem brütet Grauen und Entsetzen. . . .

Auf zum Jordan! Das klingt dem erschütterten, in sich versunkenen Gemüte wie süße Musik, die zur Freude und Erholung ladet! Unsere Pferde wittern, daß es dem Schatten und dem köstlichen Trank entgegengeht, und in munterem Trabe tragen sie uns über die Sand=

steppen, über die mit Salz geweißten Thon- und Mergelflächen hin. Immerhin haben wir in tropischer Hitze vom Ende des Toten Meeres bis zur Taufstelle auf geradestem Wege, ohne Aufenthalt bei der Jordanmündung, eine starke Stunde zu reiten. Währenddem wenden sich unsere Gedanken ganz dem Jordan (Fig. 65) zu, dem heiligen Strome, welcher das verbriefteste Recht auf diesen Ehrentitel hat, der einzigen nie versiegenden Wasserader, dem einzigen eigentlichen Strome des heiligen Landes. Eilig springt er herab, der Sohn der Berge (daher sein Name: Jarden = der Herabstürzende), arbeitet sich durch den schlammigen Merom-See, badet sich wieder rein im See Genesareth und durchzieht

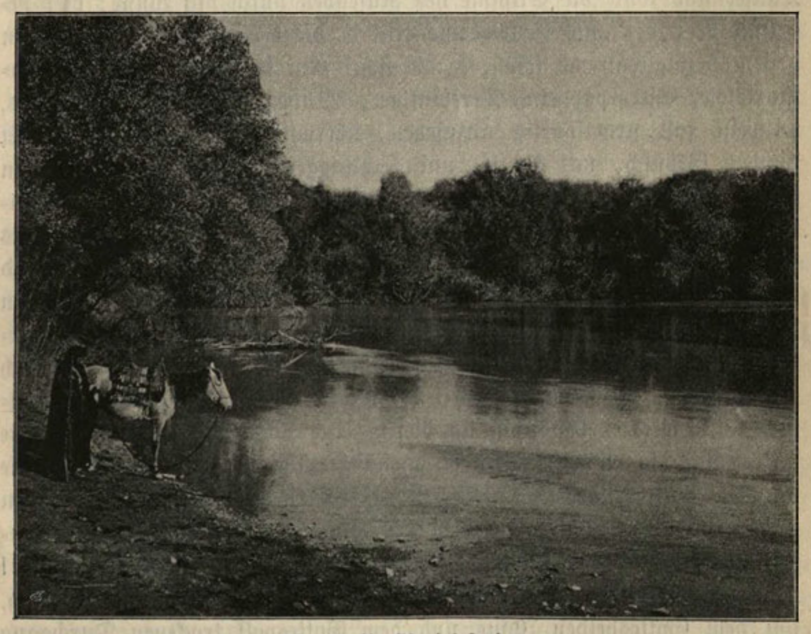


Fig. 65. Am Ufer des Jordan.

dann die große Ebene zwischen diesem See und dem Toten Meere. Traurig und öde ist diese Gegend; aber der Jordan weiß sich selbst sein kleines Paradies zu schaffen. Mitten durch die ausgebrannte Wüste hindurch sehen wir eine im schönsten Grün prangende Allee sich hinschlängeln, welche dem Fluß ihr frohes Leben dankt und dafür ihn lieblich einhegt und ein kühles Schattendach über ihm wölbt. Das sieht aus wie eine festliche Prozession, welche, grüne Guirlanden tragend, ihn begleitet. Sie geht mit ihm bis in die Nähe des Toten Meeres; hier aber ist es, als ob die Bäume und Gesträuche noch einmal zum Abschied sich über ihn beugen und über ihn weinen würden. Dann bleiben sie zurück; allein,

langsam, langsam geht er seinem grausen Geschick entgegen — dem Tod im Toten Meere. Aber auch er stirbt nicht ganz; auch er wird im Tode frei; nur was schwer ist an ihm und erdhaft, streift er im Toten Meer ab: seine bessere Natur erhebt sich wieder aus demselben, aufwärts, dem Himmel zu.

Wir sind an der Taufstelle der Griechen. Die der Lateiner mit den landeinwärts gelegenen Ruinen des Johannesklosters liegt weiter oben. Genau ist der wirkliche Taufort nicht mehr zu bestimmen. Bethanien oder Bethabara, welches Joh. 1, 28 nennt, ist verschwunden und war jenseits des Jordan gelegen. Hier in der Nähe jedenfalls wirkte der Täufer und tönte die Stimme des Rufenden durch die Wüste; hier begrüßte er das Lamm Gottes und trat er die edelsten seiner Jünger an dessen Gefolgschaft ab (Joh. 1, 28 ff.). Ein stattlicher Hain von Tamarisken, Silberpappeln, Terebinthen, Weiden, Akazien umgiebt uns, teilweise fast urwaldartig anzusehen, überwuchert und umsponnen mit dichtem Gebüsch, mit Schilf- und Schlinggewächsen. Von den wilden Tieren, die im Jordandickicht noch hausen, von den Leoparden, Schakalen, Wildschweinen, Hyänen ist natürlich hier um diese Tageszeit nichts wahrzunehmen, wohl aber begrüßen uns vielfarbige Vögel. Wir sind hier unmittelbar an den Wassern des Jordan, auf einem tiefer gelegenen Platze, den er wahrscheinlich bei großem Wasserreichtum ganz überschwemmt; das jenseitige Ufer ist eine mehrere Meter hohe, eigentümlich ausgewaschene Lehmwand. Weil in solchen Boden sein tiefes Bett eingelegt ist, weil er beständig an diesem Ufer nagt und auch die Bäume unterwäscht, so wird seine Farbe etwas getrübt und ähnlich gelb wie die des Nil. Wir beugen uns nieder zum Strome, netzen Stirn und Wangen und trinken aus ihm mit der hohlen Hand. Sei uns gegrüßt, majestätischer Fluß, der durch das Land unserer ersten Erinnerungen rauscht! Dich durchschritt der Stammvater Jakob, und deine Wellen teilten sich, um dem Gotteshelden Josue und dem Gottesvolk trockenen Durchgang zu gewähren; deine Fluten wichen ehrfürchtig zurück, als der Mantel des Propheten Elias sie berührte; deinen Wassern entnahm der Täufer das Symbol der Sündenreinigung, und deine Wogen durften den Leib des Gottmenschen berühren und ihn einweihen zum messianischen Beruf, und sie lauschten voll Staunen, als die große Offenbarung vom Himmel her kam. Heiliger Fluß, sei uns gegrüßt und gewähre uns Erquickung für Leib und Seele! — Er hat sie uns gewährt. Die Seele labte er uns durch die Erzählungen vom Täufer und vom Heiland, welche zu wiederholen seine Wellen seit Jahrhunderten nicht müde werden; den Geist erquickte er durch sein reiches, herrliches Leben, den Leib durch ein kühles Bad und durch das Mahl, das wir in seinem Festsaal einnahmen.

Nach 3 Uhr brechen wir auf und durchqueren in ziemlich raschem zweistündigen Ritt die Jordanebene, welche übrigens starker Waldungen nebst hügeligen Erhöhungen und terrassenförmiger Absätze nicht entbehrt. Zunächst wieder öde, weißgraue Mergelwüste. Dann langsamer Übergang zu kümmerlicher Vegetation, zu unschönem, rauhem Buschwerk und Gesträuch, dem Produkt der letzten Süßwassertropfen, welche die Quellen der Berge in die durstige Ebene senden; endlich Einzug in die Oase von Jericho.

Das heutige Jericho, von der Bergwand ziemlich entfernt, während das kanaanitische und das herodianische nahe an dieselbe gerückt war und dort noch einige Trümmer abgelagert hat, ist nichts als ein kleines Gehöft von einigen Dutzend stallartiger Lehmhütten; Häuser giebt es eigentlich nur zwei: ein russisches Hospiz und ein neu entstandenes deutsches Gasthaus. Aus letzterem tritt unser Landsmann hervor und ladet uns zur Einkehr ein. Zu einer Limonade kann man sich verstehen, ohne abzusteigen. Aber kaum haben wir Halt gemacht, so zieht mit Handtrommelmusik eine zerlumpte und schmierige Volksbande auf, um uns durch eine Fantasia zu erquicken. Wir sind nicht mehr empfänglich für solche Genüsse und ergreifen eilends die Flucht. Zehn Minuten von Jericho ist unser Lager aufgeschlagen. Der Weg führt durch herrliches Gebiet, welches drei starke Quellen in vielverzweigtem Adernetz durchrieseln. Um ins Lager zu kommen, müssen wir über etliche sechs muntere, zum Teil tiefe Bächlein setzen, und unser grüner Lagerplatz ist rings vom Wasser umsprudelt. Wir sind im Herzen der Oase, welche gegen früher stark zusammengeschrumpft ist. Verschwunden sind alle die einstigen architektonischen Herrlichkeiten; verschwunden die Paläste und der Hippodrom Herodes' des Großen, welcher hier sich eine Winterresidenz gebaut hatte; verschwunden auch das Amphitheater, in welchem derselbe in den letzten Tagen seines Lebens die vornehmsten Männer von Judäa hatte einsperren lassen mit dem Befehl, sie sofort nach seinem Tode hinzurichten, damit wenigstens die Hinterbliebenen über seinen Tod wider Willen trauern müßten (Fl. Josephus, Jüd. Krieg 1, 33, 6); verschwunden auch die vielgerühmten Palmenhaine und Balsamgärten. Aber geblieben ist die tropische Fruchtbarkeit des im Frühjahr noch lieblichen, im Hochsommer mörderischen Klimas. Der bergumhegte, reichbewässerte Winkel ist ein großer Garten mit Reben, Feigen-, Granat-, Zakkum-Bäumen; die letztern sind eine unechte Balsamart und liefern das sogen. Zachäusöl, ein Heilmittel gegen Rheuma; alles umzäunt der Sidr (Zizyphus spina Christi) mit seinem dornigen Gewirr. Die Jerichorose wird wohl hier zum Verkauf angeboten, wächst aber nicht hier, sondern am Toten Meere, wenn nicht, wie man neuerdings annimmt,

eine ganz andere in Jericho häufig vorkommende Pflanze, der Asteriscus pygmaeus, die eigentliche Jerichorose ist. Die Palme, die einst Jericho den Namen Palmenstadt gab, ist total ausgestorben.

Gleichwohl, wir meinen im Paradies zu sein nach den Wüsteneindrücken der vorigen Tage; Schatten, Wasser und grüner Rasenteppich machen rasch die ermattete Seele und den zerrittenen Körper wieder aufleben. Gerne hätte ich noch einen Gang zur Sultansquelle gemacht, welche von den Christen Elisäusquelle genannt wird, als der Brunnquell, welchen auf die Bitte der Einwohner der Prophet durch etwas Salz trinkbar machte (4 Kön. 2, 19 ff.); gerne wäre ich auch ein Stück den Berg Karantel (Quarantana, Berg der 40 Tage) hinangestiegen. Aber die strömenden Bächlein hemmen den Fuß, und den Pferden ist nicht weiter zuzumuten. So müssen Augen und Gedanken allein vom Lagerplatz aus uns Bericht erstatten über die Denkwürdigkeiten dieser Gegend.

Drüben, vom Nebo herab, der jenseits des Jordan aufragt, schaute einst Moses auch in diesen Garten herein; über den Jordan kommen die Israeliten gezogen und nehmen Jericho ein und düngen den Boden mit Schutt und Blut. Hier in Jericho war die Zollstation zwischen Judäa und Peräa, und Zachäus der Kleine stieg hier auf die Sykomore, um den Herrn zu sehen, und ward beglückt durch die Einkehr des Heilandes in sein Haus, des Heiles in seine Seele (Luk. 19, 1); vielleicht waren es auch die Kinder von Jericho, denen die Auszeichnung wurde, vom Herrn geherzt und gesegnet zu werden (Matth. 19, 13); an den letzten Häusern Jerichos saßen die zwei Blinden, welche der Herr sehend machte, ehe er den Passionsgang nach Jerusalem antrat (Matth. 19, 30). Aber nicht so lieblich sind die Erinnerungen, welche der entsetzlich wilde, kluftreiche Berg Karantel weckt (Fig. 66). Hier hat nach der Legende Satan sich an den Menschensohn gewagt. Was spricht für diese Legende? Die Lage und Natur des Berges; aber mehr Gewicht hat die Thatsache, daß derselbe jedenfalls vom fünften, Guthe meint schon vom vierten Jahrhundert an von den christlichen Einsiedlern bevorzugt und bevölkert wurde. Heute noch seien in den tiefen Schluchten unzählige Höhlen sichtbar, zum Teil nur auf Schwindelpfaden ersteigbar, zum Teil jetzt gar nicht mehr zugänglich, ingeniös mit Wasser gespeist durch in die Felswand gehauene Leitungsrinnen, Höhlen, in welchen Tote und Lebende zusammenwohnten, indem je der Nachfolger seinem Vorgänger ein Hintergemach in der unterirdischen Behausung anwies; dazu oben ein kleines, noch bewohntes griechisches Klösterchen, zuoberst die Ruine einer alten Kirche. Ein merkwürdiges Pendant: drüben der Berg Nebo, wo Gott dem Führer des Alten Bundes das Land der Verheißung zeigt; hier der finstere Berg, auf welchem der Fürst der Finsternis dem Stifter des Neuen Bundes

ein phantasmagorisches Reich zeigt, um ihn von seinem Leidenspfad abwendig zu machen. Und ein ergreifendes Gesamtbild, welches jetzt eben die flammende Abendröte zu einem großartigen Gemälde zusammenmalt:

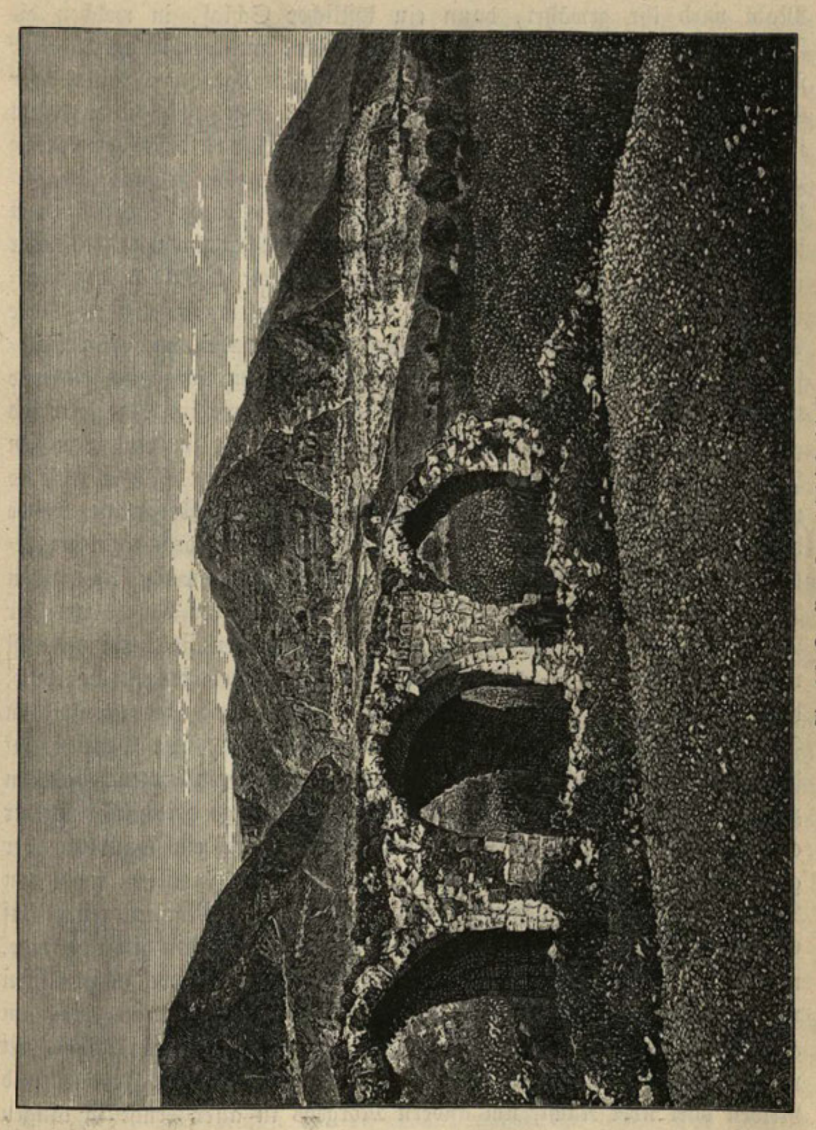


Fig. 66. Der Berg Karantel bei Jericho.

drunten die Stätte des Fluches, das Wellengrab der Sünde; hier die erste feste Stätte, der erste Eigenbesitz des Volkes Israel; droben auf dem Berge die Stätte des Kampfes, wo der Gottmensch die Sünde überwand und den Fürsten der Hölle besiegte, und wo im Neuen Bunde

in der Kraft des Gottmenschen viele Hunderte diesen Kampf und Sieg nachkämpften und nachsiegten.

Die Natur fordert ihre Rechte. Ein frisches Bad und ein gutes Mahl wird ihr gewährt, dann ein köstlicher Schlaf, in welchen die Frösche, die unermüdlichen Wassermusikanten, uns einquaken. 6 Uhr früh am Montag in der Karwoche reiten wir ab nach Jerusalem. Über Steingeröll eine mächtige Anhöhe hinan, die oben von Ruinen besetzt ist. Dann durch die ganze Breite der Wüste Juda, durch einförmige Thäler und finstere Schluchten, durch Hohlwege, welche zwischen Mergelhügeln eingetieft sind. Der Weg meist gut, eine breite Straße; selbst solide steinerne Brücken über die Bäche und Thalschluchten, — leider nicht benützbar, da die Straße noch nicht darüber geführt ist und Auf- und Abstieg zu denselben mangelt. Ein Pascha machte sich um diese Straße verdient, konnte sie aber leider nicht vollenden, und sein Nachfolger teilte sein Interesse nicht, so daß nun das vom Vorgänger Gebaute teilweise schon wieder zerfällt. Doch sahen wir, wie im Wadi-el-Chod an der Straße gebaut wurde. Wenn sie fertig wird, so kann man den Weg nach Jericho zu Wagen machen. Trotz der öden Gegend fehlt es nicht an Unterhaltung. Wir durchreiten eine Beduinen-Karawane, welche die Straße benützt, um den Lagerplatz zu wechseln. Voraus ein gemütlich dahertrollender Esel als Anführer der Kamele, welche in langem Zuge hintereinander her marschieren, den Ausdruck der Würde und der Dummheit glücklich vereinigend; der Strick, welcher sie verbindet, ist vorn am Hals des Langohrs befestigt. Die Kamele tragen die Zelte, den größern Hausrat und die schwarzgekleideten und schwarzverhüllten Frauen; Kinder und Geflügel reiten auf den Eseln, mit Stricken auf dem Sattel festgebunden; die Männer gehen mit ihren langen Musketen zu Fuß nebenher. Dann kamen uns mehrere Züge griechischer Pilger entgegen, denn der Montag in der Karwoche ist ein Haupttag der griechischen Jordanwallfahrt. Es sind häufig ganze Familien, meist von Popen geleitet; fast niemand geht zu Fuß. Die Männer reiten auf Eseln; für die Beförderung der Frauen und Kinder dienen gitterwandige, mit Betten ausgelegte Kisten, in welchen sie kauern; je zwei solche Kisten werden derart mit Stricken verbunden, daß sie rechts und links am Kamelsattel hängen; selbst kleine Esel müssen mitunter zwei Kisten mit weiblichen Insassen tragen. So ziehen sie hinab zum Jordan und bleiben dort über Nacht, um andern Morgens in aller Frühe in langen weißen Gewändern, die dann als Sterbkleider heimgenommen werden, mit den Kindern und den Kranken das Jordanbad zu nehmen, das nach ihrer Anschauung bei der Wallfahrt zu den heiligen Stätten ganz wesentlich ist.

Nur ausnahmsweise ist die Straße so bevölkert. Für gewöhnlich erhöht die Einsamkeit das Unheimliche dieser Gegend, die völlig unbewohnt ist und mit ihren Höhlen und Hohlwegen räuberische Überfälle begünstigt. Darum verlegt der Herr hierher die Parabel vom barmherzigen Samaritan, und die naive Legende weist auf den Chan Chadrur in der Mitte zwischen Jericho und Bethanien als das Wirtshaus, in welches der Verwundete verbracht worden sei. Noch eine kurze Rast in einem elenden Chan beim Apostelbrunnen oder dem Lazarusbrunnen, dem einzigen Quellbrunnen auf dem ganzen Wege. Hier stellt sich der Scheich von Abu-Dis ein, um das Geld für das Geleite einzukassieren nebst dem selbstverständlichen Bakschisch. Auf neuer, schöner Steige kommen wir nach Bethanien (El-Azarije). Da geht das Herz uns auf, trotzdem alle die Kirchen und Klöster, mit welchen die frühern Jahrhunderte das Andenken an den Heiland und seine Freunde ehrten, bis auf eine Turmruine und die zweifelhafte Grabkammer des Lazarus verschwunden sind und nur Mohammedaner hier wohnen. Man fühlt es dem Heiland nach, warum er aus dem Getriebe der Stadt, aus der Atmosphäre des Hasses und der Verblendung gern auf diese Höhe flüchtete, welche, selber noch im reichen Grünschmuck prangend, schon an der Ruhe und Einsamkeit der Wüste teilnimmt. Noch webt ein stiller Friede über dem Ort, wo der Gottmensch die Menschenfreundschaft heiligte und sich würdigte, deren Gabe und Labung entgegenzunehmen; aber auch wie Glorienglanz liegt über ihm die Erinnerung an das große Wunder der Auferweckung des Lazarus.

Nicht über Bethphage, sondern auf weiterer, bequemer Straße, welche den Ölberg im Bogen umzieht, kehren wir nach Jerusalem zurück, voll von den Eindrücken der letzten Tage, aber froh, wieder in der Heimat zu sein, denn Heimat ist uns die heilige Stadt geworden in den wenigen Tagen, die wir dort geweilt.

Kreuz und quer durch Jerusalem. Ritt um die heilige Stadt.

(Hierzu der Plan des heutigen Jerusalem am Schluß dieses Buches.)

Wieder und wieder lenkt der katholische Pilger seine Schritte nach dem großen Franziskanerkloster St. Salvator, und keiner verläßt Jerusalem, ohne sich ihm zu Dank verpflichtet zu fühlen und von seinem segensreichen Wirken erbaut worden zu sein. Das Mutterkloster der Franziskaner war einst auf Sion beim Abendmahlssaal. Als der Islam sie von hier verdrängte, erwarben sie 1559 von den schismatischen Georgiern ein nördlich vom Jaffathor ziemlich hochgelegenes Kloster und erweiterten es stetig im Lauf der Jahrhunderte. Vom

heutigen Klosterbau ein genaues Bild zu geben, ist unmöglich. Das ist nicht ein Bau, sondern ein Konglomerat von hundert Bauten, alten, neuern und neuesten, nach außen umschlossen von fensterlosen, fast festungsartigen Mauern, im Innern ein Labyrinth, in welchem man ohne Führer sich nicht zurechtfinden kann. Außer einem großen Konvent von 80—100 Mönchen aller Nationen ist in dieser Klosterstadt untergebracht eine theologische Schule für die Novizen, eine große Bibliothek, besonders reich an palästinensischer Litteratur, ein Waisenhaus, eine Druckerei mit Schriftgießerei und Buchbinderei, ferner eine große Dampfmühle mit Bäckerei und dann Werkstätten und Ateliers für alle Handwerke und Künste. Dazu eine 1882—1885 ganz neu gebaute Kirche im anmutigen, freilich dem Orient etwas gewaltsam aufgenötigten Stil des italienischen Barock, ausgestattet mit Marmoraltären, Altargemälden florentinischer Meister, mit Glasgemälden und feinen Holzarbeiten, die Wände mit Marmorstuck verkleidet; daneben ein hoher Glockenturm mit schönem Geläute.

An der Spitze des Klosters steht der Kustos des heiligen Landes, der heute noch den Titel Guardian vom Berge Sion führt. Derselbe nahm uns überaus freundlich auf und gab uns den bayrischen Landsmann P. Bonaventura Lugscheider als Cicerone mit. Dem Kustos unterstehen die 40 Franziskanerklöster im heiligen Land. Die Thätigkeit seiner Mönche in Jerusalem ist eine überaus vielseitige. Sie besorgen nicht bloß den Gebets- und Opferdienst an den heiligen Stätten, besonders in der Grabkirche: ihre Klosterkirche ist auch die Pfarrkirche der Katholiken der Stadt. Sie dienen mit großer Bereitwilligkeit den Fremden als Führer, ja sie haben 1865—1876 ein großes, neues Hospiz gebaut mit 116 Zimmern, in welchem jeder Pilger, wessen Glaubens und Landes er sei, 15 Tage lang freie Verpflegung findet. Endlich leisten sie auch ärztliche Dienste, wenn man ihrer begehrt, besonders zur Zeit der Cholera.

*

Nur wenige Schritte vom Salvatorkloster erhebt sich das stattliche lateinische Patriarchalgebäude mit der Kathedrale. Der vom Konzil von Chalcedon zur Patriarchalwürde erhobene Bischofssitz von Jerusalem war von den Kreuzfahrern wiederhergestellt worden; aber mit dem lateinischen Königsthron brach auch der Patriarchalsitz wieder zusammen. Es gab von da an bloß mehr ein Titularpatriarchat Jerusalem, bis Pius IX. 1847 der heiligen Stadt wieder einen residierenden Bischof und Patriarchen sandte. Am 11. Februar 1872 wurde die neue Kathedrale eingeweiht, ein dreischiffiger gotischer Bau von etwas ungünstigen Verhältnissen, sofern die Breite der Länge beinahe gleichkommt; er ist aber auf künftige

Verlängerung angelegt. Sein gotischer Stil erscheint etwas italienisiert und arabisiert. Statt der ganz ebenen Terrasse deckt ihn ein flaches Ziegeldach. Die Innenausstattung ist vornehm. An die Kirche stößt die Residenz des Patriarchen (Ludovico Piavi aus Ravenna) und seines Kapitels, und das Priesterseminar mit reicher Bibliothek.

*

Der Katholische deutsche Palästina-Verein hat seit einigen Jahren auch eigenen Grund und Boden und ein eigenes Haus in Jerusalem,

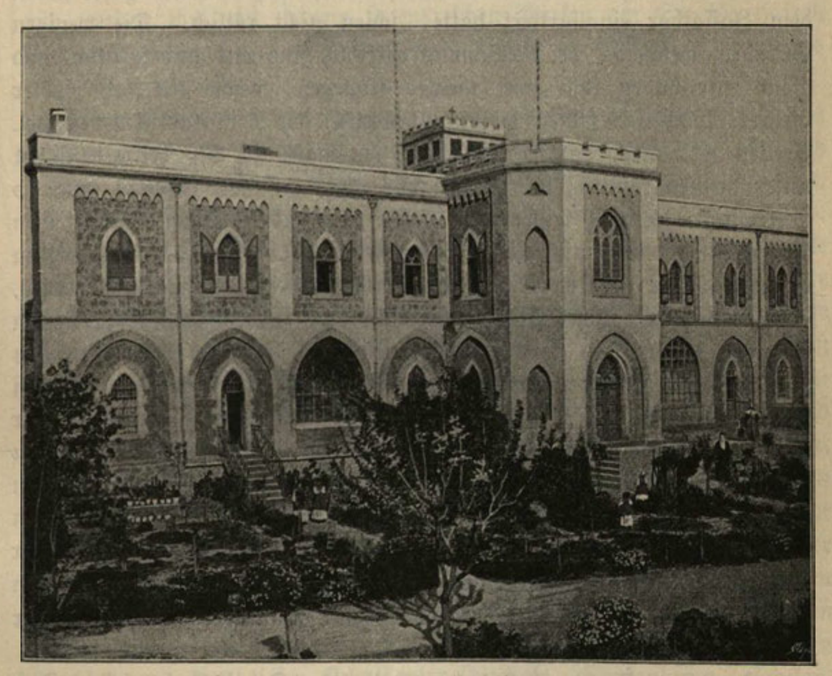


Fig. 67. Das deutsche Pilgerhospiz in Jerusalem.

das den deutschen Pilgern wärmstens zur Einkehr empfohlen werden kann. Das deutsche Hospiz (Fig. 67) wurde 1885 gegründet; es liegt vor dem Jaffathor inmitten schöner Gärten, etwas abseits von der Straße, verfügt über schöne und große Räumlichkeiten und birgt auch eine Hauskapelle; in einem zweiten Hause wohnen Barmherzige Schwestern, welche eine Schule leiten. Willkommen sind im Hause besonders junge Männer, welche in Jerusalem Sprachstudien oder topographischen Studien obliegen wollen. Der Direktor, P. Schmidt, feingebildet und in Palästina und der Palästina-Litteratur im vollen Sinne zu Hause, ist ebenso fähig wie willig, derartige Studien zu leiten und zu fördern; auch ist es ihm

gelungen, einen tüchtigen Grundstock für eine wissenschaftliche Bibliothek anzulegen. Unweit vom Hospiz ist der große, teils aus dem Felsen gehauene teils aus Quadern gemauerte Mamilla-Teich, in welchem viele den „obern Teich am Weg zum Walkerfeld" (Js. 7, 3) wiederfinden, bei welchem der Prophet Isaias dem König Achaz das große Zeichen verkündet, welches der Herr geben wird: „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein Immanuel."

Zu gerne hätte ich im deutschen Hospiz Einkehr genommen; aber eine Lostrennung von der Karawane, welche sich im New Hôtel neben dem Jaffathor einquartiert hatte, schien nicht rätlich. Die wenigen Stunden, welche ich bei P. Schmidt verlebte, sind mir unvergeßlich, und gleich mir haben ihm zwei meiner Kollegen, welche ein Jahr später mehrere Wochen in seinem Hospiz zubrachten, das beste Andenken bewahrt. Freuen wir uns, daß wir nunmehr ein Haus in der heiligen Stadt unser nennen können, und freuen wir uns, daß wir dasselbe unter so vortrefflicher Leitung wissen. In kurzer Zeit hat P. Schmidt mit seinen treuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen sich die wärmsten Sympathien der Einwohner zu erwerben gewußt durch ein echt deutsches, lärmloses, ruhiges und energisches Wirken. Hauptsächlich kam ihm dabei zu statten seine gründliche und erleuchtete Kenntnis des Orients, der Orientalen und der orientalischen Verhältnisse. Er hat die Versuchung weit von sich ferngehalten, der auch katholische Institute im Orient mitunter unterliegen: um jeden Preis den Orientalen zum Europäer machen zu wollen oder gar auf Kosten der Sache und der Seelen den Orient zum Spielplatz kleinlicher Nationaleitelkeiten zu machen. Er strebt auch in seiner Schule kein anderes Ziel an, als die ihm anvertrauten Kinder zu guten Christen und Katholiken auszubilden, im übrigen aber ihnen ihr orientalisches Blut zu lassen und sie für ihre Verhältnisse, nicht für europäische zu erziehen.

In elfter Stunde haben die Katholiken Deutschlands festen Fuß gefaßt in der heiligen Stadt. Unter Gottes sichtbarem Schutz und Segen und mit Hilfe der aus Deutschland fließenden Opfer ist es ihnen gelungen, dieses schöne, günstig gelegene Terrain zu erwerben und mit einem stattlichen Bau zu besetzen. Die Freude hierüber in die That zu übersetzen und in Gold umzuprägen ist aber dringend notwendig, denn die Mittel aus Deutschland fließen zu spärlich, als daß sie unserer Stiftung die wünschenswerte Ausgestaltung und die Entfaltung einer gedeihlichen Wirksamkeit ermöglichen würden. Die Ehrenschuld drückt um so schwerer auf unser Gewissen, als gerade gegenwärtig sich das Hospiz des protestantischen Deutschland nebst Kirche auf dem Muristân in einer Pracht und Großartigkeit zu erheben beginnt, welche all-

gemeine Bewunderung erregt. Möchte im gleichen Maß das Interesse des katholischen Deutschland für Jerusalem erwachen und sich opferkräftig erweisen. Daß künftighin deutsche Pilger und Pilgerkarawanen in unserem Hause absteigen und einkehren, ist doch ganz selbstverständlich, und es ist unbegreiflich, wie man je ihnen das hat verwehren oder verargen können. Alle, die dort Einkehr nahmen, haben dankbar ihre höchste Zufriedenheit mit Haus, Zehrung, Führung und Beratung bekundet. Weiterhin ist zu wünschen, daß der katholische deutsche Palästina-Verein noch einen namhaften Zuwachs an Mitgliedern und Beiträgen erfahre; wir werden ihm und seinem segensreichen Wirken am See Genesareth noch einmal begegnen und dort den Appell an unsere Brüder und Schwestern wiederholen. —

Von hier können wir uns zu einer andern katholischen Niederlassung geleiten lassen, an welche sich schöne Hoffnungen knüpfen: zu dem noch kleinen und bescheidenen Klosterbau der französischen Dominikaner, unweit des Damaskusthores, westlich von der Straße nach Nabulus. Sie haben ein höchst interessantes Gebiet, wie es gerade für ihre Zwecke nicht besser hätte gefunden werden können. Jeder Zoll des von ihrer Mauer umschlossenen Platzes birgt unter tiefer Schuttlage wichtige Reste und Reliquien aus vergangenen Jahrhunderten. Tief im Boden stieß man auf ausgedehnte Gräberanlagen, große, in Felsen gehauene Kammern mit kleinern Seitenkammern und zahlreichen Bankgräbern und Trog- oder Senkgräbern, unzweifelhaft eine altjüdische Begräbnisstätte, welche, wie eingehauene Kreuze beweisen, später auch von den Christen benützt und erweitert wurde. Sodann traten die Fundamente einer Kirche zu Tage, welche dreischiffig, ca. 32 m lang, 20 m breit und mit einer Apsis geschlossen war; innerhalb dieser Kirche ein aus dem Felsen gehauener alter Teich. Diese Mauertrakte durchkreuzen und durchschneiden spätere Bauten, die wohl aus der Kreuzfahrerzeit stammen. Allenthalben tauchten aus dem tiefen Schutt alte Kapitäle, Säulenbasen, Säulenschafte, Reste von Bodenmosaik auf. Noch ist nicht das ganze Terrain untersucht und noch ist es nicht gelungen, alles Gefundene zu erklären und an richtiger Stelle einzureihen. So viel ist sicher: wir stehen hier an der Stätte der Kirche des hl. Stephanus. Ob aber die gefundenen ältern Reste der von Eudokia im 5. Jahrhundert errichteten Basilika dieses Heiligen, oder ob sie einer etwa im 8. Jahrhundert von den Griechen gebauten und von den Kreuzfahrern wiederhergestellten kleinern Stephanuskirche angehören, ist noch nicht ausgemacht, auch nicht, ob die erste und zweite Kirche auf dem gleichen Platz standen. Möge den Dominikanern, welche eine Art Akademie für wissenschaftliche Palästinaforschung und Bibelforschung gegründet haben und seit 1892 auch eine

Revue Biblique ins Leben riefen, die Lösung dieser Fragen gelingen und eine lange, segensreiche Thätigkeit beschieden sein.

Nun durchschreiten wir das Damaskusthor, gehen in der Straße Hosch-Achia-Beg weiter und gelangen bald zu einem mächtigen Monumentalbau auf hochterrassiertem Terrain: dem österreichischen Hospiz (Fig. 68), 1863 vollendet, zu stande gekommen insbesondere durch die Bemühungen des Kardinals Rauscher. In beiden Hauptstockwerken schöne gewölbte Gänge, Säle, Gesellschaftszimmer, Einzelzimmer; eine hübsche Hauskapelle mit einem Altargemälde von Kuppelwieser. Der Direktor ist ein österreichischer Geistlicher; Herr Costa-Major, der uns so freundlich aufnahm und den französischen Führer zu den Heiligtümern des heiligen Landes von P. Liévin de Hamme ins Deutsche übersetzte (Mainz 1887), ist inzwischen ins himmlische Jerusalem heimgegangen.

*

Ein höchst merkwürdiges Areal inmitten der Stadt, seit 1869 zum großen Teil infolge einer Schenkung des Sultans in den Besitz des Deutschen Reiches übergegangen, ist der Muristân (= Hospital), dem Portal und der Südseite der Grabkirche gerade gegenüber gelegen. Der unermeßliche Schutthaufen, welcher den ca. 160 m langen, 140 m breiten Platz bedeckt und aus welchem nur noch klagende Trümmer aufragen, sargt eine reiche Geschichte, eine ehrwürdige Vergangenheit voll von Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit ein. Wahrscheinlich stand auf diesem selben Boden schon das von Karl d. Gr. gestiftete Kloster, die erste Niederlassung des Abendlandes auf Jerusalems heiligem Boden. Wohl über den Trümmern dieser Stiftung bauten im Anfang des 11. Jahrhunderts Kaufleute aus Amalfi, in Palästina gern gesehen und hochangesehen als Vermittler europäischen Handels, ein Hospiz mit großer Kirche, welche den Titel Maria Latina führte; beide wurden Benediktinern zur Besorgung übergeben. Dem fügt sich dann ein Nonnenkloster mit Kirche an, Maria Parva genannt, zu Ehren der hl. Maria Magdalena, für Aufnahme weiblicher Pilger und Kranken. Die Kreuzfahrer ergreifen Besitz von diesen Bauten und fügen denselben ein großes, zunächst St. Johann dem Almosengeber, später dem Täufer geweihtes Hospiz mit Kirche an; letztere erhält den Titel Maria die Große. Bald wird dieses Hospiz die Wiege des Johanniter- oder Hospitaliterordens, welcher Pilgerdienst, Krankendienst und Waffendienst in seiner Regel vereinigt. So ist nun der ganze Platz bedeckt mit bedeutenden Bauten; Kirche stößt an Kirche, Hospiz an Hospiz, Kloster an Kloster; die Hallen des Johanniterhospizes stützten nicht weniger als 124 Säulen und 54 Pfeiler.

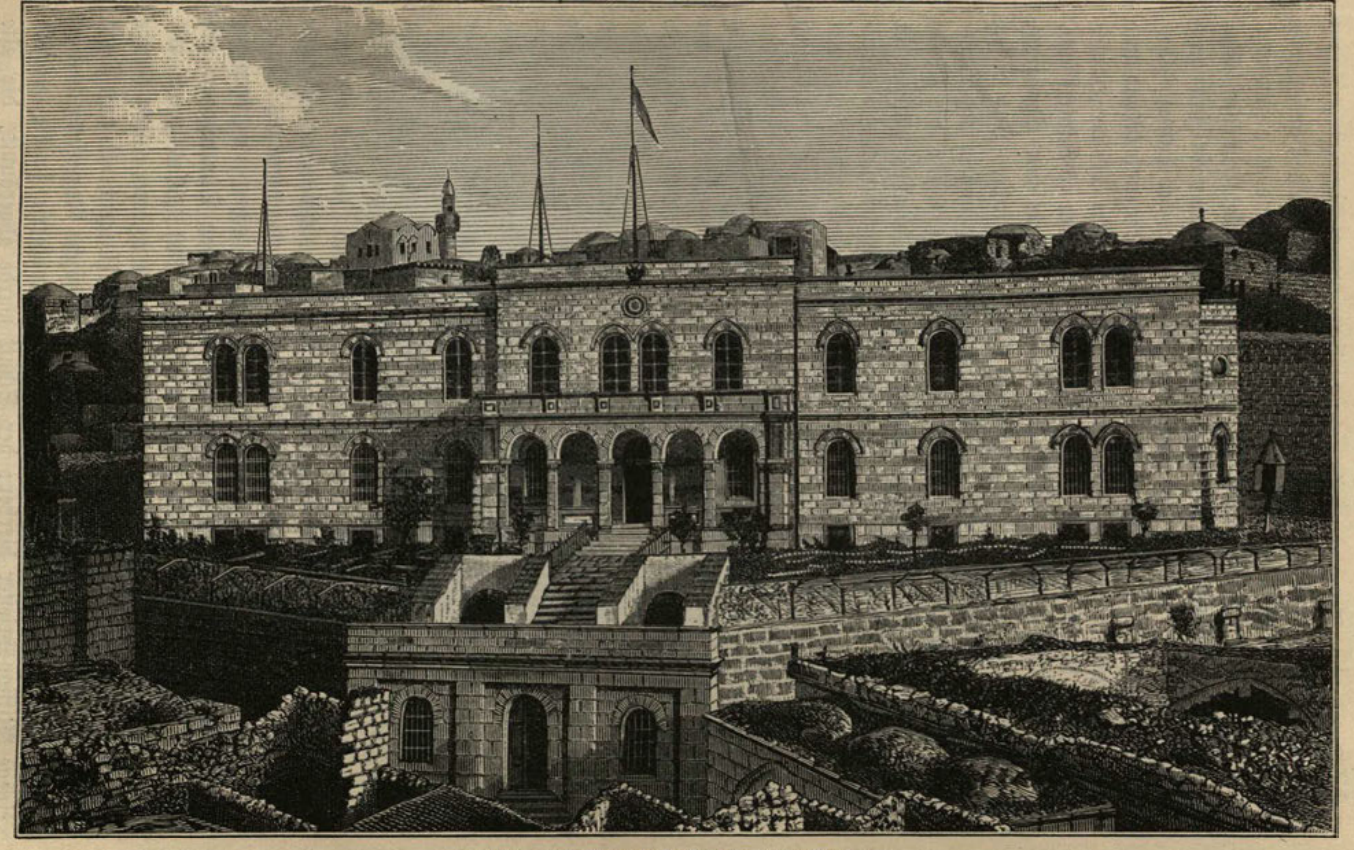


Fig. 68. Das österreichische Pilgerhospiz in Jerusalem

Durch eine Trümmerwand und eine alte Pforte gelangt man auf das große Ruinenfeld. Kaum will es mehr gelingen, den Bauten, von welchen alte Berichte erzählen, hier ihren einstigen Standort anzuweisen. Jene Pforte ist unzweifelhaft ein altes Kirchenportal; in den Eintreppungen Säulchen mit Kelchkapitälen; im Tympanon ein fast ganz zerstörtes Relief; darüber drei stattliche Archivolten; der äußerste Umrahmungsbogen von 14 Figürchen besetzt, welche Sonne und Mond und die zwölf Monate darstellen, je mit Attributen, welche auf die Hauptlandarbeiten der betreffenden Zeit weisen; ikonographisch sehr interessant. Das Ganze hat ausgesprochenen romanisch-abendländischen Charakter, ebenso auch die übrigen noch erhaltenen Reste der Kirche. Aus diesen läßt sich eine dreischiffige Anlage mit drei Apsiden und einem Querhaus rekonstruieren. Die einen erkennen in diesen Resten die Kirche Maria Latina, die andern die Kirche Maria die Große; letzteres ist zweifellos das Richtige. Die Latina war ein byzantinischer Kuppelbau, welcher freilich auch durch die Kreuzfahrer romanisch umgebaut wurde, aber in viel kleineren Dimensionen; auch von ihr sind noch Reste erhalten, über der Straße drüben, mit denen der Maria der Großen parallel laufend. An die Südwand der letztern schloß sich ein zweistöckiger Kreuzgang, der einen Innenhof umzieht, wohl ein arabisches Bauwerk des 15. Jahrhunderts mit stark gotischen Anklängen, noch in Resten erhalten; am südlichen Flügel desselben ist noch ein Trakt des Johanniterklosters stehen geblieben; im Refektorium des zweiten Stockes ist die deutsch-evangelische Kapelle eingerichtet. Nachdem eine breitere Zugangsstraße hergestellt worden, hat man nunmehr die großen Neubauten, Hospiz, Kirche und Residenz für einen deutsch-evangelischen Bischof, in Angriff genommen und (1895) bereits ziemlich in die Höhe gefördert.

Wenn wir vom österreichischen Hospiz die Via dolorosa hinabwandeln dem Stephansthor zu, so gelangen wir zunächst zu dem links an der Straße gelegenen blühenden Anwesen und Institut der von P. Ratisbonne gegründeten Kongregation der Sionsschwestern mit stattlicher neuer Kirche, dann zu der Geißelungskapelle und unfern des Thores zu einem großen Neubau. Ein Portal führt in einen weiträumigen Innenhof, in welchem eine Kirche von bedeutenden Dimensionen sich erhebt. Das ist die Kirche St. Anna (Fig. 69). Das ganze mit Schuttmassen bedeckte Terrain mit den Trümmern einer alten Kirche wurde 1856 vom Sultan dem Kaiser Napoleon III. geschenkt zum Dank für die Hilfeleistung im Krimkrieg. Die französische Regierung trat es an die Mission von Algier ab. Kardinal Lavigerie sandte alsbald einige Missionspriester hierher; der Schutt wurde abgeräumt, die alte

Kirche wiederhergestellt und ein neues Kloster gebaut. Ein freundlicher Mönch in weißem Habit macht uns den Führer.

Im Hof ist schön geordnet alles zusammengestellt, was man an alten Architekturresten aus dem Schutte grub oder bei der Restauration der Kirche nicht mehr verwenden konnte. Mit Bewunderung haftet der Blick an dem edlen Kirchenbau, der mit großer Pietät und Meisterschaft in seiner ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt wurde. Ein Bau aus einem Guß, ein Werk des romanischen Stils aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, dreischiffig, mit drei Apsiden, durchsetzt von einem Transept, über welchem eine 18 m hohe Kuppel aufsteigt; Länge 36 m,



Fig. 69. St. Annakirche in Jerusalem. (Im Hintergrunde die Omar-Moschee.)

Breite 21 m; die ganze Anlage der der großen Maria am Muristân aufs nächste verwandt. Die Innenarchitektur sehr einfach; die Kapitäle schmucklos; die Arkadenbogen wie immer spitz zulaufend; die Oberlichter fast unmittelbar über dem Gurtgesims der Arkaden aufgesetzt, weil die Seitenschiffe nicht mit Pultdach, sondern mit flacher Terrasse gedeckt sind; die Verhältnisse glücklich und klangvoll. Etwas mehr Schmuck zeigt das Äußere, ein eingetrepptes, von schön verzierten Bogen umzogenes Hauptportal; darüber ein Gesims mit Eierstab- und Schachbrett-Ornament; oben in der Fassade ein reiches Fenster mit Ecksäulchen und Palmettenbogen. Das Ganze ein schönes Paradigma des Kreuzfahrerstils, wie er

im heiligen Land sich entwickelte, im tiefsten Herzen abendländisch und romanisch, in Einzelheiten beeinflußt vom byzantinischen und arabischen Stil, wie im Vorgefühl der Gotik bereits den Bund mit dem Spitzbogen eingehend. In der Mitte des südlichen Seitenschiffes führt eine breite Treppe in eine geräumige Krypta hinab mit einer Art Vorhalle, einer Kapelle mit zwei Altarnischen und einer Grabkammer, alles in einer großen Naturhöhle.

Woher hat die Kirche ihren Namen, und mit welchem Recht führt sie denselben? Hier hat, sagt die Legende, das Haus Joachims und Annas gestanden; die unterirdischen Räume gehörten dazu; hier hat auch Maria das Licht der Welt erblickt und hier wuchs sie auf, bis sie in die Zahl der Tempeljungfrauen aufgenommen wurde. Theodosius (ca. 530) und Antonin von Piacenza (ca. 570) reden erstmals von einer Kirche Mariä über einem Schwimmteich mit Hallen; der Patriarch Sophronius verlegt 637 die Geburt Mariens in die Annakirche beim Schafteich; Johannes Damascenus redet am Anfang des 8. Jahrhunderts vom Hause Joachims beim Schafteich, und ein kurzer Bericht über die Klöster im heiligen Land von ca. 808 (Commemoratorium de casis Dei) berichtet von einem Nonnenkloster der hl. Maria, da wo sie geboren worden, am Schafteich. Die Kreuzfahrer bauten an dieser Stelle ihre Basilika und stellten auch das Nonnenkloster wieder her, das sehr in Blüte kam, als Arda, die Gemahlin Balduins I., und Judith, Tochter Balduins II., hier den Schleier nahmen. Saladin machte (1192) die Kirche zur Moschee, das Kloster zur Medrese oder Schule (Salahije).

Die alten Nachrichten verlegen Kirche und Kloster in die unmittelbare Nähe des Teiches Bethesda. Der bisher ziemlich allgemein für den Teich Bethesda angesehene Birket-Israin ist aber in ziemlicher Entfernung von hier im Norden des Tempelplatzes gelegen; man kann aus einem der Häuser am Nordende in seinen trüben Schlamm hinabsehen. Die Schwierigkeit löste sich mit einemmal, als man 1888 bei Nachgrabungen im Hofe des Annaklosters auf einen Teich stieß, der nicht bloß der Beschreibung Joh. 5, 2, sondern auch den spätern Nachrichten vollständig entspricht. Man fand hier Reste einer Säulenhalle, deren Stümpfe noch sichtbar sind; es kamen mehrere Kammern zu Tage, unmittelbar über dem Teich gelegen, zwei davon noch gut erhalten, und über denselben die Grundmauern einer Kirchenapside. Es ist kaum mehr zweifelhaft, daß dies der echte Teich Bethesda ist, an welchem der Heiland einst den 38jährigen Kranken heilte. Nach der richtigen Lesart von Joh. 5, 2 darf dieser Teich nicht mit dem Schafteich (Piscina probatica) identifiziert werden; es sind zwei Teiche, die auch in den ältesten Berichten Zwillingsteiche (Lacus gemellares) genannt werden. Der

Bruder des Bethesdateiches, der Schafteich, ist an der Stelle des Birket-Israin zu suchen.

*

Eine Wanderung durch Jerusalems Gassen und Straßen ist hochinteressant, aber nicht gerade annehmlich und erquickend. Mit ganz wenigen Ausnahmen sind sie überaus eng, schmutzig, winklig und düster, eingeschlossen von fensterlosem Gemäuer wie von Kerkerwänden, häufig wegen des unebenen Terrains getreppt, daher unfahrbar, oft auch auf längere Strecken hin überwölbt, d. h. unter den Häusern durchgeführt. Das Familienleben spielt sich hinter diesen Mauern ab, wohlgeborgen gegen neugierige Blicke, mit der Straße nur in Verbindung tretend durch ein schmales Pförtchen und vielleicht noch durch kleine, enggegitterte Fenster oder Erker. Ein kleines Höfchen, schlechte, um dasselbe gruppierte Zimmerlöcher, ein größeres, besseres Obergemach, eine auf steinerner Treppe zugängliche Dachterrasse mit einer oder mehreren Kuppeln, welche hauptsächlich als Regensammler und als Kühlespender Dienste zu thun haben — das sind die Wohnräume des größern Teiles des Volkes. Die Bazarstraßen sind kaum breiter als die andern, nur noch mehr verstellt und eingeengt durch die vor den Häusern aufgeschlagenen Butiken, Warenlager, Werkstätten, vollgepfropft mit Menschen, mit beladenen Eseln und Kamelen, welche zuweilen zu festen Knäueln sich verwickeln, so daß es einige Zeit braucht, bis man wieder einen Schritt vorwärts machen kann.

Wenn wir die östliche Bazargasse hinabgehen, kommen wir in das Judenquartier, dicht bevölkert, ein Labyrinth von unbeschreiblich engen, schmutzigen, moderduftigen Winkelgassen, in welche kein Sonnenstrahl unbeschmutzt einfallen kann, besetzt mit Tröbelbuden und mit übelste Gerüche aushauchenden Gewölben. Da fehlt es nicht an merkwürdigen Charakterköpfen, schönen und häßlichen. Die vornehmern Gesichter und bessern Erscheinungen gehören den Sepharbim an, den spanisch-portugiesischen Juden; derber und echt semitisch profiliert die Köpfe der Aschkenazim, der deutschen und slavischen Juden, welche — getreu der alten Neigung zu Parteibildungen — sich wieder scheiden in die Peruschim, die Reinen, in welchen die alten Pharisäer fortleben, in die Chasidim, die Frommen, und in die kleine Sekte der Karäer, welche nichts vom Talmud wollen. Jede Sekte hat ihre eigenen Synagogen, Schulen, Spitäler. Auffallend ist das mädchenhafte, bleichsüchtige Antlitz der schlanken Judenjünglinge, wie das der Alten von zwei langen, am Ohr herabhängenden Locken berahmt. Unter den ca. 45000 Einwohnern Jerusalems sind beinahe 30000 Juden, und ihre Zahl mehrt sich von Jahr zu Jahr. Viele ziehen im Alter hierher, um hier zu

sterben und auf heimatlichem Boden ein Grab zu finden; viele werden angelockt durch die reichen Stiftungen und Unterstützungen, mit welchen besonders Rothschild und Montefiore ihre Glaubensgenossen in Jerusalem bedacht haben. Aber fast alle leben in bitterer Armut, lediglich vom Almosen Europas, und Armut und Not erhält sie hier auch religiös; da giebt es keine Reformjuden; „sie haben alle Eifer für Gott, nur nicht nach Erkenntnis“ (Röm. 10, 2).

Kaum sollte man glauben, daß dies ein Teil desselben Volkes ist, welches außerhalb Palästinas den Christenvölkern wie ein Pfahl im Fleische sitzt, welches ihnen das Blut aussaugt, sie knechtet mit den goldenen Ketten der Millionen und mit den Rohrsceptern giftgetränkter Federn, die öffentlichen Brunnen der Bildung und Moral durch Einwerfen ekliger und eitriger Stoffe vergiftet. Dem Judentum Jerusalems gegenüber stimmt sich die Antipathie in Mitleid und Erbarmen um. Vollends wenn man am Freitag Zeuge der Totenklage ist, welche seit der Zerstörung Jerusalems durch alle Jahrhunderte forttönt. Da steigt am Ostende des jüdischen Quartiers in einer kleinen Sackgasse die Umfassungsmauer des Tempels aus der Tiefe auf; sonst fast überall mit Gebäuden besetzt und beklebt, ragt sie hier frei auf in einer Breite von etwa 50 m, ca. 18 m hoch. Ihre untern Schichten bestehen aus Riesenquadern von einer Länge bis zu 5 m und mit der auf hohes Alter weisenden Fugenränderung; diese untern Schichten, sicher wenigstens ihre Quader, stammen noch vom salomonischen Tempelbau, die obern sind jünger.

Hier sammelt sich jeden Freitag gegen Abend die Judenschaft, um zu weinen und zu klagen. Darum heißt der Platz El-Ebra, das Weinen, die Mauer die Klagemauer (Fig. 70). Männer und Frauen, Kinder, Erwachsene und hochbetagte Greise und Greisinnen weinen hier ihren Schmerz aus. Sie lassen auf dem kleinen Platz sich auf ihre Kniee nieder und lesen und beten aus vergilbten Büchern, gleich den Mohammedanern mit dem Oberkörper schaukelnd. Oder sie stellen sich hart an der Mauer auf oder sinken vor ihr auf die Kniee, küssen die Steine, pressen Stirne und Wange an dieselben, umfangen und umarmen die alten Quader, netzen sie mit ihren Thränen, flüstern ihnen zu, als wollten sie dieselben trösten, hauchen ihre Seufzer hinein in die Spalten und Fugen und klagen der alten Mauer ihren Schmerz. Ein dumpfes Murmeln, ein banges Stöhnen, schrilles Seufzen, weinendes Schluchzen zieht die Reihen auf und ab.

Dann folgt die eigentliche Liturgie, die herzbrechende Klagelitanei, vorgesungen von dem Vorbeter, beantwortet vom ganzen Volk. Trüb und traurig erhebt der Vorsänger seine Stimme und singt: Wegen des



Fig. 70. Die Klagemauer der Juden.

Palastes, der wüste liegt —, und das Volk antwortet: Sitzen wir einsam hier und weinen! Er singt:

> Wegen des Palastes, der zerstört ist;
> Wegen der Mauern, die zerrissen sind;
> Wegen unserer Majestät, die dahin ist;
> Wegen unserer großen Männer, die daniederliegen;
> Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind;
> Wegen der Priester, die gestrauchelt haben;
> Wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben —

und auf jeden Vers antwortet das Volk mit dem gleichen melancholischen Refrain: Sitzen wir einsam hier und weinen! Dann folgen die Versikel und Responsorien:

Wir bitten dich, erbarme dich Sions. Volk: Sammle die Kinder Jerusalems.
Eile, eile, Sions Erlöser! Volk: Sprich zum Herzen Jerusalems.
Schönheit und Majestät mögen Sion umgeben. Volk: Ach! wende dich gnädig zu Jerusalem.
Möge bald das Königreich über Sion wieder erscheinen. Volk: Tröste, die trauern über Jerusalem.
Möge Friede und Wonne einkehren in Sion. Volk: Und der Zweig aufsprossen zu Jerusalem.

Wem bringt das nicht zu Herzen? Das ist die letzte Liturgie des Alten Bundes, ein Requiem, gesungen von den Überresten des Volkes Israel, von denen, die einst hier Herren waren, deren Hochburg diese Mauer stützte und welche nun den Tempelplatz nicht mehr betreten dürfen, als Sklaven im elendesten Quartier ihrer Hauptstadt leben und sich um Geld das Recht erkaufen mußten, an diesem Platze weinen zu dürfen; ein Requiem, gesungen über dem Grabe des Volkes, angesichts des Leichnams des Tempels. Das ist der todestraurige Nachklang des alten Tempelgottesdienstes. Möge das Schuldbekenntnis und die Abbitte, welche in dieser Liturgie liegen, zum Himmel dringen und die Fluchwolke durchbrechen, welche über dem Volke liegt. Möge die Sehnsucht und der Hoffnungsschrei, womit sie schließt, von diesem Grabe des Tempels und des Alten Bundes den Weg finden zu dem einzigen Grabe, welches Wiege des Lebens ist: zum Grab auf Golgatha. Möge das Weinen dieses Volkes — eine verspätete Befolgung der Mahnung seines Messias: „Weinet über euch und eure Kinder!" — da es für die Nation zu spät kommt, wenigstens noch einzelnen Gliedern derselben zum Heile werden. Möge das Volk des Neuen Bundes heilsam sich erschüttern lassen durch diesen furchtbaren Jammer des Volkes des Alten Bundes, über welches seit Jahrhunderten der Fluch herabregnet, der schon bei Stiftung des Bundes auf die Verletzung der Bundestreue gelegt ward; welches, wie es dort vorausgesagt ward, keine Ruhe mehr finden kann und keine Rast

für die Sohle seines Fußes, dem Gott ein zaghaft Herz gab und schwindende Augen und eine Seele, von Gram verzehrt (5 Mos. 25, 65).

* *
*

Abendlicher Ritt um die Stadt. Vorbei am lateinischen Patriarchat und am Franziskanerkloster, durch das noch nicht lange eingebrochene Thor Abdul-Hamid, an der imposanten, altersschwarzen Stadtmauer hin bis zum Damaskusthor. Ein mächtiger Saracenenbau mit zwei starken Flankentürmen, heute noch mit kolossalen Thorflügeln verschließbar. Die untern Schichten des Thores und der Mauer zeigen fugengeränderte Quader und stammen sicher noch von der Mauer, mittelst welcher Herodes Agrippa nach Jesu Tod auch die ganze nördliche Vorstadt noch in den Befestigungsrayon einbezog und welche er zur Versteifung der Wände und zur Erschwerung des Angriffs in Zickzacklinien führte.

Von den vier Straßen, welche vor dem Thore kreuzen, wählen wir die nach Nabulus führende und reiten am Dominikanerkloster vorbei zu den Gräbern der Könige. Im freien Feld stoßen wir auf eine große Einsenkung und Vertiefung, ähnlich der eines verlassenen Steinbruchs. Bei näherem Zusehen finden wir eine durch Kunst hergestellte merkwürdige Katakombenanlage. Ein großer offener Hof, aus dem Felsen ausgehauen, mit Resten eines schönen Portals, dessen Formen griechisch-dorischen Stil zeigen und in die letzten Jahrhunderte vor Christus weisen. Aus dem Hofe führt ein niedriger Gang, mit Rollstein verschließbar, in eine Centralgrabkammer, aus ihr vier Gänge in weitere vier Kammern; in den Kammern sind Felsbänke, Bankgräber, überwölbte Nischen für Aufnahme von Leichnamen (Arkosolien), oder auch Schiebgräber, in den Felsen eingetriebene lange Schachte, in welche die Leichname eingeschoben wurden. Noch weiß man nicht zu sagen, wen diese sorgfältig bereiteten, in Festigkeit der Anlage und Sicherheit des Verschlusses an Ägypten erinnernden Felsgräber einst beherbergten; man vermutet hier die Grablege der herodianischen Königsfamilie oder das Familiengrab der Königin Helena von Adiabene. Zu den eine halbe Stunde weiter nördlich gelegenen Gräbern der Richter zu reiten, reicht leider unsere Zeit nicht; auch sie sind Felsgräber, in eine Anhöhe eingetieft, und sie haben ähnlich wie die Königsgräber eine in den Felsen gehauene Vorhalle mit Portal und Grabkammern mit etlichen siebenzig Schiebgräbern und Bankgräbern. Auch ihre Bestimmung ist zweifelhaft; an die Richter, die Vorfahren der Könige, ist nicht zu denken; möglich, daß sie zum Begräbnis hervorragender Mitglieder des Synedriums dienten.

Wir reiten zurück bis zur Straßenkreuzung vor dem Damaskusthor und folgen nun wieder dem Laufe der Mauer auf der östlich führenden

Straße. Da steigt vor unsern Augen ein seltsam geformter, von Höhlen unterwühlter kahler Felsen auf. Die Höhlen führen den Namen Jeremiasgrotte; hier läßt die Legende den Propheten seine Klagelieder dichten. Bei Betrachtung dieses Felsens findet man es begreiflich, daß man ihn schon für den Golgathafelsen ausgegeben hat. In der That, müßte man in der Umgebung von Jerusalem Golgatha erst suchen, man würde sich unbedingt nach diesem Felsen wenden, der heute noch außerhalb der Stadt liegt und gleich einem riesigen Totenschädel aufragt. Wenn man gleichwohl zu keiner Zeit die Tradition hierher ihre Schritte lenken sieht, wenn sie mit voller Sicherheit und ohne alles Schwanken von Anfang an auf einen andern Punkt weist, so ist das nicht der schwächste Beweis dafür, daß sie nicht erst zu suchen hatte, sondern die Lage ganz sicher kannte. Die unter dem Felsen gähnenden Höhlen sind aber nicht Naturhöhlen, sondern künstlich ausgehauen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie zu einem großen Steinbruch gehörten, der ehemals in Verbindung stand mit der sogen. Baumwollengrotte, welche unter einem großen Teil des nordöstlichen Stadtgebiets sich hinzieht; aus diesen mächtigen unterirdischen Gewölben, deren Felsdecke von massigen, ausgesparten Felspfeilern getragen wird, brach man vielleicht die Steine für den Tempelbau; noch sieht man die rauchgeschwärzten Nischen für die Öllampen, welche den Arbeitern zu ihrem Geschäft leuchteten.

Die Straße wendet im rechten Winkel um die scharfe Nordostecke der Stadtmauer und senkt sich dann ins Kidronthal hinab. Im Thalgrund übersetzt sie auf steinerner Brücke das trockene Bett des Kidron. Wie wir dieser Brücke uns nähern, kommt und kriecht und krächzt uns eine Schar entgegen, welche lebhaft an die berühmte Bettlergruppe im Triumph des Todes im Camposanto zu Pisa erinnert. Männer, Frauen, Kinder, in elende Kleiderfetzen gehüllt, halten uns große Blechgefäße entgegen und schreien mit kreischenden, heisern Stimmen: jâ chowâdscha bakschisch, bakschisch chowâdscha (fränkischer Herr). Lauter noch als ihre Zungen rufen das Mitleid an ihr Aussehen und die Glieder, die sie uns entgegenstrecken: Finger, an welchen die obern Gelenke abgefault sind, Hände, welchen die Finger fehlen, Armstümpfe ohne Hände, auswärts gekrümmt, dürr wie Mumienarme. Welche Gesichter! Hier die Nase wie vom Krebs abgefressen; dort die Augen tief eingesunken, glanzlos und erloschen, dort weit vorgequollen und eitertriefend; hier Mund und Lippen aufgeworfen zu Blasen und beerenförmigen Geschwülsten; dort Wangen und Stirne bedeckt mit schwarzroten Aufschwellungen und schwarzen und gelben Vernarbungen. Wahrlich Gesichter, die buchstäblich zu Schanden geworden sind.

Man braucht es uns nicht erst zu sagen — das sind die Aussätzigen, die Hiobsgestalten, die Opfer der entsetzlichen Krankheit, welche im Buche Hiob der Erstgeborne des Todes genannt wird, deren Folgen dieser Dulder so ergreifend beschreibt (7, 5), deren psychischen Leiden er so erschütternden Ausdruck gab, da er anfing zu verfluchen den Tag, an welchem er geboren worden, und die Nacht, da man sprach: empfangen ist ein Mensch (3, 3 ff.). Das sind die morituri, die dem Tode Geweihten und bei lebendigem Leibe der Todesverwesung Verfallenen. So streckten einst jene zehn Aussätzigen dem Heiland ihre verstümmelten Glieder entgegen und riefen: „Jesu, Meister, erbarme dich unser!“ und mehr als einmal hat gottmenschliches Erbarmen durch das Gnadenwort: „Ich will, sei rein!“ „Gehet hin, zeiget euch den Priestern!“ dem Tode die Beute entrissen, welche er schon gezeichnet hatte mit seinem Mal und angefangen hatte zu benagen.

Kein grausenhafterer Anblick kann gedacht werden als dieser. Ein verwesender Leichnam ist weniger abstoßend als das Bild dieser verwesenden Lebendigen. Vor allem aber erscheinen bejammerungswürdig die armen Kinder, welche e i n sicheres Erbe von ihren Eltern erhalten, den Aussatz, und denselben nicht so fast das Leben als das Sterben danken; bei den kleinen sind noch keine Spuren der Krankheit zu bemerken, bei den größern meldet sie sich an in leisen Anschwellungen der Haut an den Händen und im Gesicht. Erbarmen heißt mich das Begehren der Unglücklichen erfüllen, wiewohl ich weiß, daß sie lediglich aus Hang zur Ungebundenheit und zum Betteln die Asyle verschmähen, welche christliche Liebe ihnen eröffnet hat. Ich werfe meine Gabe in die zwei Blechkapseln, welche mir zunächst sind. Aber das Wohlthun hat schreckliche Wirkung: alsbald wendet sich der ganze Schwarm mir zu, umringt mein Pferd, faßt mich am Gewand, will meine Hände ergreifen. Da kommt nicht bloß über mich, auch über mein Pferd ein Schauder und Entsetzen; es bäumt sich auf, greift aus, zerstäubt die Schar und entrückt mich den Bildern des Elends.

Jenseits der Kidronbrücke erhebt sich links am Weg ein mächtiger, fast quadratischer Mauerkoloß aus dem Boden, oben ganz flach gedeckt. Er hat vor sich einen größern gepflasterten Vorplatz; die Südseite ist als Fassade mit einem großen, säulengetragenen Blendbogen geschmückt, innerhalb dessen ein kleinerer Portalbogen ebenfalls von zwei Säulen aus sich spitz aufwölbt. Das ist der Überbau der M a r i e n g r a b - k i r c h e. Die Kirche selbst liegt tief im Schoße der Erde; auf etlichen fünfzig breiten Marmorstufen steigt man unmittelbar vom Portal aus in ihre dunkeln Räume hinab. Am untern Ende der Treppe laufen nach rechts und links zwei Arme eines Langhauses auseinander, der rechte Arm

viel länger als der linke, beide im Halbkreis endigend. In der Linie der Treppe setzt sich westlich noch ein kurzer Trakt an, von welchem eine weitere Treppe in ein tiefer liegendes Gewölbe führt. Das Grabmal Mariens befindet sich im östlichen Flügel; hier erhebt sich eine kleine Kapelle, ähnlich der in der Grabkirche; im Innern derselben ein Bank- oder Auflagegrab, die Stelle, wo nach der Tradition der Leichnam der Gottesmutter kurze Zeit ruhte. In der Mitte der großen Treppe tiefen sich auf beiden Seiten kleine Kapellen ein; die rechts wird als die Grabstätte von Joachim und Anna bezeichnet, die andere als das Grab Josephs; doch ist diese Überlieferung eine sehr späte, und von der Kapelle rechts wissen wir sicher, daß sie die Begräbnisstätte der Königin Melisendis, der Tochter Balduins II., ist. Der heutige Bau der Mariengrabkirche stammt zweifellos aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts und ist vielleicht ein Werk der Cluniacensermönche, denen bald nach der Eroberung Jerusalems hier ein Platz angewiesen wurde für einen Klosterbau. Aber diese Kirche hatte eine oder mehrere Vorgängerinnen. Schon am Anfang des 5. Jahrhunderts stand hier eine Mariengrabkirche, welche wohl unter Chosroes zerstört wurde, zur Zeit des Arkulf am Ende des 7. Jahrhunderts aber durch eine Rotunde mit Krypta ersetzt war. Es ist kühl und anheimelnd in diesen stillen, finstern Räumen, und ein köstlicher Quellbrunnen labt in der Tiefe die Dürstenden. Rührend auch ist es zu sehen, wie die Verehrung der Mutter des Herrn hier die Klüfte zwischen den Konfessionen und selbst Religionen überbrückt; die Kirche ist im Besitze der schismatischen Armenier, aber alle christlichen Konfessionen kommen hierher, um zu beten, ja auch der Muselmann hat dem Grabe gerade gegenüber seine eigene Gebetsnische.

Erquickt und erbaut, vom griechischen Popen mit Rosenwasser besprengt, verlassen wir die Katakombe, machen einen kurzen Besuch in der Todesangstgrotte, nehmen aus dem Gethsemane-Garten einige Blumen mit und lassen uns den skandalösen Vorfall vor der Todesangstgrotte im August 1890 berichten, wo die schismatischen Griechen mit Hilfe des Pascha und des französischen Konsuls (!) den Versuch machten, den Eingang der Franziskaner zu ihrem Terrain oberhalb der Grotte zu vermauern und so die Grotte in ihren Besitz zu bringen; dann besichtigen wir rasch die ganz neu gebaute pompöse, aber konstruktiv wenig befriedigende russische Gethsemanekirche mit einem sehr religiös gestimmten Gemälde: die Frauen am Grabe, welches — kaum glaublich! — von Wereschagin sein soll, und reiten dann den Ölberg (Fig. 71) hinan auf dem nördlichsten der drei Wege, die emporführen. Ein herber Ritt an der steilen, steinigen Halde hinauf. Der edle Berg sieht öde und wüst aus, in die fahle Leichenfarbe der Wüste gekleidet, welche

bloß im Thalgrund das Mattgrün der Ölbäume besäumt; einige Hütten, etwas niedriges Gesträuch, Trümmer zerstörter Häuser und Kapellen — man kann nicht sagen beleben ihn, sondern geben ihm das Aussehen eines großen Totenackers. Einst muß er doch einen ganz andern Anblick geboten haben; ums Jahr 530 kann Theodosius berichten, daß ein Kranz von nicht weniger als 24 Heiligtümern und Kirchen ihn umzogen habe.

Auf dem mittlern Gipfel des Berges sitzt ein elendes Dörfchen, Seitûn oder Kefr=et=Tur genannt; hinter ihm ragt der massige Russenturm auf. Das Rundbild vom Turme aus zeigt heute wesentlich andere

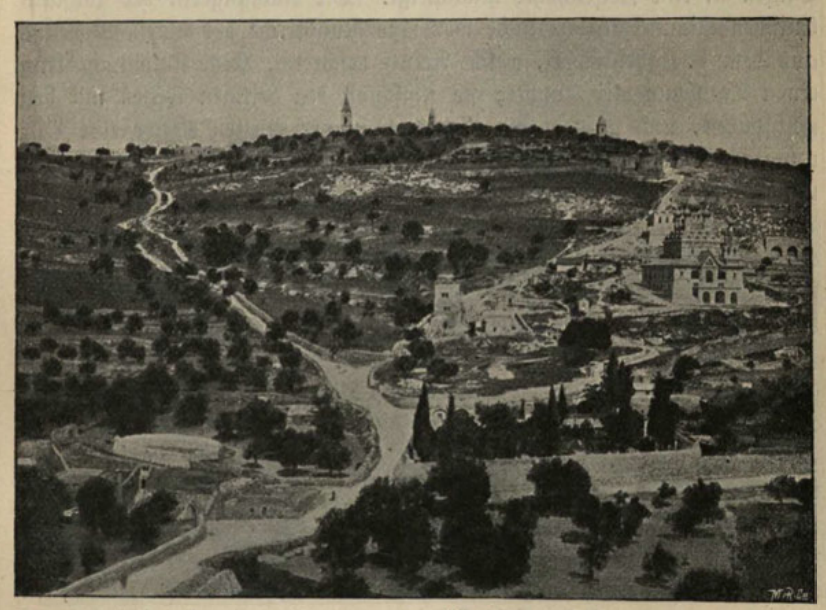


Fig. 71. Der Ölberg.

Stimmung, als da wir es das erste Mal sahen. Über der Jordansau und dem Toten Meere hat sich schweres Gewittergewölk zusammengeballt; finster drohend schauen die Berge drein; der Spiegel des Toten Meeres gleicht schwarzflüssiger Lava, und von Zeit zu Zeit funkelt er mit unheimlichem Blitzen auf, — ein schaurig großartiges Schauspiel. Wir aber flüchten in das liebliche Asyl christlicher Freude und Hoffnung, in die Himmelfahrtskapelle, jetzt Moschee des Dorfes mit Minaret (Fig. 72). Freilich ein sehr unscheinbares Heiligtum, das aber doch noch alte in Stein gegrabene Reminiscenzen bewahrt hat. Seine Geschichte läuft der der Grabkirche ziemlich parallel. Majestätisch erhob sich einst

hier Konstantins herrlicher Bau, von Eusebius, Hieronymus und dem Pilger von Bordeaux erwähnt und beschrieben, eine schöne Rotunde mit großer Öffnung im Gewölbescheitel; schon Hieronymus verehrte hier den Felsen mit den Fußspuren des Heilandes (cf. August., In Ioan. tract. 47, 4). Die Pilgerin Silvia (ca. 390) nennt die Himmelfahrtskirche Imbomon und unterscheidet von ihr eine etwas weiter unten am Berg gelegene Kirche Eleona mit einer Höhle, in welcher Christus die Apostel gelehrt habe. Vielleicht ist diese Höhle dieselbe, welche man heute noch als Gruft der hl. Pelagia zeigt, eine Krypta in der Nähe des Derwischklosters bei der Himmelfahrtskapelle, von welcher man zwölf Stufen in eine Felsenhöhle hinabsteigt. Die Nachfolgerin der konstantinischen Himmelfahrtsrotunde war eine Rundkirche des Abtes Modestus aus dem 7. Jahrhundert, welche Arkulf beschreibt. Eine Kolonnade trug einen Tambour mit Kuppel; sie umschloß den heiligen Felsen mit den Fußspuren, und über diesem war auch in der zweiten Kirche eine Öffnung im Gewölbe, damit die Augen der hier Betenden, sagt Arkulf, unbehindert von dem Ort, den die Füße des Herrn zuletzt berührt, den Weg verfolgen könnten, auf welchem er zum Himmel auffuhr. Diesen Kern des Gebäudes umzog ein niedrigeres Nebenschiff mit geschlossenen Außenwänden, und um dieses legte sich eine offene Säulenhalle. Auch dieser Bau sank in Staub. Die Kreuzfahrer ersetzten ihn durch ein romanisches Oktogon, nach außen geschlossen, nach innen in Arkadenhallen gegen einen Lichthof sich öffnend; in der Mitte des Hofes erhob sich ein kleinerer Oktogonbau, ebenfalls mit offenen spitzbogigen Arkaden; hier war der heilige Fels und über ihm eine Öffnung im Gewölbe. An die Kirche schloß sich ein Augustinerkloster. Als auch dies Heiligtum 1187 zerstört worden war, bedachten die Mohammedaner selbst die auch von ihnen sehr verehrte Stätte der Himmelfahrt Jesu mit einem Monument, wahrscheinlich im 13. Jahrhundert. Ihr Bau steht noch; in einem ummauerten Hof erhebt sich jetzt noch eine achteckige Kapelle, auf den Fundamenten der alten und mit dem alten Material errichtet, mit spitzbogigen, säulengetragenen Arkaden, die aber vermauert sind, oben mit Tambour und Kuppel geschlossen. In den Rest des Augustinerklosters wurde ein Derwischkloster verlegt. Im Innern, jedoch nicht in der Mitte des Oktogons, sondern etwas seitlich verschoben, wird in einer viereckigen Bodenvertiefung der Fels gezeigt mit der Spur eines Fußes, des linken; die des rechten ist vom ursprünglichen heiligen Felsen weggehauen.

Anerkennung verdient es, daß die Mohammedaner wenigstens einmal im Jahre, am Himmelfahrtsfeste, den Christen Zutritt zur Kapelle gewähren. Da ziehen die Franziskaner und das katholische Volk am Vor=

abend auf den Berg und schlagen oben ihr Zeltlager auf. Der lateinische Gottesdienst wird in der Kapelle oder Moschee selbst gehalten; die Griechen, Syrer, Kopten und Armenier haben Altäre an der Hofmauer unter freiem Himmel. Daß die traditionelle Fixierung der Himmelfahrt an diesen Punkt dem Wortlaute der Heiligen Schrift zuwider sei, ist einfach nicht wahr. Die Stelle Luk. 24, 50: „Er führte sie in der Richtung gen Bethanien hin" — denn das besagt die richtige Lesart —, spricht nicht gegen diesen Ort, zumal ihr an die Seite tritt die andere (Apg. 1, 12): „Sie kehrten (nach der Himmelfahrt) zurück nach Jerusalem von dem



Fig. 72. Die Himmelfahrts-Moschee auf dem Ölberge.

Berge, welcher Ölberg heißt, und nahe bei Jerusalem, einen Sabbatweg (= 6 Stadien) entfernt liegt." Die Tradition verdient hier allen Glauben; sie geht so weit zurück als bei Golgatha; die Stätte, wo die Jünger den Herrn in den Himmel auffahren sahen, konnte so wenig aus dem Gedächtnis der Christenheit schwinden als die, wo er am Kreuz verblutete und aus dem Grab erstand.

Von hier aus ging der ewige Hohepriester nicht mit dem Blute von Opfertieren, sondern mit seinem eigenen Blute ein für allemal ein in das Allerheiligste, nachdem er ewige Erlösung gefunden, um im Himmel sich vor dem Angesichte Gottes für uns darzustellen (Hebr. 9, 12 ff.).

Hier verließ sein Lebensweg den harten Boden der Erde; er erhob sich in die Lüfte und ward zum Lichtpfade der Verklärung, der den Himmel erschloß. Auf dieser Bahn wallen ihm nach seit jenem Tage die Seelen derer, die gut vollendet haben, und die Hoffnungen aller Christen. Daß auch diese heilige Stätte den Christen entrissen ist, daß der Fels verschwunden ist, der nach der alten schönen Tradition die Fußspuren des Herrn eingeprägt trug, gleich als hätte die Erde ihren Himmelsgast nicht lassen wollen, und als hätte der harte Fels, gerührt und weich geworden im Augenblicke des Scheidens, sich an seine Füße geschmiegt, — daß wir an diesem Ort nur als fremde Gäste beten dürfen, das thut weh; aber es gemahnt daran, daß nicht an Ort und Stein unser Heil gebunden ist und daß der Himmel überall offen ist, wo ein Glaubensauge und ein liebendes Herz sich aufschlägt nach oben, und wo der Glaubensstrahl und die betende Liebe eine Regenbogenbrücke schlägt hinüber in die andere Welt.

Diese mittlere Kuppe des Ölberges und die Höhe von Bethanien verbindet ein Grab und ein Weg, welcher die südliche Kuppe, genannt Berg des Ärgernisses (weil von Salomon durch Götzenaltäre entweiht), umgeht. Zehn Minuten von Kefr-et-Tur und etwa eine halbe Stunde von Bethanien haben wir südlich von diesem Weg auf kleiner Anhöhe das Dörflein Bethphage zu suchen, wohin der Herr die Jünger voraussandte, um ihm zum Einzug in Jerusalem das Reittier zu besorgen. Von dem Dorf und der ehemaligen Kirche samt Kloster war keine Spur mehr vorhanden; da kam 1874 ein großer aus dem Felsen gehauener Block mit alten Malereien und Inschriften zum Vorschein. Erst 1877 wurde derselbe näher untersucht. Es zeigte sich, daß er mit dem Felskern, aus dem er ausgehauen worden, noch zusammenhing. Inschriften und Bildwerke wiesen auf die Zeit der Kreuzfahrer. Auf weißen Stuck aufgemalt war noch zu erkennen eine Darstellung der Auferweckung des Lazarus, der Jünger mit dem Füllen, des Einzugs in Jerusalem und wahrscheinlich der Einweihung des Heiligtums, dem der Felsen wohl als Altar diente. Weiter fand man noch die Grundmauern einer kleinen Rotunde, welche aber über die Kreuzfahrerzeit hinaufzureichen schienen, und in der Nähe mehrere Cisternen, untrügliche Anzeichen, daß hier einst eine Ortschaft stand. Den Franziskanern gelang es, diese Stätte für sich zu erwerben und daselbst eine kleine Kapelle über dem genannten Felsen zu erbauen.

Wir kehren zur Himmelfahrtshöhe zurück und besichtigen noch die neue Stiftung der französischen Fürstin Latour d'Auvergne. Sie erwarb 1868 die Örtlichkeit, an welche eine freilich nicht über die Kreuzfahrerzeit hinauf zu verfolgende Tradition zwei Ereignisse fixierte: die Über-

gabe des Vaterunsers an die Jünger und die Abfassung des Credo durch die Apostel (früher nach dem Cönaculum verlegt). Ein großer Gebäudekomplex befaßt in sich ein Karmelitessenkloster samt Wohnung des Spirituals, die sehr tief gelegene Credokapelle, einschiffig, die Wände mit je sechs Säulennischen besetzt, und die liebliche gotische Paternosterkirche mit einem Kreuzgang, in dessen Arkaden auf 32 Steintafeln das Vaterunser in 32 Sprachen angeschrieben ist. Südlich von diesem schönen Anwesen ist das sogen. kleine Labyrinth oder die Prophetengräber, eine unterirdische Rotunde mit Oberlicht, im Halbbogen umzogen von zwei Felsen-

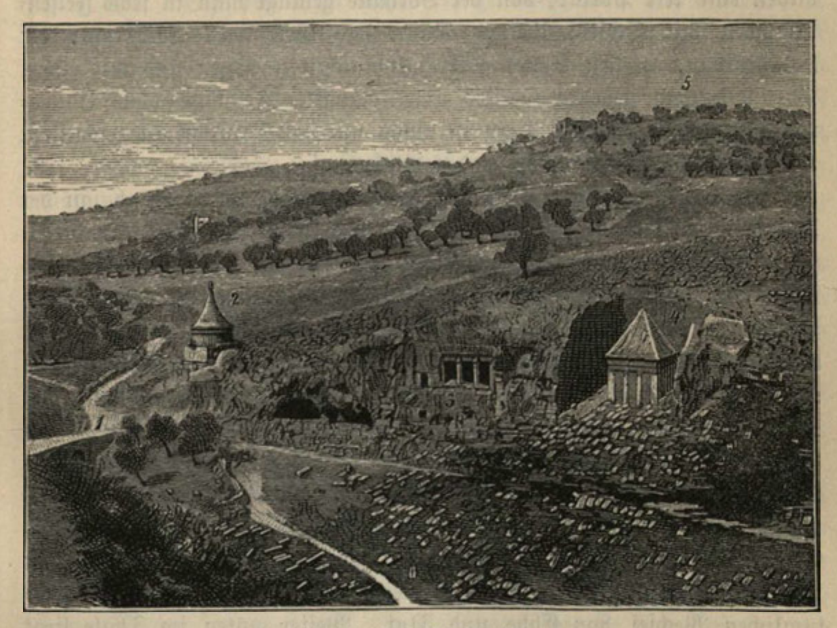


Fig. 73. Das Thal Josaphat.

1 Bach Kidron. 2 Grab Absaloms. 3 Grab des hl. Jakobus d. J. 4 Grab des Zacharias. 5 Ölberg.

gängen; in die Wand des äußern sind etliche zwanzig Schiebgräber in den Felsen eingetieft. Sicher sehr alte Gräber; daß sie Prophetenleichname geborgen, ist nicht nachweisbar.

Wir reiten nun auf dem südlichsten der drei Ölbergwege hinab ins Kidronthal. Ein Ritt wie über ein riesiges Totenfeld! Gräber, Gräber, Gräber, wohin das Auge schaut. Am steilen Tempelberg klettern hinauf die gemauerten und weißgetünchten Grabhügel der Mohammedaner mit ihren aufragenden Stelen oder Tafeln. Im Thalgrund erheben sich vornehme Monumente (Fig. 73), je auf einen Namen der Vorzeit getauft; mit welchem Rechte, läßt sich nicht mehr sagen. Nahe der untern Kidron-

brücke das Grabmal Absaloms, näherhin das Denkmal, das er sich selber im Königsgrunde errichtete, um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen (2 Kön. 18, 18), ein gewaltiger viereckiger Felsblock mit gemauertem rundem Tambour und spitzem Zeltdach; die Skulpturen zeigen allerdings griechische Art und können daher nicht sehr alt sein, aber vielleicht wurden sie erst später angebracht. Das Grab Josaphats heißt eine Höhle mit mehreren Grabkammern. Das Grab des hl. Jakobus d. J. hat eine in den Felsen gehauene Vorhalle; sie ist nach vorn offen, und zwei Säulen und zwei Halbsäulen, die einen geraden Thürsturz tragen, bilden eine Art Portal; von der Vorhalle gelangt man in sechs Felsenkammern mit Schiebgräbern. Dann das Grab des Zacharias, ein Quadratbau, an den Seiten mit Halbsäulchen umzogen und mit einem Pyramidendach gedeckt — alles ein kompakter Felsblock ohne Innenraum und Eingang; der Berg ist rings um das Denkmal ausgeschnitten und nimmt dasselbe in schützender Nische auf.

Zu den Füßen der großen Gräber, das ganze Thal hinab, an der Bergwand von Siloe fast Grabhöhle an Grabhöhle, Grabstein an Grabstein. In das elende Dörflein Siloe oder Silwân teilen sich brüderlich Tote und Lebendige; Höhlen, welche einst Leichname herbergten, sind heutzutage wieder zu Familienwohnungen avanciert oder zu Ställen degradiert. Der Berghang mit seinen vielen Löchern und Höhlen sieht aus wie ein riesiger poröser Schwamm; Dorf und Berg kaum von einander zu unterscheiden; soweit die Wohnungen nicht in Felslöcher verlegt sind, kleben sie wie Schwalbennester am Berge. Dem Dorfe gegenüber liegt die Marienquelle (Ain-Umm-Deresch), wahrscheinlich identisch mit den im Alten Testamente vorkommenden Quellen En-Rogel und Gihon; die Art, wie sie mit einem Reservoir im Innern des Berges in Verbindung gesetzt ist, erklärt ihr intermittierendes Fließen, den eigentümlichen Wechsel von Ebbe und Flut. Weiter unten im Thale liegt der stets von Fellachen und Waschweibern umlagerte Siloeteich, der mittelst eines Kanals aus der Marienquelle bezw. aus deren Reservoir gespeist wird. Umherliegende Säulentrümmer erinnern an frühere Bauten; schon um 600 wird eine mit Bade-Einrichtung versehene Basilika beim Teiche Siloe erwähnt, im Mittelalter Gewölbe und Säulenhallen. In dem Verbindungskanal wurde 1880 die älteste hebräische Inschrift gefunden, welche über den Bau und die Vollendung desselben Aufschluß erteilt; sie wurde aber von den Fellachen von Siloe wieder zerstört, ja die letztern machten sogar Versuche, andere Inschriften in die Wände einzukratzen und die Gelehrten irre zu führen. Zu diesem Teiche, wahrscheinlich aber nicht zum heutigen Bassin, sondern zu dem weiter östlich gelegenen Unterteiche, der ganz in den Felsen gehauen ist,

sandte der Heiland nach Joh. 9, 7 den blindgebornen Bettler, daß er sich wasche und sehend werde. Noch weiter unten im Thal liegt der Hiobsbrunnen, Bir-Eijub, der aber mit Hiob nichts zu thun hat und wahrscheinlich auch nicht mit der Walkerquelle (En-Rogel), sondern ein vom Patriarchen Johann III. im Anfang des 6. Jahrhunderts angelegter Brunnen ist.

Hier machen wir kehrt und reiten aus dem wasserreichen, auf der Sohle schön bewachsenen Thale des Kidron in das stille, düstere Thal Hinnom, heute Wadi-er-Rehabi, nördlich eingefaßt vom Berge Sion, südlich vom Berge des bösen Rates (so genannt, weil hier Kaiphas in seinem Landhause mit Synedristen über den Tod Jesu beratschlagt haben soll), berüchtigt durch die Brandstätte (Tophet), an welcher dem Moloch die Kinderopfer dargebracht wurden; daher ward sein Name zur Bezeichnung der Hölle (Gehenna). Auch hier zieht sich am ganzen südlichen Bergabhang eine Reihe von Felsengräbern hin; nicht weit von der Einmündung ins Kidronthal liegt der Blutacker (Hakeldama), um die dreißig Silberlinge des Verräters zum Begräbnis für die Fremden angekauft, heute noch kenntlich an ausgedehnten Grabanlagen, mit einer teils aus dem Felsen gehauenen, teils aus fugengeränderten Quadern erbauten Vorhalle, und an einer starken Schichte weißer Töpfererde, die jetzt noch gebraucht wird; dann kommt links das hochgelegene englische Johanniterspital und Montefiores großes jüdisches Hospiz in Sicht. Hier schwenkt ein Teil der Karawane nach dem Templerdörfchen Rephaim ab, um die von der Kolonie gezogenen feurigen Weine zu proben.

Ich kann mich nicht dazu entschließen. Das Herz ist mir zu voll und zu schwer. Langsam reite ich an dem halbzerfallenen Sultansteiche vorbei, hinauf auf den Sionsberg, an der alten Stadtmauer hin. Die in Masse aufgenommenen Eindrücke gären durcheinander. Die traurigen, grabentstiegenen schlagen vor. Empfindungen, wie sie das Herz des Nehemias erfüllt haben mögen, als er in nächtlicher Stunde um die Mauern der Stadt ritt. Besondere Bitterkeiten mischt noch ein der Gedanke, daß wir morgen von Jerusalem scheiden müssen, von der Stadt, welche trotz ihrer Schwermut oder wegen derselben uns so heimisch geworden. Wie rasch sind sie vorübergezogen, diese Tage! Und nun soll das, was so viele Jahre Gegenstand der Hoffnung und des Verlangens gewesen, was in diesen letzten flüchtigen Tagen uns liebe Gegenwart war, zurücktreten ins Reich der Vergangenheit, in die Klasse der Erinnerungen. Eben geht die Sonne unter und sendet der heiligen Stadt ihren letzten ehrfurchtsvollen Gruß; sie hüllt die Trümmer und Ruinen, die Tausende von Gräbern, welche gleich einem Gürtel des Todes die ganze Stadt umziehen, in warme Farben des Lebens und der Glorie. Dieser Ver-

klärungsduft, der alles überhaucht, legt sich besänftigend auf das Gemüt und löst von ihm ab Gefühle des Dankes für alles hier Erlebte und läßt ihm entkeimen stille Wünsche und Vorsätze des Wiedersehens und Wiederkommens. Der goldene Schimmer verweht. Groß und ernst zieht der Ostervollmond herauf und gießt seinen feinen Silberglanz über die Stadt, der fast noch milder und zarter als das Gold der Sonne sich um ihre Glieder schmiegt und noch versöhnender Vergangenheit und Gegenwart, Tod und Leben, Größe und Ruin ineinanderwebt. Selig und trübselig zumal gestimmt kehre ich heim zur letzten Nachtruhe in Jerusalem.

Von Jerusalem nach Nabulus.

13. April.

Am Mittwoch in der Karwoche reiten wir morgens 6 Uhr durch das Thor Abdul-Hamid aus Jerusalem, nachdenklich schweigend, gesenkten Hauptes, gepreßten Herzens. Den Mauern entlang; vorüber am Damaskusthor, an der Jeremiasgrotte, am Kloster der Dominikaner und an den Königsgräbern; durch die unbedeutende Einsenkung des obern Kidronthals hindurch; dann hinauf auf die Höhe des Hügelwalles, der die Stadt im Norden umzieht, auf den Ras-el-Meschârif, bei Josephus Scopus (Warte) geheißen, wo Titus sein Lager aufschlug und auch die Kreuzfahrer zelteten.

Des Abschieds feierlicher und schmerzlicher Augenblick naht. Auf der Paßhöhe, wo man letztmals oder erstmals der heiligen Stadt ansichtig wird, finden wir zahllose Miniaturtürmchen, von den Pilgern kunstlos am Boden oder auf den Feldmauern aus Steinen aufgeschichtet in dem denkwürdigen Moment, wo sie erstmals oder letztmals Jerusalem erblickten. Auch wir bauen aus den Eindrücken der letzten Tage einen solchen Erinnerungsturm. Aug' und Herz versenkt sich noch einmal ganz in den Anblick der heiligen Stadt. Gerade hier erscheint sie so recht als der Herzpunkt des ganzen Landes, um dessentwillen alles übrige da ist, dem die mächtigen Ringmauern des judäischen Gebirgs zum schützenden Reif, zur starken Wehr dienen. Was modern ist entschwindet, das alte Jerusalem steigt aus der Tiefe auf. Und durch sein Weichbild ziehen sich hindurch wunderbar leuchtende Straßen des Heiles; vom Ölberg und von Bethanien eilen sie herein, von Bethlehem führen sie herüber, die Wege, die Er gewandelt, und gleich einem Blutstreifen windet sich das düstere Kidronthal herauf, über Sion hin, zum Tempel herüber, durch die Stadt hindurch der Weg der Passion, dessen Endpunkt jetzt die große, kreuzgeschmückte Kuppel der Grabkirche bezeichnet. Daß ich diese Wege wandeln durfte, daß ich die Stätten sehen durfte, geweiht und geheiligt für alle Zeiten, das ist unverdientes und unvergeßliches Glück. Lebe wohl, Jerusalem! Wenn dein ich vergäße, dann erlahme meine Rechte; es klebe meine Zunge an meinem Gaumen, wenn ich dein

nicht gedenke, wenn ich nicht Jerusalem erhebe zum Höhepunkt meiner Freude (Ps. 136, 57). Ins Lebewohl mischt sich noch ein fragendes, zagendes, hoffendes „Auf Wiedersehen!“ Dies Lebewohl, auf Wiedersehen! drängt das Blut zum Herzen und die Thränen ins Auge.

Ein letzter Blick. Nun vorwärts. Eine Art Hochplateau dehnt sich aus, nicht flach, sondern mannigfach gewellt; im ganzen eine ausdrucks- und eindruckslose Gegend, die dem Geist nicht viel zu sagen hat. Öde und steinige Gewände; überall durchwitterte und durchhöhlte Kalksteine, anzusehen wie Totengebeine und Totenschädel; doch in den Thalmulden, welche zwischen die Hügelschwellungen sich einsenken, auch vereinzelte Bäume, und zwischen den Steinlagern ausgesparte Getreidefelder, welche etwas Grün in die grauen Flächen mischen. Links thront auf hohem Gipfel das Grab Samuels, das wir schon auf der Straße nach Jerusalem gesehen. Rechts der Hügel Tell-el-Ful, wahrscheinlich die Stätte des alten Gibea Benjamins, vielleicht auch des Gibea Sauls, falls beide zu identifizieren sind; in diesem Falle nach dem schrecklichen Bericht im Buche der Richter Kap. 19 und 20 um und um mit Blut getränkt. Ebenfalls rechts bleibt Er-Ram, das Rama Benjamins, einst eine wichtige Grenzfestung zwischen Israel und Benjamin, der Ort, wo Nabuzardan die Gefangenen zur Deportation nach Babylon sammelte (Jer. 40, 1).

Ramallah, das stattliche Christendorf mit Missionspfarrhaus des lateinischen Patriarchates, Niederlassung der Josephsschwestern und Stationen anderer christlichen Konfessionen links lassend, kommen wir nach El-Bire, drei Stunden von Jerusalem. Der Name bedeutet Cisterne; der Ort ist identisch mit dem alttestamentlichen Beroth (Jos. 9, 17; 18, 25). Eine gewaltige Wasserhöhle im Schoße des Berges, deren Felsgewölbe von Naturpfeilern gestützt wird, rechtfertigt den Namen. Die Ruinen einer überaus stattlichen Marienkirche, die ihrer Größe und Anlage nach eine ebenbürtige und gleichaltrige Schwester der St. Annakirche in Jerusalem ist und nach den alten Nachrichten jedenfalls 1146 schon stand, weisen auf einen legendarisch bedeutsamen Punkt: hier sollen Maria und Joseph auf der Heimkehr vom Osterfest erstmals gerastet und das Fehlen des Jesuskindes bemerkt haben (Luk. 2, 43). Ist die Tradition auch nicht sehr weit zurückzuverfolgen, so erscheint sie doch topographisch in hohem Grade wahrscheinlich. Damals wie heute empfahl der Wasserreichtum diesen Ort den Festkarawanen von Galiläa als ersten Rastort von Jerusalem her, als letzten auf dem Wege nach Jerusalem. So gedenken wir mitfühlenden Herzens jener angstvollen Umfrage und Nachsuche, des stechenden Schmerzes beim Nichtfinden des Gesuchten, der eiligen Umkehr, bei welcher schmerzliches Vermissen und peinvolle Sorge den müden Fuß spornten.

Wir reiten weiter, ohne zu rasten, bis aus dem kahlen, unfreundlichen Hochland eine abgerundete, nicht sehr hohe Hügelkuppe aufsteigt, welche ein Dörfchen und einen alten, turmartigen, massigen Viereckbau trägt. Das ist Betin, das alte Bethel, eine uralt ehrwürdige Stätte, Sammelpunkt großer und gewaltiger, freundlicher und düsterer Erinnerungen. Am Fuße des Hügels, in der Nähe eines starken Quellwassers, winkt uns auf weichem Wiesengrunde unser Speisezelt zur Mittagsrast. Bei näherem Zusehen finden wir, daß unser Lagergrund nichts anderes ist als ein großer viereckiger, nun ausgetrockneter Wasserteich, dessen Ummauerung sich noch teilweise erhalten hat. Früher pflegten die Karawanen im Schatten der Ruinen einer Kreuzfahrerkirche am Fuße des Hügels zu lagern; dieselben waren dieses Jahr nicht mehr zugänglich. Der Turm auf dem höchsten Punkte der Kuppe gewährt einen weiten Umblick; selbst ein Teil von Jerusalem fügt sich noch einmal ins Rundbild.

Nachdem wir uns erquickt, vergessen wir die Gegenwart und geben wir der Vorzeit Audienz. Hier auf diesem Hügel stand die altkananäische Königsstadt Luza oder Lus; an ihr zog Abraham vorüber, als er Chaldäa auf Gottes Ruf hin verlassen hatte, und zwischen Bethel und Hai (Aja) baute er seinem Gott einen Altar und rief er dessen Namen an (1 Mos. 12, 8). Der Patriarch Jakob taufte den Ort um. Hier sah er auf seiner Flucht vor Esau in nächtlichem Gesichte den Himmel mit der Erde verbunden durch die geheimnisvolle Leiter, auf der Engel auf und nieder stiegen. Voll heiligen Schauers erhebt er sich und errichtet einen Altar und salbt ihn mit Öl und spricht: „Wie furchtbar ist dieser Ort! Hier ist das Haus Gottes und die Pforte des Himmels!“ Bethel, Haus Gottes, nennt er den Ort, und er gelobt, daß er nach seiner Rückkehr diesen Stein zu einem Hause Gottes machen und hierher zehnten wolle von all seinem Gut (ebd. 28): ein Gelübde, das er dann auch treulich einlöste (ebd. 35, 7). So ward Bethel die erste feste gottesdienstliche Stätte des Alten Bundes, ein Vorort des Tempels von Jerusalem. Hier wurde auch Jakobs Name in Israel umgewandelt (ebd. 35, 10). Hier stirbt Deborah, die Amme Rebekkas, und sie wird begraben unter der Klage-Terebinthe (ebd. 35, 8).

Wieder ist es eine Deborah, deren Name in der Zeit der Richter hier viel genannt wird in Ruhm und Ehren. Deborah, die „Mutter in Israel“ (Richt. 5, 7), die Heldenfrau, die Prophetin und Dichterin, waltet zwischen Rama und Bethel unter einer Palme des Richteramts über die Söhne Israels. Sie ruft das schwachgewordene Volk auf zum Befreiungskampfe gegen den Kanaaniterkönig Jabin; sie heißt Barak mit 10 000 Mann den Tabor besetzen; sie zieht selbst mit ihm und

feuert die Krieger an vor der entscheidenden Schlacht gegen Sisara, Jabins Feldherrn. Sie singt nach Sisaras Tod und nach Vernichtung seines Heeres das grandiose Siegeslied, welches hinbraust wie der Waldstrom, der herabstürzt von den Bergen und an den Thalwänden hinaufbrandet. Aus ihren Händen empfängt Israel das Geschenk eines vierzigjährigen Friedens.

Aber als in der Königszeit Land und Volk zerstückelt ward, wurde dieses erste Heiligtum des wahren Gottesdienstes, dieses Gotteshaus, durch Götzendienst geschändet. Jeroboam will das Volk nicht mehr nach Jerusalem ziehen lassen aus Furcht, es möchte dort zum Hause Davids abfallen. Er fertigt zwei goldene Kälber, stellt das eine in Dan, das andere in Bethel auf und spricht zu seinem Volke: „Gehet nicht mehr nach Jerusalem; siehe deine Götter, Israel, welche dich geführt haben aus dem Lande Ägypten“ (3 Kön. 12, 28). Er veranstaltet Feste in Bethel, bei welchen er selbst räuchert und opfert. Ein Gottesmann aus Juda kommt und weissagt gegen diese Stätte, und vor den Augen des Königs berstet der Altar, und die Asche zerstäubt in die Luft. Die Einladung des Königs, hier zu verweilen, schlägt der Prophet aus; aber er läßt sich durch einen andern Propheten abbringen von der strengen Weisung, die er erhalten, an dieser Stätte nicht zu essen und zu trinken; zur Strafe zerreißt ihn ein Löwe auf dem Heimweg. Die Propheten Amos und Osee richten ihr Donnerwort gegen Bethel, das sie mit vernichtender Namensänderung Bethaven nennen, Haus des Lasters (Os. 4, 5; 10, 5. Amos 7, 10). Endlich kommt der König Josias, dessen Andenken ist wie fein gemischtes Rauchwerk (Eccli. 49, 1), der Jerusalem vom Götzendienst reinigte, auch nach Bethel. Er zerstört den Altar und die Höhe, zündet die Haine an, tötet die Priester und macht dem Apisdienst ein Ende. Aber die Stätte bleibt eine verworfene; der Fluch lastet auf ihr; nie mehr erhebt sie sich zu Blüte und Bedeutung. Erst in den letzten Zeiten hat sich auf dem Boden, dem niemand seine einstige Würde ansieht, der nichts Hervorragendes hat als seine Erinnerungen, ein Dutzend armseliger Hütten angesiedelt, ausschließlich von Mohammedanern bewohnt.

Zu unserer Quelle kommen einige Bewohner Bethels: Männer, um ihr Vieh zu tränken, Frauen, um zu waschen oder ihre Krüge zu füllen. Die Kleidung überaus ärmlich; aber bei aller Einfachheit und allem Schmutz malerisch, von freierem und besserem Wurf als die Kleidung unserer Landleute. Ein furchtbarer Ernst lagert auf allen diesen Gesichtern, ganz entsprechend dem rauhen Charakter der Gegend; es spiegelt sich darin die ganze traurige Lage der Landleute Palästinas. Nicht bloß ist der Boden verwildert und vom Raubbau ausgesogen; das Schlimmste

ist das türkische Regiment, das es nie zu einer Regelung und Sicherlegung der agrarischen Besitzverhältnisse kommen läßt, die Bodenerzeugnisse nicht nach gesetzlichen Normen besteuert, sondern den Landmann der Willkür der Steuereintreiber vollständig preisgiebt.

Nach einstündiger Rast erheben wir uns, um unser Tagewerk zu vollenden. Bald fällt uns auf, wie die landschaftliche Scenerie in dem Grade sich verändert, in welchem wir dem Lande Ephraim, Samaria näher kommen. Die kompakte Gebirgsmasse von Judäa mit ihren breiten, massigen, unfruchtbaren Höhenrücken, mit ihrer wenig profilierten, harten und rauhen Oberfläche beginnt sich zu zerteilen und zu gliedern; die öde Einförmigkeit verschwindet; Höhenzüge und Thäler treten bestimmter auseinander. Die Thalgründe weiten sich mehr und mehr aus und herbergen in ihren geschützten Mulden hübsche Wäldchen von Feigen-, Öl-, Mandelbäumen; nur die Kämme der Höhen sind kahl und öde, Steinriegelgebiet. Freilich die Wege werden zunächst noch nicht besser. Rollendes Gestein bildet die Straßen an den Bergen hin und über die Höhen hinüber; in den Thalsohlen vertreten die Stelle des Weges häufig die steinreichen Bachbette. Arme Pferde! Der Huf muß fast für jeden einzelnen Tritt sich den festen Grund suchen. Oft zwängt sich der Pfad zwischen zwei riesigen Felsblöcken so hindurch, daß bloß eine im Laufe der Jahrhunderte ausgehöhlte Spalte oder Rinne in der Mitte bleibt, kaum breit genug für einen Pferdehuf; in eiertretendem Tanzschritt müssen da die Pferde genau einen Fuß vor den andern setzen. Dann die nervenaufregendsten Partien: glattgeschliffene, kahle Felsplatten von großer Ausdehnung, oft an abschüssigen Stellen; hier ist die Gefahr des Ausglitschens und Halsbrechens so groß, daß man es häufig vorzieht, vorher abzusteigen.

In einsamem Thale tröpfelt aus höhlenreicher, hoher Felswand die Räuberquelle, Ain-Haramije. Rechts der hohe Berg Tell-Asur (1011 m hoch). Dann die Ruine eines alten Forts Burdsch-el-Lisane. Auf isoliertem Kegel das Dorf Turmus-Aija. Wir machen eine starke Biegung links und reiten an der Bergwand empor nach dem Dorfe Sindschil, mitten in gut bebauten Fluren gelegen. Die Herkunft dieses Namens ist kaum zu erraten. Raymund von St.-Giles, Graf von Toulouse und Markgraf der Procence, baute sich hier in den Zeiten der Kreuzfahrer eine Burg St.-Giles (St. Egidius, deutsch St. Gilgen); daraus entstand der Name Sindschil.

Oberhalb des Dorfes ist unser Lager für die Nacht aufgeschlagen. Schöner Blick von oben in eine weite, von Höhen umsäumte, saftig grüne Ebene. Der große Unterschied zwischen Judäa und Samaria kommt hier zum vollen Bewußtsein. War er immer so groß? Ohne

allen Zweifel. Zwar darf sicher angenommen werden, daß Judäas Steinboden ehedem ertragfähiger war als heutzutage; aber nie konnte er sich messen mit Samaria und Galiläa, deren Fruchtbarkeit einst noch größer war als jetzt, von welchen wirklich galt, daß der Pflüger sich anreihen konnte an den Schnitter und der Traubenkelterer an den Säemann, daß die Hügel von Süßigkeit troffen und auch alle Höhen noch bebaut waren (Amos 9, 13). Die Ursachen des Niedergangs des ganzen Landes scheinen nach den Nachforschungen der Geologen nicht gesucht werden zu dürfen in wesentlichen klimatischen Veränderungen noch in wesentlichen Niveauveränderungen der Erdoberfläche. Das Klima war im ganzen das gleiche: weder wesentlich wärmer, sonst wäre kein Weinbau mehr möglich gewesen, noch wesentlich kälter, sonst wären keine Datteln gereift. Die natürliche Wasserversorgung war dieselbe: damals wie heute war die Zeit zwischen Oktober und April die Regenzeit, die Zeit zwischen Mai und September die regenlose Periode; damals wie heute litt man unter der Wasserarmut und durchbrachen unfruchtbare Wüstenstriche das kulturfähige Land; damals wie heute galt jede Quelle als wertvoller Besitz und hatte jede ihren eigenen Namen. Die große Verschiedenheit zwischen einst und jetzt fällt dem Menschen zur Last. Die Terrassenanlagen, welche die Humusschichten an den Berggehängen festhielten, ließ man zerfallen; die starken Winterregengüsse schwemmten den Fruchtboden ab von den Höhen; die alten Bewässerungswerke gingen zu Schanden; unter der türkischen Mißregierung wurde der Wald- und Baumbestand rücksichtslos zerstört, das Wiederaufforsten und die Baumpflanzung nicht bloß nicht gefördert, sondern durch eine eigene Baumsteuer geradezu unmöglich gemacht; der Weinbau fiel dem Weinverbote des Islam zum Opfer. Daß heute noch auch in Judäas Boden herrliche Nähr- und Fruchtkräfte schlummern, freilich nur zu wecken durch den Fleiß und die Geschicklichkeit der Menschenhand, das haben die europäischen Kolonien in Palästina zur Genüge bewiesen.

Von der Burg St.-Giles nichts mehr zu sehen. Das Dorf elend. Die zur Hälfte in den Berg eingeflüchteten Hütten sind dadurch etwas verschönt, daß die Dachterrassen schön grün bewachsen sind. Das ist das Gras auf den Dächern, das verdorrt, ehe man es ausrauft, und dem Psalmisten ein Bild des Sünders ist (Ps. 128, 6. Is. 37, 27). Ich kann in den ausgehöhlten, mit Staub und Unrat gefüllten Gassenrinnen zwischen den Häusern nicht weit vordringen; bald umringt mich eine Schar Kinder und Weiber, in deren Augen nicht bloß Neugierde, auch Tücke lauert. Ich besteige die im goldenen Abendglanz prangende Anhöhe. Aber einige Buben aus Sindschil verfolgen mich, Bakschisch heischend; schmierige Gesichter, helle Augen, deren Blitzen aber mehr

Bosheit als Intelligenz verrät. Sie werden so aufdringlich, daß ich mich auf einen isolierten Felskegel hinausflüchte; aber sie klettern nach und treiben ihre Frechheit bis zum Durchsuchen der Taschen. Meine Geduld ist erschöpft, ich schwinge den Stock gegen sie; sie antworten mit Fratzenschneiden und Steinwürfen, so daß alle Gemütlichkeit aufhört. Eine Razzia unserer Mukari bringt nur einen heulenden, kleinen armen Teufel in unsere Gewalt, an dem unser erbarmender Sinn kein Exempel statuieren will. Unser Lagernachbar scheint freundlicher gesinnt zu sein. Wir treten in sein Höfchen, dessen Umfassungsmauer einen Zinnenkranz von Dornen trägt; wir blicken in seine dunkle Hütte, deren Innenraum in eine ebenerdige und eine etwas erhöhte Etage geteilt ist; erstere ist Stall für das Kleinvieh, letztere Wohn-, Speise- und Schlafgemach der Familie. Am Eingang ist die Handmühle, welche eben von zwei Frauen in Gang gesetzt wird. Sie ist das unentbehrlichste Geräte des Hauses, weswegen es dem Gläubiger verboten war, sie zu konfiszieren, denn er würde damit das Leben selbst zum Pfande nehmen (5 Mos. 24, 6). Sie zu besorgen ist ausschließlich Aufgabe der Frauen oder Sklavinnen; daher spricht der Herr von zwei Frauen, die am Mühlstein mahlen und von denen am Tage der Wiederkunft die eine angenommen wird, die andere nicht (Matth. 24, 41. Luc. 17, 35). Den Tiefpunkt des Elends bezeichnet es nach dem Propheten (Jer. 25, 10), wenn verstummt das Geräusch der Mühle und erlischt das Licht der Lampe, letzteres in der dunkeln Haushöhle ebenfalls unentbehrlich.

*

Gründonnerstag, 14. April.

Morgens 6 Uhr Aufbruch. Würzige Kühle. Der Nachttau hat die ganze Natur jung und frisch gebadet. Die Weiber Sindschils kommen und bereichern sich mit den Spolien unseres Lagerplatzes, besonders mit dem Mist unserer Tiere, welchen sie höchst eigenhändig mit größter Sorgfalt sammeln, um Brennfladen daraus zu gestalten: ein mehr nützliches als ästhetisches Frauengeschäft.

Die Wege noch schlecht. Die Höhenlinien werden allmählich sanfter, die Thäler breiter und lieblicher. Rechts liegt in einem Seitenthälchen die Ruinenstätte von Seilun — das alte Silo, einst durch mehrere Jahrhunderte hindurch ein Centralpunkt des heiligen Landes. Hier stand lange Zeit hindurch die Stiftshütte; hierher kamen die Israeliten, um zu beten und zu opfern; hierher trug Anna, die Mutter Samuels, ihr schweres Herz; hier erflehte sie diesen ihren Sohn. Hier wuchs im Schatten des Heiligtums der nachmalige große Prophet auf; hier erging erstmals in der Nacht an ihn die Stimme des Herrn. Hier lebte

Heli, und hier trieben seine Söhne Ophni und Phinees Unfug an heiliger Stätte. Von hier holte man die Bundeslade in den Kampf gegen die Philister; Israel wird geschlagen, Ophni und Phinees fallen, die Bundeslade kommt in die Gewalt der Feinde; Heli stirbt eines jähen Todes, von tödlichem Schreck befallen, nicht so fast wegen der Niederlage und des Todes seiner Söhne als wegen des Verlustes der Bundeslade. Nie mehr kam von da an dies Heiligtum nach Silo. Gott stieß weg das Gezelt Silos, sein Gezelt, wo er gewohnt hatte mit den Menschen, sagt der Psalmist (77, 60), und der Prophet weist warnend auf diese einst heilige Stätte, welche Gott verlassen und verödet (Jer. 7, 12; 26, 9). Hier spielte die eigentümliche, gewaltsame Brautwerbung der Söhne Benjamins um Silos Töchter, welche am Feste bei den Weingärten ihre Tänze aufführten (Richt. 21, 19 ff.), ein biblisches Gegenstück zum Raube der Sabinerinnen.

Hier, hier, hier — wie viele merkwürdige, warnende, erschütternde, rührende „Hier" ruft dieses Land uns zu! Aus jedem Thale, von jeder Höhe tragen uns die Lüfte Kunden der Urzeit und Vorzeit zu. Wo immer wir diesen Boden betreten, sind große Erinnerungen begraben, nicht so tief, daß man sie mit Karst und Schaufel erst ausgraben müßte, nur leicht bedeckt, mehr schlummernd als tot, so daß sie beim leisesten Anstoß und Anruf erwachen und mit uns ziehen.

Wir kommen zum Dorf und Chan El-Lubban; dann über einige Bergfalten in die große Ebene El-Machna. Auf dem letzten Höhenzug, ehe wir ins Thal hinabsteigen, überschauen wir einen großen Teil des lieblichen Samaria mit seinen berühmten Bergen Ebal und Garizim, tief im Hintergrunde den Hermon mit seinem Schneehermelin. Das ist das Land, über welches der Vollsegen des Moses herabrieselte (5 Mos. 33, 13 ff.). Hinab in die grüne Herrlichkeit! Überall wogende Kornfelder; die Bergränder mit zahlreichen Dörfchen besetzt; auf den Höhen Olivenwäldchen und einzelne majestätische Bäume. Die Winterfrucht geht der Ernte entgegen; viele fleißige Hände regen sich; die Frauen schreiten Unkraut jätend durch die Fruchtfelder. Bald kommen die frohen Tage der Ernte, dann wird das Fruchtgefilde zur Tenne gestampft und der mit scharfzackigen Steinen besetzte Dreschschlitten über die Garben gezogen, damit die Körner sich lösen aus den Hülsen; das zermahlene Stroh, die Spreu und die Körner wirft der Landmann mit der Wurfschaufel gegen den Wind, welcher mit seinen Lungenflügeln das Geschäft der Putzmaschine besorgt.

Wir ziehen am Rande des Gebirges hin und kommen morgens 10 Uhr zum Jakobsbrunnen, welcher gerade am Fuße des Berges Garizim liegt, da wo das kleinere Thal von Sichem oder Nabulus

(Fig. 74) in das große Machnathal einmündet. Was wir an der ehrwürdigen Stätte vorfinden, befriedigt unsere Erwartung durchaus nicht.



Fig. 74. Das Thal von Sichem oder Nabulus, vom Fuße des Berges Ebal gesehen.

Ein Haus, halbverfallenes Mauerwerk, das den Platz umzieht, alte Säulenschäfte und andere Trümmerstücke — das ist alles. Vom Brunnen

ist nichts mehr zu sehen als ein Loch im Boden; durch dieses kann man zur Not in ein unterirdisches Kuppelgewölbe eindringen, das aber beinahe ganz eingestürzt ist; dasselbe deckte die Mündung der Cisterne, deren Tiefe 23 m betragen soll; durch die Unsitte der Besucher, Steine einzuwerfen, ist diese Tiefe bedeutend reduziert worden; von Wasser ist keine Spur zu sehen.

Man wollte es auffallend finden, daß Jakob gerade in dieser Gegend, wo in der Nähe Wasser im Überfluß ist, mit so vieler Mühe einen Brunnen sollte angelegt haben; denn derselbe ist nicht etwa nur aus dem Felsen gehauen, sondern, wie genaue Untersuchungen ergaben, von unten an aufgemauert. Aber die Erklärung kann ganz wohl darin gefunden werden, daß die kanaanitischen Landesherren den Patriarchen von der Benützung ihrer Brunnen ausschlossen und er so genötigt war, auf seinem eigenen Grund und Boden sich eine Cisterne zu graben. Allerdings findet sich im Alten Testament kein Bericht hierüber; aber zur Zeit Jesu führte der Brunnen bereits den Namen Jakobsbrunnen und galt er unbestritten als Werk des Patriarchen (Joh. 4, 12). Schon Abraham hatte diese Gegend durchzogen und unter der Terebinthe Moreh gerastet und dem Herrn einen Altar gebaut (1 Mos. 12, 6). Jakob kaufte dann von den Söhnen des Heviterfürsten Emor, des Vaters von Sichem, dieses Landstück um 100 dargewogene Goldstücke und heiligte es durch einen Altar; aber er verläßt die Stätte nach dem schrecklichen Blutbad, welches seine Söhne in Sichem anrichteten, um die Ehre ihrer Schwester Dina wieder rein zu waschen (1 Mos. 33, 18; 34, 1 ff.). Sterbend vermachte Jakob seinem Sohne Joseph dieses Landgut; aber nur die Gebeine Josephs ergriffen davon Besitz, als die aus Ägypten zurückgekehrten Israeliten sie in diesem Boden bargen; heute noch wird einen Kilometer vom Brunnen entfernt das Grab Josephs gezeigt, das aber über höheres Altertum sich nicht ausweisen kann.

Doch nicht diese Erinnerungen haben die Stätte, an der wir stehen, berühmt gemacht; nicht auf sie beziehen sich die rings aufgehäuften Ruinen; nicht ihnen gelten die Bauten, zu welchen die Ruinen einst gehörten: die Kirche des 4. Jahrhunderts, in welcher schon die hl. Paula betete und von welcher noch im 8. Jahrhundert Bischof Willibald von Eichstätt zu berichten weiß; die Kirche, welche die Kreuzfahrer im Anfang des 12. Jahrhunderts errichteten. Eine Unterredung mit einer Frau hat diese Stätte unvergeßlich, berühmt, in der ganzen Welt bekannt gemacht.

Ein heißer Tag war es wie der heutige; die Sonne füllte das weite Thal mit zehrenden Gluten, mit qualmender Hitze. Da kam Jesus mit seinen Jüngern auf der Durchreise von Judäa nach Galiläa hierher an den Jakobsbrunnen, ungefähr um die Mittagszeit wie wir. Und

müde von der Reise setzte er sich an den Brunnen, nahe der Stadt Sichar, die wir zweifelsohne nicht in Sichem, dem heutigen Nabulus, sondern in dem nur 10 Minuten entfernten heutigen Askar wiederzuerkennen haben; denn aus dem wasserreichen Sichem wäre man nicht hierher gekommen, um Wasser zu schöpfen. Die Jünger gehen in das Städtchen, um Speise zu kaufen. Inzwischen kam von dort zufällig, nach Menschenweise zu reden, eine Frau zum Jakobsbrunnen, um Wasser zu schöpfen. Und der Erlöser bittet die Samariterin um einen Liebesdienst, um einen Trunk aus dem Brunnen; und zum Dank dafür reicht er ihr bittere Heilsarznei, welche die große Wunde ihres Gewissens öffnet, und tränkt er sie mit dem Wasser ewigen Lebens, welches alle Wunden heilt. Und er löst hier die große religiöse Frage, welche Juden und Samaritaner in Spannung hielt und welche ungelöst auf der ganzen Menschheit lastete, er löst sie für alle künftigen Zeiten. Das ländliche Idyll, die liebliche Episode in der Erdenwirksamkeit des Herrn wird zu einer der großartigsten Scenen der ganzen Religionsgeschichte; die Unterredung mit einem schlichten Weib aus dem Volke wird zu einer lichtspendenden Offenbarung für die ganze Welt.

Wenige Augenblicke haben aus der Sünderin eine Büßerin, aus der Büßerin eine Missionärin gemacht. Sie läßt ihren Krug beim Brunnen und eilt in das Städtchen und bringt den ganzen Ort in messianische Erregung. Und wie nun die Einwohner von Sichar heilsbegierig herbeieilen, hält der Herr an die Jünger die frohbegeisterte Ernterede, anknüpfend an die Fluren, die schon weiß sind zur Ernte. Der erste Glaubenskeim ist in dieses Volk gelegt, der Herr sieht schon die Ernte, die aus ihm entsproßt und welche den Jüngern nach seinem Tode in den Schoß fällt. Bei diesem Zukunftsbilde bemächtigt sich seiner Seele solche Freudigkeit, daß der Leib des Hungers und der Müdigkeit vergißt und die Speise von sich weist, welche die Jünger ihm reichen.

O Herr! der Jakobsbrunnen vermag heutzutage kein Wasser mehr zu spenden, aber von den geistigen Quellen, die Du hier angeschlagen, trinken noch heute nach 19 Jahrhunderten die Völker. Reiche auch uns von Deinem lebendigen Wasser, das ins ewige Leben sprudelt! Gieb uns dies Wasser für das dürre Erdreich der eigenen Seele, gieb es uns für das Ackerfeld, das wir zu besorgen haben! Laß uns nie verzweifeln an der Fruchtkraft Deines Samens, laß auch mit kargem Erfolge der Wirksamkeit uns zufrieden sein und lehre uns vertrauensvoll in die Zukunft schauen!

*

Geistig erquickt und gelabt, körperlich ermattet ziehen wir weiter. In einer halben Stunde gelangen wir an den wenigen Häusern von

Balata und an einer neuen Artilleriekaserne vorbei nach Nabulus oder Nablus, dem alten Sichem, dessen heutiger Name aus Flavia Neapolis entstand. Von der Hitze fast trepaniert, umreiten wir zunächst die Stadt, dem Fuße des Berges Ebal uns zuwendend. Ringsum Aschenhügel, der Auswurf der zahlreichen Seifenfabriken der Stadt. Auf dem großen mohammedanischen Friedhof wird eben unter mächtigem Geschrei ein Toter zu Grab getragen. Im Westen der Stadt finden wir im Schatten alter Ölbäume unser Lager aufgeschlagen. Neben uns der christliche Friedhof, auf welchem einige Griechinnen schneeweiß gekleidet um ein Grab sitzen. Bald ist die Müdigkeit vergessen, Hunger und Durst gestillt. Es winkt uns ein freier Mittag, den wir durch frühes Aufstehen uns verdient.

In keine schönere Gegend hätte derselbe fallen können. Seit Jaffa ist dieser köstliche Erdenwinkel zwischen Ebal und Garizim das erste Stück Land, das auch dem Europäer durch seinen Baumwuchs, sein Grün und seinen Wasserreichtum imponiert. Von unserem erhöhten Standpunkt aus übersehen wir das Städtchen mit seinen marmorweißen Häusern, welche viel mehr scheinen als sie sind, hineingebettet in einen Wald der kräftigsten und saftigsten Bäume, in ein kleines Paradies. Das matt-graue Grün der Oliven paart sich mit dem satten, frischen Grün der Feigen-, Orangen-, Citronen-, Maulbeerbäume, selbst des in Palästina seltenen Nußbaums. Auch der edle Weinstock rankt sich an den Baum-stämmen auf, und den Thalboden deckt grüner Wiesengrund mit dem vielfarbigen, flammenden Emailschmuck eines reichen Rosen- und Blumen-flors. Vielhundertstimmiger Psalmengesang der Vögel belebt die Haine, und den Gesang begleitet das Rauschen vieler Quellen, die zum Teil stark sind wie Bäche. Sie springen aus den dunkeln Felsverließen der Berge hervor, zaubern sich diese schönen Gärten aus dem Boden als Tummelplätze ihrer Kindheit und eilen dann so rasch sie können der Ebene Machna und dem Jordan zu. Gerade über unserem Lagerplatz ist der höchste Kamm der Einsattlung zwischen den zwei Bergen und die Wasserscheide. Da grüßen sich die Wasser nach ihrer Entbindung aus dem einen Mutterschoße des Berges mit starkem Rauschen und Brausen. Das ist zugleich ihr Abschiedsgruß auf Nimmerwiedersehen; der eine Teil zieht hinab dem Mittelländischen Meere zu, der andere nach dem Jordan und dem Toten Meere. Die zwanzig oder nach andern gar achtzig Quellen, welche in der Umgebung der Stadt entspringen, das ganze Thal durchrieseln und auch die Stadt durchsprudeln, teilen der Luft er-quickende Frische mit.

Neu gestärkt durchwandeln wir Nabulus. Es gewinnt nicht bei näherer Besichtigung. Von außen so stattlich anzusehen, entpuppt es sich im Innern als ein echt orientalisches Gewinkel, von dem man sich

wundert, wie es 20000 Einwohner soll herbergen können. Drei parallele Hauptstraßen durchschneiden es von West nach Ost; die nördlichste ist die Bazarstraße, oben und unten mit Thoren verschließbar, nicht breit, sehr schmutzig, teilweise überwölbt und mit Oberlichtern erhellt. Aber sehr belebt sind die Gassen; denn Nabulus hat eine regelmäßige Postverbindung nach Jaffa, liegt an der Hauptstraße von Jerusalem nach Damaskus und treibt bedeutenden Handel ins Land hinaus; besonders exportiert es seine Baumwolle und seine Seife nach ganz Syrien, nach Ägypten und Anatolien. Die Seife wird in edler Selbstlosigkeit nur für andere fabriziert; die Einwohner selbst verraten nichts von ihren verschönernden Einflüssen. Die Kinder sind in hohem Grade lästig und ungezogen und verfolgen uns mit Schimpf- und Spottreden.

Wir besuchen nur in Eile einige ehrwürdigen Bauten aus der Kreuzfahrerzeit, welche jetzt die Mohammedaner in Moscheen umgewandelt haben; die große Moschee zeigt noch das alte mehrfach eingetreppte, in gotischen Bogen geschlossene Portal mit seinen korinthischen Säulchen; die dreischiffige Siegesmoschee hat noch ihre spitzbogigen Arkaden; die grüne, d. h. zwischen grünen Gärten gelegene Moschee, einschiffig mit Altarapside, hat einen isoliert stehenden Turmbau neben sich. Im Südwestwinkel der Stadt wohnen die Samaritaner, etwa 200 Seelen stark, der letzte Rest des den Juden so unsympathischen Volkes; sie haben eine Schule und eine kleine Synagoge, in welcher der samaritanische Pentateuch als Heiligtum aufbewahrt wird, angeblich von Abishua, dem Urenkel Aarons, vor 3000 Jahren geschrieben, in Wahrheit erst in der christlichen Ära entstanden. Wir besuchen dieses Quartier nicht, da dasselbe gegenwärtig ausgestorben ist; die Samaritaner haben wegen des Osterfestes ihr Lager auf dem Berg Garizim bezogen.

Dort hinauf zieht es auch uns. Wir besteigen den Berg in der steilen Schlucht, welche im Südosten der Stadt sich in seine Wand eingräbt, und behalten uns den bequemern Weg im Südwesten zum Abstieg vor. Wir haben eine starke Stunde zu steigen, denn der Garizim, 865 m hoch, erhebt sich noch 315 m über Nabulus. Der Weg steigt scharf an und führt rasch über die baumbewachsenen untern Regionen in das rauhe Dorngestrüpp und die Felszacken der obern. Während des Aufstiegs ordnen wir in diese großartige Landschaft die denkwürdigen Scenen ein, von welchen die Bibel und die Weltgeschichte berichten. Zu wiederholten Malen hat Israels Geschichte stark an diesen Bergen emporgebrandet. Nach Abraham und Jakob kommt der Held Josua auf seinem Siegeszuge hierher. Droben auf dem Ebal baut er einen Altar und im Thale nimmt er die von Moses vorgeschriebene (5 Mos. 26, 12 ff.) neue Vereidigung und Verpflichtung des Volkes auf das Gesetz vor. Ein

feierlicher Augenblick! Hier am Garizim stehen sechs Stämme und drüben am Ebal stehen sechs Stämme des Volkes; das Gesetz wird verlesen mit seinen Segnungen und Verfluchungen, und auf die Segnungen antworten die Stämme am Garizim: Amen, und auf die Verfluchungen die Stämme am Ebal: Amen (Jos. 8, 30—35).

Eines Helden Sohn ist es, aber eines Helden Bastardsohn, Abimelech, hier in Sichem dem Gedeon von einem Nebenweibe geboren, der später Unheil in dieses Thal bringt. Ihn wählen die Sichemiten zum König, nachdem er die 70 rechtmäßigen Söhne Gedeons ermordet hatte. Joatham, der einzig Überlebende, wagt es, dem Volke sein Unrecht vorzuhalten und seinen schnöden Undank gegen seinen Vater Gedeon. Vom Berge Garizim aus, vielleicht von jener Felsplatte, welche das Städtchen überragt, trägt er ihnen jenes berühmte, so recht der Natur dieses Thales entwachsene Gleichnis vor voll Naturpoesie und voll treffenden und stechenden Witzes, das Gleichnis von den Bäumen, welche sich einen König suchen und nur den nichtsnutzigen Dornstrauch zur Annahme dieser Würde bewegen können. Drei Jahre regiert Abimelech. Dann Aufruhr, Mord und Brand. Der König zerstört Sichem und salzt dessen Trümmer ein (Richt. Kap. 9).

Und wieder ist es ein entarteter Königssohn, der hier sein Schicksal besiegelt und die Einheit des Reiches spaltet. Roboam, der Sohn Salomons, verschmäht den Rat der Alten und stößt auf den Rat von Knaben und Unreifen mit harter Rede das hier versammelte Volk Israel von sich, so daß nur Benjamin und Juda ihm treu bleiben, die zehn andern Stämme zu Jeroboam übergehen, welcher in Sichem seine Residenz aufschlägt.

Dann beginnt eine neue, ganz anders geartete Periode in der wechselreichen Geschichte dieser Stadt. Sie wird der Mittelpunkt eines aus dem Schoße verschiedener Völker sich losringenden Volkes, die Metropole einer großen religiösen Sekte. Die Könige Sargon und Asarhaddon von Assyrien brachten nach der Eroberung des Landes und der Deportation der zehn Stämme ins Exil in dreimaligem Schube heidnische Ansiedler aus dem Osten in dieses zwar nicht ganz von Israeliten verlassene, aber infolge der Deportation menschengelichtete Land. Eingeborne und Angesiedelte vermischen sich, und zwar unter dem Zeichen des Jehovah-Kultus. Aber die aus dem Exil heimkehrenden Israeliten anerkennen das Mischvolk nicht als ebenbürtig und schließen es aus von der Ehre, beim Tempelneubau mitzuwirken. Das führt zu völliger Entzweiung.

Die Samaritaner bauen ihren eigenen Tempel auf Garizim; sie schaffen sich ihre eigene religiöse Grundlage lediglich mit Hilfe des Pentateuch. Die Anzweiflung der Reinheit ihres Blutes beantworten sie mit der Anzweiflung der Echtheit und Unverdorbenheit des Gottes-

glaubens und Gottesdienstes bei den Juden. Der Riß ist unheilbar. Die Beziehungen verschärfen sich bis zu Raub und Mord, bis zur Aufkündigung der Gastfreundschaft und des Verkehrs. Mit Verachtung schaut der Israelite auf den Samaritaner, auf „das thörichte Volk, das zu Sichem wohnt" (Sir. 50, 27); er macht ein Schimpfwort aus seinem



Fig. 75. Der Samaritaner-Hohepriester Jakub mit dem Pentateuch.
(Aus La Syrie d'aujourd'hui. Paris, Hachette & Cie.)

Namen (Joh. 8, 48), umgeht wo möglich sein Gebiet, und wenn er es betreten, schüttelt er an der Grenze den Staub von seinen Füßen, damit derselbe nicht Israels Boden beschmutze; mit Verachtung und Wut schaut der Samaritan auf den Israeliten.

Selbst die Zerstörung des Tempels auf Garizim durch Johannes Hyrkanus (ca. 128 v. Chr.), zwei Jahrhunderte nach dessen Erbauung,

erschüttert die durch Haß und Isolierung kompakt gewordene Religionsgemeinschaft nicht und rückt den Berg Garizim nicht aus deren Mittelpunkt: sie beten nun auf Garizim an ohne Tempel. Auch der Heiland leidet unter dem Zerwürfnis zwischen Juden und Samaritanern. Weil sein Angesicht gerichtet ist, zu wandeln nach Jerusalem, weigern sich die Samaritaner, ihn aufzunehmen (Luk. 9, 53 ff.). Aber er zeigt sich hocherhaben über die Antipathien der Juden. Streng verweist er es seinen Jüngern, als sie Feuer herabrufen wollten über den ungastlichen samaritanischen Ort. Er nimmt sich der Verachteten und Geächteten an; er nimmt sie mild herein in seine Lehr- und Gleichnisreden und weist ihnen hier nicht selten einen Ehrenplatz an vor den Juden. Der Held seines schönsten Gleichnisses ist ein Samaritan (Luk. 17, 16). Der eine Dankbare unter den zehn geheilten Aussätzigen ist ein Samaritan, wie er ausdrücklich hervorhebt. Zurückgestoßen von den Judäern, findet er in Samaria Empfänglichkeit für den Glauben und erquickt er sein Herz an der Heilsbegierde der Sichariten (Joh. 4, 35 ff.). Nach der Ermordung des Stephanus und dem Ausbruch der Christenverfolgung in Jerusalem hält das Christentum hier die vom Heiland angekündigte reiche Ernte (Apg. 8, 5 ff.). Aber der ungläubig bleibende Grundstock des Volkes dehnt nun seinen Haß gegen die Juden auch auf die Christen aus. Der Pilger von Bordeaux hat 333 über Ausbrüche des Christenhasses zu klagen. Im 5. und 6. Jahrhundert waschen die Samaritaner ihre Hände in Christenblut; zur Strafe dafür wird das Thal und die Stirne des Berges in Blut gebadet. Aber die jüdische Sekte nimmt teil an der irdischen Unsterblichkeit des jüdischen Volkes. Auch sie kann trotz der Ausrottungsmaßregeln der frühern Jahrhunderte, trotz steigender Isolierung, trotz des Hasses der Mohammedaner, welcher den der Juden ablöste, nur hinschwinden, nicht sterben. Das zahlreiche Volk ist zu einem kleinen Häufchen zusammengeschmolzen. Und doch wäre es, wenn man den statistischen Zahlen glauben kann, gegenwärtig wieder in einiger Zunahme begriffen (1853: 122; 1883: 130; 1890: 190; 1891: 220?). Um so merkwürdiger, als die Samaritaner keine gemischte Ehe eingehen und eine dritte Ehe nie gestattet wird. Auch von außen können sie keinen Zuwachs erhalten, noch sich verjüngen; denn es giebt jetzt nirgends sonst in der Welt mehr Samaritaner. So ist der Kreislauf des samaritanischen Blutes ein sehr enger, und doch hat dasselbe noch Lebenskraft und . . .

Halt — die Höhe ist erreicht, — wir stehen dem Volke gegenüber. Hier das Zeltlager auf steinumhegtem, grünbewachsenem Plan; eine breite Straße führt durch die zwei Zeltreihen hindurch. Sofort kommen einige Junge und Alte aus dem Lager auf uns zu, ihre Dienste anbietend und

Bakschisch fordernd, und es schreitet auf uns zu eine würdige, weiß=gekleidete Gestalt, mit großem Anstand in längerer Ansprache uns be=grüßend. Das ist sicher der Kahin, der Hohepriester, Richter und König des Samaritervolkes (Fig. 75), Jakub Ibn Harun (Sohn Aarons), seit 1883 im Amt, der Neffe des gelehrten Hohenpriesters Amram, der 1875 starb und mit europäischen Gelehrten in Verbindung stand. Was mag der Inhalt seiner Ansprache sein? Vermutlich eine Einladung, das Lager zu besichtigen, wahrscheinlich mit Backschisch=Hintergedanken. Ich weise in meiner Erwiderungsrede auf den Gipfel des Berges, dann auf das Lager; er versteht es, daß wir zuerst dorthin müssen, dann zu ihm kommen, und zieht sich in sein Zelt zurück.

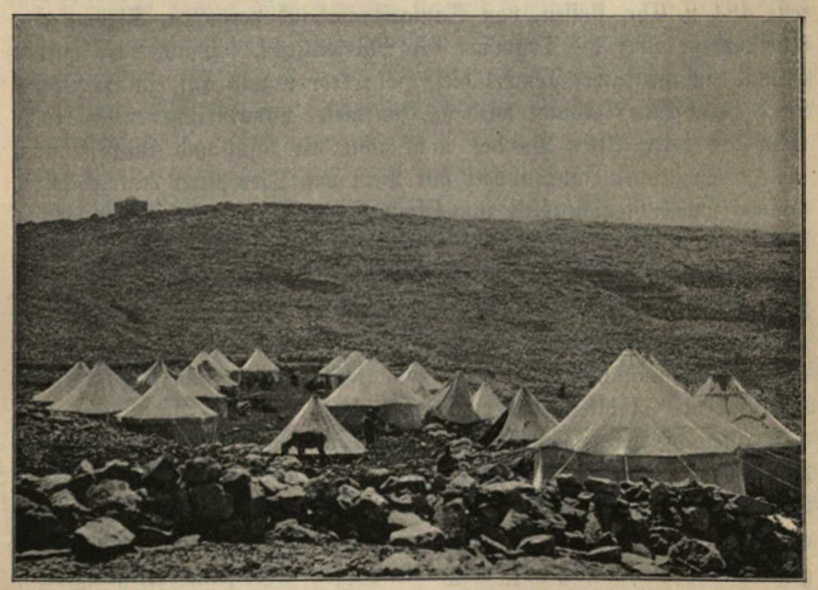


Fig. 76. Das Lager der Samaritaner.

Wir haben vom Lager noch eine Viertelstunde zu steigen auf die höchste Anhöhe. Die Samaritaner halten sich derselben fern, obwohl sie einst ihren Tempel trug. Sie ist entweiht in ihren Augen, namentlich durch das Grab eines mohammedanischen Heiligen und andere Gräber. Auf dem Gipfel, wo der Berg ziemlich steil gegen die Machnaebene abfällt, lagert noch mächtiges Gemäuer wie von einer starken Bergfeste. Riesige Bossenquader bilden einen starken Rahmen um eine große recht=eckige Plattform; an den vier Ecken waren Flankentürme; einer derselben ist in das genannte Weli umgestaltet worden. Ohne Zweifel stand hier der Samaritertempel; aber das Mauerwerk stammt nicht von ihm, son=dern von der Marienkirche, welche Kaiser Zeno hier erbaute und welche

die Samaritaner zerstörten; sodann von dem Neubau Justinians, dem wohl die oktogonen Fundamentreste angehören, und von dem Festungsbau, mit welchem derselbe Kaiser rings die Kirche umschloß, um sie gegen weitere Feindseligkeiten zu schützen. Erkennbar ist noch ein großes gemauertes Wasser-Reservoir innerhalb der ummauerten Terrasse. Mit wieviel Blut ist diese Höhe getauft worden! Pilatus leitete das Gemetzel ein, indem er 35 n. Chr. den Anhang eines Propheten, der sich erboten hatte, die von Moses auf dem Berge vergrabenen heiligen Gefäße wieder auszugraben, auseinandersprengen und niedermachen ließ, was seine Absetzung zur Folge hatte. Noch ehe Jerusalems grauses Geschick sich erfüllte, tötete hier oben Vespasians Legat 11 600 Menschen. Am Pfingstfeste 484 n. Chr. flossen, von Samaritanerhand vergossen, Ströme von Christenblut über die Trümmer der Marienkirche. Wann wird wieder einmal ein christlicher Tempel diese Höhe krönen und auf ein christliches Land herabsehen? Wann wird da, wo dieser unnatürliche, welke Nachtrieb des toten Alten Bundes nicht absterben kann und künstlich noch im 19. christlichen Jahrhundert mit Blut von Tieropfern ernährt wird, da, wo soviel Menschenblut zum Himmel rauchte, das Versöhnungsopfer des Neuen Bundes im Blute des Erlösers dargebracht werden?

Welch ein großartiges Land! Zu unsern Füßen liegt die ganze Reliefkarte von Samaria ausgebreitet. Hier die weite Ebene Machna mit dem Jakobsbrunnen; über ihren grünen Samtteppich hinüber Hügelland, das langsam abfällt gegen die Jordanebene, und am äußersten Horizont die Stahlkette der transjordanischen Gebirge. Im Süden und Südwesten die Berge von Ephraim, im Norden die Berge von Galiläa; der Hermon leider wegen etwas trüber Atmosphäre nicht sichtbar. Der Berg Garizim selbst ist kein aus der Ebene aufsteigender Kegel, sondern ein massiger Gebirgsstock mit breitem, langgezogenem Rücken und diesem gegen das Thal hin hoch aufspringenden Gipfel. Über seine breitgelagerten, reichgegliederten Massen leuchtet smaragdgrün das Mittelländische Meer herüber, so wie es in all den verflossenen Jahrhunderten nach dem Garizim herüberglänzte, allein unberührt von den großen Wandlungen der Geschichte, allein sich ewig gleich in dem allgemeinen, jähen Wechsel und Umschwung der Dinge.

Wir steigen herab und nehmen unsern Weg durch das Lager der Samaritaner (Fig 76). Es macht den Eindruck der Armut, aber einer reinlichen und fröhlichen Armut. Alles ist oben bis zu den kleinsten Kindern; auf allen Gesichtern glänzt Festfreude. Diese Tage sind Lichtblicke im armseligen Leben der Samaritaner. Dreimal im Jahre ziehen sie in feierlicher Prozession auf den Berg; an Pfingsten, am Laubhütten- und am großen Versöhnungsfeste; an Ostern aber wohnen sie die ganze

Woche oben und leben von Kräutern und ungesäuerten Broten. Am Vorabend vor dem Ostertage werden vor Sonnenuntergang vom Hohenpriester und den Ältesten die Osterlämmer untersucht, die fehlerlosen geschlachtet, an das Holz gespießt und in den Gruben, die man uns zeigt, gebraten; die Kinder werden mit dem Blute an der Stirne bezeichnet; bei Vollmondschein wird dann das Ostermahl gehalten. Der Hohepriester sitzt vor seinem Zelte, erhebt sich und begrüßt uns und ladet uns ein zum Verweilen; aber wir müssen ablehnen, denn es dämmert schon bedenklich, und im Orient lösen Dämmerung und Nacht rasch einander ab. Die Männer und die unverhüllten Frauen betrachten uns neugierig; die Buben springen uns nach und rufen: „Bakschisch!" und da wir nicht darauf hören, werfen sie mit Steinen.

Auf dem Heimwege begegnet uns eine weißgekleidete Schar, welche in Prozession heraufzieht unter wilden, mehr kriegerisch als erbaulich klingenden Gesängen; es sind samaritanische Männer, welche tagsüber unten gearbeitet haben und auf die Nacht zur Gemeinde zurückkehren. Bald nimmt der grüne Hain von Nabulus uns wieder auf mit seinen jauchzenden Wassern und seiner lebenden Musik. Im Lager finden wir den katholischen Geistlichen des lateinischen Patriarchats (A. Rezk) und seinen griechisch-katholischen Konfrater, welche uns besuchen wollten. Sie wissen von ihrem schwierigen Missionsposten nicht viel Gutes zu berichten. Eingekeilt zwischen die heute noch fanatischen Samaritaner und die insolenten Muselmänner, behaupten sie dennoch seit 1862 mutvoll ihr kleines Kirchlein und ihre Schule an dem Ort, wo einst das Christentum seine ersten großen Eroberungen machte, wo ums Jahr 100 Justin der Märtyrer geboren wurde, der die Reihe der gelehrten Kirchenväter ruhmreich eröffnete und den Lorbeer des christlichen Philosophen um die Palme des Märtyrers wand.

Von Nabulus nach Dschennin.

Karfreitag, 15. April.

In Anbetracht der großen Tagesaufgabe schon um 4 Uhr aufgebrochen. Die Seele mit Karfreitagsgedanken erfüllt, ziehen wir zunächst auf der breiten, fahrbaren Straße von Nabulus nach Jaffa durch liebliche Gefilde. Schöne Getreidefelder und Ölgärten; in der Thalsohle Gartenanlagen mit künstlicher Berieselung. Einmal liegt in der Mitte der sonst gut gepflegten Straße eine Straßenwalze, eine Marmorsäule, die vielleicht ehedem einen Prunkbau geziert hat, rings mit Gras umwachsen; so liegt sie wohl schon seit Jahren, ohne daß es jemand einfällt, sie auf die Seite zu schaffen, — ein kleines Bild des orientalischen Gehen- und Stehenlassens. Bei einer Mühle mit Bogenresten eines alten Aquädukts verlassen wir Thal und Straße und reiten über einige Höhen. Nach zwei Stunden ein schönes Thal, aus dem ein sanft gerundeter, grünumwallter Berghügel fast isoliert aufsteigt. Diese liebliche, fast üppig weiche Höhe (443 m über dem Meere) trug einst Ephraims stolze Krone, die Stadt Samaria, später von Herodes Sebaste genannt, daher der heutige Name Sebastije. Hier saß die Königsstadt der Trunkenen und Weintaumelnden Ephraims auf dem Hügel des fetten Thales (Js. 28, 1), ein verweichlichtes Gegenbild von Jerusalem, wie dieses rings von Bergen umzogen, welche aber nicht so fast starke Ringwälle um sie aufzuwerfen, als vielmehr in spielendem Reigentanz sich um sie zu schwingen scheinen.

Wir beenden unsere Karfreitags-Morgenandacht und nehmen in sie noch herein Johannes den Täufer, der in Vorahnung des blutigen, stellvertretenden Leidens den Erlöser als Lamm Gottes begrüßte (Joh. 1, 29). Warum ihn? Wir nähern uns seiner Begräbnisstätte. Als sein Haupt in Machärus weiblicher Bosheit zum Opfer gefallen war, da nahmen die trauernden Jünger seinen Leichnam und trugen ihn weit weg aus dieser verpesteten Luft. Im Herzen des heiligen Landes suchten sie ihm eine Ruhestätte, und keine schien ihnen würdiger und passender als die, welche die sterblichen Überreste der Propheten Elisäus und Abdias barg, als das Prophetengrab hier in Samaria. Zu den Prophetengebeinen legen sie die Überreste des größten der Propheten des Alten Bundes — hier an dieser Stelle, auf halber Höhe des Berges.

Wir steigen vom Pferde. Eine stattliche Kirchenruine nimmt uns auf und freut sich sichtlich der christlichen Besucher. Die Westfassade höchst schlicht und einfach; im Innern trotz aller Zerstörung noch architektonische Größe und Pracht. Gerade so viel noch erhalten, daß Grundriß und Aufriß wohl rekonstruiert werden kann. Ein dreischiffiger Bau mit erhöhtem Mittelschiff, im Licht 46 m lang, 22 m breit. Sechs Joche mit drei innen runden, außen polygonalen Apsiden; das westlichste Joch kleiner als die andern, zu einer Art von Narthex verengert; das fünfte Joch von Westen her größer als die andern, zu einem Transept erweitert, das aber nicht über die Flucht des Langhauses hinausgreift; das sechste Joch repräsentiert den Chor. Schöngegliederte Pfeiler mit vorgelegten Säulchen scheiden die Joche und tragen die Gewölbe; die Arkaden sind spitzbogig; die Kapitäle haben beinahe die Form der frühgotischen Knospen- oder Knollenkapitäle; bei den Arkadensäulchen aber schiebt sich ein antikes Zierelement ein, aus den Knospen aufquellende kleine Voluten; die Basis der Säulen ist echt romanisch; die Streben springen außen nur wenig vor; die Fenster sind sehr schmal.

Heute noch schwebt die Seele des Baues, die lichte und klare architektonische Idee, über dem Leichnam, und noch klingen von den zerrissenen Saiten süße Harmonien der wohlklingendsten Verhältnisse. Man kann mit Recht diesen Bau als das Meisterwerk der Kreuzfahrer bezeichnen; denn ihr Werk ist es, etwas später anzusetzen als die Bauten in Jerusalem, etwa nach Mitte des 12. Jahrhunderts, noch feiner concipiert und gediegener durchgeführt als selbst jene. Wahrlich, wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, daß ideale Zwecke die Seele der Kreuzzüge bildeten, und daß nicht bloß eine starke Faust, sondern auch ein frommes Herz jene Schlachten schlug, dieser Bau allein schon wäre Beweis genug.

Die Vorgängerin dieser Kirche war eine Basilika, welche schon im 6. Jahrhundert Antonin von Piacenza besucht und welche wahrscheinlich die Perser zerstörten; im 9. Jahrhundert standen nach dem Commemoratorium de casis Dei nur noch einige Teile. 1185 wird der Bau der Kreuzfahrer erstmals erwähnt. Er schließt das uralte Felsengrab in sich. Im Transept steigt man auf einer Stiege von 21 Stufen in eine viereckige Felsenkammer, die jetzt oben mit einem mohammedanischen Kuppelbau überdacht ist. Hier ruhten nach der ganz bestimmten Angabe von Hieronymus die Gebeine des hl. Johannes neben denen der Propheten Elisäus und Abdias; diese zuverlässige Nachricht wird dadurch nicht entwertet, daß sie schon ca. 530 (Theodosius, De situ terrae sanctae) mit der irrigen Annahme vermischt erscheint, als sei hier der Täufer auch enthauptet worden. Theodoret berichtet, daß Julian der

Apostat 361 das Grab erbrochen, die Gebeine des Täufers verbrannt und die Asche in den Wind gestreut habe: ein Zug, der den Charakter des Apostaten grell beleuchtet. Die Lebenszeit der Kreuzfahrerkirche war eine sehr kurze; schon im 13. Jahrhundert wird sie zerstört. Aber so fest gefügt ist ihr Bau, daß sieben Jahrhunderte langsamen Sterbens sie nicht ganz vernichten konnten. Noch stehen stattliche Reste der Westfassade mit dem sehr anspruchslosen Portal, des südlichen Seitenschiffs mit der Apside; selbst ein Gewölbeteil hat sich noch oben schwebend erhalten; ringsum stehen noch die Umfassungsmauern auf den unerschütterlichen Fundamenten aufrecht da und zeigen den überaus sorgfältigen Quaderbau. Das den Berg umwebende grüne Geranke ist neugierig auch in die Ruinen hineingedrungen und hat sich wie tröstend an sie angeschmiegt. Für gewöhnlich tragen sie ihr schweres Geschick mit Würde und stillem Dulden und nehmen auch den Mohammedaner auf, der aus Ehrfurcht vor dem Mann, dessen Gebeine einst hier ruhten, eine Gebetsstätte in ihren verfallenen Hallen eingerichtet hat. Aber wenn ein abendländischer Christ hierherkommt und wenn die Mauern dessen mitleidigen Blick auf sich ruhen fühlen, so klagen sie ihm leise und ergreifend ans Herz, daß er schmerzlich bewegt wird. Lebt wohl, ihr edlen, standhaften Mauern; eure Zukunft sei Gott befohlen!

Diese Kirchentrümmer und anstoßende Ruinen eines festen, mit vier Flankentürmen bewehrten Kastells,. einst wohl Johanniterkloster oder Residenz des Bischofs, sind die Erinnerungszeichen des christlichen Sebaste. Aber auch das jüdische Samaria und jüdisch-heidnische Sebaste hat noch seine Denksteine. Wir umziehen den Bergkegel in halber Höhe und besteigen dann seinen Gipfel. Da zeigt es sich erst, welch ausgesucht prächtige Lage er hat. Wiewohl der Gipfel bloß 100 m über den Thalgrund aufsteigt, entrollt sich doch oben ein weites Panorama, das bis zum Spiegel des Mittelmeeres reicht. Wahrlich, aus fettem Thale quillt dieser schwellende Hügel auf, und weich und mild sind auch die Konturen der umliegenden Höhen. Amri, der sechste König des Zehnstämme-Reichs und der Begründer einer neuen Dynastie, sah diese Höhe und erkor sie alsbald, da die alte Königsburg Thirza verbrannt war, zu seiner künftigen Residenz (925 v. Chr.). Er kaufte den Berg von Semer um zwei Talente Silber, befestigte ihn und baute hier seinen Palast und seine Stadt, welche er nach dem frühern Besitzer Samaria nannte. Er hatte richtig gewählt, sofern die üppige Lage der Stadt den weltlichen und weichlichen Charakter seiner Regierung und des herabgekommenen Zehnstämme-Reichs getreu widerspiegelte. Schon Amri verdarb den reinen Jehovah-Kult durch Übertretung des zweiten Gebots, noch mehr seine Nachfolger, besonders der König Ahab, welcher in Samaria einen

Baalstempel baute und daneben für seine Wohnung ein elfenbeinernes Haus (3 Kön. 16, 32; 22, 39). Die Propheten Amos, Osee, Isaias, Michäas strafen den götzendienerischen Unfug und die Sittenlosigkeit dieser Stadt. Das Verderben, das sie ihr ankündigen, kommt furchtbar über sie. Dem Assyrier erscheint sie, nach prophetischer Sprache, wie eine Frühfeige vor dem Vollherbst, welche eiligst hinabschlingt, wer sie

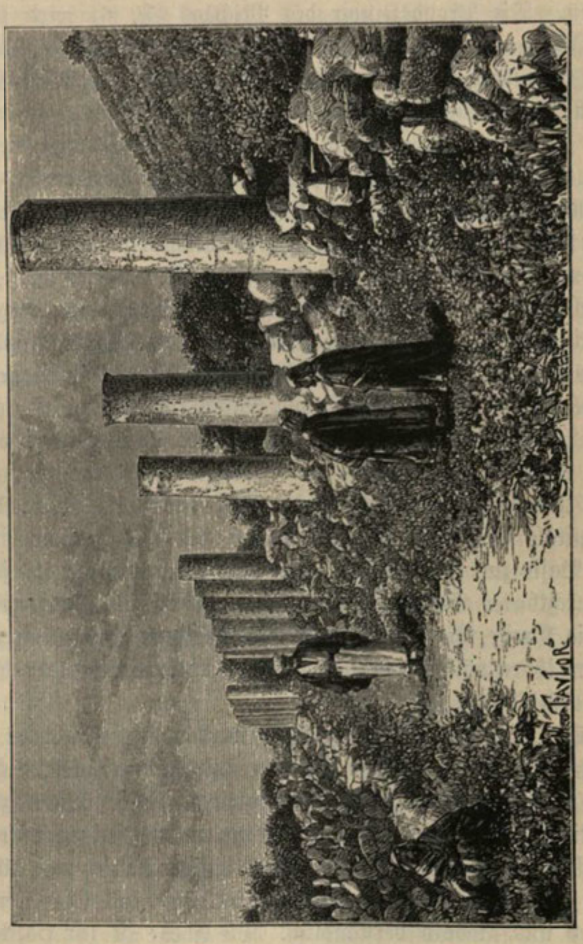


Fig. 77. Säulengang von Samaria. (Aus La Syrie d'aujourd'hui. Paris, Hachette & Cie.)

zu Gesicht bekommt, sobald er sie in der Hand hat (Is. 28, 4). Salmanassar belagert sie drei Jahre; sein Nachfolger Sargon erobert sie 722 v. Chr., führt ihre Einwohner ins Exil und macht dem Reich Israel ein Ende (4 Kön. 17, 5 ff.). Assyrische Kolonisten siedeln sich an. Die Stadt blüht wieder auf und wird aufs neue stark umpanzert; aber Johannes Hyrkanus zerstört sie zum zweitenmal und zwar gänzlich.

Zum drittenmal ersteht sie in königlicher Pracht und Herrlichkeit; Herodes d. Gr. wendet ihr seine Baulust und Prunkliebe zu, befestigt sie, schmückt sie mit Meisterwerken griechisch-römischer Architektur und krönt sie mit einem Tempel des Augustus, dem zu Ehren er sie umtauft in Sebaste = Augusta. Aber Prophetenfluch ist wie fressend Feuer. Zum drittenmal verfällt sie samt ihren Prachtbauten, diesmal, um nicht mehr zu erstehen. Die Prophezeiung des Michäas (1, 6) wird buchstäblich wahr: „Ich mache Samaria gleich einem Steinhaufen auf dem Feld, wenn ein Weinberg angelegt wird, und ich rolle hinab ins Thal seine Steine und lege seine Grundfesten bloß."

Ja, so sehen wir es hier vor Augen. Rings am Berg und im Thal liegen zerstreut die Trümmer der einstigen Herrlichkeit (Fig. 77). Ein Steinhaufen auf dem Felde ist es geworden; aus Kornfeldern und Ölgärten starren die Ruinenstücke wie Leichengebeine aus Gräbern, geschürft vom Pflugeisen, zerschlagen vom Karst, entehrt und geschändet. In die elenden Lehmhütten der jetzigen Bewohner des Berges finden wir sie eingeknetet, die zierlichen Kapitäle, die blanken Säulen, mit Schmutz überzogen, dazu degradiert, die Mistkuchen zu tragen, welche die Sonne zu Brennstoff dörren soll. Noch ragen nicht wenige Säulen aus dem Boden, die letzten Reste großartiger Kolonnaden, welche einst den Berg umzogen, Feststraßen zum Heiligtum bildeten, vor den Tempeln und Palastbauten paradierten. Alle sind enthauptet, der Krone ihrer Kapitäle beraubt; aber sie haben sich auf der tief im Boden steckenden Basis zu behaupten vermocht und stehen nun da als jammernde Zeugen furchtbarer Ereignisse, gebückt, windschief, kläglich gegeneinander geneigt wie Greise, die einer längst abgestorbenen Generation angehören und in der ihnen völlig fremd gewordenen Welt nichts mehr können als jammern und klagen.

Die übel beleumundeten Einwohner werden uns mit ihren „Antike", den aus dem Boden gewühlten Münzen und Bronzestücken, aufdringlich, enthalten sich aber sonstiger Feindseligkeiten. Wir kehren zurück zur Johanniskirche, nehmen Abschied von ihr und besteigen unsere Pferde wieder. Dann den Hügel hinab, durch einige Thäler und über einige Höhen in die Ebene Merdsch-el-Gharrak (Wiese des Einsinkens). Der Name wird uns alsbald verständlich. Die Ebene ist zur Hälfte in einen See verwandelt, der noch im April kaum Miene macht, den Rückzug anzutreten, während er sonst, wie es scheint, bloß in den Wintermonaten das Gebiet mit Beschlag belegt. Wir reiten am westlichen Rande der großen Ebene, deren Uferhügel mit Ortschaften besetzt sind. Eine von denselben ist das Bethulia, wo Judith ihre That vollbrachte, entweder Mitilije oder das nahe dabei gelegene Tell-Kaibar. Nicht weit von beiden

liegt Dothan, das alte Dothain; zwei Brunnen am Fuß eines Hügels zeigen noch die Stelle, wo der ägyptische Joseph, von Sichem kommend, seine Brüder fand, von ihnen in die Cisterne geworfen und an die auf der nahen syrisch-ägyptischen Karawanenstraße vorüberziehenden Kaufleute verhandelt wurde. In die Augen fällt namentlich Sanur, links oben auf einem Hügel gelegen, mit beträchtlicher Festungsruine. Nachdem wir, immer links uns haltend, die ganze Ebene durchritten, gelangen wir auf eine mäßige Anhöhe, welche geeigneten Platz zur Mittagsrast und schöne Aussicht gewährt. Schon sehen wir über einige Höhenzüge hinüber in die weite Ebene Esdrelon hinein und grüßen aus der Ferne den Tabor, Nazareth, den Karmel und den Hermon mit seinem silbernen Stirnreif. Die Silhouetten der Berge großartig und lieblich zugleich; die Gefilde loben die sorgsame Pflege der Menschenhand; alles grünt und blüht und reift der Ernte entgegen; an den ansteigenden Halden die stillen, bescheidenen Ölbäume; nur der Rücken der Berge ist kahl und zeigt überall das nackte Felsgebein, welches die Regengüsse entfleischt haben; die Häuser sind baulich nicht besser als in Judäa, aber sie sehen im Samtschmuck ihrer grünbewachsenen Terrassen viel fröhlicher aus. Die Hitze ist sehr groß, und das Schwärmen kleiner, aufsässiger Mückchen bringt Mensch und Tier in Wut. Darum brechen wir bald wieder auf und kommen, nach Durchsetzung einiger schmalen Thälchen, nach achtstündigem Ritte schon um $3^1/_2$ Uhr nach Dschennin.

Das Städtchen sieht sich von außen sehr lieblich an. Gartenquell ist wohl die ursprüngliche Bedeutung des Namens, wenn es nämlich, wie wahrscheinlich, mit dem alttestamentlichen En-Gannin (Jos. 19, 21), bei Josephus Ginäa, identisch ist. Der Name paßt; zu Häupten des Ortes entspringt aus dem Schoße der Anhöhe ein starker Quell, welcher den Ort durchsprudelt, einen Teich speist und ringsum reiches Wachstum verbreitet. Überall kaktusumzäunte Gärten und schöne Bäume. Das Stadtbild belebt durch zwei kuppelgekrönte Moscheen mit Minaret und durch schlanke Palmen. Wir wollen die innern Herrlichkeiten der Stadt mit ihren 3000 meist mohammedanischen Einwohnern nicht sehen, weder die Bazare noch den großen Chan, denn es soll dort von animalischem Leben wuseln; wir reiten vielmehr nur durch die äußersten Gassen, so rasch es ihre Enge und eine Karawane beteerter, übelriechender Kamele erlaubt, und eilen nach dem sanft ansteigenden Hügelchen, an dessen Fuß unser Lager aufgeschlagen ist.

Nach einer Viertelstunde Ruhe besteige ich die einsame Höhe, um in Stille die Abendstunden des heiligen Karfreitags zu verleben. An schönen Gärten vorüber, deren Kaktushecken in schwefelgelben Blüten prangen, komme ich auf eine mohammedanische Begräbnisstätte mit weit

verstreuten Grabmälern und einigen halbzerfallenen Welis. Da lasse ich mich nieder inmitten eines majestätischen und anmutigen Panoramas. Unmittelbar zu Füßen die große, weite Ebene Esdrelon, auch Jesreel oder Megiddo genannt, 8 Stunden breit, 5 Stunden lang, eingebettet zwischen die Berge von Samaria und Galiläa; hinter mir die Berge Samariens, ein Ausläufer derselben der Hügel, auf dem ich sitze; gegenüber die Berge Gelboe, der Tabor, links dem Meere zu die Karmelkette.

Es ist nicht schwer, die Seele hier in Karfreitagsstimmung zu versetzen. Die ganze Gegend ist durchtränkt mit Erinnerungen an den Heiland. Nazareth, das aus hochgelegenem Bergthälchen herüberglänzt, erzählt von ihm; es teilt uns mit, daß schon damals, als er hier als Kind lebte und als Jüngling wandelte, der blutige Kreuzestod vor seinem Auge stand, sein menschliches Herz bedrückte, sein junges Leben beschattete. Hier, so meldet uns der Tabor, hier auf meinen Höhen ward seine menschliche Natur, ehe sie in die Abgründe von Schmerz und Schmach versenkt wurde, hinaufgehoben in die Lichtregion der Glorie; hier ward zwischen ihm und den Vertretern des Alten Bundes, Moses und Elias, mitten im Glanze der Glorie verhandelt über den blutigen Ausgang, den er zu Ende bringen sollte in Jerusalem (Luk. 9, 31); hier ward der gottmenschliche Opferpriester eingeweiht in sein Opferamt und mit einem Gewande bekleidet so weiß, wie kein Walker auf Erden es herstellen kann (Mark. 9, 2), seiner menschlichen Natur zur Stärkung, seinen Jüngern zur Glaubensbefestigung. Und die Ebene Esdrelon spricht: Schon damals, als er mich oft durchwandelte, nach Jerusalem hinzog und von Jerusalem zurückkehrte in meine Gefilde, schon damals ahnte ich, daß er dem Tode geweiht sei, sich dem Tode geweiht habe; ich zitterte unter seinem Fuß, als er das letzte Mal über meine Fluren ging, da die Tage seiner Aufnahme sich erfüllt hatten und er sein Antlitz darauf richtete, nach Jerusalem zu wandeln (Luk. 9, 51). Die Palmen von Dschennin wiegen verständig ihre Häupter und mahnen: Hier war es, wo der Herr die zehn Aussätzigen heilte, und nur einer kam zurück und dankte, und dieser war ein Samaritan (Luk. 17, 12 ff.)[1]. Ihr Christen, die ihr hier Karfreitag feiert, lasset von diesem Samaritan euch nicht beschämen; vergesset nicht, dem zu danken, dessen Blut euch vom Aussatz reinigte; danket für die, die nicht danken, und betet zum Himmel, daß wir bald auch an dieser Stätte anstatt des Halbmonds das Kreuz begrüßen mögen!

---

[1] Die Legende verlegt dieses Wunder hierher. Eine christliche Kirche scheint einst hier gestanden zu haben; noch weist man ihren Platz südöstlich vom Orte; andere glauben, die große Moschee könnte eine Kirche gewesen sein.

In schwarzem Trauergewand wirft sich am heutigen Tage die Kirche am Altar des Kreuzes nieder und betet in den feierlichen Supplikationen für die ungläubigen Juden, daß Gott den Schleier von ihrem Herzen nehmen möge, und für die Heiden, daß sie sich bekehren zu dem lebendigen und wahren Gott und seinem eingebornen Sohn Jesus Christus. Aus tiefer Seele senden wir von diesem Boden aus diese Bitten zum Himmel.

Möchten die Nachkommen des Volkes Israel im heiligen Land, welche zum größten Teil in der harten Zuchtschule des Unglücks, der Armut und Verachtung leben, die Nachkommen der Nation, welche immer noch in Verblendung ausschaut nach der Morgenröte jenes Tages, dessen Mittagssonne längst sie quält, ihren Scheitel sengt, ihre einstige Herrlichkeit in Rauch aufgehen ließ, weil sie ihr Dasein leugneten und ihres Lichtes Segen nicht aufnehmen wollten, — möchten wenigstens sie endlich zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen. Möchte das Kreuz des Erlösers den Halbmond, die Religion der Halbheit, deren Gestirn längst im Abnehmen begriffen ist, endgültig besiegen. Möchte das Land Israel, aus der Knechtschaft der Ungläubigen erlöst, endlich für immer in den Besitz des neuen Israel übergehen; möge der Fluch gehoben werden, der auf ihm lastet, und der Segen der alten Verheißungen und der einstigen sichtbaren Gegenwart Jesu wieder in seinem Boden aufleben. Wie lange noch, o Herr, soll seufzen das Land und müssen seufzen alle Christen, welche es durchwandern?

Da liegt sie vor uns, die Ebene Esdrelon, die große, blutdampfende Walstatt des heiligen Landes, in deren Boden auch so mancher Kreuzesritter sein Grab fand, der Blut für Blut gab und starb für den, der für ihn gestorben. Wird auf diesem blutgedüngten Blachfeld einst der Entscheidungskampf ausgefochten werden, der dem christlichen Volke dieses Erbland zuteilt? Wird mit neuen Strömen Blutes das Land, in welchem „keine Wahrheit, kein Erbarmen und keine Erkenntnis Gottes wohnt“ (Os. 4, 1), getauft werden müssen? Wird der große Kampf, welcher hier im Thale Megiddo die Könige der Erde sammelt am großen Tage Gottes, des Alleinherrschers (Offb. 16, 14—16), das Land weihen zum unverlierbaren Besitze der Kirche Christi?

Dort vom Tabor stürmte er herab, Barak, des Abinoam Sohn, mit seinen 10000 Streitern, angefeuert von der Prophetin Deborah; Sisara wird in die Flucht geschlagen und vom Weibe getötet; vom Blute der Krieger wird das Thal zu einem See von schwarzen Wogen; der Fluß Kison schwemmt hochaufrauschend die Leichen hinab zum Meere. Deborahs Siegessang hallt wieder von den Bergen (Richt. Kap. 4 u. 5). Wird er nicht noch einmal und herrlicher ertönen über diesen Fluren? Wird Gedeons Schwert nicht noch einmal aufflammen in diesem Thal

und die madianitischen Eindringlinge verjagen unter dem furchtbaren Schlachtruf: Hie Schwert des Herrn und Gedeon? (Richt. Kap. 7.)

Ist noch der Fluch nicht gewichen von dieser Gegend, den der Prophet Elias herabrief über das Haus Ahabs, dort drüben in dem hoch und herrlich gelegenen Serin, dem alten Jesreel? Verführt vom Weibe, eignete er sich Naboths Weinberg an, indem er seinen Besitzer tötete (3 Kön. Kap. 21); aber vor seiner Residenz schichtete man die Köpfe seiner 70 Söhne auf, und Jezabels Leichnam ward der Fraß der Hunde (4 Kön. Kap. 10).

Lastet noch auf den Bergen Sauls Missethat und Davids Verwünschung? Bei Sunem drüben am Bergabhang hatte die Macht der Philister sich gelagert, und Sauls Herz zagte und wankte auf dem Gebirge Gelboe. Er geht zur Hexe von Endor, welche dort am Fuße des Kleinen Hermon in finsterer Höhle hauste; sie soll ihm Samuel aus dem Totenreich heraufbeschwören; von ihm will er das Dunkel der Zukunft sich lichten lassen. Samuel erscheint ihm und giebt ihm so furchtbaren Bescheid, daß er ohnmächtig in der Höhle zusammenstürzt. Als gebrochener Mann zieht er in die Schlacht, wird besiegt und stürzt sich in sein Schwert (1 Kön. Kap. 28 u. 31). Davids Totenklage durchgellt die Berge von Gelboe: „Berge von Gelboe, nicht Tau noch Regen komme über euch, nicht trage Erstlinge das Gefild, weil dort verworfen ward der Helden Schild, der Schild Sauls, als wäre er nicht gesalbt gewesen mit Öl! Israel gedenke derer, die auf deinen Höhen zum Tode verwundet wurden; die Edelsten Israels sind erschlagen auf deinen Bergen" (2 Kön. Kap. 1).

Aber des Edelsten gedachte Israel nicht, der auf seinen Höhen verwundet wurde zum Tode; darum blieb viele Jahrhunderte der brennende und fressende Fluch auf diesem Lande liegen. Wird er nicht bald von ihm genommen werden? Wird aus der schrecklichen Blutsaat nicht bald eine Ernte wahren Friedens ersprossen? Wird aufs neue der Boden mit Blut gedüngt werden müssen, und wird nur das scharfe Schwert die ins Stocken gekommenen Lebenspulse der Geschichte Palästinas wieder zu wecken vermögen?

Eine andere, lieblichere Hoffnung erblüht in der sanften Glorie des Abendrots, das Thal und Berge in seinen goldenen Mantel hüllt, und diese Hoffnung sinkt nieder am Kreuze des Heilandes und rankt betend an seinem Stamme empor.

Menschenblut ist genug geflossen. Ein unbewaffneter Kreuzzug wird die Eroberung und Erlösung des Landes zu vollbringen haben. In unblutigem Geisterkampfe wird dasselbe dem Volk als Erbteil zufallen, dessen Christenglaube der gesündeste, demütigste, liebekräftigste ist, welches

am meisten Heldenthaten des Herzens, Opfer der Liebe und am meisten Blut der Seele, Thränen eifrigen Gebetes für dasselbe einzusetzen vermag.

Durch dieses Volk wird des Propheten Osee Weissagung zur herrlichen Erfüllung gebracht werden. Gerade hier, wo Israels Bogen zerbrochen ward, wo Israel den Unglücksnamen Jesreel erhielt, wird dieser Name Jesreel sich zum Guten wenden und dessen segensvolle Bedeutung sich auswirken: Jesreel = Gott sät. Hier wird die neue Gottessaat aufsprossen, und hier werden fortan alle Bewohner des Landes an diesem Tage, geschart um das Kreuz des Erlösers, des Edelsten gedenken, der auf Israels Bergen verblutete.

* *
*

Karsamstag, 16. April.

Die Nacht kalt und ruhelos. Starke Fieberschauer und großes Übelbefinden. Peinigende Sorge, nicht mit der Karawane weitergehen zu können. Halb 5 Uhr früh mit Aufgebot aller Energie in den Sattel. Rascher Umschlag der Morgenfrische in dumpfe Schwüle. Aus dem Thale steigen qualmende Nebeldünste auf und hüllen die Sonne ein. Aber trotzdem sie uns vor dem direkten Angriff der Strahlen schützen, wird die Atmosphäre immer drückender und bricht der Schweiß aus allen Poren. Zum Glück ist der Weg gut und erfordert keine besondere Achtsamkeit. Es reitet sich weich und sanft auf dem schwarzen, humusreichen Thalgrund. Wenn derselbe aber gestern von der Höhe aus als ebene Fläche erschien, so legt er sich jetzt auseinander in Thäler und Hügel, in Mulden, Rinnen und Falten. Und wenn es von oben scheinen konnte, als ob man in einer Stunde bequem das Thal durchqueren könne, so reiten wir jetzt vier Stunden, bis wir an den Fuß der jenseitigen Berge kommen; so sehr täuscht die Luftperspektive in diesem Lande.

Wir sehen nichts von den unheimlichen Gästen, welche seit uralten Zeiten von den Steppen der Jordansebene bewaffnete Ausflüge in dies fruchtbare Thal machen, um zu fouragieren. Wie eine Heuschreckenplage kommen die Beduinen mit Mann und Kind, mit Kamelen und Zelten hierhergezogen, um den armen Landleuten die Mühe des Erntens abzunehmen. Erst in den letzten 20 Jahren haben die Türken angefangen, dieses Beuterecht nachdrücklich anzuzweifeln; schwärmende Kavallerie hat den Auftrag, die ungeladenen Gäste schleunigst wieder hinauszufegen.

Da wir den nächsten Weg einschlagen, bleibt Serin (Jesreel) rechts von uns auf der Höhe liegen; ebenso Solem, das alte Sunem, die Heimat Abisags und der Sulamitin des Hohenliedes, die Heimat der Sunamitin, welche den Propheten Elisäus gastlich aufnahm, auf sein Gebet hin einen Sohn erhielt und aus seinen Händen ihn wiederempfing,

nachdem er am Sonnenbrand gestorben war (4 Kön. Kap. 4). Wir umreiten den Fuß des Kleinen Hermon, kommen an El-Fule vorbei, wo ein fränkisches Kastell Faba stand, reiten über das Schlachtfeld, wo Bonaparte und Kleber 1799 mit 3000 Mann die türkische Armee von 25 000 Mann vollständig auflösten; ihre Reiterei wurde in die Sümpfe gesprengt; ganze Rudel von Flüchtlingen wurden zum Jordan hinabgetrieben und in die hoch geschwollenen Fluten desselben gestürzt, — ein herrlicher Sieg, aber ein Sieg des Eroberers, nicht des Christen, darum von keinen nachhaltigen Folgen.

Endlich haben wir den Rand der Ebene erreicht, kaum mehr fähig, zu atmen. Es ist, als ob aus dem Boden mit seiner furchtbaren Leichensaat, der sich so recht als Schauplatz der großen Vision Ezechiels (Kap. 37) denken ließe, Grabesstickklüfte und Blutdunst aufstiegen und an unserer Lebenskraft zehrten. Wir kommen in die Bergregion, aber jetzt setzt uns die Sonne mit glühenden Pfeilen zu, und auch die Wege werden wieder entsetzlich steinig und erbarmungslos hart. Das Übelbefinden steigert sich von Viertelstunde zu Viertelstunde; Roß und Reiter werden schließlich so lahm, daß ich die Karawane ganz aus dem Auge verliere. Endlich gegen 10 Uhr ist die Höhe erklommen, und aus lieblich eingebuchtetem Hochthale taucht Nazareth auf, das schon durch den Klang seines Namens und seinen ersten Anblick die Seele labt.

Nazareth. Tabor. Tiberias.

Karsamstag, 16. April.

Wenn wir lange Zeit an den Ufern eines großen Stromes gewandelt sind, welcher die Lebensader vieler Länder ist, welcher unzählige Dörfer und große Städte ins Dasein gerufen und durch seine wallenden Lebenswogen die Ufer weithin mit Wohlstand, Fruchtbarkeit und üppigem Wachstum segnet, dem die Gewässer der Höhen und Thäler zujauchzen und zueilen, um sich von ihm zum großen Vater Ocean tragen zu lassen, — wenn wir immer stromaufwärts wandeln, das große Gewässer in seiner spielenden Kindheit und Kleinheit sehen und zuletzt zu seinem Ursprung kommen, zu der Felsenkammer, aus welcher der Quell hervorbricht: dann schauen wir mit einer gewissen Ehrfurcht in die dunkeln Tiefen dieses Mutterschoßes, und mit Staunen betrachten wir den kleinen Quell, der noch nicht ahnen läßt, welch großer Zukunft er entgegensprudelt, welcher Siegeslauf und welche Mission ihm beschieden ist.

Mit Ehrfurcht nähern wir uns dem Bergschoß von Nazareth. Denn er schließt in sich den irdischen Quellpunkt des großen Stromes des Christentums. Von hier nahm er auf Erden seinen Ausgang, und von Nazareths Bergen herab bahnte er sich Weg und Bett durch Palästina, durch den ganzen Orient, durch Meere hindurch nach dem Abendland, durch die ganze Welt. Verborgen, geheimnisvoll, klein und unscheinbar sind diese ersten Anfänge, und da der Strom schon von den Bergen rauschte, fragte man noch verächtlich: „Kann von Nazareth etwas Gutes kommen?" (Joh. 1, 46.) Ja, vom kleinen Nazareth kam der große Strom mit den Wassern des Heils, mit den süßen, klaren Wassern der Gnade, des Friedens, der Wahrheit, der Hoffnung, dem alles zueilt, was nicht in sich unrein, schlecht und finster ist, der alles zum Vater trägt, von dem er stammt, der die ganze Welt durchadert, — und wer wäre im stande, die Ausbreitung, den unaufhaltsamen Lauf, die Herrlichkeit und die Segnungen dieses Stromes zu beschreiben?

Diese Gedanken lassen Müdigkeit und körperliches Elend vergessen. Aus der Seele, die bisher noch in Passionsstimmung sich befunden, löst sich leise und selig das erste Alleluja ab. Nach kurzer Rast verlassen wir unser Lager hart am Eingange der Stadt, unweit des Klarissinnen-

klosters und eines neuerstandenen deutschen Hotels, und wir sprechen freudig: „Wir wollen eintreten in sein Zelt und anbeten an dem Ort, wo seine Füße standen“ (Ps. 131, 7).

Ganz in unserer Nähe erhebt sich stattlich und das ganze Stadtbild beherrschend die Verkündigungkirche mit Glockenturm und Franziskanerkloster (Fig. 78). Kirche und Kloster ist mit hoher Mauer umzogen. Das gastliche Klosterhospiz wurde 1862 neu aufgebaut, nachdem das alte 1861 durch einen wühlenden Wildbach fast ganz zerstört worden war. Durch ein Thor gelangen wir in einen Hof, welcher einen schönen Vorplatz vor der Kirche bildet und in welchem noch Baureste der frühern Kirche oder Kirchen zu sehen sind. Schon Hieronymus (De locis hebr.) verzeichnet zwei Heiligtümer in Nazareth: das eine am Orte der Verkündigung, das andere am Orte, wo Jesus aufgezogen wurde. Das erstere rühmen als herrliche Basilika Antonin von Piacenza, Arkulf und Willibald; es wurde von den Saracenen zerstört. Auch der schöne Neubau der Kreuzfahrer, in welchem St. Franziskus von Assisi 1219 betete und 1251 der hl. Ludwig, wurde 1263 wieder in Schutt gelegt. Eine Kirche erstand erst wieder nach dem Einzuge der Franziskaner 1620; erst 1730 wurde der jetzige Bau vollendet, 1877 verlängert und mit stattlicher Fassade und einem Glockenturm versehen.

Die dreischiffige, in Barockstil gebaute Halle macht den besten Eindruck. Sie ist reich ausgeschmückt und sehr reinlich gehalten. Der stark erhöhte Chor (Fig. 79) ist zugänglich auf zwei seitlichen Treppen von je 12 Stufen; zwischen diesen beiden Treppen führt eine dritte auf 15 Stufen hinab in die Engelskapelle mit zwei Altären, dann in die Verkündigungskapelle; dies ist ein ziemlich großer, apsidenartig geschlossener Raum, welcher aber durch eine eingezogene Mauer in zwei Kapellen geteilt ist. In der vordern, welche ihr Licht von der Treppe her erhält, bezeichnet eine Säule links den Standort des Engels Gabriel, eine zweite, aus welcher in der Mitte, wahrscheinlich von goldsuchenden Mohammedanern, ein Stück herausgehauen ist, so daß der obere Teil zu hängen scheint, den Standort der heiligen Jungfrau bei der Verkündigung; die Inschrift unter dem Altare lautet: Verbum hic caro factum est — „Hier ist das Wort Fleisch geworden“. Die hintere, ganz dunkle Kapelle hat einen Altar mit der Inschrift: Hic erat subditus illis — „Hier war er ihnen unterthan“. Ein enger Gang führt einige Stufen aufwärts in eine Felsenhöhle, welche als Küche der heiligen Jungfrau bezeichnet, aber wohl richtiger als alte Cisterne anzusehen sein wird.

Diese hervorragende Andachtsstätte kann eine kritische Untersuchung wohl ertragen. Unter Domitian lebten hier noch Verwandte Christi,

Enkel des Judas, und sie wurden vom Kaiser nach Rom beschieden, aber in Anbetracht ihrer schwieligen Hände, die damals noch als völlig ungefährlich galten, sofort wieder entlassen (Eusebius, Kirchengeschichte

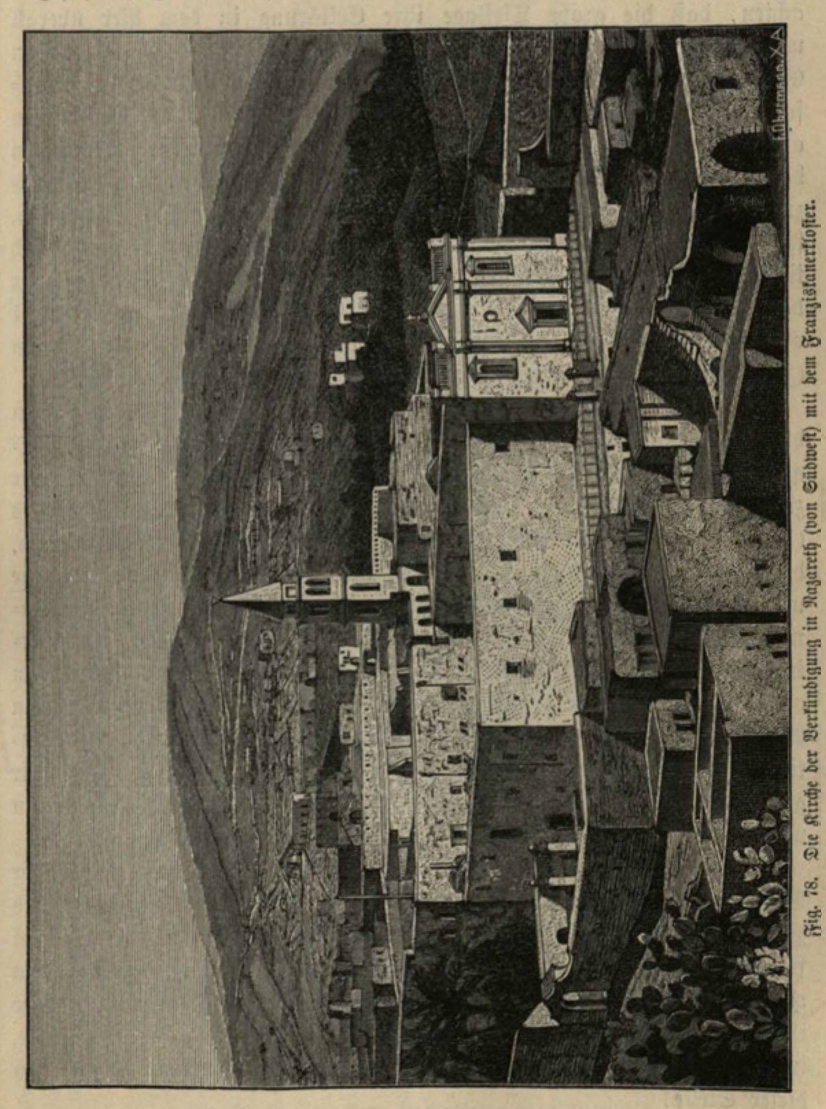


Fig. 78. Die Kirche der Verkündigung in Nazareth (von Südwest) mit dem Franziskanerkloster.

3, 15, 26). Von Konstantin an besiedelten die Christen Nazareth und wurde die heilige Stätte sofort durch einen Kirchenbau ausgezeichnet. Die ältesten Nachrichten über den letztern wie die ältesten Bauteile der Unterkirche führen ins 4. Jahrhundert zurück. Der alten und konstanten

Tradition kann die Glaubwürdigkeit nicht abgesprochen werden. Wie aber sollen wir diese tiefliegenden, unterirdischen Höhlenräume uns als Wohngelasse der heiligen Familie zurechtlegen? Zuvörderst ist zu beachten, daß die große Tieflage ihre Erklärung in dem hier überall massenhaft lagernden Schutt findet, dem Niederschlage der wechselreichen Geschichte Nazareths. Sodann müssen wir uns erinnern an die jedenfalls uralte palästinensische Gepflogenheit, die Häuser an Berghalden anzubauen und teilweise in den schützenden Berg einzutiefen, oder Höhlen des Berges durch Ummauerung und Vormauerung in den Hausbau einzubeziehen. Was wir hier erhalten sehen, ist eben ein solches Erdgeschoß, später durch die Devotion zu geräumiger Kapelle ausgeweitet und noch tiefer in den Berg eingeführt. Das gemauerte Vorhaus ist nicht mehr da; bekanntlich läßt es die Legende von Engelshänden im Jahre 1291 aus der Gewalt der Ungläubigen auf christlichen Boden, nach Italien (zuerst nach Tersato, dann nach Loreto), übertragen werden.

So sind wir abermals in einer Höhle angelangt, die in ihrem dunkeln Schoße Geheimnisse des Heiles birgt, in welcher der Krystallquell der Erlösung entsprang. Mit Zuversicht dürfen wir zu unserer zitternden Seele sprechen: „Hier ging vor sich, was der Evangelist Lukas (1, 26—38) in so bewunderungswürdiger Form erzählt. Hier lebte sie, die Jungfrau, deren Name nun auf allen Lippen ist; hier betete sie und sandte ihres Herzens Glauben und Hoffen zum Himmel; da einmal in stiller, einsamer Stunde des Abends oder der Nacht, ein überirdischer Lichtglanz im dunkeln Gemach, das Gewand eines Boten von oben; ein Gruß, wie er nie einem Menschenkind entboten worden; ein Antrag und eine Anfrage; ein Moment holder Verwirrung, ehrfürchtigens Schauerns und Schweigens; dann das große Fiat — „Mir geschehe nach deinem Worte"; der Engel verschwindet; die Jungfrau wieder von Dunkel umgeben, allein auf ihren Knieen.

Was ist geschehen? Knie nieder und bete an. Der Zeiger der Weltenuhr ist in seinem langsamen, geräuschlosen Laufe vorgerückt bis zur großen Stunde der Erlösung. Über Galiläas Bergen hat der Himmel sich herabgeneigt zur Erde. Im Schweigen der Nacht ist der Tau von oben gekommen, silberhell, unhörbar; und ehrfürchtig nimmt die Erde ihn auf und birgt ihn in ihrem Schoße, in reinster, goldener Schale, im Schoße der Jungfrau. Das Wort ist Fleisch geworden — hier, an dieser Stelle!

* *
*

Schon Hieronymus redet von einer zweiten Kirche in Nazareth an dem Orte, wo der Herr aufgezogen worden sei; so auch Arkulf und

Beda. Wo aber diese stand, und ob sie etwa das Haus Josephs bezeichnen sollte und den Wohnort der heiligen Familie nach der Rückkehr aus Ägypten, wissen wir nicht zu sagen. Heutzutage wird als zweites



Fig. 79. Chor der Kirche der Verkündigung in Nazareth.

Heiligtum Nazareths gezeigt die sogen. Werkstätte des hl. Joseph. Sie befindet sich im mohammedanischen Quartier, in einem ummauerten Hof; 1750 gelang es den Franziskanern, dieses Terrain zu erwerben,

und 1858 wurde auf demselben eine sehr einfache, aber schön gelegene Kapelle erbaut. Erst vor kurzer Zeit kauften die Franziskaner ein angrenzendes muselmännisches Haus dazu, und bei dessen Abtragung fanden sie ziemlich tief im Boden die noch wohlerhaltenen Fundamente einer christlichen Kirche mit drei Apsiden, wohl aus der Zeit der Kreuzfahrer. Damit ist erwiesen, daß der Ort eine viel ältere Tradition für sich hat, als man bisher annahm, und es läßt sich vermuten, daß die zweite Kirche, von welcher die obigen Gewährsmänner reden, hier ihren Standort hatte. Die Franziskaner beabsichtigen einen Neubau über den alten Fundamenten sich erheben zu lassen. Es scheint aber, daß der Boden von Nazareth noch manche Geheimnisse birgt. Neuerdings stieß man auch unter dem Kloster der Frauen von Nazareth auf zwei Felsengräber und eine gemauerte Cisterne, über welchen sich einst ein kirchenartiger Bau erhoben zu haben scheint; das erinnert an die Angabe Bedas, daß die Kirche an der Stelle, wo der Herr aufgezogen worden, auf Hügeln und Bogen ruhe, und zwischen den Hügeln ein überaus klarer Quell sei, aus welchem man von der Kirche aus habe Wasser schöpfen können (De locis sanctis c. 16). Vielleicht wird eines Tages auch das Grab des hl. Joseph noch gefunden, der doch aller Wahrscheinlichkeit nach in Nazareth starb.

Am Ostende des Ortes befindet sich die berühmte Marienquelle (Fig. 80). In starkem Schwall fließt sie zur Zeit in großer gemauerter Bogennische in einen langen Trog. Hierher kam wohl auch die Mutter Maria, ihren Krug zu füllen, und der Knabe Jesus mag sie wohl manchmal begleitet haben, wie wir jetzt noch die Mütter mit ihren Kindern hierherkommen sehen. Der Brunnen ist ziemlich bevölkert von waschenden und wasserholenden Frauen; sie treten freundlich beiseite und lassen uns den kühlen, süßen Trank kosten. Die gerühmte Schönheit dieser Frauen können wir aus eigener Anschauung nicht bestätigen, wohl aber ihren hohen, schlanken Wuchs, ihre vornehme Haltung, ihren würdevollen Gang. Ihre Kleidung besteht aus weiten, unten zugebundenen Pluderhosen, meist von roter Farbe, darüber der blaue, gegürtete Leibrock mit weiten Ärmeln; auf dem Haupte ein polsterartig abgesteppter Kopfbund mit Münzen benäht, wie denn auch die Haarzöpfe mit Münzen durchflochten sind und mitunter Münzenschnüre das Antlitz umrahmen; vom Haupte wallt der Schleier herab, der aber bei den Christinnen das Antlitz frei läßt. Eine schöne Tracht; aber ihr bunter Farbenglanz ist bedenklich gedämpft durch eine Patina von Schmutz. Überaus anmutig, in aufrechtem, elastischem Gang, wissen die Frauen die großen, henkellosen Wasserkrüge von der Gestalt der Amphoren schief auf dem Kopfe zu balancieren.

Nahe beim Marienbrunnen ist die Gabrielskirche der schismatischen Griechen, welche die Majorität in Nazareth bilden (7500 Seelen, 2900 Griechen, 2500 Lateiner mit den Maroniten und unierten Griechen,

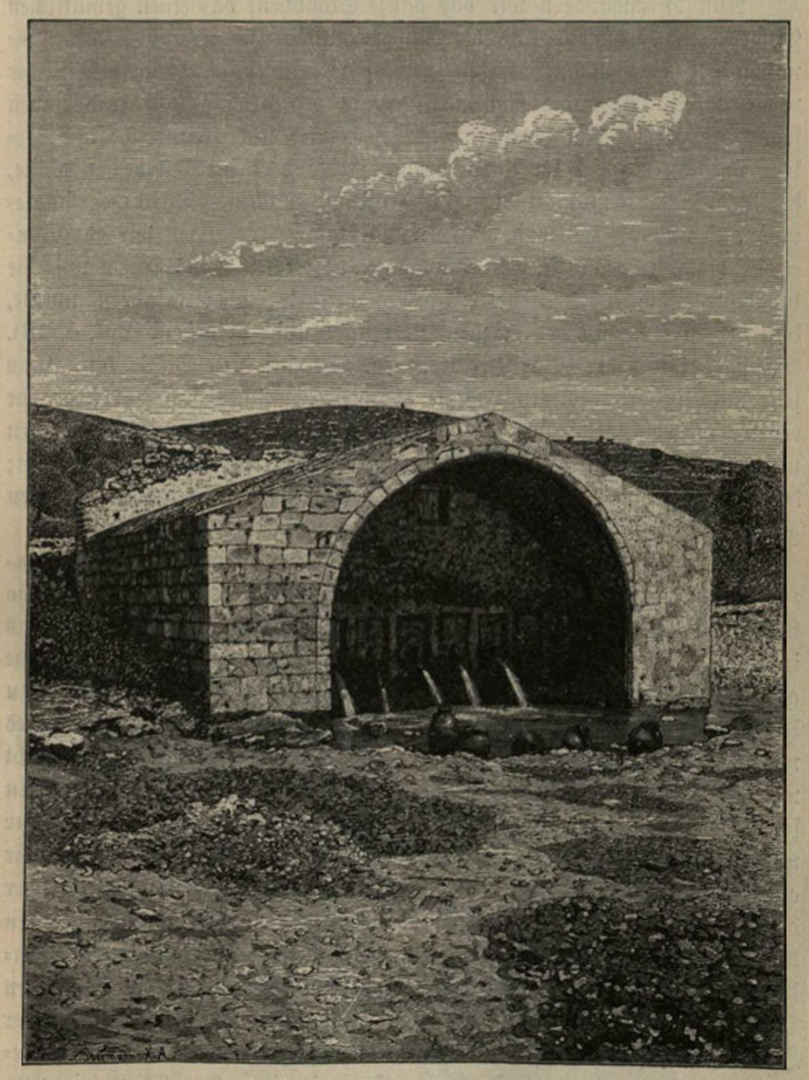


Fig. 80. Die Marienquelle bei Nazareth.

1825 Moslemin, 212 Protestanten). Die Kirche liegt tief im Boden; die Griechen zeigen in derselben die Stätte der Verkündigung nahe dem Marienquell, welcher nördlich von der Kirche entspringt, durch einen

Kanal in die Kirche und zum Marienbrunnen geleitet wird; sie können sich dabei auf das apokryphe Jakobusevangelium berufen, nach welchem Maria zuerst bei der Quelle vom Engel begrüßt worden wäre.

Nun durchwandern wir das ganze Städtchen, das einen gemütlichen Eindruck macht. Zwar sind die Gassen winklig und schmutzig, mit Ausnahme der Bazarstraße, welche gepflastert und mit schmalem Trottoir versehen ist. Aber die Häuser sind recht ordentlich gebaut und haben sogar den Luxus von Fenstern; die Bewohner sind freundlich; der Verkehr und der Handel im Bazar lebhaft; besonders die Söhne der Wüste, die Beduinen, sieht man hier ihre Einkäufe machen. Durch sehr malerisch auf und ab kletternde Gassen und Gäßchen gelangen wir zur Synagoge bezw. zur Stätte der Synagoge, in welcher Jesus lehrte und die berühmte isaianische Stelle (61, 17) erklärte, aber erfahren mußte, daß der Prophet in der eigenen Vaterstadt nicht geehrt ist (Luk. 4, 16). Schon Antonin der Märtyrer weist ca. 570 auf diese Stätte hin. Das sehr unscheinbare, tonnengewölbte Kirchlein, welches sich jetzt über ihr erhebt, ist wohl nicht sehr alt; es mußte von den Franziskanern den unierten Griechen eingeräumt werden, ist aber für sie viel zu klein; darum haben sie eine neue, sehr stattliche Kirche unmittelbar daneben gebaut, die eben ihrer Vollendung entgegengeht.

Wenn wir den traurigen Ausgang der Wirksamkeit Jesu in Nazareth und dieser Synagogenpredigt bis zum Ende verfolgen wollen, so haben wir schwerlich nötig, uns von der Legende, die allerdings bis ins 12. Jahrhundert zurückgeht, volle 5 km weit auf entsetzlichem Wege auf eine jäh gegen die Ebene Esdrelon abfallende Felsklippe führen zu lassen; offenbar ist diese nur wegen ihres überaus schroffen Absturzes mit dem Anschlag der Nazarethaner gegen Jesus in Verbindung gebracht worden, und es ist nicht glaublich, daß die erhitzten Juden noch einen so weiten Weg zurückgelegt hätten. Von der Synagoge sind es nur wenige Schritte bis zum Kirchlein der Maroniten, und hier stoßen wir auf einen genügend hohen, ebenfalls jäh abfallenden Felskoloß, welcher dem Vorhaben der Juden gleichsam entgegenkam; hier machten sie den Versuch, den Heiland herabzustürzen, er aber schritt mitten durch sie hindurch. Wenn eine spätere Legende (von 1500 an) auf einem Hügel den Ort zeigen will, wohin Maria geeilt sei, als sie von dem Anschlag der Juden gegen ihren Sohn hörte, und wo sie vom Schreck erstarrt gestanden habe, und wenn sie diesen Ort mit einer Kapelle Maria vom Schrecken (Maria del tremore) bezeichnet, so ist es offenbar gar nicht ihre Absicht, hiermit eine topographische Angabe zu machen, sondern sie wollte lediglich in rührender Weise der großen Not und Angst des Mutterherzens an jenem Tage gedenken und ein Denkmal setzen.

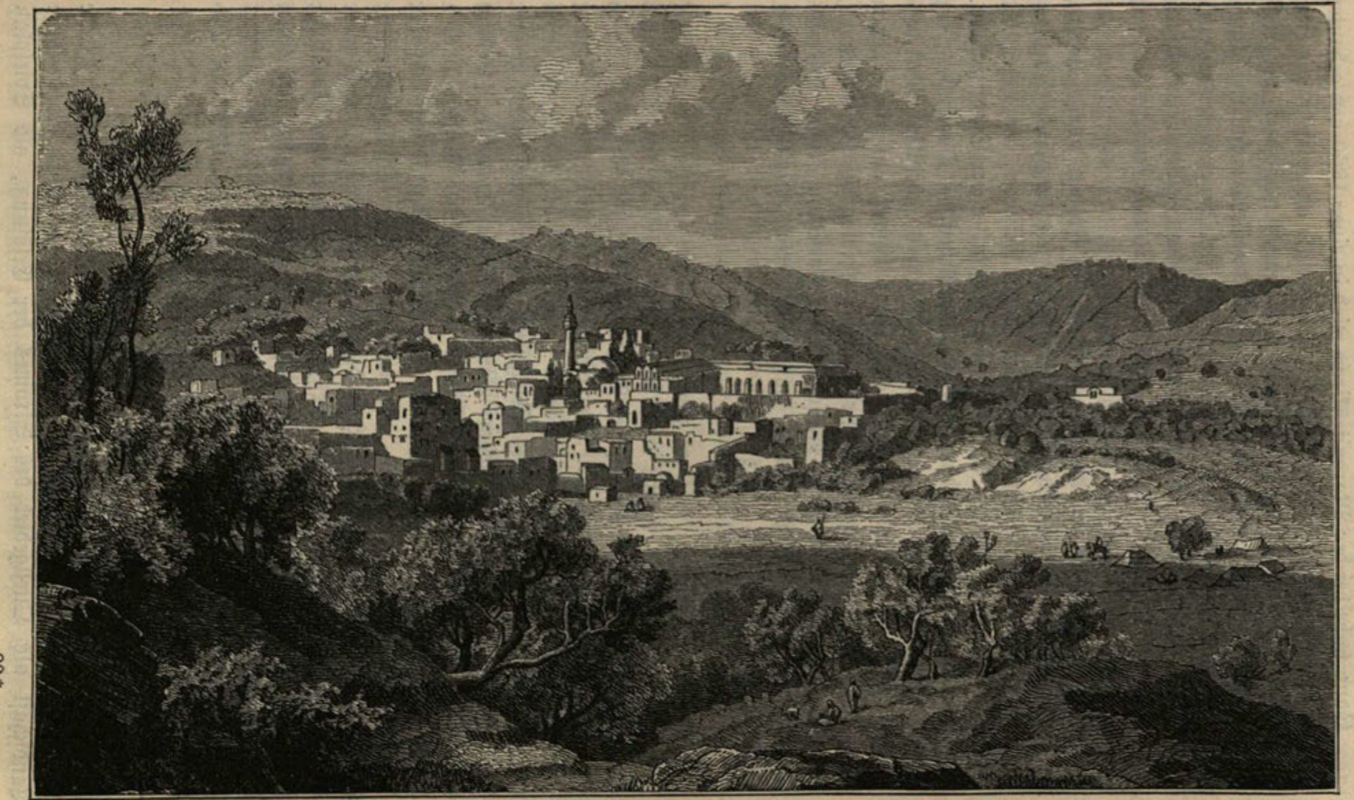


Fig. 81. Nazareth (von Osten).

Ganz nahe bei der Maronitenkirche wird in einer 1860 neu gebauten Kapelle der Franziskaner der Tisch Christi gezeigt, an welchem der Herr mehrmals mit seinen Aposteln gespeist habe, auch noch nach der Auferstehung, ein großer ovaler Felsblock. Es ist durchaus nicht zu billigen, daß eine Inschrift über demselben von einer für ihn eintretenden fortwährenden und niemals unterbrochenen Tradition aller orientalischen Völker spricht, während doch die betreffende Legende nicht über das 17. Jahrhundert hinauf zu verfolgen ist.

Noch einen Blick in das Waisenhaus der Frauen von Nazareth, in das französische Priesterhaus, auf die schön gelegene Kirche der Protestanten und auf die Moschee mit ihrem hohen Minaret, dem gegenüber jetzt die Türme der Kirchen den christlichen Charakter der Stadt wahren. Dann im Weben der Abenddämmerung, im Wehen des Osterjubels, der nunmehr vom heiligen Grab aus sich über die ganze christliche Welt verbreitet und auch in dieses Thal hereinbringt, hinauf auf einen nahen Hügel. Der rechte Standpunkt für geologisch-theologische Betrachtungen, die einzubringen suchen in die Ratschlüsse der Vorsehung, welche nie willkürlich sind und zufällig, immer wahr und gerechtfertigt in sich selbst.

* * *

Ein Hochthalkessel, 350 m über dem Meere gelegen, rings stark umrandet von Höhen, welche noch bis zu 140 m über den Thalgrund aufsteigen; die höchste derselben, der Dschebel-es-Sich, schwingt sich 488 m über den Meeresspiegel empor. Der Umwallungsring ist fest geschlossen; nur gegen Südwesten öffnet sich eine Gasse nach der Ebene Esdrelon hin. Oben kahle Höhen, rauhes Felsgestein; unten Fruchtfelder, grüner Wiesen- und Weidegrund, schöne Bäume, dunkle Cypressen, fröhlich wogende Palmen, weißblinkende Häuser in zwanglosen Reihen an den Wänden anklimmend. Ein echtes Bergstädtchen; abgesondert von der Welt auf seinen luftigen Höhen, aber keineswegs hermetisch abgeschlossen; denn nicht nur jene Thalpforte hält die Verbindung offen, auch jeder der umliegenden Hügel gewährt die schönsten und weitesten Ausblicke; schlichtfreundlich und doch nicht ohne eine gewisse Großartigkeit und einen tiefen Ernst; in sich gesammelt, aber nach oben erschlossen, dem Himmel zu, dessen Gewölbe in engerem und flacherem Bogen es überdacht und auf seinen Bergmauern zu ruhen scheint (Fig. 81).

*

Das Auge Gottes, welches das Weltall durchdringt, die Meere durchschaut, alle Höhen und alle Tiefen kennt, erwählte gerade diese Landschaft als Quellgebiet des Stromes der Erlösung, als Spielplatz

der menschgewordenen Weisheit, des Kindes, das eine Ewigkeit alt war, ehe es geboren ward in der Zeit; als Schauplatz der Morgendämmerung seines messianischen Lebens, als Wurzelgrund der Wunderblume, welche in ihrem festgeschlossenen Kelch die Glorie der Gottheit barg. Die Signatur der Landschaft steht in lieblichem Einklang mit dem Grundcharakter dieses jungen gottmenschlichen Lebens, das in ihr sich entfaltet: beide einfach und großartig zugleich, hoch erhaben und menschlich begrenzt, weltabgeschlossen und weltumspannend, fest auf die Erde gegründet und von der Erde sich loslösend und der eigentlichen Heimat, dem Himmel, zustrebend, gewöhnlich und außerordentlich, irdisch und himmlisch.

*

„Das Kind wuchs und ward kräftig, sich mit Weisheit erfüllend, und Gottes Wohlgefallen war über ihm.“ „Er war ihnen unterthan.“ „Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“ (Luk. 2, 40. 51. 52). Welches Gemälde hat Platz in diesem schlichten Rahmen! Welch liebliche, rührende, erschütternde Geheimnisse liegen zwischen diesen wenigen Worten! Hier in diesem Bergthal unterwirft sich der menschgewordene Gottessohn 30 Jahre lang den Gesetzen leiblicher und geistiger Entwicklung, dem Joche des Gehorsams, den Pflichten der Unmündigen. Er läßt sich herab zu lernen, nimmt Belehrung an, übt sich ein in das Handwerk des Zimmermanns, bewegt sich in der Werkstätte zwischen Brettern und Hobelspänen, führt die Säge, geht mit dem Krug zum Brunnen, besteigt als Jüngling diese Höhen und erfreut sich an seines Vaters Schöpfung, ergötzt sich wie wir an den Blumen und an dem Gesange der Vögel, taucht seine reine Stirne in das Gold des Abendrots, schaut aus in die Lande und über das Meer und nimmt alle die großen Erinnerungen in sein junges Herz auf, welche die Winde ihm zutragen.

*

Warum Jesus nicht früher mit seiner messianischen Wirksamkeit begonnen? fragt man im Hinblick auf das lange verborgene Leben in Nazareth. Thörichte Frage! Er ist in Nazareth mitten drin im messianischen Beruf. Sein ganzes Leben in Nazareth ist messianisches Wirken. Während er die Fluren der Kindheit durchwandelt, waltet er bereits seines hohenpriesterlichen Amtes. Während er Axt und Säge des Zimmermanns führt, zimmert er bereits am großen Neubau seiner Kirche, arbeitet er am Wohl und Heile der Menschheit, an der Regeneration der Familie, an der Erlösung der Arbeit, an der Verklärung des gewöhnlichen Lebens. Die Thränen, die er als Kind, die Schweißtropfen, die er in der Werkstätte vergießt, gehören zum großen Opfer der Ver-

söhnung wie das Blut, das er am Kreuze vergießt. Er ist schon in seinem Lehramt. Er lebt das Evangelium, ehe er es predigt. Er lehrt die wahre Größe: das Großsein im Kleinen. Er übt und predigt die wahre Tugend: vollkommen sein im Gewöhnlichen, heilig im Profanen, himmlisch im Irdischen, ewig im Zeitlichen und Alltäglichen; nicht die Verhältnisse durchbrechen, sondern sie ausnützen; in dem enggezogenen Lebenskreis um so mehr in die Tiefe, um so mehr in die Höhe bauen; dem Leben Turmanlage geben. Wieviel Menschenkraft und Menschenglück zerreibt und zerpulvert sich in nutzlosem Anrennen gegen äußere Schranken, in phantastischem Hinauswollen über die Grenzen, in lächerlichen Versuchen, zu fliegen, wozu der Mensch nicht geboren ist. Der Erlöser lehrt 30 Jahre hindurch Selbstbescheidung, freie Einordnung in die gegebenen Verhältnisse, in den engsten Lebenskreis — Großsein im Kleinen.

*

Das verborgene Leben in Nazareth ist unendlich reich an Inhalt, so wenig leblos und thatenlos als der Ocean in Stunden scheinbarer Ruhe. Was ist der Blumenschmuck der Fluren von Nazareth gegen jenen Frühling heiliger Gesinnungen, großer Heilsgedanken, ununterbrochener Gebete, gottmenschlicher Opfer und Verdienste! Was ist die abwechslungsreiche, quelldurchrauschte Landschaft von Nazareth gegen dieses Leben mit seinen Hochgebirgen der Anbetung, mit seinen Abgründen der Demut und Selbstverleugnung, mit seinen Süßquellen der Freuden und seinen bittern Meeren der Leiden, mit seinem ewig blauen Himmel und seiner still hereinglänzenden Gottesglorie! Schon ins schlichte Gewebe kindlichen Daseins, in das rauhe Zelttuch eines armen, arbeitsreichen Lebens stickt sich überall der messianische Goldfaden, der blutrote Faden des Opfers ein.

*

Nein, der Messias feiert nicht während seines langen Aufenthalts in Nazareth. Er ist voll und ganz an der Arbeit. Er kam, um das Heiligtum des Reiches Gottes auf Erden aufzurichten. Da baut er zuerst am Heiligtum der F a m i l i e. Er kommt, um die Menschheit zu beglücken und zu beseligen. Da wendet er seine erste Sorge der Familie zu; denn sie ist die Lebenswurzel der Menschheit, die Lebenszelle der Gesellschaft, der Kirche, des Staates. Das Christentum ist aus der Familie herausgeboren, damit die Familie aus dem Christentum neugeboren würde. Die erste Heilsfrucht der Erlösung ist die heilige Familie, wie der erste Segen des Schöpfers der Familie galt (1 Mos. 1, 28).

*

30 Jahre im Leben des Erlösers ausschließlich im Kreis der Familie zugebracht, auf die Heiligung und christliche Ausgestaltung der Familie verwendet — darin liegt ein ganzes socialpolitisches Programm. Daß die Erneuerung der Menschheit von der Familie ausgehen, daß sie beginnen müsse mit der Wiederherstellung der Ehre und Würde der Frau, des Adels des Kindes, der Autorität der Eltern, mit der Betonung der Familienpflichten des Mannes vor allem andern — davon hatte das Altertum keine Ahnung, und die Neuzeit will es jetzt noch nicht recht verstehen. Das Christentum verkündete diesen Grundsatz vom ersten Augenblick an. Kein socialpolitisches Programm taugt etwas, dessen erstes Wort, dessen erster Faktor, dessen erste Sorge nicht die Familie, dessen Frucht und Erfolg nicht die christlich geordnete Familie ist.

*

Der christlich erleuchtete Socialpolitiker wird die Familie zum Ausgangs- und Zielpunkt all seiner Bestrebungen machen; sein Blick wird dabei gerichtet sein auf das Ideal der Familie, welches das Christentum nicht bloß gezeichnet, sondern verwirklicht hat, — auf die heilige Familie von Nazareth. Wo ließe sich ein erhabeneres Vorbild finden oder auch nur denken? Eine vollkommene Verwebung des Ora et labora — Bete und arbeite; überall der sanfte Wohlgeruch des Schweigens, der Ruhe, des Friedens; die Weihe freudigen Arbeitens, geduldigen Leidens, demütigen Entbehrens; der Sonnenstrahl sanfter Liebe, milden Wohlthuns; ein Leben nach außen so schlicht und einförmig, nach innen so voll geistiger Abwechslung; ein Vater, der umhergeht wie der Schatten der Vorsehung, der in vollendeter Geistesruhe, in treuem, unerschütterlichem Pflichtgefühl die Sorge für Mutter und Kind auf seinem Herzen trägt und in größter Demut seine Autorität geltend macht; eine Mutter, welche Maria und Martha zugleich ist, aus dem Antlitz des Kindes stets neues Leben und neue Offenbarungen trinkt; ein Kind, welches den Schatz und Schutz, die Freude und Lust der Familie bildet.

*

Jede Familie, die an diesem Urbilde sich orientiert, wird zu einem Heiligtum, das Engelsfittige durchrauschen, zu einem Stück Paradies auf Erden, in welchem der Friede, die Liebe, die sanfte Geduld wohnen und auch die sturmerregten Wogen des Leidens noch mit Licht besäumen. Das Leben einer solchen Familie mag noch so einfach, eingezogen, verborgen sein, es ist unendlich kostbarer als jedes innen hohle, nach außen sich aufblähende und auslärmende Familienleben; es ist ein Schatz für die menschliche Gesellschaft und ein wertvollerer Beitrag zur Lösung der socialen Frage als viele socialpolitische Programme und Reden.

Die Nazarethaner nahmen auch Ärgernis am verborgenen Jugendleben des Heilands. Da er wiederkommt und sich in der Synagoge als Messias offenbart, können sie zwar nicht umhin, die Schönheit und Wahrheit seiner Worte zu bezeugen und sich über deren Anmut zu verwundern (Luk. 4, 22). Aber sie sprechen: „Woher diesem solche Weisheit und Wunderkraft? Heißt seine Mutter nicht Maria und seine Brüder Jakobus, Joseph, Simon, Judas? Sind nicht auch seine Schwestern alle bei uns? Woher kommt ihm das?" (Matth. 13, 54 ff.). Sie sind klein im Großen. Großes tritt ihnen entgegen, und Großes bietet er ihnen an. Da sprechen sie, unwissentlich damit sich selbst zeichnend und verurteilend: „Es ist wahr und groß, aber woher soll es denn dieser haben? Ist er denn nicht aus uns? Kann denn aus uns etwas Großes hervorgehen? etwas Großes aus dem Hause eines Zimmermanns?" Sie meinten, er sei *einer aus ihnen*, und er war doch bloß *unter ihnen* gewesen. Die Nazarethaner stehen mit dieser Logik gegenüber Christus und dem Christentum nicht allein.

*

Sie sind klein im Großen. Jesus liest in ihren Herzen den Vorwurf und die Mahnung: Arzt hilf dir selbst; was wir von deinem Wirken in Kapharnaum gehört, das thue auch hier in deiner Vaterstadt (Luk. 4, 23). Sie denken: Wenn er etwas Großes ist und Großes schaffen kann, mußte er es nicht zu allererst uns zeigen, unter denen er gelebt; mußte er damit nicht zuerst seinen Heimatsort auszeichnen und berühmt machen? Welch kleinliche Berechnung! Der Erlöser und das Heil der Welt soll dem Lokalpatriotismus eines Dorfes huldigen? Aber solche Geistesenge macht fanatisch. Sie wollen ihn herabstürzen von den Höhen, von welchen er so oft die große Welt überschaute, der er das Heil zu bringen hatte. Majestätisch schreitet er durch sie hindurch und bannt mit einem Blicke ihre rasende Wut. Er beweist ihnen, daß er doch mehr ist als sie, obwohl er unter ihnen gelebt. Aber er wirkt nicht mehr an diesem Ort; nur einigen Kranken von Nazareth legt er die Hände auf und macht sie gesund (Mark. 5, 6).

*

Ob der Herr nach seiner Auferstehung den Ort seiner Jugend noch einmal besuchte, wie die Legende wissen will, ist nicht zu sagen. Aber jetzt, in dieser feierlichen Stunde des Auferstehungsabends, zieht er verklärt durch dieses Thal in sanftem Säuseln der Winde, und die Abendsonne breitet ihm einen goldenen, mit Rosen bestickten Teppich unter die Füße, und die Höhen, die er so oft überschritten, grüßen ihn, und der Fels frohlockt, der ihm den Tod geben sollte, und die Palmen und Bäume

denken: Nun laßt uns senken vorm lieben Herrgott das Gesträuch. Osterfreude und Osterfriede allüberall. Alleluja!

* * *

Ostersonntag, 17. April.

Gestörte Nachtruhe. Um 2 Uhr fangen die Glocken des nahen Klosters ihr erstes Alleluja, das uns mit erhebenden Gedanken und Gefühlen erfüllte. Denn Glockengesang ist selten im heiligen Lande. Wir erinnerten uns gerne daran, daß eine der Glocken eine Stiftung der Münchener Pilgerkarawane von 1873 ist und daß diese deutsche Aveglocke als Vorsängerin den Ton angiebt für alle Aveglocken der Welt. Als aber das Läuten eine halbe Stunde, dreiviertel Stunden, eine volle Stunde und darüber ununterbrochen fortdauerte, nicht das Läuten, sondern ein regelloses Anschlagen der Glocken in jämmerlicher Nachbildung des italienischen Glockenspiels, da begannen die Ohren sich zu beschweren und die Nerven zu sieden. Was übertrieben ist, ist übertrieben. Das große Axiom gilt auch auf dem Gebiete der Frömmigkeit, und wo man ihm entgegenhandelt, schlägt beim besten Willen die Erbauung in ihr Gegenteil um.

Um 4 Uhr früh erheben wir uns, denn wir wollen unsere Osterandacht auf dem Tabor halten. Schweigend reiten wir durch das noch stille Nazareth am Marienbrunnen vorbei in den klaren Ostermorgen hinein, zuerst über die Umrandung des Thalkessels, von deren Höhe aus wir uns von Nazareth verabschieden, dann eine Zeitlang auf der Höhe fort, dann hinab über grüne Gefilde und dann über einen mäßigen Höhenzug hin, der von Nazareths Bergen eine Brücke hinüberschlägt zum Tabor (Fig. 82). Das Dorf Deburije (Dabrath), in welches die Legende die Heilung des besessenen Knaben verlegt, den Raphael in sein Verklärungsbild hereinnahm, bleibt rechts. Wir haben den heiligen Berg beständig im Auge und können Form und Charakter desselben genau studieren. Von dieser Seite aus ist die von einigen aufgebrachte Vergleichung mit dem Hohenzollern eher verständlich; ähnlich wie dieser tritt der Tabor, fast isoliert aus dem Thalgrunde aufsteigend, vor die Front einer langen Bergkette, und er hat von hier aus gesehen auch die Form eines abgeplatteten Kegels, nicht so hoch wie der Hohenzollern (Tabor 562 m über Meer, 305 m über der Ebene; Zollern 855 m), aber viel massiger und imposanter; vom Thal Esdrelon aus gesehen ist aber seine Silhouette fast die einer Halbkugel; in Anbetracht seiner Form ist die Vergleichung mit dem Hohenstaufen die glücklichere zu nennen. Ein etwas wilder und zerzauster Grünschmuck von Steineichen und niederem Buschwerk umkleidet ihn und verhüllt das rauhe Felsgestein, durch welches

der Weg in Serpentinen sich durchwindet. Er ist beschwerlich, aber nicht gefährlich und kann ganz zu Pferde zurückgelegt werden.

Nach einer Stunde Anstiegs gelangen wir zu einem halbverfallenen Thor, über welchem ein windschiefes Eisenkreuz sich erhebt und an welchem eine vor kurzem erlegte Schlange von wohl 1½ m Länge als Trophäe paradierte. Dann durch gewaltiges Trümmerwerk hindurch auf die Höhe des Plateaus, dessen Weite und Breite die Erwartung übertrifft. Die ca. 800 m lange, 400 m breite Abplattung des Gipfels erscheint leer und verödet, obwohl außer den ausgedehnten Ruinen Kornfelder, wilde Buschwälder, zwei Kirchen und Klöster und ein kleines Dörflein sich auf ihr angesiedelt haben. Noch kann man dem Rande der Hochebene entlang alte Befestigungsmauern verfolgen mit Resten von Türmen; in den untern Schichten manche fugengeränderte Quader, in althebräische Zeit zurückweisend. In dem durcheinandergeworfenen Trümmerwerk und dem überall wuchernden Gebüsch treibt sich allerlei Getier umher, giftige Schlangen, Wölfe, Schakale, bei Tag natürlich nicht sichtbar.

Eine Frage war mit mir den Berg hinaufgestiegen. Sie zupft mich am Kleide auf der Schwelle des Kirchleins der Franziskaner und fordert eine Antwort, ehe dem frommen Gefühle des Herzens sein Recht wird. Ist der Tabor der Berg der Verklärung? Seitdem Karl Ritter Bedenken gegen die Überlieferung ausgesprochen, haben nicht bloß protestantische Forscher die Frage entschieden verneint, auch katholische ließen die Tradition fallen. Schegg begründet in seinem Pilgerbuch (II, 139 ff.) eingehend seinen Widerspruch gegen dieselbe. Gerade hier tritt aber die Überlieferung mit solcher Entschiedenheit auf, daß nur sehr gewichtige Bedenken berechtigen können, ihr den Glauben zu versagen.

Gewiß haben die drei Apostel, welche Augenzeugen der Verklärung waren, den ersten Christen den Schauplatz des großen Ereignisses nicht verschwiegen, sobald nach der Auferstehung ihnen das vom Herrn auferlegte Siegel des Schweigens vom Mund genommen war. Petrus konnte den heiligen Berg nicht vergessen, wie die feierliche Beteuerung in seinem zweiten Briefe (1, 16 ff.) zeigt, und er setzt dessen Kenntnis bei seinen Lesern voraus. Vom 3. Jahrhundert an wird mit aller Bestimmtheit die Verklärung hierher verlegt. Origenes, Cyrill, Hieronymus reden hiervon als von einer feststehenden Thatsache. Die Pilgerinnen Silvia und Paula besuchen diesen heiligen Berg. Wenn der Pilger von Bordeaux die Verklärungsstätte auf dem Ölberge sucht, so kann seine alleinstehende, auf offenbarer Verwechslung beruhende Angabe die Zuverlässigkeit der Tradition nicht erschüttern. Schon im 4. oder 5. Jahrhundert krönt die letztere den Berg mit einem Heiligtum, von



Fig. 82. Der Berg Tabor.

welchem sich bis auf den heutigen Tag in der Nähe des Franziskanerklösterchens nicht unbedeutende Reste erhalten haben; die Grundmauern einer kleinen, einschiffigen, rechteckigen Kirche von etwa 4 m Breite und 6 m Länge, mit Ostapside, äußerst sorgfältig gefügt, innen mit weißem Malbewurf belegt, am Boden mit Würfelmosaik ausgestattet. Antonin erwähnt ca. 570 bereits drei Kirchen, die in Stein ausgeführten drei Hütten des Petrus. Arkulf berichtet ca. 670 auch von einem Kloster, Säwulf 1102 von drei Klöstern, zu welchen bald ein viertes kam, das die Benediktiner von Clugny gründeten. Die Kreuzfahrer bauten eine stattliche, dreischiffige romanische Kirche; noch sind Mauern und Gewölbe der Krypta derselben zu sehen.

Freilich, ein dem biblischen Berichte selbst entnommener Gegenbeweis rüttelt stark an den Fundamenten dieser Tradition und ihrer Bauten. In der Erzählung der Evangelisten (Matth. 17, 1 ff. Mark. 9, 1 ff. Luk. 9, 28 ff.) folgt die Verklärung auf den Aufenthalt Jesu in Cäsarea Philippi; sechs Tage nach den dort stattgehabten Unterredungen, nach Luk. 9, 28 etwa acht Tage nachher, hat der Herr mit den Dreien den Berg bestiegen, der nicht näher bezeichnet wird. Matthäus und Lukas lassen den Herrn nach der Verklärung und nach der unmittelbar darauffolgenden Heilung des besessenen Knaben in Galiläa umherwandeln. Dieser Bericht begünstigt zunächst freilich die Annahme, daß die Verklärung nicht in Galiläa und nicht in so weiter Entfernung von Cäsarea Philippi vor sich gegangen sei, sondern etwa auf dem Hermon oder einem seiner Trabanten. Aber eine zwingende Notwendigkeit liegt nicht in dieser Annahme. Der Weg von Cäsarea Philippi läßt sich ohne Eilmärsche in sechs Tagen bequem zurücklegen, auch wenn nicht die allernächste Route eingeschlagen wird. Die Evangelisten sagen nicht, der Herr sei sechs Tage in Peräa und in der Nähe von Cäsarea Philippi geblieben und erst nach seiner Verklärung nach Galiläa gekommen, sondern er habe nach seiner Verklärung noch einmal eine Rundreise durch Galiläa gemacht, ehe er hinaufzog nach Jerusalem zum Leiden und Sterben; die Verklärung kann also ganz wohl in Galiläa stattgefunden haben. Biblischer Bericht und Tradition sind ohne Gewalt und Künstelei in vollen Einklang zu bringen. Ja die letztere muß für ihre Ortsangabe ganz bestimmte Anhaltspunkte gehabt haben; hätte sie erst suchen müssen, so hätte sie sicher nicht den Tabor, sondern den Hermon zum Verklärungsberg gemacht, der dem biblischen Berichte näher liegt und seiner Natur und Gestalt nach auf diese Ehre soviel Anspruch erheben konnte als der Tabor.

Diese exegetischen Gegengründe gegen die Tradition hatten mir nie sonderlich imponiert; über die historischen und topographischen mußte

jetzt der Augenschein entscheiden. In der alten Geschichte erscheint der Tabor zu verschiedenen Zeiten als Bergfestung und als Sitz einer Stadt. Antiochus der Große erobert 218 v. Chr. die Stadt und befestigt sie aufs neue; 53 n. Chr. wird auf dem Berg eine Schlacht geschlagen zwischen dem römischen Heere und den Juden; später umzieht Josephus Flavius das ganze Plateau mit einer Ringmauer; eine große Menge Volkes sammelt sich im jüdischen Krieg auf den Höhen des Tabor und wird von dem römischen Feldherrn Placidus in die Ebene herabgelockt und hier zersprengt (Jüd. Krieg 4, 1, 8). Josephus spricht von keiner Stadt auf dem Itabyrion — so heißt der Berg bei ihm —, aber er redet von den eigentlichen Bewohnern des Berges im Unterschied von den Kriegsscharen, die oben sich angesammelt hatten. Kann ein Berg mit Festung und Besatzung, ein von einer Stadt bevölkerter Berg als Schauplatz der Verklärung gedacht werden? Mit nichten, antwortet man; jener Vorgang muß unbedingt seiner Natur und den Verfügungen des Heilandes (Matth. 17, 9) nach in eine völlig einsame Gegend verlegt werden.

Darauf ist aber zu erwidern: Ob zur Zeit Jesu auf dem Berge sich eine Festung oder Stadt befand, ist völlig ungewiß; jedenfalls keine, welche den ganzen Gipfel des Berges einnahm; sollte er damals auch bewohnt gewesen sein, so fanden sich doch sicher auf dem ausgedehnten Plateau, das eine halbe Stunde im Umkreis mißt, oder an den Bergwänden einsame Punkte genug, wo jener Vorgang ohne fremde Zeugen sich abspielen konnte, zumal er nach dem Berichte des Lukas (9, 32) in die frühesten Morgenstunden zu verlegen ist; denn die Apostel „waren noch beschwert vom Schlafe".

Die Tradition ist gerechtfertigt, der kritische Geist befriedigt. Wir treten ein in das stille, schlichte Kirchlein, das die Franziskaner im Jahre 1875 neben dem kleinen Hospiz gebaut haben. Die Andacht tritt in ihre Rechte. Taborglanz und Osterglorie fließen ineinander und tragen auf goldenen Schwingen die Seele nach oben.

Von Cäsarea Philippi war er herübergekommen, der Herr mit seinen Jüngern. Dort an der äußersten Grenze des Schauplatzes der Erdenwirksamkeit Jesu hatte Petrus das große Bekenntnis abgelegt, das der Herr mit herrlichen Weissagungen und Verheißungen erwiderte. Aber dort hatte der Heiland auch den Vorhang zurückgeschlagen vor der nächsten Zukunft, vor der dunkeln und blutigen Welt der Passion, und hart ließ er den Petrus an, als dieser den Versuch machte, den Vorhang rasch wieder zu schließen und ihn selber vom Gedanken an Leiden und Tod abwendig zu machen. Wie ein schwerer Druck lag die Leidensweissagung auf dem Gemüte der Jünger, besonders der drei, welche ihm am nächsten standen, aber auch auf dem Gemüte des Heilandes selbst.

Vom Fuße des Hermon kommen sie an den Fuß des Tabor. Auf diesem Berge, welcher selber wie durch den Drang der Sehnsucht der Schöpfung gen Himmel gehoben erscheint, welcher selber ein Stück Verklärung der Natur ist, wird der Menschensohn verklärt, seiner menschlichen Natur zum Trost und zur Stärkung, seinen Jüngern zur Kräftigung des Glaubens. Die Lichtfülle der Gottheit durchbricht die leibliche Hülle, den zarten Schleier von Fleisch und Blut. Die Erdengestalt des Hohenpriesters kleidet sich, ehe sie in das Purpurgewand des Blutes gehüllt wird, in lichtes Linnen, in eine Albe so weiß, „wie kein Walker der Erde sie herzustellen vermöchte“ (Mark. 9, 2). Eine große Gloriole von Himmelsglanz umschließt den Erlöser und die Vertreter des Alten Bundes; eine Silberwolke spannt ihren lichten Schirm über Tabors Gipfel, und eine Stimme ertönt aus der Wolke: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; ihn höret!“ Der Himmelsglanz umhüllt auch die Apostel und bringt ihnen in die innerste Seele. Nur eines Wunsches, nur eines Gedankens sind sie mehr fähig: Möchte das kein Ende mehr nehmen! Möchte es jetzt keine Zeit mehr geben, keine Vergangenheit, keine Zukunft, keinen Wechsel, keine Veränderung! Möchte es ewig so bleiben!

Die Verklärung war nur die Morgenröte, der Vorglanz, die Vorausnahme der Glorie der Auferstehung, ein Vorgeschmack der Seligkeit, welche vom Tage der Auferstehung an das Wesen, das Gewand, die Lebenssphäre der menschlichen Natur, der gottmenschlichen Person Jesu bildet. Am Ostermorgen darf auch die Christenseele eintauchen in die Wonne der Verklärung und Auferstehung. Wonneselig und traumverloren spricht auch sie mit Petrus: „Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen!“ Ganz erfüllt von Verklärungsglanz und Auferstehungshoffnung ruft sie mit dem Psalmisten: „Dein, o Herr, sind der Himmel und die Erde; den Erdkreis und seine Fülle hast du gegründet; Nord und Süd, du hast sie geschaffen; Tabor und Hermon jauchzen in deinem Namen“ (Ps. 28, 12 f.). Solche Lichtpunkte im Leben, solche Osterfeier auf Tabors Höhen gleichen aus und versöhnen und erhellen viele dunkle Stunden, heben hinaus über viel Elend und Armseligkeit, werden zu Licht- und Feuerherden, an denen immer wieder die Flamme der Hoffnung, das Feuer der Kraft entzündet werden kann.

Wir wandeln umher auf dem Gipfel des Berges und genießen seine Aussicht. Welch schöner Einklang zwischen der Natur desselben und dem übernatürlichen Geheimnis, dessen Thron er wurde! Das ist auch eine Art Beweis für die Richtigkeit der Überlieferung. Unter dem azurnen Baldachin des Firmaments, der gleich einem Ciborium ihn überwölbt, ragt der Tabor auf, so recht wie ein Hochaltar der Natur, durch den

vom Herrn ausfließenden Glanz zum Hochaltare des Christentums konsekriert. Er beherrscht das ganze Land ringsum, ein König unter Palästinas Höhen (Jer. 46, 18). Als Mittelpunkt faßt er zu einem Rundbild ohnegleichen zusammen die Berge von Gelboe und Samariens Hügelketten, des Karmel gewaltige Meeresfestung und die Anhöhen des Dschebel-es-Sachi mit Endors und Naims großen Erinnerungen, den Hermon mit dem silbernen Stirnband und die violett abgetönten Wände des Hauran, das lichtblaue, treuherzige Auge des Sees Genesareth und des Weltmeers smaragdenen Spiegel, die Ebene Esdrelon im grünen Samtkleide und die rauhere Ebene von Hattin mit dem Berge der Seligkeiten.

Zu schön zum Bleiben! Ein lange nachklingendes Alleluja im Herzen, nehmen wir Abschied vom heiligen Berge. Zu Fuß steigen wir den rauhen Weg hinab, den wir heraufgeritten. Dann zu Pferd über den schönen Wiesengrund und die prächtigen Baumgruppen, welche die Jochhöhe zwischen den Bergen Nazareths und dem Tabor schmücken, hinunter in die weite Ebene, welche uns noch vom See Genesareth trennt. Aber die Ebene entpuppt sich bald als sehr uneben und löst sich auf in Hügelketten, Thalfurchen, Mulden und größere Hochplateaus. Der Boden ist steinig, dabei meist tiefschwarz, was auf verwitterte Basaltlager zurückgeführt wird. Wir kommen am Chan-et-Tudschar (Chan der Kaufleute) vorüber, einem großen ruinösen Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert mit höher gelegenem, fast ganz zerfallenem Kastell. Hier ist wöchentlich einmal Markt, auf welchem die Beduinen Vieh und Herdeerzeugnisse gegen die Waren der Industrie austauschen. Bei der Quelle sahen wir eine ganze Schar schwarzgekleideter Beduinenweiber sitzen mit furchtbaren, ganz verrosteten Gesichtern, ein unheimlich gespenstischer Anblick. Das Dörflein Kafr-Sabt lassen wir rechts liegen und machen Halt auf dem Rücken eines Höhenzuges angesichts der Hörner von Hattin (Karn Hattin).

Wenn die allerdings sehr junge, erst aus der Kreuzfahrerzeit stammende Legende recht hätte, wäre der seltsam geformte, aus der Ebene aufsteigende Felsstock mit seinen zwei durch einen Sattel verbundenen Höckern oder Hörnern und mit kleinem Hochplateau zwischen denselben, das etwa 50 m über der Ebene liegt, der Schauplatz der Bergpredigt, der Berg der Seligkeiten. Schon seit dem 4. Jahrhundert zeigt die Überlieferung zwischen dieser Höhe und dem See die Stätte der wunderbaren Speisung der Fünftausend. Nach dem biblischen Berichte möchte man beide Punkte näher am See suchen und den letztern eher auf die Ostseite des Sees verlegen. Eine Erinnerung aber hat nicht die unzuverlässige Legende, sondern der eherne Griffel der Geschichte den Fels-

wänden und Basaltgipfeln dieses Berges eingezeichnet, eine überaus traurige und blutige.

Hier hat der Halbmond das Kreuz besiegt. Hier wurde die Macht der Kreuzfahrer gebrochen und der christlichen Herrschaft über das heilige Land der Todesstoß versetzt. Am 4. und 5. Juli 1187 hat Saladin hier das Heer der Kreuzfahrer aufgerieben. Schon der erste Schlachttag ergab die Überlegenheit der Ungläubigen. Der Mut der Gläubigen sank; die entsetzliche Hitze und der Mangel an Wasser zehrte an der körperlichen Kraft; dem Tode geweiht, zieht sich das Heer auf die Höhen von Hattin zurück. Da wallt ringsum Rauch auf, und Feuersglut umloht den Berg: Saladin hat das dürre Gras und Gesträuch der Bergwände in Brand stecken lassen. Gebrochen an Geist und Leib, die Höhen zur Rückendeckung nehmend, erwartet das Heer den zweiten Schlachttag. Das Morden beginnt; die Schwerter lodern wie Flammen, in Strömen fließt das Blut; von allen Seiten wird das Heer eingeschlossen; entsetzlicher Sonnenbrand, dichte Staubwirbel, Blutqualm, der flammende Atem von vielen Tausenden verdichtet die Luft und legt sich schwer auf die Brust. Keine Möglichkeit, den Feind zurückzudrängen, eine Gasse durch die ehernen Mauern zu brechen. Nur Graf Raymund von Tripolis, aus Ehrgeiz treubrüchig und in geheimem Bunde mit dem Feinde, entkommt mit einer kleinen Ritterschar. Das ganze übrige Heer ist dem Verderben geweiht. Glücklich, die hier auf der Walstatt ihr Leben aushauchen und ihr Blut hinopfern dürfen für den Herrn, der so oft über diese Fluren gewandelt; unglücklich die grausam Verschonten, die Gefangenen, die in die Sklaverei geschleppt werden wie der arme König von Jerusalem, Guido von Lusignan.

Noch schreit das Blut der Erschlagenen zum Himmel. Hier in diesem Sande ruhen die Leichname der Erschlagenen, nur vom Regen und vom Morgentau beweint. Ihre Schatten nahen sich dem Christen, der hier ihrer gedenkt, klagend, mahnend, warnend. Wir haben, so rufen sie — und erschütternd dringt ihr Ruf ans Herz —, wir haben unser Blut hingegeben für dieses Land; wir haben es mit unserem Blute nicht erkaufen können, wir waren seiner nicht würdig. Aber Unwürdige wäret auch ihr, würdet ihr unser nicht einmal gedenken und läge euch nichts am Besitze dieses geheiligten Bodens. Machet ihr euch seiner würdig, erobert ihn durch die weltüberwindende Kraft christlichen Glaubens, mit den unblutigen Waffen der christlichen Liebe, durch christliche Opfer und Opfergaben, die mit dem Blute der Seele gezeichnet sind. Sorget dafür, soviel an euch liegt, daß dieses Land, in dessen Boden unsere Gebeine bleichen, nach und nach in christliches Land verwandelt werde; unterstützet die Mission des heiligen Landes, nehmet in

Liebe euch an der Kolonie, welche drüben an den Ufern des Sees eure Landsleute gegründet haben.

Bedrückt von den traurigen Erinnerungen, welche blutduftend diesem Boden entsteigen, gequält von der Hitze, welche damals die Bundesgenossin der Feinde war und dem Kreuzheere die Kraft aus dem Mark saugte, ziehen wir weiter und schauen sehnsüchtig aus nach dem See, der sein Antlitz verborgen hat, seitdem wir es vom Tabor aus gesehen. Der Weg steigt eine Anhöhe empor, — mit einem Augenblick verändert sich das ganze Bild. Rosse und Reiter sind neu belebt; die Seele jubelt hinein in eine unsagbar liebliche Landschaft; Herzen und Augen tauchen unter in den lichten Fluten des Sees, der in farbenreichster Abendpracht uns entgegenfunkelt, rings umrahmt von den rötlich glühenden Bergen, welche ihre heißen Stirnen in den Wogen kühlen. Heiliger See, dem an Würde und Weihe keiner gleichkommt, nimm uns auf zu erquickender Rast, sei unser Emmaus in diesen Ostertagen!

Wir reiten die Anhöhe hinab, an Tiberias vorüber. Eine Viertelstunde vom Städtchen, in der Mitte zwischen ihm und den heißen Bädern, finden wir unser Zeltlager aufgeschlagen, bloß durch die Straße und den Uferrand vom See getrennt. Unser erstes ist, ein Bad zu nehmen in den Wellen des Sees, über welche noch am Abend ein heißer Südwind streicht. Die Temperatur ist köstlich, um zu baden und um in vollen Zügen aus dem See zu trinken. Er nimmt uns gütig auf und zieht die Glühhitze aus dem Körper und den Sandstaub aus den Poren. Dann träumen wir noch hinab in den See und hinaus in die Abenddämmerung. Die Glühlichter der Abendröte erlöschen allmählich drüben am jenseitigen rauhen Bergufer, das überaus nahe erscheint, obwohl der See hier etwa 8 km breit ist. Der Purpurduft weicht vom Wasserspiegel. Langsam zieht die Nacht herein und breitet ihren grauen Mantel über das Gebirge und über die Wellen. Alles wird still. Der See geht schlafen. Leise, leise ziehen die Sterne herauf und schauen hinab in die nassen Tiefen. Wir befehlen unsere Seele dem, der auf diesen Höhen so manche Nacht im Gebet durchwacht, der so oft an diesen Ufern wandelte und auch die Glorie seiner Auferstehung in diesen Wassern sich spiegeln ließ.

* * *

Ostermontag, 18. April.

Die Nacht bringt nur ganz wenig Abkühlung. Schakale umheulen das Lager. Die Luft in den Zelten ist dämpfig. Um 4 Uhr früh ein erquickendes Bad genommen. Dann zur Kirche der Franziskaner in Tiberias, zur Peterskirche, 1869 hart am See erbaut; ein geschmack-

voller, anheimelnder Bau im italienischen Barockstil, reinlich gehalten und gut ausgestattet; ein Abguß der Petrusstatue in der Peterskirche bildet ihren Hauptschmuck. In einem Höfchen vor der Kirche sind allerlei Architekturreste aufgestellt, welche man beim Bau ausgrub. Um 8 Uhr ist Gottesdienst für die Gemeinde, welche meist aus unierten Griechen besteht, mit arabischer Predigt und arabischem Volksgesang, der nicht sehr wohlklingend ist. Im Kloster fragen wir nach dem weitbekannten P. Lukas Kelnhofer aus Schwaz in Tirol, vernehmen aber zu unserem Bedauern, daß er schwer krank ist. Ein alter Schweizer Frater, dessen Antlitz die Tropenhitze vieler Sommer mumifiziert hat, führt uns durch das Klösterchen, das recht wohnlich eingerichtet ist. Die von Prof. Sepp in die Kirche gestifteten altdeutschen Bilder sind im Kloster untergebracht, wohin sie besser passen. Der brave Frater erzählt uns von der mörderischen Hitze im Sommer; wir glauben ihm gerne, denn jetzt schon ist morgens 9 Uhr die Hitze so unerträglich, daß wir auf der schönen Dachterrasse des Klosters es nur einige Augenblicke aushalten. Wir fragen nach der deutschen Kolonie Tabigha bei Tell-Hûm am nordwestlichen Ufer des Sees, der vielversprechenden Gründung des deutschen Palästina-Vereins. In 3—4 Stunden fährt man von Tiberias dorthin, aber leider müssen wir den geplanten Versuch aufgeben; der Frater sagt uns, daß diesen Mittag die ganze Kolonie herüberkomme zu der morgen stattfindenden ersten heiligen Kommunion der Kinder.

Trotz der entsetzlichen Hitze, welche das Blut fieberig sieden macht, unternehmen wir einen Rundgang durch die Stadt Tiberias (Fig. 83). Die stolze Schöpfung des Herodes Antipas, des Mörders des Täufers, welcher der herabgekommene Judenkönig den Namen des Tyrannen am Tiberstrom beilegte und die er mit heidnischer Pracht schmückte, ist jämmerlich zu Schanden gegangen. Der Heiland sah die Stadt erstehen; als er hier wirkte, war sie im Aufblühen begriffen; aber es scheint, daß er sie gemieden hat, denn nur im Johannesevangelium ist einigemal ganz vorübergehend ihr Name genannt. Hier war kein Boden für seine Wirksamkeit; alle guten Israeliten weigerten sich, in der Stadt Wohnung zu nehmen, schon weil sie über einer Gräberstätte erbaut worden war; daher mußte der Tetrarch sie mit allerlei Gesindel besiedeln. Die herrlichen Thore, Straßen, Plätze, Ringmauern, der Palast und die Rennbahn, alles ist bis auf einzelne Steine und Säulenreste verschwunden. Nur ein finster dreinschauendes Kastell aus schwarzem Basaltgestein, einer Zwingburg ähnlich, ist noch teilweise erhalten; aber das schreckliche Erdbeben von 1837, welches in Tiberias allein etwa 700 Menschen tötete, hat auch seinen Mauerkörper vielfach durchrissen. Nicht weit vom Kastell liegt die Moschee der Mohammedaner mit einem Minaret. Neben

demselben schießt eine Palme auf, welche ihren etwa zwanzig Schwestern in der Stadt grüßend zuwinkt. Wüßten wir es nicht schon, wir würden bei Durchwanderung der Stadt bald von selbst darauf kommen, daß dieselbe gegenwärtig nicht den Christen und nicht den Mohammedanern, sondern den Juden gehört. Ja, die einst unreine, von den Israeliten gemiedene Stadt wurde bald nach der Zerstörung Jerusalems eine Metropole des Judentums, Sitz des Synedriums, Hochschule rabbinischer Gelehrsamkeit. Hier entstand im 4. und 5. Jahrhundert der palästinensische Talmud, das Werk der Rabbinenschule des berühmten Rabbi Jochanan; hier blühten im 6. und 7. Jahrhundert und später die masoretischen Studien über den hebräischen Text des Alten Testaments, aus welchen unsere heutige Punktation des Hebräischen hervorging. Hieronymus

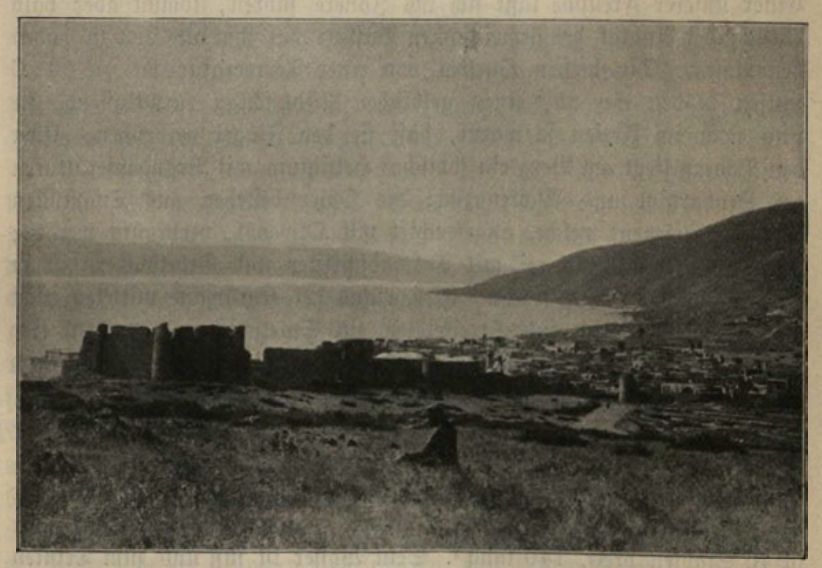


Fig. 83. Tiberias und der See Genesareth.

nahm bei einem Rabbi aus Tiberias Unterricht. Noch werden außerhalb der Stadt, nahe bei dem Kastell, die Gräber großer Gelehrten gezeigt, des Maimonides, des Jochanan Ben Sakkai, des Rabbi Akiba u. a. Heute sind unter 3700 Einwohnern der Stadt 2200 Juden, darunter viele eingewanderte, polnische, spanische, russische, welche meist von europäischer Unterstützung leben. Die Straßen sind sehr eng und schmutzig; die Häuser elend und ruinös, aber sie haben mitunter zierliche Innenhöfchen. Die Neugier muß man in dieser Stadt schwer büßen; in der Residenz des Königs der Flöhe — so nennt der Araber Tiberias — wandelt man nicht ungestraft umher.

Müde und matt schleppen wir uns zum Lager zurück und schleichen wieder hinab an den See. Auch die Erquickung des Bades verwandelt aber die Sonne bald in Qual, indem sie die Haut in Brand setzt, so daß der ganze Körper wie in einem Nessusgewand steckt. Alle Kräfte erlahmen. Ein Spaziergang zu den heißen Quellen, Hammat genannt (identisch mit dem bei Josephus vorkommenden Ammaus oder Amwas, das nach der richtigen Lesart vielmehr Ammathus heißt), am Nachmittag ist alles, was wir noch zu leisten vermögen. An trümmerhaften Quadern, Kapitälen und Säulentrümmern vorüber, welche am und im Wasser liegen, kommen wir zu den kuppelbedeckten Badehäusern, welche 1890 um ein neues vermehrt wurden. Eine deutsche Familie aus Haifa hält sich zum Kurgebrauch hier auf, äußert sich aber wenig befriedigt. Einer unserer Freunde läßt sich ins Innere führen, kommt aber bald zurück; der Anblick des gemeinsamen Bassins hat ihm alle Lust zu baden benommen. Die heißen Quellen von einer Temperatur bis zu 63° C laufen in den See ab, einen gelblichen Niederschlag zurücklassend; sie sind noch im Freien so warm, daß sie den Finger verbrühen. Über den Bädern liegt am Berg ein jüdisches Heiligtum mit Brandopferaltären der Sephardim und Aschkenazim; die Opfer bestehen aus Tuchstücken und Kleiderfetzen, welche, angefeuchtet mit Olivenöl, verbrannt werden; auch eine kleine Bücherei mit Talmudschriften und Gebetbüchern ist in einem Gemach untergebracht. Einige aus der Karawane mieteten nicht ohne Schwierigkeiten und Streitereien ein Segelschiff und machten eine Fahrt über den See; ich war auch dazu zu müde und zog es vor, mich auf eine Anhöhe zurückzuziehen zu träumender Beschaulichkeit.

*

„Der See Genesar“, so lautet der älteste eingehende Bericht über das Galiläische Meer, „heißt so von der angrenzenden Landschaft. Er ist 40 Stadien breit, 140 lang[1]. Sein Wasser ist süß und zum Trinken sehr geeignet, dünner als das Wasser der Sumpfseen und überall klar, weil der See von Sandufern begrenzt ist. . . . Es giebt im See auch allerhand Arten von Fischen, die in Geschmack und Gestalt von denen anderer Gewässer verschieden sind. In der Mitte wird er vom Jordan durchschnitten. . . . Den Genesar entlang erstreckt sich eine gleichnamige Landschaft von wunderbarer Natur und Schönheit. Wegen der Fettigkeit des Bodens versagt sie keinerlei Gewächs. . . . Nußbäume, welche am meisten Kühle bedürfen, gedeihen in großer Menge neben Palmen, die

[1] Nach neuern Messungen 21 km lang, 12 km breit; seine durchschnittliche Tiefe beträgt 50 m; sein Wasserspiegel liegt 191 m unter dem Mittelmeer.

nur in der Hitze fortkommen; nahe bei ihnen wachsen wiederum Feigen- und Ölbäume, denen eine gemäßigtere Temperatur zusagt. Es ist hier wie ein Wettstreit der Natur, welche das Widerstreitende auf einen Punkt zu vereinigen strebt, und ein schöner Kampf der Jahreszeiten, deren jede diese Landschaft in Besitz zu nehmen sucht; denn der Boden bringt nicht nur die verschiedensten, scheinbar unvereinbaren Früchte einmal, sondern lange Zeit des Jahres fortwährend hervor. Die königlichen Früchte, Trauben und Feigen, liefert er zehn Monate hindurch ununterbrochen, während die übrigen Früchte das ganze Jahr hindurch reifen" (Flavius Josephus, Jüdischer Krieg 3, 10, 8).

Nicht mehr alle Züge dieser begeisterten Schilderung entsprechen der heutigen Wirklichkeit. Die gerühmte Fruchtbarkeit hat sich von den Ufern des Sees zurückgezogen in die halbmondförmige Ebene im Westen, el-Ghuweir genannt, und auch hier ist sie, mangels der veredelnden Pflege der menschlichen Hand, verwildert. Die schöne Fassung ist an vielen Stellen verdorben und zerstört, der Juwel selber aber ist sich gleichgeblieben und hat seinen unvergleichlichen Glanz bewahrt.

Heiliger See, Liebling des Herrn, wie schön und friedlich du daliegst im Schoße deiner Berge! Einst warst du noch schöner, als die jetzt kahlen Höhen reicher Baumschmuck zierte, als die sanfter ansteigenden Ufer noch in goldener Fruchtbarkeit prangten, als sich an deinem Gestade eine fast ununterbrochene Kette von Städten und Dörfchen hinzog, als noch eine zahlreiche Bevölkerung das jetzt ausgestorbene Gebiet belebte, als Hunderte von Nachen und Schiffen sich auf deiner Wasserfläche tummelten und weiße Segel gleich Schwänen über sie hinzogen. Schöner noch, unendlich schöner warst du, als Er durch seine Gegenwart dich heiligte, als deine lichten Wasser mit Wonne sein Bild spiegelten, als er ringsum dich einfaßte mit dem herrlichen Geschmeide unzähliger Wunder und Liebesthaten, als seine Stimme, lieblicher als der Gesang deiner muntern Vogelscharen, von deinen Ufern wiederhallte.

Noch ruht auf dir der Duft seiner Gegenwart, seines gnadenreichen Aufenthalts an deinen Ufern. Seine Stadt, einst deine Hauptstadt, Kapharnaum, an der großen Völkerstraße gelegen, ist nicht mehr, und nicht einmal ihr einstiger Standort läßt sich mehr mit Sicherheit bestimmen. Sie ward verworfen, aber du bist noch sein See. Du hast sein Andenken treu bewahrt und sprichst heute noch ehrfürchtig von ihm im Flüstern und Murmeln deiner Wellen. Du hast ihn erkannt und geliebt. Als Er, das vom Propheten dir und deiner Landschaft verheißene Licht (Matth. 4, 13—16), von Nazareth herabstieg zu deinen Fluten, um dich zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in Galiläa zu machen, hast du ihn freudig begrüßt. Und du bliebst ihm treu und anhänglich alle die Zeit,

die er hier verweilte. Wenn er in den Kahn der Fischer trat und von einem Ufer zum andern fuhr, freutest du dich, ihn tragen zu dürfen. Wenn er am stillen Abend dort hinüberfuhr ans unbewohnte Ufer, um in der Einsamkeit zu beten, hast du sanft ihn hinübergewiegt und sein Beten mit deinem Flüstern begleitet. Wenn er die Seinigen die Netze auswerfen ließ, hast du eilends deine Fischlein zusammengetrieben und die Netze gefüllt, um seinem Willen zu gehorchen. Als die Steuereinnehmer den Herrn belästigten, ließest du ein Fischlein auf deinem Grunde den Stater finden und ihm darreichen. Einstmals kam er herab vom Berge in nächtlicher Dämmerung und setzte seinen Fuß auf deine Wogen; da nahmst du all deine Kraft zusammen und machtest deine Wogen zu einem festen Pfade für ihn und geleitetest ihn hin zu der Jünger Schiff. Und an einem andern Tage war er von des Tages Arbeit und Hitze im Schiffe der Jünger sanft entschlummert, und du wolltest ihn nicht stören; aber es fuhr ein heftiger Sturm herab von den Bergen und erschreckte dich und brachte dich in wilde Wallung; da erhob er sich auf den Hilferuf der Jünger und schaute dich an mit seinem machtvollen Blicke und streckte seine Hand über dich aus, und die Winde flohen schnell zurück auf die Berge, und du warfst dich demütig abbittend ihm zu Füßen.

Du warst ihm treu. Darum hat dich der Fluch nicht getroffen wie alle die Ortschaften ringsum, wie die ganze Gegend. Dir blieb dein frohes heiteres Antlitz. Noch nach seiner Auferstehung hat er dich aufgesucht und dich seine Glorie schauen lassen, und sich gewürdigt, von deinen Fischen zu essen, und an deinem Ufer Petrus das Oberhirtenamt übertragen. Du bliebst ihm treu und hast seine Feinde als deine Feinde angesehen und an den undankbaren Städten und Dörfern das Strafgericht vollziehen helfen. Sonst so sanft, hast du dich in heißem Grimm auf sie gestürzt und sie zerstört, die dein Schmuck gewesen waren. Noch in diesem Jahrhundert, im Jahre 1837, bist du wild über die Ufer geschäumt, als der Zorn Gottes sich regte in den Tiefen der Erde, im Schoße der Berge, und hast die umherliegenden Trümmer abermals durcheinandergeworfen, die Ruinen noch einmal zerstört.

Ja, es war ein schönes Verhältnis zwischen dem großen Menschenfischer und seinem See. Von ihm entlehnte er das liebliche Bild für seine und seiner Kirche Thätigkeit: Menschen fischen. Von seinen Ufern pflückte er die schönen Gleichnisse, nicht um seine Rede zu schmücken: nein, um himmlische Lehren klar und faßlich und unvergeßlich zu machen, um ewige Wahrheiten in irdischem Sinnbild den armen Erdenmenschen mitzuteilen. Die Vöglein, welche auf seinen Wassern sich ergötzten und hin und wieder ans Ufer flogen, um Körner vom Wege zu picken, die der Hand des Säemanns entfallen waren, der wurzelschwache

Halm auf felsigem Boden, welchen die Glut der Sonne abdorrte, der Dornstrauch am steinigen Gestade, die herrlichen Erntefluren, welche dreißig- und sechzig- und hundertfältig die Arbeit des Landmannes lohnten, die Lilien des Feldes in ihrer mehr als salomonischen Pracht, die mächtigen Stauden des Senfbaumes, deren Schatten die Vögel aufsuchten, um sich gegen die Mittagshitze zu schützen, die Netze der Fischer, die Stadt dort hoch oben am Berge, welche heute noch herabglänzt über den See (Safed), das Licht in der dunkeln Hütte des Fischers, — alles das nahm er herein in seine Predigt, all das ward ihm zum Gleichnis des Reiches Gottes. Die Edelsten des Fischervölkleins, welches an diesem See, fern den gelehrten Zänkereien und den politischen Intriguen, in Gottesfurcht und Arbeitsamkeit lebte, berief er zum Dienste des Evangeliums, und diese Fischer vom See Genesareth sind furchtlos hinausgesteuert ins weite Meer der Welt und haben Menschen gefischt, Hunderte, Tausende, Unzählige, und ihr Name wird noch nach neunzehn Jahrhunderten im Segen genannt auf der ganzen Erde. Hier an diesen Ufern hat der Messias das Reich Gottes aufgerichtet, und dieser Alpensee, dieses liebliche Eiland, diese erste Heimat des Christentums, dies Paradies des zweiten Adam, in welchem der Logos zeltete unter den Menschenkindern (Joh. 1, 14), ist selbst zum schönsten Gleichnis, zum sprechenden Abbilde des neuen Reiches der Gnade geworden und trägt noch heute dessen wesentliche Charakterzüge an sich: weltentrückt und weltverloren, einsam und in sich gekehrt, und doch mitten in der Welt und in voller Verbindung mit ihr, friedlich und lieblich ohnegleichen und dabei doch ernst und groß und streng, für gewöhnlich die Ruhe und Stille selbst — auch der rauschende Jordan muß schweigen lernen, ehe er ins Thal dieses Gottesfriedens herein darf —, aber zu Zeiten auch voll wilder Stürme und voll tosenden Kampfes, zart verbindend und schroff scheidend, anziehend und abstoßend, abgeschlossen und aufgeschlossen nach oben und nach außen. Der Berg Sinai das Charakterbild des Alten Bundes, der See Genesareth das Abbild des Neuen Bundes der Gnade und Versöhnung.

Heiliger See des Herrn! nie im Leben werde ich die Osterabendfeier vergessen, mit der du unsern Ruhetag an deinen Gestaden glanzvoll und ergreifend abschließest. Die Sonne schneidet mit ihrer Flammenbahn die Linie des Horizonts; auf dem starken Rücken der Berge scheint sie einen Augenblick zu rasten und sendet aus weit geöffnetem Auge dem See den letzten Scheideblick und Abschiedsgruß. Dann sinkt sie hinab, und mit geschäftigen Händen breitet die Abendröte eilig ihre goldenen Netze über die Berge und Hügel und kleidet gerade die besonders herrlich, denen der Schoß der Erde ein farbenreicheres Gewand und den

grünen Samt versagt, die im grellen Lichte des Tages wie arme, hungernde Bettler erschienen. Sie schmückt auch mit goldenem Saume den gelben Sand der verlassenen Ufer. Dann überstreut sie wie den Himmel so den See mit einem wunderbaren Rosenflor, den ein stilles Säuseln der Luft und linder Wellenschlag weiter und weiter trägt, bis er die blaue Fläche oben und unten ganz überdeckt. Das verpulsende Leben des Tages durchzittert Luft und Wasser mit leiserem Beben und Weben, mit sanftem Scintillieren. Dann verglimmen und verschwimmen langsam die Gluten und Farben dieser abendlichen Festbeleuchtung zu Ehren des Auferstandenen; die festen und bestimmten Umrisse der Berge werden weich und duftig, und wie eine Silberwolke überschwebt sie die Schneekuppel des Hermon. Die Sterne beziehen ihre Nachtwache und ordnen ihre Chöre zum Empfange der Nacht.

An solcher Pracht hat einstens auch des ewigen Vaters ewiger Sohn an diesen Ufern in Anbetung und Dank sein menschliches Auge geweidet, sein Herz gelabt.

Vom See Genesareth über den Hermon nach Damaskus.

Dienstag, 19. April.

Aufbruch früh 5 Uhr. Wir umreiten die Stadt Tiberias und ihr Kastell. Die Straße verengert sich bald zum Pfade, der hart und hoch an dem hier schroff zum See abfallenden Felsenufer hinschleicht. Von Morgenkühle nichts zu verspüren. Schwüle Temperatur; über dem See eine Dunstschichte, aus welcher eine Zeitlang etwas Regen niederfließt; bald überspannt den ganzen See ein schöner Regenbogen. Nun ein ebenes Thal, von Quellen durchrauscht, lieblich eingebuchtet in die zurücktretenden Uferberge, üppig bewachsen und im Schmuck unzähliger blühender Oleanderbüsche prangend — die Ebene Genesar, das Ghuweir. Wir schmücken uns und unsere Pferde mit den herrlichen Blütenzweigen und genießen das farbenreiche Schauspiel: ein bunter Thalgrund, die blauduftigen Berge, der flimmernde, glitzernde See, in welchen die Regentropfen mit leisem Klirren niederfallen, darüber der flammende Regenbogen. Aber so drückend ist die Schwüle, daß wir gleichwohl aus dieser schönen Umgebung sehnsüchtig aufschauen zu den Schneelagern des Hermon.

Der Weg kreuzt viele Bäche und Bächlein. Links liegt Medschdel, einige elende Hütten, nur durch die Bäume und die Lauben auf den Dächern etwas verschönt, — das alte Magdala, die Heimat von Maria Magdalena, welche einst die Gegend mit ihrem schlechten Ruf erfüllte, nun aber seit 19 Jahrhunderten die Welt erfüllt mit dem Ruf ihrer büßenden Liebe. Es ist rührend, daß gerade diese Ortschaft erhalten blieb, während so viele in der Umgebung spurlos versanken. Medschdel gegenüber ragen wilde Gebirgswände auf: hier ist das alte Arbela zu suchen und die Höhlen und Felsenfestungen, in welche sich die Gegner des Herodes und der idumäisch-römischen Fremdherrschaft zurückzogen. Josephus (Jüd. Krieg 1, 16, 1—5) berichtet, in welch entsetzlicher Weise der König sie in ihren Felsennestern bekriegte. Da von unten nicht beizukommen war, wurden die stärksten Krieger an Seilen in Kisten von oben herabgelassen; so drangen sie brennend und mordend in die Höhlen ein. Nicht wenige Juden stürzten sich von den Höhlen herab in den Tod; ein alter Mann erschlug sein Weib und seine sieben Kinder, warf

die Leichname herab und stürzte sich ihnen nach. Dagegen die Stadt Tarichäa, welche Josephus im jüdischen Krieg befestigte und welche Titus einnahm (Jüd. Krieg 3, 10, 1 ff.), ist aller Wahrscheinlichkeit nach nicht hier, sondern südlich von Tiberias zu suchen.

Gegen das obere Ende der Ebene hin liegt ein alter Chan, genannt Chan=Minje, jetzt eine Ruine. Derselbe ist viel umstritten. Ist dies die Stelle von Kapharnaum, das ist die Frage, oder vielleicht die von Bethsaida, falls nämlich ein zweites Bethsaida neben dem jenseits der Jordanmündung gelegenen Bethsaida Julias anzunehmen ist? Sepp verficht heute noch, in den Fußstapfen von Quaresmius und Robinson gehend, mit jugendlichem Eifer diesen Standort von Kapharnaum und suchte noch vor der Abreise mich für seine Anschauung zu gewinnen. Aber Tell=Hûm, eine Stunde weiter nördlich am Seeufer, hat doch ein ganz entschiedenes Vorrecht über Chan=Minje und kann namentlich seine gewaltigen Ruinenmassen, die in einem Walde von Dornen geborgen liegen, in die Wagschale werfen. Wäre irgend Aussicht, den Streit endgültig entscheiden zu können, so hätte ich den Abstecher dorthin nicht gescheut. So aber zog ich es vor, bei der Karawane zu bleiben, überzeugt, an Ort und Stelle auch nichts wesentlich Neues erheben zu können; denn Stein für Stein ist dort schon untersucht und beschrieben worden, zuletzt von dem kundigen Pfarrer Frei in Ebnat, Kanton St. Gallen (Zeitschrift des deutschen Paläſtina=Vereins, 1886). Aus dem schon angeführten Grunde mußten wir auch auf einen Besuch in Tabigha, unserer neuen Kolonie (wahrscheinlich das alte Heptapegon = septem fontes, Siebenquell), verzichten.

Der Weg steigt am Berg empor. Oben nehmen wir Abschied vom See. Lebe wohl, See des Heilandes, See der Erbarmungen, aus welchem seit Jahrhunderten die dürstende Menschenseele schöpft! Lebt wohl, liebliche Gefilde, Fluren des Himmelreichs, von deren Früchten die ganze Welt genießt! Lebe wohl, du heiliges Land, in welches die Fußspuren des Heilandes unverwischbar eingedrückt sind, Blatt des Schöpfungsbuches, eng beschrieben mit Großthaten göttlicher Erbarmung, beschrieben auch mit den Flammenzügen göttlicher Strafgerechtigkeit, mit Fluch, den die herabbeschworen haben, welche der göttlichen Erbarmung mit Unglaube, Undank, Herzenshärtigkeit begegneten. Ja, noch hallt es nach von den verödeten Ufern, aus den umhergeworfenen Trümmern, aus den Tiefen des Sees: „Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Tyrus und Sidon wird es erträglicher gehen am Tage des Gerichts als euch! Und du, Kapharnaum! Doch nicht bis zum Himmel wirst du erhöht werden: bis zur Hölle wirst du hinabsteigen! Denn wären zu Sodoma diese Wunder geschehen, die in dir geschehen sind, es stände noch heute.

So aber sage ich euch: es wird dem Lande Sodoma erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes als dir" (Matth. 11, 19 ff.). Erschüttert schauen wir hinab auf diesen obern Teil des Sees, der mit seinen weichen, schön geschwungenen Uferlinien an die Liebe des Heilandes erinnert, aber auch in seiner verwilderten und einsamen Umgebung und seinen Ruinen die Brandspuren dieses „Wehe" bewahrt hat (Fig. 84). Da fällt unser Blick



Fig. 84. Ruinen von Tell-Hûm (Kapharnaum).

auf die Gärten und Häuschen der deutschen Kolonie und eine frohe Hoffnung lebt auf im Herzen. Wie freudig berührt es uns, daß gerade deutsche Katholiken den ersten mutigen Versuch machen, von diesem Boden im Namen des Christentums Besitz zu ergreifen! Der Fluch wird sich von ihm wenden, der Segen zurückkehren. Da wo der Herr das eucharistische Geheimnis verheißen hat, wird dasselbe nun nach vielen

Jahrhunderten erstmals wieder gefeiert, und Deutsche sind es, welche das Erbarmen Gottes und den Segen des Fleißes und der Arbeit wieder in diese Gegend leiten. Gottes Schutz über dich, deutsche Kolonie! Mögest du wachsen und gedeihen, mögest du durch Liebe und Glauben und Treue sühnen, was die einstigen Bewohner gefehlt haben, und eintreten in das Heilserbe, dessen sie verlustig gegangen! Deutsche Katholiken, die ihr durch eure Gebete und Opfergaben mitgeholfen habt, daß hier eine christliche Kolonie sich bilden konnte, in welcher dem Heiland Abbitte geleistet wird für alle Unehre und Beleidigung, die er gerade hier erfahren mußte, entziehet nicht dieser Gründung eures Glaubens und eurer Liebe die Unterstützung! Helfet weiter, daß hier euch eine Heimat erblüht in der Heimat eures Heilands, daß euer Anteil am See des Herrn euch gesichert bleibe, daß da, wo seine Stadt stand, wieder eine Stadt erstehe, eine Stadt deutscher Katholiken!

Nun vollends hinauf auf die Höhe. Der Aufstieg wird allmählich so rauh wie die Wege im jüdischen Gebirge. Auch hier durchlöchertes Gestein wie Leichengebein verstreut. Unser Weg ist die alte Römerstraße, die via maris. Koraze, ohne Zweifel das alte Chorazin, mit großem Trümmerfeld, bleibt rechts liegen. Am Wege ein verfallener Chan, Dschubb-Jussuf genannt von einer falschen Tradition, welche hierher den Verkauf des ägyptischen Joseph verlegt. Die Judenstadt Safed, malerisch auf der Höhe gelegen, eine alte Bergfeste und eine Hochschule rabbinischer Gelehrsamkeit, vom Erdbeben 1837 furchtbar durcheinandergeschüttelt, lassen wir links und durchziehen die weitgedehnten, wohlgepflegten Ländereien der neuen Judenkolonie Jehud-ha-Mala, welche Baron Edmond Rothschild in Paris subventioniert. Die Güter sind so gut im Stand gehalten, die Steine so sorgfältig ausgelesen und zu umhegenden Mauern zusammengetragen, die Wege, von denen auch wir profitieren, so trefflich, daß man der Kolonie von Herzen bestes Gedeihen wünscht und eine Verstärkung ihrer Arbeitskräfte durch den Zuzug von einigen Tausend Glaubensgenossen aus Europa, speciell aus Deutschland. Bald sehen wir zur Rechten den vogelreichen Hüle-See mit seinem Hofstaat schöner Berge, seinem dichten Papyrusschilf und seinem sumpfreichen, Malaria hauchenden Marschland. Nachmittags kommen wir nach Ain-Mellaha, wo wir ganz nahe beim Ursprung einer schönen Quelle und bei einer größern Mühlenanlage auf wasserumrauschter, grüner Wiese unser Lager beziehen. Der Wiesengrund mündet in eine enge romantische Bergschlucht ein, welche der Mutterschoß der starken Quelle ist und zur Rast im Kühlen ladet. Kaum haben wir uns hier niedergelassen, so ertönen schwermütige, einförmige Weisen. Eine große Viehherde zieht vom Berge herab an uns vorüber unter der Musik, welche braune Beduinenknaben

ihren Rohrpfeifen entlocken. Die ärmlich gekleideten Hirten bitten bescheiden um einen Bakschisch und erhalten ihn. In den Zelten signalisiert eine andere Musik, ein nervenzupfender Singsang, die einzige schlimme Seite unseres wasserreichen Quartiers: Schnaken, die ersten, denen wir in Palästina begegnen, haben vor uns von unserem Zelte Besitz ergriffen; sie blasen uns schon ihre schrillen Kriegsfanfaren ins Ohr; bald werden die Vampyre ihre vergifteten Saugröhren in unsere Blutgefäße einbohren und uns das Gelingen ihres Anschlags mit jenen unvergeßlichen Siegesmelodien ankündigen, welche wie infernaler Hohn und Spott klingen.

*

Mittwoch, 20. April.

Früh 5 Uhr durchziehen wir die weite Ebene. Von Zeit zu Zeit kommen Beduinen an uns vorübergesprengt, deren Feindseligkeiten sich aber auf wilde, durchbohrende Blicke beschränken. Sie sind die Herren fast des ganzen von Dscholans Bergketten stark umrandeten Gebietes, des Arb=el=Hûle, Besitzer stattlicher Herden, welche sie, mit langen Flinten bewaffnet, auf die Weide führen. Der Weg zieht sich zunächst ziemlich einförmig und ermüdend am Rande der Hûle=Ebene hin. Dann wird das Terrain coupierter und schwieriger; Nebenflüsse des Jordan sind zu übersetzen; über einen reißenden Bach führt eine elende, schmale Brücke mit glattem Pflaster, ohne jede Brüstung, mit ausgebrochenem Rande. So arbeitet man sich nach und nach empor auf das höhere Terrain, über welchem der Hügel Tell=el=Kadi sich erhebt, wahrscheinlich die Stätte des alten Dan, des nördlichen Grenzortes des israelitischen Reiches.

Wir kommen in das Gebiet der drei Quellflüsse des Jordan, des Nahr=Hasbani, des Nahr=Lebban und des Nahr=Banias, und sehen nun auch die Stadt Banias, einst Cäsarea Philippi genannt, mit dem hochragenden Kastell herabwinken. Aber wir haben noch eine Stunde zu reiten, bis wir oben sind, durch ganze Wälder von herrlichen Bäumen, durch dichtes Gebüsch, in welchem die Vögel mit großem Orchester konzertieren, durch viele große und kleine Wasser und auch Sümpfe. Die schönsten Exemplare von Bäumen sind von den Mohammedanern mit religiösem Kult bedacht: alle erreichbaren Zweige sind über und über mit angeknüpften Tuchfetzen besetzt.

Der breite mächtige Fuß des Hermon löst sich beim Näherkommen in eine Reihe von Vorbergen mit starken Einbuchtungen auf. In einer solchen Bergfalte, auf starkem, von Wasserrinnen umzogenen Felspiedestal, liegt Banias. Wie wir uns ihm nahen, empfängt uns das Rauschen vieler Gewässer, die ungestüm sich von der Höhe ins Thal stürzen. Auch die Straße ist teilweise von Wasser übersprudelt. Wir durchreiten den

kleinen Ort, kommen am Nordende durch ein Burgthor und über eine Brücke und beziehen unser Lager auf einem hübschen grünen Hügel dem Ort gegenüber, unmittelbar über der Schlucht des Wildbachs, der würzige Kühle aushaucht. Hier erst genesen wir im Schatten kräftiger Bäume von der Fieberglut, welche seit den letzten Tagen nicht weichen wollte. Wir haben schon gegen Mittag Banias erreicht und genießen den Lohn frühen Aufstehens, einen halben Rasttag.

Nachmittags Besuch der Pan-Grotte, der Jordanquelle und des Dorfes oder Städtchens. Im Nordwesten von letzterem, wenige Minuten entfernt, liegt auf der Höhe ein großes Steintrümmerfeld, aus welchem mächtige Quader, Säulenreste, skulpierte Ornamentstücke aufstarren. Über den Trümmern erhebt sich eine hohe, schroffe Felswand. Aus ihr gähnt uns eine große wasserlose Höhle entgegen, von Erdbeben teilweise zerstört, durch Steintrümmer fast verrammelt. Rechts davon außen an der Steinwand einige Nischen mit kannelierten Pilastern und Muschelkonchen, die einst Statuen beherbergten. Inschriften über denselben, welche von Weihegaben berichten, die dem Echo oder dem echoliebenden Gott Pan dediziert wurden, erinnern daran, daß diese Grotte (Fig. 85) einst dem Gott Pan geweiht war. Von seinem Heiligtum, dem Paneum, hat die Stadt ihren Namen (Baneas, arabische Schreibweise von Paneas). Der Ort, welcher bei dem vielbesuchten, wohl sehr alten Heiligtum sich ansiedelte, erlangt erst größere Bedeutung, als Herodes d. Gr. bei dem Paneum zu Ehren des Kaisers Augustus einen Tempel baute, und noch mehr, als sein Sohn Philippus ihn befestigte, mit Bauten schmückte und zu seiner Residenz machte; er gab der neuen Stadt zu Ehren des Tiberius den Namen Cäsarea; zur Unterscheidung von dem andern Cäsarea am Meere ward sie dann Cäsarea Philippi genannt. An diesem Fürstensitz feierte Titus die Eroberung von Jerusalem mit Orgien, welche Josephus (Jüd. Krieg 7, 2, 1 ff.) schildert; sie machen dem römischen Feldherrn wenig Ehre, auch wenn die Angabe des Josephus übertrieben ist, daß 2500 Juden an einem Tag in Gladiatorenspielen oder im Kampfe mit wilden Tieren oder durch Verbrennung umgekommen seien. Auf einer höhern Felsterrasse links von der Grotte steht ein Weli, das dem Schech Chidr, d. h. dem hl. Georg, geweiht ist, ohne Zweifel einst eine christliche Kapelle.

Vor der Grotte quillt der Hauptquell des Jordan sanft und still aus dem Kiesboden auf. Aber so stark und gewaltig ist der Drang, mit welchem die Felsbrust des Hermon die Wasser entsendet, daß dieselben schon wenige Schritte vom Ursprung die ruhige Kindesnatur ablegen und mit starker Wogenbrandung und donnernder Stimme sich ihren Weg durch die Steine und Trümmer bahnen, sich in zwei Arme teilen

und mit jugendlichem Übermut in tollen Sprüngen den Bergabhang herabstürmen, als wollten sie alles mit sich reißen.

Das heutige Städtchen oder Dörfchen macht keinen schlechten Eindruck. Die Hütten sind zwar elend gebaut, aber sie haben hübsche Innenhöfchen und oben auf den Terrassen lauschige Sommergemächer, aus Laubwerk luftig gezimmert. Die Straßen sind ordentlich, soweit nicht die mutwilligen, überall hervorquellenden Wasser sie zu ihrem Spielplatz nehmen. Mit Erlaubnis eines Hausbesitzers und sogar ohne von



Fig. 85. Die Grotte von Banias und die Jordanquelle.

1 Ruinen des alten Paneion und des von Herodes zu Ehren des Augustus erbauten Tempels. 2 Eingang zur Grotte, neben welcher die Hauptquelle des Jordan entspringt. 3 Eine kleine, dem hl. Georg geweihte Kapelle neben einer türkischen Moschee. 4 Eine der Nischen, in welchen Statuen des Pan und anderer Götzen aufgestellt waren.

ihm um Bakschisch angegangen zu werden, besteigen wir die Terrasse eines alten Festungsturmes am untern Eingang des Ortes, um einen Überblick zu gewinnen. Die sämtlichen Hütten haben sich innerhalb alter Festungsmauern angesiedelt, welche mehrere Forts verstärken. Die Hauptfestung ist am Nordende, unserem Lager gegenüber, von natürlichem Wassergraben umzogen. Die aus der Tiefe aufgeführten Mauern zeigen unten noch Buckelquader mit Fugenrandung; Stümpfe von mächtigen

runden Türmen ragen noch empor; die obern Mauerteile sind jünger und mit alten Säulentrommeln durchsetzt; alt ist auch noch der Thorbogen, der auf die Steinbrücke führt. In der Nähe dieses Kastells steht innerhalb der Mauerumwallung ein Heiligengrab mit schönem, fetzenbehangenem Baum; eben bringt ein Weib ein Rauchopfer von wohlriechenden Hölzern dar.

Bis in die Nähe von Cäsarea Philippi sind nach den Evangelien die Fußspuren des Heilands zu verfolgen. Ob er die Stadt mit ihren heidnischen Greueln selber betreten, ist nicht zu sagen. Überschritten aber hat er diese Grenze wohl nie, da seine ganze Wirksamkeit sich auf das israelitische Gebiet einschränkte. Überaus bedeutungsvoll ist es, daß gerade im Gebiet dieser Stadt sich jene Scene abspielte, welche drei Evangelisten eingehend berichten (Matth. 16, 13 ff. Mark. 8, 27 ff. Luk. 9, 18 ff.). Mit Gebet (Luk. 9, 18) leitet der Heiland sie ein und mit der Frage an die Jünger: „Für wen halten die Menschen den Menschensohn?“ Petrus legt aus dem Herzen aller Apostel heraus das Bekenntnis ab: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Und der Herr hält die berühmte Felsenrede: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Nicht etwa in Jerusalems Boden, sondern hier, an der äußersten Peripherie seines irdischen Wirkungskreises, auf einem Gebiete, wo Judentum und Heidentum sich begegneten, angesichts von Dan, das an die Abirrung des israelitischen Volkes und seinen Götzendienst erinnerte, angesichts von Banias, wo eine Hochburg heidnischen Götterkults stand und wo jüdische Könige apotheosierten heidnischen Kaisern Weihrauch streuten, — hier senkte der Herr den Grundstein seiner Kirche ein; jenen Stein, der schon für so viele ein Stein des Anstoßes wurde, den man schon mit so künstlichen Hebeln aus der Heiligen Schrift hinausschaffen wollte; den Grundstein der Kirche, welche alsbald diese Grenze und die Grenzen aller Länder und Weltteile durchbrach, sich zur Weltkirche erweiterte, den Thron der Cäsaren stürzte, ihre Hauptstadt eroberte, dem heidnischen Götzendienst ein Ende machte und die Pforten der Hölle überwältigte.

Auch daran gedenken wir, daß zwar nicht das Heilwunder an der blutflüssigen Frau von der altchristlichen Sage hierher verlegt wird (Bädeker, Palästina [3. Aufl.] S. 266), denn zu deutlich giebt der evangelische Bericht (Matth. 9, 19. Mark. 5, 25. Luk. 8, 42) den Schauplatz des Vorgangs an; wohl aber, daß nach dem Berichte des Eusebius diese Frau eine Heidin aus Paneas war und in dieser Stadt zum Dank für ihre Genesung eine Bronzestatue des Heilands aufstellte, welche Eusebius noch gesehen zu haben versichert. Man war in unserer kritischen Zeit nicht sehr geneigt, diesen Bericht des alten Kirchenhistorikers ganz

ernst zu nehmen, aber er hat neuerdings eine Bestätigung gefunden durch einen weitern Zeugen, den Bischof Makarius Magnes. So viel ist kaum mehr zu bezweifeln, daß in Banias eines der ersten Bildnisse des Heilandes sich befand, von welchem sich freilich keine Spur mehr erhalten hat.

*

Donnerstag, 21. April.

Um 4 Uhr läutet die Glocke des Wächters Reveille. Scharfe, würzige Bergluft wogt ins Zelt herein. Zelte und Pferde, Bäume und Fluren, auch die steinbesäten Wege ganz gebadet im Tau des Hermon. Hermons Tau, der so reichlich fließt und niederrinnt bis zum Berge Sion, erscheint, gleich dem feinen Salböl, welches von Aarons Haupt herab sich dem Barte mitteilt und sein ganzes Gewand durchduftet, dem Psalmensänger als liebliches Symbol der Eintracht, welche die Brüder verbindet und ihren Segen von Herz zu Herz leitet (Ps. 132, 2).

In einstündigem steilen Bergritt umziehen wir in großem Bogen die Burg Kubêbe, über 400 m höher gelegen als Banias. Eine tiefe Schlucht, ein natürlicher Wassergraben, durch welchen ununterbrochen die Wildwasser des Hermon, wertvolle Bundesgenossen der Besatzung, durchpatrouillieren, trennt uns von dem fast ganz isoliert aufragenden Hügel, den diese riesige Grenzfestung einnimmt, einst der große Straßenriegel zwischen Damaskus und der Hûle-Ebene. Heute noch zeigt sie trotz ihres ruinösen Zustands voll Trutz und Stolz ihre furchtbaren, unbezwinglichen Glieder, ihre Mauern und Türme, deren Lauf den rauhen Wänden und Kämmen des Berges folgt und ein Gebiet von etwa 400 m Länge und 100 m Breite umschlossen hält.

Nun schauen wir von oben herab auf die düstere Zwingburg. Eine Paßhöhe entrückt sie vollends unserem Gesichtskreis und erschließt uns ein bewohntes Hochthal. Rechts unten grünt das Thälchen Jafuri aus der Tiefe herauf mit dem Birket-Ram, dem Phiala-See des Josephus, der sich einen ausgebrannten Krater zum Becken genommen. Das ganze Gebiet, das wir durchziehen und überschauen, ist vulkanisch. Das harte Gestein, welches alles überdeckt, die eigentümlichen Hebungen und Senkungen des Terrains, die scharfzackigen Kanten des Thalrandes — alles erzählt von den schrecklichen Spielen, mit welchen einst in der Urzeit die unter dem Schneehelm und im Schoße des Berges verschlossenen Feuersgewalten die Einsamkeit und Stille dieser Bergwelt störten.

Aber sehr erstaunt ist man, in diesen Hochthälern, welche ein Steinregen mit Unfruchtbarkeit geschlagen zu haben scheint, allenthalben Fruchtfeldern und grünen Wiesen zu begegnen, welche siegreich sich durch die Steinwüste durchkämpfen und zum Teil an der Bergwand hinaufklimmen

bis hart an die Grenzen der Schneefelder. Was sind das für fleißige Hände, die mit so unendlicher, unverdrossener Mühe durch das Steinmeer hindurch dem Pfluge den Pfad gebahnt und diese Berge und Höhenzüge von Steinen aufeinandergeschichtet haben?

Wir sind in dem Gebiete der Drusen, welche mit den Maroniten den Hermon und den Libanon bewohnen. Am Drusendorfe Medschdel-esch-Schems sind wir in ziemlicher Entfernung vorübergeritten; näher am Wege liegt nur das Dorf El-Hadr. Einen großen Teil seiner Drusenbevölkerung finden wir auf den Feldern beschäftigt; die Kinder eilen auf uns zu und bieten Münzen und Stacheln von Stachelschweinen zum Kauf an; sie unterscheiden sich vorteilhaft von den palästinensischen durch ihre lebendigen, gewaschenen Gesichter und ihre bessere Kleidung. Auch die Männer machen, abgesehen von einem unheimlichen finstern Zug im Gesicht, einen guten Eindruck. Das Volk der Drusen, ein eigener Volksstamm und zugleich eine eigene religiöse Sekte, steht im Rufe der Mäßigkeit, der Arbeitsamkeit und Ritterlichkeit; Fanatismus ist ein weiterer, wesentlicher Charakterzug, namentlich ein unauslöschlicher Haß gegen das Volk der Maroniten, mit welchem es sich in den Besitz der Bergländer teilen muß. Zum Glück sind sie unter sich sehr verfeindet und zerspalten, und die Maroniten ihnen an Mut und Tapferkeit ebenbürtig, an Zahl und Bildung überlegen. Man zählt noch etwa 40 000 Drusen gegen 250 000 Maroniten. Die Entstehung der Sekte der Drusen läßt sich zurückverfolgen bis an den Anfang des 11. Jahrhunderts, wo ein gewisser Mohammed Ben Ismael Darasi (daher der Name Drusen) auf den Einfall kam, den Fatimiden-Kalifen Hakim, einen Tyrannen und Narren, als eine Inkarnation der Gottheit zu proklamieren. So bildete sich der Drusenglaube aus, der mit dem islamitischen Monotheismus die dem Christentum entnommene, aber verdorbene Vorstellung von Inkarnationen der Gottheit in widerlicher Weise verbindet; in das Gemengsel wurde noch der Glaube an eine Seelenwanderung eingemischt. Die ganze Glaubenslehre der Drusen steht aber unter der Hut einer strengen Arkandisciplin und sie ist auch nur dem Orden der Eingeweihten oder Wissenden (Okkal) näher bekannt; die Klasse der Unwissenden (Dschohal) verdient diesen Namen voll und ganz und ist bloß Werkzeug in den Händen der Okkal.

Wir gelangen an den äußern Rand der Hochebene. Eine großartige Rundsicht. Hinter uns das weißhaarige Haupt des Berggreisen Hermon oder nach der Sprache der Beduinen der Leuchtturm der Wüste, der weithin sein elektrisches Schneelicht ausstrahlt. Den Hermon grüßt die ehrwürdige Reihe der Häupter des Libanon und des Hauran; in die großartige Berglandschaft im Südosten malt die Wüste ihre reichen,

brennenden, durcheinanderflammenden Farben ein. Östlich vom Libanon aber war in der That ein großes blaues Meer zu sehen, wie es schon so manche Reisende gesehen zu haben versichern: die große Ebene von Damaskus, aus deren blau verdämmerndem Grund man mit dem Fernglas die Stadt auftauchen sieht, gerade wie wenn auf dem Meeresspiegel eine weiße Wasserrose über grünem Blatt ihr schönes Haupt erhebt.

Nun steil hinab durch spitzes Gestein, bis eine fruchtbare, wellige Ebene uns aufnimmt. In der Nähe von Bet-Dschinn, das an zerrissener Felsschlucht in grünem Walde lagert, und von El-Mezraa, am Ufer des Nahr-Dschennani, halten wir Mittagsrast in einem neugebauten, aber schon wieder verlassenen Chan. Der eisigkalte Fluß, den die Schneefelder des Hermon speisen, kühlt uns das Getränke, die leeren Mauern des Chan geben Schutz gegen lästig kühlen Wind. Nach der Siesta noch zweistündiger Ritt bis Kafr-Hauwar, ein schmutziges und jämmerliches mohammedanisches Dorf mit den Ruinen eines angeblich römischen Tempelchens. Außerhalb des Dorfes schöner Lagerplatz: ein wasserumströmter, grüner Baumgarten. Gegenüber liegt an oder in der Bergwand das Dorf Bêtimâ, dessen Häuser fast ganz eingekrochen sind in den Boden und aussehen wie die Höhlen wilder Tiere.

Die Mukkari befestigen unsere Zelte an den starken Baumstämmen. Das war unser Glück. Denn gegen Abend wurde der Wind zum Sturm, der die ganze Nacht hindurch tobte und mit Regen untermischt gegen die Zelte wütete. Die Temperatur sank auf Null. Trotz aller Deckmittel durchschauerte Kälte den Körper. Der wilde Sturm verscheucht den Schlummer oder durchbraust ihn mit bangen, schweren Träumen.

So mag es im Innern des Saulus gestürmt und getobt haben in jener Nacht vor Damaskus.

*

Freitag, 22. April.

Zähneklappernd und wenig ausgeruht besteigen wir in der Frühe die von der Nachtkälte bocksteif gewordenen Pferde. Noch ist die Natur nicht zur Ruhe gekommen. Die vom Sturm geplagten Pappeln und Bäume krachen und ächzen in allen Gliedern und Fugen. Der Fuß des Hermon ist fast bis ins Thal herab mit Schnee bedeckt. Um sein Haupt hat er finstere Wetterwolken gesammelt, und er scheint mit diesen Heeresmassen im Kampfe zu stehen gegen die Wolkenheere am Himmel, welche, von den wilden Rossen des Sturmwindes getragen, gegen ihn anstürmen. Der Krieg bricht los. Zuerst ein dumpfes, hohles Brausen, dann lautes Schelten des Sturmes; gellende Pfiffe wie Signale der Schlacht; die Wolkenmassen stoßen aufeinander und vergießen ihr Blut in Strömen. Ein kalter, klatschender Regenschauer peitscht uns gerade ins Gesicht.

Die regenungewohnten Pferde werden ganz rabbiat und suchen mit aller Gewalt nach der Seite auszubrechen. Dann allmählich tobt der Sturm sich aus; es blast zum Rückzug; die Wolkenheere treten auseinander, und gleich schwarzen Leichenzügen, welche die Gefallenen der Schlacht zur Ruhe geleiten, verziehen sie sich übers Thal hin. Mit scharfem Glanz bricht die Sonne durch die Nebelschleier. Der Hermon entschleiert sein Haupt, und mit königlichem, von silbernem Diadem gekröntem Antlitz schaut er, ganz in blendend Weiß gekleidet, entzückt und verklärt ins Thal herab.

Ein schönes, natürliches Abbild jenes großen, weltbewegenden Ereignisses, das einst auf diesem Wege sich abspielte und dessen Erinnerung uns den ganzen Morgen begleitet. So fuhr einst der mächtige Strahl der Gnade, ausgehend vom Sonnenantlitz Christi, herab in die dunkeln Wolken, in welche Verblendung und Haß das Herz des Apostels eingehüllt hatten, und er zuckte ihm ins Auge, daß es erblindete, aber das innere Auge erschlossen und erhellt wurde.

Mit Saulus, dem blinden Seher, ziehen wir weiter nach Damaskus. Hindurch durch die Fluten des Nahr-Barbar; dann meist über sandigen und steinigen Wüstengrund, der aber durch grüne Oasen belebt ist. Nach drei Stunden nimmt uns bei El-Katana eine gute Landstraße auf. Die Fruchtfelder mehren sich; Pappeln und Obstbäume umrauschen die rings mit Mauern umzogenen Dörfer; der Weinstock kündet die Nähe des Paradieses. Aber fast unerträglich lang zieht der Weg sich noch hin bis zu seiner grünen Umwallung, über der längst die spitzen Minarete aufblitzen. Um 12 Uhr mittags reiten wir ein in Damaskus und beziehen erstmals wieder nach langer Zeit ein Quartier auf Dach und Fach im Hotel Dimitri.

* * *

Damaskus, 22.—25. April.

Damaskus, Perle des Morgenlandes, Halsband der Schönheit, Blume des Paradieses, Auge der Wüste, Gefilde der himmlischen Pfauen, Muttermal auf der Wange der Welt, Rose mit eisernen Dornen, Auge des Orients, — wirst du alle diese Kosenamen und Ehrentitel rechtfertigen können vor dem Auge eines Nordländers, das die Bilder Kairos, Alexandriens, Jerusalems in sich aufgenommen?

Gleich am ersten Tage sei die Probe gemacht. Von oben herab, von der Anhöhe über der Vorstadt Salehije, wo die Siegeskuppel, Kubbet-en-Nasr, sich gen Himmel wölbt, wollen wir aus der Vogelperspektive das Stadtbild kühl kritisch prüfen und zergliedern. Ruhig und siegesgewiß schaut die Stadt (Fig. 86) dem Fremdling ins Auge, und es ist



Fig. 86. Ansicht von Damaskus.

ihr nicht bange vor seinem Urteil, hätte er auch alle Weltwunder schon gesehen. Ja, sie ist eine orientalische Zauberin und läßt alsbald ihre Reize spielen und flimmern und legt im Sonnenglanz ihren gleißenden Schmuck aus, und stark blasiert müßte der sein, bei welchem nicht nach kurzer Zeit der starre, kalte Blick des Forschers sich in den weichen, warmen Blick des Bewunderers verwandelte.

Ja, sie ist schön, und ihre Schönheit ist so charakteristisch, daß sie keinen Vergleich mit andern von der Natur bevorzugten Städten zu scheuen hat. Der Gürtel ihrer Schönheit ist das Gebirge. An die große Kette des Antilibanon, die in der Ferne verduftet und verblaut, knüpfen ihre Ringe an die kahlen Sandberge Dschebel-Kalamun, Kasiun, Kalabât-Mezze, goldgelb schimmernd, als wären sie von prächtigen Löwenfellschabracken überkleidet. Daran fügt der Hermon den Silberschmuck seiner Schneefelder. Jenseits begrenzen die weite Ebene die am Horizont verschwimmenden Höhen des Hauran und die vor ihnen aufragenden Vulkanberge Dschebel-Aswad und Dschebel-Mania. Der Teppich ihrer Schönheit ist der herrliche Thalgrund, der zwischen den Bergzügen sich ausbreitet, grün besamtet, mit den Silberfäden von angeblich 70 Kanälen und 360 Quellen durchzogen, vor allem mit dem breiten Silberbande des herrlichen Baraba, des Goldflusses, der mit vielen Armen die Stadt umfängt. Das Halsband ihrer Schönheit ist der große, grün emaillierte breite Kranz des Ghuta, des großen Obstwaldes, der rings die Stadt umzieht und nach Osten und Süden sich zur endlosen Fruchtebene erweitert, mit Hunderten von Dörfern und unzähligen Flüßchen, welche alle den zwei großen Seen Bahret-Atêbe und Bahret-Hibjâne entquellen. Daß die grüne Ebene sich im Sande verliert, daß der grüne Wald wie erschrocken unmittelbar vor der Wüste Halt macht, daß die rote Sandwüste auch das Paradies umschlossen hält und ihre Sandstreifen gleich goldbeschuppten Schlangen in die blühenden Paradiesesgefilde hereinschleichen, beeinträchtigt das Gesamtbild nicht; im Gegenteil, es wird bereichert durch die kräftigsten Farbenkontraste; der grüne Teppich erscheint mit goldenem Saum und goldenen Fransen verbrämt. Von diesem farbenprächtigen Teppich, aus diesem Halsschmuck erhebt die Stadt ihr königliches Haupt und Antlitz, in zartem Weiß leuchtend, kräftig und mild profiliert durch die Architekturlinien von 200 Moscheen mit Kuppeln und Minareten. In der Thal ein Anblick, der nicht nur den Araber, auch den Abendländer zum Entzücken hinreißt.

*

Lieblich und erquickend ist auch ein Ritt durch die stundenlangen Haine des Ghuta. Freilich seine Gärten sind meist wohlverschlossene

Paradiese und wehren neidisch durch hohe, häßliche Lehmmauern dem Fremdling den Einblick in ihre Schönheiten. Aber die hohen Kronen der Obstbäume, Pappeln, Cypressen und Palmen spenden freigebig Schatten, und die Blumen und Blüten hauchen ihre Düfte auch über die Mauern herüber, und die sprudelnden Wasser grüßen auch den Fremdling. Dringen wir aber durch diese grüne Umwallung hindurch in die Stadt selber ein, so erscheint sie uns sehr wenig poetisch, und das Interessante überwiegt stark das Schöne und Liebliche. Unglaublich verworren sind die Maschen ihres Straßennetzes; die Orientierung wäre fast unmöglich, läge nicht so ziemlich in der Mitte der Stadt die große Moschee und würde nicht eine Straße in ganz gerader Linie den Hauptkörper der Stadt in zwei beinahe gleiche Hälften zerlegen, — die Gerade Straße, welche schon in der Apostelgeschichte (9, 11) genannt ist.

Architektur im größern Stil fehlt der Stadt fast ganz; abgesehen von der großen Moschee und einigen hübschen, aber ruinösen Moscheenbauten in der Altstadt und der Vorstadt Meidan ist eigentlich nur ein Monumentalbau zu verzeichnen: die Citadelle am Eingang der Altstadt, eine finstere Zwingburg, die man nicht betreten darf; die trotzigen Mauern und Türme mit hübschen, ausgekragten Erkerchen sind ein mittelalterliches Werk, ruhen aber auf dem unzerstörbaren Fundament uralter, fugengeränderter Quader. Gewaltig ragen auch noch im Osten und Süden der Stadt lange Trakte der alten Stadtmauer auf, römischer Bau in den untern Schichten, arabischer in den mittlern, türkischer in den obern, mit malerisch zerfallenen runden und viereckigen Türmen besetzt, teilweise mit Häusern überbaut; im Osten noch eine altrömische Thoranlage, ursprünglich dreiteilig; der große Mittelbogen und der südliche Nebenbogen ist vermauert; das nördliche Seitenpförtchen genügt für den heutigen Verkehr. Im Gassengewirr der Bazare fallen einige monumentale Chane in die Augen, besonders der Chan Asad-Pascha, welcher angeblich 2000 Kamele und 5000 Menschen herbergen kann, einst von neun Kuppeln überwölbt; drei davon hat das Erdbeben zerstört. Schöne Villenbauten mehr europäischen Stils an der Straße nach Salehije, gute Kirchenbauten im Christenviertel. Das ist so ziemlich alles, was die Stadt an hervorragender Architektur besitzt. Sonst sind die Straßen baulich viel weniger interessant als die von Kairo, überbieten aber die letztern noch an Luft- und Lichtmangel, an Schmutz, Gestank und Lärm. Rohe Wände, aus Stein und Lehm mehr geknetet als gebaut, flankieren dieselben; die wenigen Öffnungen der vorspringenden Obergeschosse sind grob und kunstlos vergittert, ohne den Schmuck der Maschrebijen.

*

Freilich an verborgenen architektonischen Schönheiten kleinern Stils hat Damaskus keinen Mangel. Man muß sich hüten, seine Wohn=

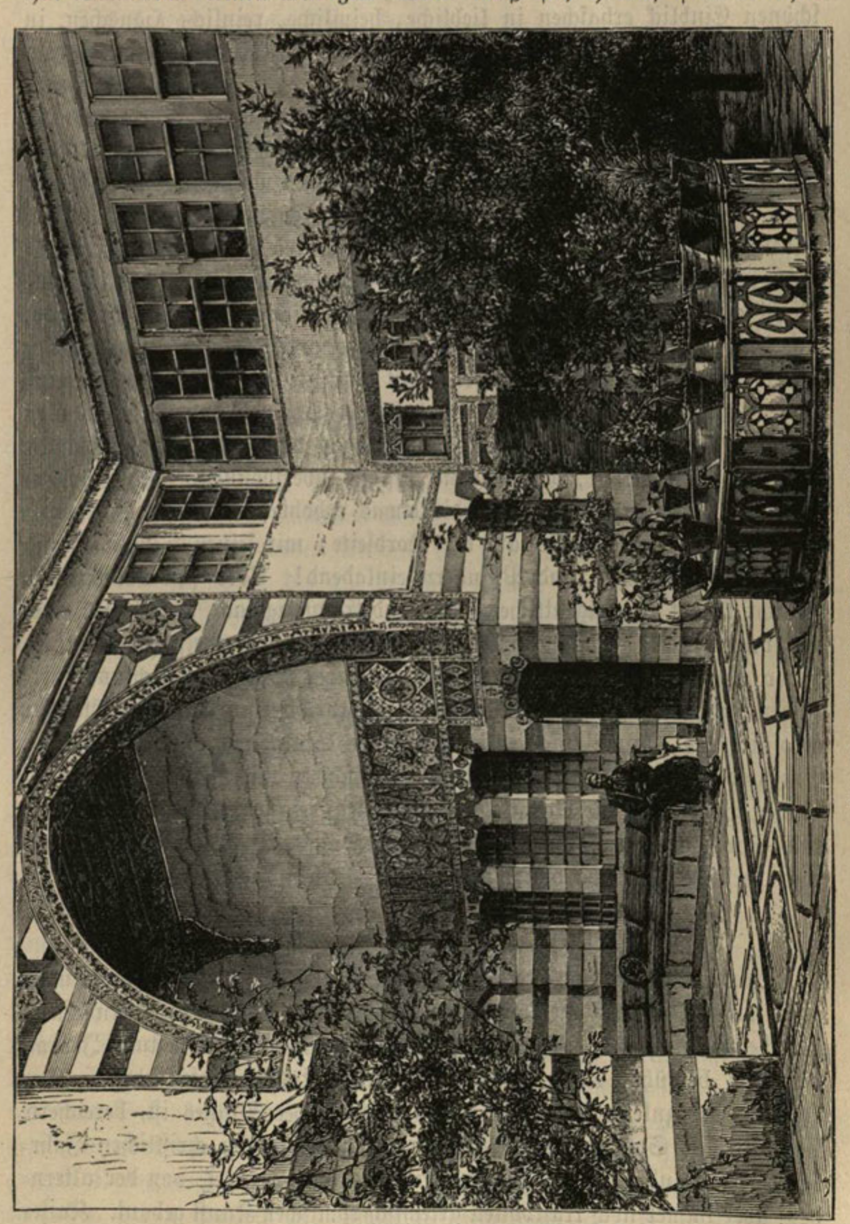


Fig. 87. Hofraum eines Hauses in Damaskus.

häuser nach ihrer Außenseite zu beurteilen. Hinter den rohen Mauern wohnt orientalischer Luxus und weiß ein erfinderischer Sinn für Schön=

heit und Bequemlichkeit auch kleine Räume trefflich auszunützen und auszustatten. Von der Höhe der Minarete herab kann man manchen schönen Einblick erhaschen in liebliche, heimliche, reinliche Häuschen, in lauschige Höfchen mit schattigen Plätzen (Fig. 87), mit zierlichen Bäumen, mit munterem Spiele plätschernder Brunnen, mit luftigen Terrassen. Dann erst die Häuser der Reichen. Unser Dragoman führte uns zu einigen wohlhabenden Juden und Christen; die Behausungen des Mohammedaners sind dem Giaur schlechterdings unzugänglich. Wie staunt man, wenn man aus den engen, schmutzigen Gäßchen, durch die kerkerähnlichen Außenmauern und die schmale, festverriegelte Thüre mit einemmal in eine Pracht sich versetzt findet, welche an Tausend und eine Nacht erinnert! Ein erstes Vorhöfchen mit Fruchtbäumen und Brunnen, umzogen von den Wohnungen der Dienerschaft; dann ein gewölbter Durchgang in einen zweiten Vorhof mit exquisiten Zierbäumen, Blumenbeeten, mosaikbelegtem Boden und lustigem Springbrunnen, umschlossen von den Wohnungen der Familie, aus Lagen von gelben und schwarzen Steinen schön gefügt, von grünen Festons übersponnen. Was für ein köstlicher Platz ist der Liwan, die etwas erhöhte, nach dem Hofe ganz offene, hochgedeckte Halle an der Nordseite, mit seinen Teppichen und Diwans zum Ruhen und Plaudern einladend! Aber fast übertriebene Pracht kleidet den eigentlichen Fest- und Empfangssaal, die Atabe, aus. Er beansprucht die Höhe von zwei Stockwerken, ist meist schon außen, sicher aber innen mit all dem überquellenden Ornamentreichtum übergossen, über welchen die orientalische Zierarchitektur verfügt: köstlicher Mosaikboden, bunte Glasfenster, zierliche Stalaktiten und Arabesken, eine goldkassettierte Decke, zierliche Wandnischchen mit Säulchen und maurischen Bogen für die Nargilehs und die Kaffeetassen, ein Marmorbassin mit Springbrunnen, schwellende seidene Sofas rings an den Wänden und persische Teppiche von wunderbarer Farbenpracht.

*

Im Herzpunkt von Damaskus liegt seine große Moschee, die Omaijadenmoschee. Welch merkwürdige Geschichte hat dieser Bau! An einem und demselben Punkt begegneten sich hier Heidentum, Christentum, Islam, alle drei bemüht, einen religiösen Monumentalbau aufzuführen. Der Islam, der zuletzt kam und jetzt noch Herr des Platzes ist, bereicherte sich mit den Spolien der Vorgänger. In den ersten christlichen Jahrhunderten stand hier ein prunkvoller heidnischer Tempel, von der alternden, aber immer noch kraftvollen griechisch-römischen Kunst gebaut. Kaiser Arkadius (395—404) wandelte ihn um in eine Kirche St. Johannes Baptista; schon frühzeitig scheint dieselbe — mit welchem Rechte, ist nicht

kontrollierbar — den Ruhm beansprucht zu haben, das Haupt des Vorläufers zu bergen.

Die Araber, welche schon sehr früh Damaskus von allen Seiten umschwärmten, bemächtigen sich 635 der Stadt und machen der morschen byzantinischen Herrschaft ein Ende. Doch begnügen sie sich mit dem Alleinbesitz der östlichen Stadthälfte und lassen den Christen die westliche. Die Scheidungslinie geht gerade durch die Mitte der Johanneskirche, und so wird nun deren östliche Hälfte Moschee, die westliche bleibt Kirche. Dieses seltsame Simultaneum bleibt bestehen bis zum Anfange des 8. Jahrhunderts. Da vertreibt der sechste omaijadische Kalif Walid die Christen, und er führt den ersten Axtstreich gegen den Hochaltar unter dem fanatischen Jubel der Muselmänner, unter dem Wehklagen der Christen. Ein Neubau wird aufgeführt, den die alten Nachrichten als Weltwunder preisen, 200 m lang, 150 m breit, dreischiffig, mit einem Walde von Säulen und Pfeilern aus kostbarstem Material, mit einer großen Kuppel von der Gestalt eines Kamelhöckers, mit einer Innenausstattung, deren Pracht an Wahnsinn streift: die marmorglänzenden Wände von goldenen Reben überrankt, die Kapitäle sämtlich vergoldet, der Boden buntes Mosaik, der Lichtraum durchschimmert von 600 goldenen Lampen, die an goldenen Ketten von der Decke hängen. Eine Feuersbrunst zerstört 1069 einen Teil der Pracht; Timur steckt 1401 den ganzen Bau in Brand und röstet in ihm 30 000 Damascener.

Der heutige Bau ist das Restaurationswerk eines ägyptischen Sultans. Inwieweit er sich an den Grundplan Walids anschließt, ist nicht zu sagen, aber so viel scheint zweifellos, daß sowohl die heutige Moschee wie die Walids aus den architektonischen Grundgedanken der alten christlichen Basilika zehrte. Was wir jetzt vor uns sehen und durchschreiten, gefolgt von einer zahlreichen Schar von Tempeldienern, deren Blicke gleich Dolchen funkeln, erweist sich als eine eigentümliche Verbindung der basilikalen Anlage mit der Centralanlage. Ein Parallelogramm von 131 m lichter Länge und 38 m lichter Breite ist durch Säulen und leise geschweifte Arkaden in drei Schiffe geteilt. Das Mittelschiff ist erhöht; über den Arkaden laufen rundbogige Oberlichter; die Dachsparren sind innen sichtbar. Das südliche Seitenschiff ist geschlossen und hat hoch oben eine Reihe buntverglaster großer Rundbogenfenster; das nördliche Seitenschiff ist gegen den Hof hin durch eine hohe, pfeilergetragene Arkatur erschlossen. Es bildet so den einen Flügel eines großen Kreuzganges, der mit einer hochgesprengten untern und einer zierlichen obern Galerie den mächtigen Hofraum umzieht. Die ganze dreischiffige Anlage des Hauptbaues wird nun aber in der Mitte von einem Transept durchquert, das nicht über die Umfassungsmauern hinaus-

greift, aber den Lauf der Säulen und Arkaden der Schiffe durch acht Riesenpfeiler unterbricht, welche mittelst hoher Bogen untereinander verbunden sind; die vier mittlern Pfeiler tragen auf den Schultern von hochgesprengten Hufeisenbogen die berühmte Geierkuppel mit achteckigem Tambour.

Die weiten Hallen sind mit Matten und Teppichen belegt und mit unzähligen Kronleuchtern und Lampen geschmückt. Vor dem Transept erhebt sich ein reich dekorierter, quadratischer Bau mit Kuppel, von Riesenkerzen umstellt; er birgt nach dem Glauben der Mohammedaner heute noch das Haupt des Täufers. Zwischen zwei Pfeilern prangt die feingeschnitzte Kanzel; an der Südseite sind mehrere Gebetsnischen für die verschiedenen mohammedanischen Sekten. Den Hofraum schmücken drei hübsche Kuppelbauten: die Brunnenkuppel, die Stundenkuppel, deren Springquell einst Zeitmesserdienste gethan haben soll, und die Schatzkuppel; letztere ruht auf acht schmucken Säulchen mit schönen Kapitälen, wohl noch Überbleibseln der alten Bauten. Drei Minarete erheben sich über der Moschee gleich den Masten eines Riesenschiffes. Das schönste, an der Südwestecke, durften wir besteigen bis zur dritten und obersten Stalaktitengalerie; es gewährt einen kleinen Überblick über den Bau, einen Rundblick über die ganze Stadt und einen Einblick in die nach außen so hermetisch abgeschlossenen Wohnhäuser.

Von hier aus erblickt man auch ein großes Stück Architektur, das sich noch vom heidnischen Tempel erhalten hat; man kann es noch mehr aus der Nähe besichtigen, wenn man die Terrasse eines benachbarten Hauses in der Bazarstraße besteigt. Fast wie ein Wunder erscheint es, daß dasselbe alle Veränderungen und Zerstörungen überdauern konnte. Vor dem westlichen Hauptzugang zur Moschee ragen die Trümmer eines Portals auf, das über 20 m breit und hoch gewesen sein muß. Es stand in Verbindung mit einem Säulengang, von welchem ebenfalls noch Reste erhalten sind. Verwitterte Säulen und von Wind und Wetter zernagte Kapitäle tragen ein mächtiges Architravstück mit Giebel und mit dem Ansatze des großen Portalbogens, alles mit feingemeißelten Ornamenten bedeckt. Ob das ein Triumphbogen war, der eine festliche Säulenstraße zum Heiligtum eröffnete, oder das Portal einer Säulenhalle, welche den ganzen alten Tempel umzog, oder ob Portal und Säulen dem eigentlichen Tempelbau angehörten, ist nicht mehr zu sagen. Fast noch merkwürdiger ist das Fortleben eines Bruders dieses Portals, den der Moscheenbau ganz in seinen Armen geschlossen hält. Vom Dache des Buchhändlerbazars aus sieht man in der südlichen Wand der Moschee ein mit gleicher Kunst und gleichem Reichtum ausgestattetes Portalbogenstück, das ursprünglich dem heidnischen Tempel angehörte, aber

auch noch beim christlichen im Dienste stand. Letzteres beweist eine nachträglich in den steinernen Thürsturz eingegrabene griechische Inschrift, welche besagt: „Dein Reich, o Christus, ist ein ewiges, und deine Herrschaft währet auf immer.“ Und endlich haben auch auf der Ostseite sich noch Reste eines Säulenganges und eines christlichen Portals erhalten.

So trug dieser Platz nacheinander Tempel, Kirche und Moschee, und es stritten sich um ihn Heidentum, Christentum und Islam. Der Islam blieb Sieger und zwang in seine Knechtschaft, was er von den alten Bauten nicht zerstörte. Wird er für immer Sieger bleiben, und hat die Weltgeschichte ihr letztes Wort gesprochen, indem sie ihm den Besitz des Platzes zusprach? Die Inschrift, welche die Hand des Islams nicht vernichten durfte, welche sie mit Mörtel überkleistert hatte, bis 1850 ein deutscher Gelehrter sie wieder aufdeckte, giebt die Antwort. Sie zeugt wider den Islam und spricht ihm das Urteil und heftet es an einen seiner stolzesten Bauten an: „Dein Reich, o Christus, ist ein ewiges, und deine Herrschaft währet auf immer.“

Am 14. Oktober 1893 wurde, was kaum zur Kenntnis Europas kam und seitens der türkischen Regierung sorgfältig vertuscht wurde, ein großer Teil der Omaijadenmoschee durch Feuersbrunst zerstört. Unversehrt blieben die Kammern und Nischen Hassans und Husseins, die Minarete, das Grab des Sultan Saladin und der Kuppelbau mit dem Haupte des Täufers. Aber zwei Säulenreihen sind in der ganzen Länge des Baues zerstört. Die Bibliothek konnte gerettet werden, aber ihr größter Schatz, der Koran des Kalifen Othman, der nur noch in diesem Exemplar existierte, wurde ein Raub der Flammen. Das traurige Ereignis setzte die ganze mohammedanische Welt in Bewegung und man ging sofort an die Abräumung des Schuttes und an den Wiederaufbau der Moschee; ob die Mittel so reichlich fließen, daß man den Bau in seinen frühern Dimensionen wieder wird erstehen lassen können, wird bezweifelt. Bemerkenswert aber ist, daß der obengenannte christliche Gedenkstein keinen Schaden nahm und daß auch heute noch seine Inschrift verkündigt: „Dein Reich, o Christus, ist ein ewiges, und deine Herrschaft währet auf immer.“

*

Wir ziehen aus, um Handel und Wandel, Leben und Treiben der Stadt kennen zu lernen. Vor unserem Hôtel Dimitri, dessen wohnliche Anlage und Innenhöfchen ans Hôtel du Nil in Kairo erinnert, wird eben der Pferdemarkt abgehalten, der seit einiger Zeit aus dem Innern der Stadt hierher verlegt wurde. Wilde, struppige Gesellen tummeln die Tiere, unter welchen aber nicht viel Edelrasse zu sehen. Wir überschreiten

den in unmittelbarer Nähe des Hotels vorbeirauschenden Barada und kommen auf einen größern Platz, den das Postgebäude, das Polizeiamt, der Serail, die Ottomanische Bank und das Gefängnis flankieren. Vor letzterem hat sich viel Volk angestaut, nicht etwa um die Gefangenen zu befreien, sondern um sich durch die zwei Eingangsgitter hindurch mit ihnen zu unterhalten. Ein interessantes Bild: innen im Hof, unter freiem Himmel die Scharen der Arrestanten, darunter Köpfe, welche der giftig scharfe Griffel des Verbrechens modelliert hat, wahre Galgengesichter, begehrlich die Luft der Freiheit einschlürfend, welche durch die Gitter ihnen entgegenwogt; außen Weiber, welche ihren Kindern den Vater zeigen; Geschwister, welche nach dem Bruder fahnden; Neugierige, in deren Blicke sich ein Strahl des Mitleids und ein Strahl des Hasses gegen die Wächter stiehlt. Zwischen der Citadelle und der großen Militärkaserne hindurch kommen wir auf eine breite, nach Süden laufende Straße, deren Buden und Verkaufstische Lebensmittel aller Art bergen. Auf sie trifft bei der Moschee Sinanije mit schönen Stalaktiten im rechten Winkel die Gerade Straße, die schönste und breiteste fahrbare Bazarstraße, mit Holztonnengewölbe gedeckt, der Boden wie überall festgestampfter Lehm. Midhat Pascha ließ ein großes Gewinkel niederbrennen, um für ihre Anlage Platz zu schaffen; die neue Straße hat aber jedenfalls denselben Lauf wie die in der Apostelgeschichte erwähnte Gerade Straße, in welcher das Haus des Judas war, wo Saulus als geblendeter Mann Einkehr nahm und von Ananias getauft wurde. Zu beiden Seiten laufen von dieser kommerziellen Aorta die Adern und Äderchen der Bazargassen aus, die Bazare der Kupferschmiede, der Schuhmacher, der Pfeifenmacher, der Tuchbazar, der Kleiderbazar, bezeichnend Läusemarkt genannt, ein übelduftender, offen aufgeschlagener Herd von Epidemien, der Bazar der Seidenstoffe, der Bäcker, der Drechsler, der Früchteverkäufer, — alle beinahe so belebt und von Lärm durchgellt wie die Bazare von Kairo. Aber die Typen, die Kostümbilder, die Scenen sind noch viel ungemischter orientalisch als dort. Nebst den Frauen, welche hier das ganze Gesicht, auch die Augen, mit geblümtem, dunkelfarbigem Florstoff überhängen und deswegen noch hexenmäßiger aussehen als die Ägypterinnen, fallen am meisten auf die Beduinen durch ihr zugleich linkisch verlegenes und trotziges Auftreten; sie stecken in weiten, groben Säcken, und ihr wildes Gesicht umrahmt ein Urwald struppiger Haare; man sieht es ihnen an, daß sie sich nicht wohl fühlen in diesen engen dunkeln Gassen und sich hinaussehnen in die Freiheit und Einsamkeit der Wüste.

Zwei Wahrnehmungen können dem Beobachter nicht entgehen: die Feinkünste sind stark verroht; die Produkte der Feinschmiede, namentlich auch die großen, getriebenen Kupferplatten, auch die der Silber- und

Goldschmiede, sind meist künstlerisch sehr geschmacklos, technisch unsauber ausgeführt. Die schön gestickten Sättel, die Seidenstoffe und Seidenstickereien, welche man männliche Hände fertigen sieht, und die Teppiche sind das einzige, was etwa die Habsucht und Kauflust des Europäers reizen kann. Sodann sieht man, daß Europa allenthalben mit seinen Waren siegreichen Einzug in diese Bazare gehalten hat und mehr und mehr selbst mit dem Ausschuß seiner Industrie die orientalischen Erzeugnisse verdrängt; sind doch selbst die berühmten Damascenerklingen und die roten türkischen Fesse europäisches Fabrikat.

Ich trieb mich stundenlang in diesen Gassen umher; wir besuchten auch am Sonntag einen Vergnügungsgarten, in welchem Araber und Europäer in großer Harmlosigkeit und Mäßigkeit sich erlabten an der Wasserpfeife oder einer Tasse Kaffee oder einem Glas Wasser, oder an Limonaden, die mit dem Schnee des Libanon gekühlt sind, oder an grünen Salatblättern, die in Salz getunkt werden; wir gingen mit dem Dragoman auch nachts noch aus, vorschriftsmäßig mit einer Laterne ausgerüstet, da es eine Straßenbeleuchtung hier noch nicht giebt, und besuchten ein höchst primitives, aus Balken, Brettern und Zelttüchern erbautes Theater, um arabischen Gesang zu hören und das sehr naturwahre und anständige Spiel einiger Mimen bei kümmerlichstem scenischen Apparat anzusehen. Nirgends begegnet uns etwas Übles. Und doch hat man das Gefühl, daß man in dieser Stadt sich nicht so unbefangen bewegen kann wie in Kairo.

Stechende Blicke, boshafte Zurufe, deren Klang schon verrät, daß sie nicht dem Komplimentierbuche entnommen sind, kräftiges Ausspucken vor den Fremden, dessen manch rechtgläubiger Mund sich nicht enthalten kann, lassen keinen Zweifel darüber, daß die Einwohner wirklich dumm, stolz und fanatisch sind und ihrem Vulgärnamen „Ochsen von Damaskus" (Bakar-esch-Scham) Ehre zu machen suchen. Sie sind in einer nervös gereizten Stimmung. Denn sie haben, wenn nicht die klare Erkenntnis, so doch das dumpfe Gefühl, daß das Abendland mehr und mehr auch über diese Grenzen vordringt, daß den Islam eine Macht bedroht, der er auf die Dauer nicht standhalten kann, daß die Räder der europäischen Industrie bald die trägen und ungeschickten Hände einheimischer Arbeiter vollends ganz außer Thätigkeit und Verdienst setzen werden, daß das schreckliche Blutbad vom Juli 1860 das Christentum in der Stadt nicht vernichtet, sondern gestärkt hat. Das Feuer moslimischen Glaubenseifers wird jedes Jahr neu angefacht durch den Hadsch, den großen syrischen Pilgerzug nach Mekka, zu welchem viele Tausende von Wallfahrern aus dem ganzen Lande, aus allen Provinzen der Türkei, aus Rußland, Persien und Indien hier zusammenströmen. Wenn

der Zug dezimiert wiederkommt, bringt er fast jedes Jahr drei Geschenke mit: Tausende von Sklavinnen, welche dann „heimlich“ verkauft werden, die Cholera und Zündstoff des Fanatismus in Menge.

*

2400 demolierte Häuser, 4000 ermordete Christen, 3 erwürgte Bischöfe und 30 getötete Priester — mit diesem glänzenden Resultate konnte der Islam den Feldzug verzeichnen, den er im Juli 1860, unterstützt vom Pascha und seinen Truppen, angefeuert von den Juden, gegen das Christenviertel unternahm. Jetzt gehört das christliche Stadtquartier wieder zu den blühendsten und bestgebauten von ganz Damaskus. Dort begegnet der Europäer freundlichen Augen, und mit großer Freude sieht der Christ die Frucht aus dem Samen des Märtyrerblutes, eine ganze Reihe von Kirchen und klösterlichen und charitativen Instituten. Hier hat der griechisch-unierte Patriarch seine Residenz, seine Metropole mit prachtvoller Ikonostase und sein Patriarchalkolleg mit mehreren hundert Zöglingen. Die Franziskaner, die Lazaristen und die Jesuiten haben Klöster, Kirchen, Hospize und Schulen; die Barmherzigen Schwestern leiten den Unterricht und die Erziehung der Mädchen und haben eine Apotheke. Unvergeßlich bleibt mir ein Gottesdienst in der Jesuitenkirche; so viel Sammlung, Ordnung, Andacht fand ich noch nirgends im Orient; wohl die meisten Kinder von Blutzeugen des Christentums, vielleicht selbst zum Martyrium bestimmt.

In einer Seitengasse unweit des Ostthores steigt man auf guter Treppe in zwei gewölbte Räume hinab; im untersten ist ein hübsches Kapellchen mit Altar. Hier soll das Haus des Ananias gestanden haben. Die Überlieferung ist glaubwürdiger als die, welche heute noch in einem offenbar spätern Mauertrakt das Fenster zeigen will, durch welches Paulus auf der Flucht im Korbe hinabgelassen wurde, oder als die, welche den Ort seiner Bekehrung auf den christlichen Kirchhof im Südosten der Stadt verlegt. In jener Kapelle kann man ungestört dem Andenken an das große Werk der Gnade, das an Saulus geschah, und an das erste Wirken des Apostels Paulus obliegen. Ohne Zweifel folgte er nach seiner Taufe dem Ananias hierher (Apg. 9, 19). Auch ich fand ihn da und sprach mit ihm, lange, lange.

Durch den Libanon nach Baalbek.

Dienstag, 26. April.

Nach unfreundlichen, regnerischen Tagen zeigt sich Damaskus am letzten Morgen noch einmal im vollen Schmuck des Orients. Ätherisch fein und doch in bestimmtesten Umrißlinien zeichnet sich seine Silhouette in das Blau des Himmels. Die Sonne zieht herauf und behaucht mit rötlichen Flammenlichtern den Wasserspiegel des Barada, die Leichenwangen der Wüste und die bleichen Stirnen der Sandberge. Ohne Schmerz ziehen wir weg. Es war schön, Damaskus zu sehen; dort zu bleiben und zu leben wünscht man nicht, vollends wenn man die Berichte der wenigen Deutschen vernimmt, welche dort ihren Aufenthalt haben und für welche die Ankunft einer deutschen Karawane jedesmal ein Festtag ist.

Auf der vortrefflichen Poststraße der französischen Compagnie, welche von Damaskus nach Beirut führt, umreiten wir den Fuß des Berges Kasiun. Ein Wald üppiger Bäume geleitet kühl und schattig durch das Barada-Thal nach dem Villendorf Dummar. Dann verlassen wir Straße und Fluß und ziehen über einige kahle Hügel, welche dem öden Wüstengebiete der Sahara (Sachra) angehören, um bald wieder in die grüne Nähe des Barada zu kommen.

Ein eigenartig Bild. Drei kräftige Hauptfarben, deren Zonen unvermittelt aneinander grenzen, geben ihm sein Kolorit: das Goldgelb des im Sonnenglanz leuchtenden Wüstensandes, das satte Grün des schmalen Thales des Barada und das Blau des Firmaments; darein blitzt nur noch der Schneeglanz des Hermon, der plötzlich im Westen wieder auftaucht, als wäre er uns ganz nahe. Wie der Jordan in der Jordan-Ebene zieht der Barada dahin durch eine Triumphstraße herrlicher Bäume, und er kleidet die Sohle der Thälchen, die er in jahrhundertelanger Arbeit in den harten Höhenrücken eingetieft, mit grünen Gärten und Fruchtfeldern aus. Seine Wasser wären reich genug, um der Wüste noch viel Terrain abzugewinnen, aber es fehlt die fleißige Hand, welche sie in deren unfruchtbaren Schoß leiten würde. In seinem Fruchtgebiete hat eine Reihe von Dörfchen sich angesiedelt, meist auf seiner linken Uferseite. Über El-Aschrafije und Bessima mit altem kunstvollen Felsenkanal, der das köstliche Wasser einst nach Damaskus

oder gar nach Palmyra leitete, und über Ain=el=Chodera kommen wir um die Mittagszeit nach El=Fidsche.

Unweit dieses mohammedanischen Dörfchens in tiefer Bergspalte ein schönes Naturspiel. Uralte Bäume beschatten mit ihren von Sonnenstrahlen durchirrten Kronen einige mächtige Felskolosse. Zu ihren Füßen reißt sich hochaufschäumend mit lautem Donnern und Jubeln eine mächtige Quelle von der Bergbrust los. Jauchzend stürzt sich die wilde Tochter der Berge über die Steinblöcke hinab, die ihr den Weg versperren wollen, und nicht weit von ihrer Wiege vermählt sie sich mit dem Baraba und bringt durch ihre stürmischen, hellgrünen Wasser neues Leben und neuen Fluß in dessen trägen, trüben Lauf. Über ihrer Felsenwiege aber erheben sich auf kleiner Plattform die Trümmer eines altrömischen Tempels, einst vielleicht der Quellnymphe oder dem Quellgott geweiht, festgefügte und zierlich behauene Quader, Reste eines Portals, Mauern mit Nischen für Statuen oder Weihgeschenke. Ein hübsches Gärtchen nebenan wird uns von der anwesenden Familie zur Rast eingeräumt; wir lagern uns im Grünen. Mit freundlicher Neugier umgeben uns die Leute; kleine Kinder spielen mit einem Schäfchen; alles ist voll Fröhlichkeit; die Quelle besprengt Bäume und Felsen mit ewigem Tau und temperiert die Sonnenglut mit kühlender Feuchtigkeit und singt mit kräftiger Brust ihre Wiegenlieder; die nie alternde Mutter Natur scheint in ihrem überquellenden Leben und unermüdlichen Schaffensdrang die klagenden Trümmer der Menschenwerke halb zu belächeln, halb zu bemitleiden und zu beweinen. Eine Idylle, wie man sie lieblicher nicht denken kann.

Der Weg windet sich nun dem Bach entlang, an einer Reihe von Dörfchen vorüber oder durch ihren Schmutz hindurch in ein breiteres Thal hinauf, in welchem Suk (Markt) Wadi=Baraba liegt, über der bewaldeten Schlucht des Baraba sich aufstaffelnd. Es nimmt die Stelle des alten Abila ein, dessen Stadtgebiet Abilene einst eine im Evangelium (Luk. 3, 1) erwähnte Tetrarchie bildete. Die Stadt muß nicht unbedeutend gewesen sein, denn heute noch findet man in weitem Umkreis reichliche Trümmer alter Architektur. Eine Brücke führt oberhalb des Ortes über die Schlucht und geleitet uns zu unserem Lager am Fuß einer hohen, steilen Felswand. Diese gehörte einst zur Nekropole von Abila und wurde zur Bergung der Leichname benützt; um die Grabkammern, deren Öffnungen dunkel und hohläugig herabstarren, sahen wir Adler ihre Kreise ziehen; sie erinnerten an das Wort: „Wo ein Leichnam ist, da sammeln sich die Adler“ (Matth. 24, 28). Auf den Gipfel des Berges aber verlegen die Araber das Grab des ersten Toten, das Grab Abels; zweifellos eine lediglich aus dem Namen Abilene abgeleitete Legende.

Mittwoch, 27. April.

Wir erheben uns sehr früh, um der neben uns lagernden Cook-Karawane den Vorsprung abzugewinnen. Wie groß ist unser Erstaunen, da wir, den Lauf des Barada weiter verfolgend, in geringer Entfernung von Suk in einen Engpaß kommen, der an Romantik den interessantesten vergleichbaren Schweizerpartien nicht nachsteht. Der Barada hat hier das Felsgebirge so durchrissen, daß rechts und links senkrechte Wände von mehreren hundert Metern Höhe aufstarren, welche dem Murmeln des Flusses und dem Rauschen seiner Katarakte dumpf grollend Echo geben. Die enge, tiefe Spalte, welche selbst aussieht wie ein Riesengrab und kalte Todesluft aushaucht, gehörte ebenfalls zur Totenstadt von Abila. Dort schlummern sie in den fast unzugänglichen Totenkammern, deren offene Vorhallen zum Teil schöne Portale mit Säulen und Skulpturenschmuck haben, und die Wellen des Barada singen ihnen Totenlieder.

Aber frühe schon wurde der vom Fluß gegrabene Bergpaß auch für die Lebenden ausgenützt. Noch zieht sich an der Bergwand hin eine alte Wasserleitung und ein langer Trakt einer alten Bergstraße, welche ziemlich hoch oben in den lebenden Felsen gehauen ist. Das steingestabte Wort einer langen Inschrift berichtet, daß das Werk unter den Kaisern Mark Aurel und Lucius Verus zu stande gekommen sei. Die Straße ist nicht mehr benützbar; ihre Stelle vertritt ein halsbrecherischer Pfad, der in der Schachtsohle neben oder in dem Bette des Wildwassers hinführt, immer in starker Steigung. Nun noch ein donnernder, staubsprühender Wasserfall des Barada, eine letzte Anhöhe — und mit einem Male sehen wir uns aus engen Kerkern auf weites, herrliches Hochthal versetzt, das zwischen majestätischen, zackigen Bergzügen seine grünen Gefilde und Gärten, seine Obstwälder und seine langen Prozessionen von Silberpappeln entfaltet. Und hinter uns wieder der edle Berggreis, der schon viele Tage unser treuer Begleiter ist, der Hermon, auch auf dieser Höhe noch sich als König des ganzen Antilibanon behauptend, ja dem höhern Standpunkt seine majestätische Größe erst ganz offenbarend.

Das ist die vom Barada durchflossene Ebene Zebedâni, 1100 m über dem Meere, mit dem gleichnamigen Hauptorte von 3000 Einwohnern, welche hälftig dem Islam, hälftig dem Christentum angehören. Gegen fünf Stunden lang zieht dieses obst- und weinreiche Thal, das ungefähr eine Stunde breit ist, sich hin. Von Zebedâni steigt es langsam an bis nach Serghaja (Surgheia), wo die Wasserscheide und der eigentliche Ursprung des Barada ist. Hier halten wir Mittagsrast, ziehen dann bergab zur römischen Brücke (Dschisr rumani) und schwenken in

das Thälchen Jafûfe mit gleichnamigem Bächlein ein. Ein schmal und tief eingeschnittenes Bergthälchen, das nach dem launischen Spiele des kleinen Wassers sich drehen und winden, öffnen und schließen muß. Die Thalwände sind nichts als zerrissenes und zerstreutes Gestein, die Wege sehr ungeräumt und ermüdend, stellenweise gefährlich und Absturz drohend. Nur ganz unten in der schmalen Sohle besäumt ein zweifaches grünes Streifchen das Silberband des Flusses, Thälchen um Thälchen öffnet sich und schließt sich, alle im ganzen ziemlich gleichförmig, so daß man auf den schrecklichen Wegen und zwischen den gluthauchenden Steinwänden ihrer bald überdrüssig wird. Endlich buchtet eines derselben sich etwas tiefer in die Bergwand ein; auf saftigen Wiesengründen mit schönen Baumgruppen liegt das hübsche Dorf Jafûfe. Neben dem Bach ist auf grünem Plan unser Zeltlager aufgeschlagen.

Es ist noch ziemlich früh am Tage. Während die andern Siesta halten, besteige ich mit einem Freunde eine Höhe, deren aus Riesenblöcken aufgetürmte Warte einen Ausblick über die zwei Bergwände hinüber verspricht, welche im Thal das Auge gefangen halten. Aber die scheinbare Hochwarte ist bloß ein vorgeschobener Posten einer noch viel höhern Wand, welche etwas zurückliegt und die Aussicht immer noch verschlossen hält. So wurden wir noch mehrmals getäuscht und mochten doch nicht umkehren, ohne den Zweck erreicht zu haben. Was unmittelbar nahe scheint, weicht immer mehr zurück, je höher man steigt; was als sanfte Linie erschien, löst sich auf in zerrissenes Gestein, in klaffende Spalten, in drohende Schroffen. Der Mut wächst in den Bergen; es lockte uns weiter und weiter, und zuletzt nahmen wir doch im Sturme eine Art Naturfestung, welche den höchsten Gipfel krönte, aufgeworfene Dämme und eine Art Kastell aus gewaltigen Steinblöcken. Der Lohn bleibt nicht aus. Tief liegt die Welt unter uns; wir schauen herab auf die kahlen Häupter des Antilibanon, welche im letzten Strahl der Sonne glänzen; zu unsern Füßen aber dehnt sich die Ebene Bekaa aus, das weite Thal zwischen Antilibanon und Libanon, welches die Griechen das hohle Syrien, Cölesyrien nannten, die Kornkammer des Landes, im frischesten Grün prangend; jenseits derselben die majestätische Kette des Libanon, welche einen viel freundlichern Eindruck macht als der Antilibanon. Die Entfernung und die Vergoldung durch das Abendrot mag das Ihrige dazu beitragen; aber auch die Bodenfarbe selber ist nicht grau, sondern rötlich und ruft in der Abendbeleuchtung tiefe, warme Farbentöne hervor, alle Nüancen von Purpur, oben zart und scharf gelichtet durch den allenthalben über die Gipfel hin verstreuten Schnee. Gerade uns gegenüber hebt der 2600 m hohe Sannin in wallendem Purpurmantel, den Schneehermelin auf den Schultern, sein Haupt in

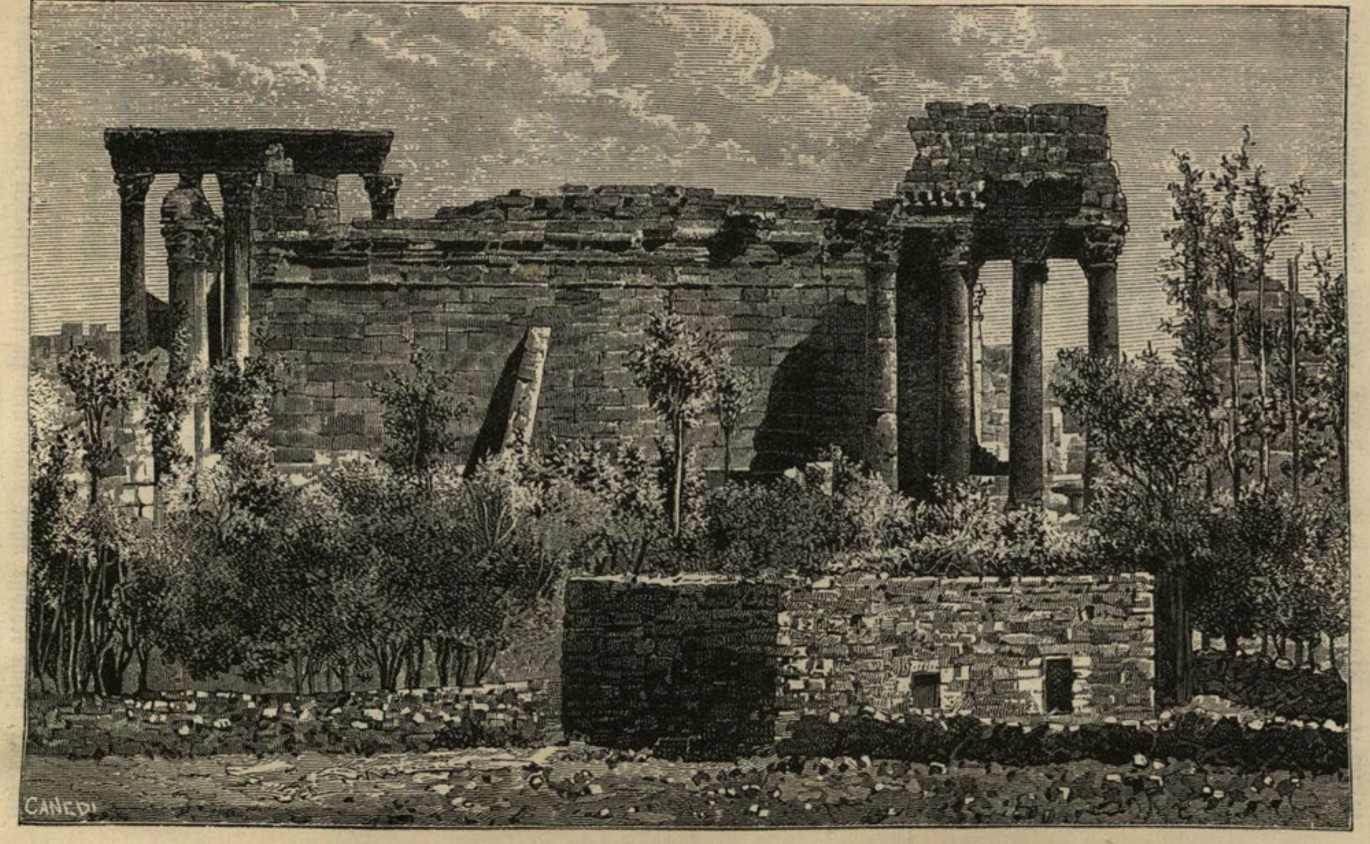


Fig. 88. Die Ruinen von Baalbek.

die Wolken, als schaute er fragend aus, ob etwa der Tag der Verklärung schon nahe. Die Dämmerung löscht die Feuer der Abendglut und spricht ein leises Nein und mahnt zum Weiterhoffen und Weiterharren, und die Berge gehen still schlafen. Mit Eintritt der Dunkelheit kommen wir ins Lager zurück.

*

Donnerstag, 28. April.

Über Nacht ist unangemeldet der Föhn in die Berge eingezogen. Der wilde Gast fährt durch die Thäler und schilt die Höhen und rüttelt an unsern Zelten. Er treibt uns schon in der Morgenfrühe den Schweiß aus den Poren und das Blut ins Gehirn. Wir reiten ein Stück im Thal zurück, dann hinauf auf die Höhen, durch eine öde Bergwelt, an Abgründen hin, durch ausgebrannte Thalschluchten, nur mitunter erquickt durch eine schöne Aussicht auf den Libanon; später durch kultivierteres Land, welches noch hoch über der Bekaa wie der faltige Mantel des Antilibanon sich wellt und endlich sich in die Ebene herabsenkt. Gegen 9 Uhr kommt das Wahrzeichen von Baalbek in Sicht, die sechs Riesensäulen des großen Tempels, welche unerschütterlich auf ihrem Posten blieben und heute noch ihr schweres Gebälk tragen.

* *
*

Baalbek hat seine Akropolis wie Athen. Ob auch hier ein aus dem Thalgrund aufstoßender Felskern das Piedestal bildet wie in Athen, wissen wir nicht zu sagen. Jedenfalls ist derselbe in Baalbek nicht sichtbar. Die ganz reguläre Hochterrasse, mehr lang als breit, ist rings von starken Mauermänteln umzogen (Fig. 88). Schon diese Umfassungsmauern, aus einem Wald von Bäumen aufsteigend, — welch ein grandioses Werk! Drei Zeiten haben daran gebaut: die altsyrische oder phönicische, die römische und die arabische. Die letzte erweist sich als die schwächste; sie wußte nur zu rein fortifikatorischen Zwecken Trümmerstücke des Altertums roh aufeinanderzuschichten. Die römische bewährt sich als noch durchaus bautüchtig und ordnet gut gefügte und gut behauene Quaderschichten übereinander. Die älteste Zeit aber weiß Cyklopenwerk architektonisch zu bemeistern. Mit Staunen sieht der maschinenstolze Zwerg des 19. Jahrhunderts die berühmten drei Riesenquader der Nordseite, von welchen der Tempel oben den Namen Dreisteintempel (Trilithon) erhielt, alle drei beinahe 20 m lang, 4 m hoch, und die fast 10 m langen, 4 m hohen neun Quader der Nordmauer; sie erinnern an Ägyptens älteste Bauten, und man fragt sich vergeblich, wie es möglich war, solche Kolosse ohne Maschinen zu transportieren und in solcher

Höhe (bis zu 7 m) zu versetzen. Draußen im Steinbruch vor der Stadt, aus welchem diese Quader stammen, liegt ein auf drei Seiten behauener, auf der vierten noch am Felsen angewachsener Block, über 21 m lang, über 4 m hoch und breit, etwa 30 000 Centner schwer, nach einem häßlichen Aberglauben der Stein der Schwangern genannt; als die Arbeit so weit gediehen, war die Urkraft der alten Zeit geschwunden, und keine folgende war mehr im stande, ihn zu heben.

An der Ostseite führte einst ohne Zweifel die große Prachttreppe auf den heiligen Berg; als die Saracenen ihn zur Festung machten, zerstörten sie den Zugang. Jetzt kann man ins Innere nur noch gelangen durch ein Thor an der nördlichen Mauer und durch gewaltige Gänge oder Tunnels, welche in die Substruktionen der Akropolis eingewölbt sind — Römergewölbe, aber an Stelle viel älterer, deren Mauerwerk und Wölbansatz noch zu sehen. Durch ihr schauriges Dunkel, an großen Seitenkammern vorbei, gelangen wir auf die Höhe der Terrasse. Wir beginnen unsere Wanderung im Osten, da wo einst die große Treppe war.

Hier ist noch zu erkennen ein Portikus mit zwei Reihen von sechs Säulen, deren Basen noch erhalten sind, seitlich gefaßt von zwei Flügelbauten oder Eckpfeilern, welche die Saracenen in Festungstürme verwandelten. Drei Portale führen aus dieser Vorhalle in einen Vorhof; sein Grundriß ist ein irreguläres Sechseck von 60 m Länge, 76 m Breite, oder eigentlich richtiger ein aufs Eck gestelltes, an der Ost- und Westecke abgekantetes Quadrat. Von den Umfassungsmauern dieses Hofes und den sie besäumenden Gemächern sind nur noch die Grundmauern erhalten.

Abermals führt aus diesem Vorraum ein dreifaches Portal in den riesigen Tempelvorhof, rechteckig, 135 m lang, 113 m breit. Diesen Hof umzogen einst kapellenartige, oktogone und rechteckige Gemächer (Exedrä), nach dem Hofraum offen, an den Stirnseiten mit Säulen besetzt, an den Innenwänden mit Pilasterreihen oder mit reich verzierten Nischen gegliedert; unter den schönen Muschelkonchen oder den zierlichen Giebeln der letztern standen wohl einst Statuen. In der Mitte des Hofes noch Fundamente von Mauern und einer Apside, welche wahrscheinlich der von Konstantin errichteten christlichen Basilika angehörten.

Durch die fast ganz zerstörte Westmauer des Vorhofes gelangt man in den großen Tempel, den Sonnentempel, 92 m lang, 43 m breit, jetzt fast ganz zerstört, teils durch Erdbeben, teils durch die Araber, welche die Säulen anbohrten und mit Pulver ansprengten, um die Eisenklammern herauszuholen, die deren einzelne Stücke zusammenschlossen. Ein Hofstaat von 56 Riesensäulen umgab einst den von hohem Unter-

bau weit über den Vorhof hinauf zum Himmel ragenden Bau. Jetzt sind nur noch auf der Südseite 6 durch den mächtigen Architrav verbundene Brüder auf ihrem Posten; mit Piedestal und korinthischem Kapitäl sind sie 20 m hoch; das Gebälk mit feinskulpierten Friesen, Sparrenköpfen, Gesimsen weitere 5 m hoch. Die Säulenschäfte bestehen aus 3 enormen, durch Eisen verbundenen Trommeln; ihr Umfang beträgt über 6 m. Das sind die einzigen nennenswerten, in ihrer Verwitterung und Vereinsamung noch stolzen Zeugen der einstigen Majestät dieses Tempels. Über deren Trümmer weg steigen wir auf der Südseite hinab auf ein mehrere Meter tiefer gelegenes Areal.

Hier steht noch ein zweiter Tempelbau, der in allen wesentlichen Teilen vollständig erhalten blieb; nur das Dach ist eingestürzt, und aus dem Kranze des Peristils ist manche Säule ausgebrochen. Wir stehen vor einem Portal, das ein wahres Juwel der Architektur im Bunde mit der Skulptur ist oder wenigstens war. Der gerade Sturz und die Thürpfosten sind durch reiche Profilierung in eine Reihe von Zierleisten aufgelöst, durch Eierstäbe, Perlenschnüre, Zahnschnitte gegeneinander abgegrenzt, überzogen mit Guirlanden, Mäandern, Linienornamenten, Rebengewinden; das oberste Gesims ruht auf Konsölchen und an beiden Enden auf Voluten von schönstem Schwung und herrlichster Bildung. Die Oberschwelle besteht aus zwei großen Steinen, welche einen dritten kleinern zwischen sich eingespannt halten; aber ihre Spannkraft ist längst erlahmt und so senkte sich der Mittelstein stark herab; er mußte durch einen vom Boden aufgeführten Pfeiler gestützt werden, und der an seiner untern Fläche eingemeißelte Adler ist nun nicht mehr sichtbar. Einst prangte vor diesem Prachtportal eine doppelte Säulenreihe, und wie den großen Tempel, so umwallte auch diesen ein festlicher Zug von 38 Säulen, die 16 der Portalvorhalle nicht mitgerechnet. Die Höhe der Säulen beträgt mit Basis und Kapitäl 18 m; sie sind von den Mauern des Tempels oder der Cella 3 m entfernt; von den Architraven, welche sie tragen, sind zur Bedachung der Säulenvorhalle ungeheure Steinblöcke und Steintafeln hinübergelegt auf die Tempelmauern; die untern Flächen dieser Deckplatten sind durch geometrische Ornamente kunstvoll in Felder eingeteilt; diese wieder sind übersponnen mit zierlichstem Rankenwerk, aus welchem Köpfe und Brustbilder, Reliefs von großer Vollendung, hervorschauen. Herabgestürzte Tafeln geben diese Skulpturenpracht ganz in der Nähe zu schauen und wecken ein großes Staunen darüber, daß auch Ornamente, welche für solch enorme Höhe bestimmt waren, noch mit solcher Feinheit ausgeführt wurden. Noch sind an der Nordseite fast alle Säulen und lange Züge der schönen Decke erhalten; auf der Westseite stehen noch drei Säulen aufrecht, auf der Südseite vier; eine

fünfte vermochte ihren Standpunkt nicht mehr zu behaupten, sie sank herab und lehnt nun, vom Unglück tief gebeugt, aber nicht zertrümmert, an der Cellawand, als wolle sie an der Brust der Mutter ihr Haupt bergen und ihren Schmerz ausweinen.

Im Innern hatte dieser kleinere Tempel 35 m Länge, 21 m Breite im Licht. Gleich beim Portal sind rechts und links zwei Pfeiler mit Wendeltreppen, welche auf eine Empore oder auf das Dach führten. Die beiden Langwände sind durch je sieben kannelierte Halbsäulen mit korinthischen Kapitälen gegliedert, welche das Gesims tragen. Zwischen den Säulen aber ziehen sich zwei Reihen von Nischen übereinander hin, die untere im Rundbogen geschlossen, die obere mit Giebeln überdacht; die letztern sind sehr kräftig vorgekragt und könnten trotz der zierlichen Ornamentierung plump erscheinen; sie machten aber sicher diesen Eindruck nicht, als die Säulchen oder Statuettchen ihre Träger bildeten, deren Postamente noch zu sehen sind. Der westliche Teil des Innern, um $1^1/_2$ m erhöht, bildete das Sanctum, durch eine Steinschranke abgesondert; hier stand wohl die Statue Jupiters; unter diesem Raume sollen noch geheime Kammern und Bodenöffnungen gefunden worden sein, vermutlich die Schlupfwinkel der Priester, welche durch die Statue Orakelsprüche erteilten an die Fragesteller. Ein griechisches Kreuz an einem Säulenfuße der Südwand könnte darauf hinweisen, daß auch dieser Tempel einst als christliche Kirche fungierte.

Dem Portal des Tempels gegenüber steht noch ein arabisches Bauwesen: die Citadelle. Die Erbauer empfanden sichtlich das Bedürfnis, gegenüber solchen Monumenten auch ihr Bestes zu leisten; daher das reiche Stalaktitenportal. Aber das Bauwerk, das man vielleicht an anderem Orte gern sehen würde, reizt hier zum Lachen und nimmt sich in dieser Umgebung so kläglich aus, daß es auch nicht auf einen Augenblick das Interesse zu fesseln vermag. Wir entlassen vielmehr unsern sehr wohl unterrichteten Cicerone, Herrn Michel Alouf, Verfasser eines guten französischen Büchleins über Baalbek und Oberkellner im Hôtel Palmyra, und zerstreuen uns auf dem großen Ruinengebiet. Jeder hat das Bedürfnis, allein zu sein, allein mit einer großen Vergangenheit, die so überwältigend an uns herangetreten.

*

Wer hat diese Werke geschaffen, die noch im Ruin solche Größe bekunden und, wiewohl halb vergangen, unvergänglich und unsterblich scheinen? Welcher Zeit gehören sie an? Wer das sagen könnte! Auffallend dürftig sind die Nachrichten über Baalbek und sein Weltwunder. Sage und Aberglaube haben die Lücken auszufüllen gesucht. Nach der

Meinung der Araber wäre die Arche auf dem Berge Sannin stehen geblieben und hätte Noe nach der Sündflut die Ebene von Baalbek bewohnt; noch wird bei Muallaka sein Grab (Neby-Schit) gezeigt, nicht weniger als 40 Schritte lang. Der Tempelberg und die Tempel aber sind nach ihnen Salomons Werk, doch nicht ohne Hilfe der Dämonen (Dschin) zu stande gebracht. Die Cyklopenmauern des Unterbaues mit ihren Steinen, welche die größten Pyramidensteine weit hinter sich lassen, den größten, welche überhaupt je Menschengeist und Menschenhand in Bewegung gesetzt und zum Bauen verwendet hat, möchte man ja freilich geneigt sein in die älteste Urzeit hinaufzurücken. Noch Lamartine spricht allen Ernstes die Überzeugung aus, daß diese Bauteile, wenn nicht von den vorsündflutlichen Menschen, so sicher von dem nachsündflutlichen Riesengeschlechte herrühren. Sicher scheint so viel, daß schon in sehr früher Zeit der Sonnenkult von Heliopolis in Ägypten sich hierher verpflanzte, an diesen hervorragenden Punkt an einer Hauptverkehrs- und Handelsstraße des Orients, wichtig als Quellpunkt zweier Flüsse, als Vereinigungspunkt zweier großen Gebirgszüge, als Mittelpunkt zwischen Tyrus und Palmyra, zwischen Tripolis und Damaskus, zwischen Ägypten und Babylon, zwischen dem Meer und dem Euphrat. Der Prophet Amos nennt das Thal von Baalbek Biket-Aven, das Götzenthal (1, 5). Im ersten christlichen Jahrhundert führt die Stadt nach dem Ausweise von Münzen den Namen Heliopolis, und zwar ist sie römische Kolonie. Eine Reihe von Kaisern zeigt sich bemüht, die alten Heiligtümer wiederherzustellen oder durch neue zu überbieten; besonders ist das von Antoninus Pius sowohl durch Münzen als durch Inschriften an Säulenfüßen, wie durch den Historiker Johannes Malala bezeugt. Von ihm soll auf dieser Akropolis ein Jupitertempel gebaut worden sein, wie man annimmt, der kleinere und noch fast ganz erhaltene. Jedenfalls nicht sehr viel später wurde der große Tempel gebaut, und am Bau seiner Vorhöfe beteiligten sich noch Caracalla und Philipp; vielleicht sind sie nie ganz vollendet worden. Konstantin d. Gr. machte den götzendienerischen Greueln und Ausschweifungen ein Ende und ersetzte die Altäre des Jupiter, der Venus, der sämtlichen Götter von Baalbek durch den Altar des wahren Gottes. Julian rief die vertriebenen Götter zurück und öffnete wieder alle Schleusen religiöser Orgien. Theodosius zerstörte den großen Tempel und baute eine christliche Basilika. Nicht lange war das Christentum im Besitze des heiligen Berges, da kam der Islam und verwandelte den Tempelberg in eine Bergfestung. Die Zerstörerhände der Araber, viele Belagerungen und Eroberungen, mehrere Erdbeben, fortwährende Ausbeutung der alten Bauten als Steinbrüche — wer wundert sich da, daß bloß noch Ruinen übrig sind? Wären es nicht

Bauten ersten Ranges und erster Größe gewesen, es wäre nicht möglich, daß diese Riesenskelette übrig geblieben.

*

Schon die der ältesten Tempelanlage zu Grunde liegende Idee, für den heiligen Bau ein künstliches Bergpiedestal zu schaffen und dasselbe gerade an diesem Punkte sich erheben zu lassen, zeugt von eminent künstlerischem Sinn und von feinster Berechnung. Der hohe Unterbau, die 300 m lange, 180 m breite, 9 m hohe Terrasse sorgt dafür, daß der Tempel nicht in der weiten Ebene sich verliert und nicht von den Bergriesen und Bergzügen erdrückt wird. Daß sie den Tempel nicht auf den flachen Thalgrund stellen dürfen, war den Erbauern sofort klar; aber sie verschmähten auch die Dienste zweier Ausläufer des Antilibanon, welche gerade bei Baalbek die Ebene begrenzen und gegen den Libanon hinüberstreichen, und welche ihren Rücken darboten, um den Tempeln einen höhern Standpunkt zu gewähren; sie zogen es vor, einen künstlichen Berg mit geraden Wänden und scharfen Kanten sich ganz isoliert aus der Ebene erheben zu lassen. Wie richtig ihre Berechnung war, zeigt heute noch der Augenschein; heute noch vermögen diese Bauten als Skelette die ganze Gegend ringsum, das weite Thal und die mächtige Bergwelt, zu beherrschen.

*

Die Aussagen der beiden Tempel und der Tempelvorhöfe über sich selbst, über ihr Alter und ihre Herkunft, sind ziemlich klar und bestimmt. Römische Kunst hat sie gebaut im 2. und 3. christlichen Jahrhundert. Also die Kunst der Spätzeit, römisch-griechische Kunst am Vorabend ihres Absterbens. Doppelt staunt man über Größe und Charakter der Werke, die zunächst wahrlich nicht aussehen wie spätgeborne Kinder einer greisenhaften Kunst, sondern wie Kinder der Vollkraft und der Blütezeit. Aber man muß in Rechnung nehmen, wieviel zweifellos diese Tempel ihrem Vorgänger oder ihren Vorgängern danken. Nicht bloß den prächtigen Standpunkt. Die römische Baukunst zehrte auch aus der monumentalen Kraft des alten Tempels; mag derselbe auch zu jener Zeit stark im Zerfall gewesen sein und nach einem Neubau gerufen haben, er reizte und spornte doch, ja nötigte fast durch seine großartige Anlage — denn eine solche müssen wir ihm unbedingt zuschreiben — die römische Kunst, ihr Höchstes zu wagen und zu leisten. Wir werden auch nicht irre gehen, wenn wir die großen Tempelvorhöfe auf die ursprüngliche orientalische Anlage zurückführen; sie erinnern zu sehr an die Tempelhöfe von Babylon, Ägypten, Jerusalem. Vielleicht geht auch noch auf die Uranlage zurück der Gedanke, dem großen Bau einen kleinern als liebliches Gegen-

stück und Gegenspiel an die Seite zu geben; er fungiert zugleich als Größenmesser und bringt erst die Dimensionen des Haupttempels ganz zum Bewußtsein.

*

Das Problem hat hier griechisch-römische Kunst mit Meisterschaft gelöst, Riesengröße mit zierlicher Anmut zu paaren, gewaltige Baumassen aller Schwere und massigen Plumpheit zu entlasten und besonders durch die Säule, dieses Edelkind der Architektur, zu lichten und zu erleichtern, in Schwung und fröhliches Aufstreben zu versetzen. Ihr sechs edlen Säulen, verbunden durch gemeinsame Last und gemeinsame Trauer, ihr verdientet den Sturz des großen Tempels zu überleben! Er war dem Untergange geweiht; zu groß waren die Greuel, mit welchen Jahrhunderte hindurch Laster ihn schändeten, die sich frech in das ehrwürdige Gewand der Religion gekleidet hatten. Er wurde weggefegt von der Erde; der Mauerfels selber, den noch ein besserer Glaube als Riesenaltar gen Himmel gebaut hatte, weigerte sich, ihn weiterhin zu tragen. Aber ihr, edle Säulen, verdientet ihn zu überleben: wie zum Schwur erhobene Finger beurkundet ihr, daß doch nicht alle in jene Tiefen religiöser Verwilderung hinabgesunken waren, daß auch auf diesem Tempelberge manches redliche Gemüt, mancher gute Glaube, mancher tief religiöse Drang durch die Dunstschicht des Heidentums hindurch den Weg zum wahren Gott suchte.

*

Es ist wahr, bei genauer Prüfung findet man wohl heraus, wie stark der Stil dieser Bauten, nicht mit Unrecht der römische Barockstil genannt, abgewichen ist von der edlen Einfachheit und strengen Gesetzmäßigkeit des klassischen Stils, vollends der ägyptischen Baukunst. Ganz besonders in der architektonischen Behandluug der Wandflächen ist ein Zug der Verwilderung, der Unbändigkeit und Übertriebenheit, eine unkünstlerische Sucht nach Effekten nicht zu verkennen; der große Vorhof greift nach dieser Seite fast noch über das Barock hinaus ins Zöpfische. Die Häufung der architektonischen Gliederungen, auch an Teilen, welche nichts weniger als konstruktive Bedeutung haben, wie an den verkröpften, stark ausgekragten, teilweise gebrochenen Nischengiebeln, zeugt so wenig von feinem Geschmack wie der übertriebene Luxus der Ornamentik, auch dahin verschwendet, wohin keine Dekoration gehört, wo vielmehr das architektonische Element in ungeschwächter Kraft für sich wirken sollte.

*

Aber gleichwohl, man fühlt sich nicht zum Kritisieren aufgelegt, wenn man diese Bauten unbefangen auf sich wirken läßt. Die Orna-

mentik ist wenigstens noch geschmackvoll, und die Effekthascherei tastet wenigstens die großen konstruktiven Linien nicht an. Der Hauptzweck wird erreicht: die Verbindung von Größe, Wucht, Monumentalität mit Grazie und Zierlichkeit. Viel eher erwacht innerhalb dieser Mauern und Trümmer die Lust, mit dem Barockstil des 17. Jahrhunderts ins Gericht zu gehen. Hier kommt vollends zum Bewußtsein, wie wenig schöpferisch und erfinderisch dieser Stil war. Alles an ihm ist erborgt und gestohlen bis hinauf auf die Schnecken und die verkröpften und gebrochenen Giebel. Er sucht nur die antiken Vorbilder roh zu übertrumpfen, übertreibt das Übertriebene noch einmal, verkröpft das Verkröpfte noch weiter, erklärt schließlich der geraden Linie überall den Krieg und schlägt mit lauter Effekten den Effekt tot.

*

Hier ist noch monumentale Größe. In einer Art bangen Vorgefühls, daß seine Zeit abgelaufen sei und eine neue Zeit und Macht schon vor der Thüre warte, hatte das Heidentum damals alle seine Kraft noch einmal zusammengenommen und einer Architektur, die wahrlich noch schöpferische Kraft beseelte, den Auftrag gegeben, in allen Ländern die Zahl der Bollwerke zu vermehren, Tempelburgen zu errichten, welche geeignet schienen, den Fortbestand des Heidentums auf weitere Jahrhunderte sicherzustellen. Das Heidentum ahnte nicht, daß alle diese fieberhafte Bauthätigkeit nur Siegesdenkmale und Triumphbauten für das Christentum schuf und in steinernen Monumenten der Nachwelt den unanfechtbaren Beweis übermittelte, daß das Absterben des Heidentums und das Aufblühen des Christentums kein Ergebnis eines Naturprozesses und natürlicher Entwicklung, sondern das Werk einer höhern Macht, ein Wunder war, das größte aller Wunder. Welche Geschichtswissenschaft kann anders bezeichnen den Sieg einer verschwindenden Minorität, die keine Waffe hatte als das Wort, keine Macht als ihren Glauben, keinen Grundbesitz als das Grab, keine Wissenschaft als die Thorheit des Kreuzes, über eine Majorität, der die fast übermenschliche Macht der Cäsaren, der Besitz der Welt, eine stolze Wissenschaft, unbesiegbare Heere, ein unzählbares Priestertum, unzählige Hochburgen ihres religiösen Glaubens zu Gebote standen?

*

Das ist die lichte, freundliche Idee, welche uns lange an diese Stätte bannt. Ohne sie wäre es unheimlich hier auch an einem so lieblichen Sommertag. Welche Einsamkeit! Die Götter alle sind verschwunden, Baal und Astarte, Jupiter und Venus, Helios und Aphrodite, und die Legion der Nebengötter und Nebengöttinnen von Baalbek, und die Myriaden, welche einst hierher wallten, ihnen zu dienen. Von den Götter-

statuen sind auch nicht einmal mehr Trümmer vorhanden; der Staub am Boden, der Staub auf unsern Füßen — das blieb übrig von diesen Göttern. Der wahre und ewige Gott verwarf diesen geschändeten Berg und verschmähte es, hier seine Altäre zu haben. Gegenwärtig hat der Berg nur eine Herrin und Bewohnerin: die Melancholie. Es wird auf Erden wenige Stätten solch trauriger Einsamkeit und Verödung geben wie diese Walstatt der Religionsgeschichte, dieser Riesengrabhügel der Kunstgeschichte. Die Sonne selber scheint es müde zu sein, ihn zu beleuchten. Nicht einmal ihre Strahlen vermögen hier mehr Leben zu schaffen. Sie irren selbst wie müde und traurig über die Trümmerstücke hin, die ebenso viele Kunstwerke sind, und zeigen nur noch deutlicher die Risse und Wunden, den ganzen Jammer der Zerstörung. Nur an die sechs Säulen verschwendet die Sonne ihre wärmste Zärtlichkeit; sie glänzen, umwogt von ihrem Lichte, von dem tiefblauen Himmel ab, als wären sie von lauterstem Golde; es ist, als ob die Sonne durch sie heute noch die Verehrung und Anbetung zum wahren Gott emporleiten wollte, welche einst widerrechtlich hier ihr, dem Geschöpf, aufgenötigt wurde. Diese Säulen allein scheinen noch zu leben und zu streben, zu reden und zu predigen. Sonst ist alles ein großes Reich des Todes. Heiße Sticklüfte der Verwesung qualmen auf aus den Ruinen, und feuchte Modergerüche wehen herauf aus den Grabgewölben der unterirdischen Gänge. Ein aufgescheuchter Vogel, der scheu durch die Löcher huscht, oder eine Eidechse oder ein Skorpion, der aus den Steinen kriecht wie aus Totenschädeln heraus, — das sind die einzigen lebenden Wesen außer uns. Hohl schallt der Schritt von den Mauern zurück; man hört sein eigen Herz pochen. Geister der Vergangenheit scheinen Totenwache zu halten, und Heere von schrecklichen Erinnerungen schweben lautlos über das Trümmerfeld hin. „Gestrüpp und Nessel und Stechdorn wachsen empor, und die Waldteufel schreien einander zu, und das Nachtgespenst haust daselbst; dort nistet die Schlange und legt Eier und brütet aus; dort scharen sich die Geier einer zu dem andern" (Is. 34, 13 ff.).

* *
*

Das Städtchen Baalbek macht im Kranze seiner Gärten einen sehr civilisierten Eindruck und scheint im Aufblühen begriffen. Seine Einwohnerzahl mag 3000 erreicht haben; von dem obengenannten schriftstellernden Oberkellner wird sie sogar auf 5000 angegeben, darunter etwa 900 unierte Griechen und Maroniten unter einem Bischof, dessen Kathedrale die einfache, aber würdige St. Barbarakirche ist, und etwa 100 schismatische Griechen; die Muselmänner spalten sich in die zwei Sekten der Sunniten und der fanatischen Metuali (Metawile). Der

Bischof hält eine Knabenschule, die syrischen Schwestern haben eine Mädchenschule. Die Zöglinge der letztern kommen zu uns ins Lager, um mit Hilfe ihres kleinen französischen Wortschatzes uns ihre Handarbeiten zum Kaufe anzubieten; sehr aufgeweckte, aber etwas stark geldgierige Kinder. Das pulsierende Herz von Baalbek und der Mittelpunkt seiner Vergnügungen ist die Quelle Ras-el-Ain außerhalb des Städtchens, zu welcher eine schöne Allee führt. Sie quillt unmittelbar aus dem Boden auf in mächtigem Schwall, füllt ein hübsches Seebecken, treibt Mühlen, durchrieselt und tränkt die Stadt und die Felder und versickert dann nach kurzem, segensreichem Lebenslauf im Boden. Rings um den See entfaltet sich auf grünem Plan ein kleines mohammedanisches Volksfest, denn das Ende des Ramadan ist da. In streng gesonderten Gruppen vergnügen sich Männer und Frauen mit Plaudern, Rauchen, Kaffeetrinken; eine große Corona umhockt zwei Ringkämpfer, einen grauhaarigen alten Knaben und einen Jüngling, welche nach allen Regeln der Kunst ihre Kräfte messen. Einer aus unserer Begleitung wendet seine Augen etwas ausschließlich den in den buntesten Gewändern prangenden verhüllten Frauen zu; sogleich kommen einige alte Männer auf unsern Führer zu und ersuchen ihn, dem Neugierigen zu sagen, daß dies nicht erlaubt sei.

Wir besichtigen noch eine halbverfallene Moschee, zum Teil in einen See verwandelt. Der Führer bezeichnet sie als eine einstmalige Johanniskirche; sie scheint aber ein rein arabisches Bauwerk zu sein. Von der einstigen vierschiffigen Anlage ist noch eine stattliche Reihe von Säulen erhalten, die mit spitzbogigen Arkaden verbunden sind. Säulen und Kapitäle stammen von andern Bauten, vielleicht zum Teil von der Akropolis; sie wurden gewaltsam kopuliert, und manches schlanke Säulchen erhielt ein übermäßig großes Kapitäl aufgestülpt.

Nicht weit von da ist noch ein Werk griechisch-römischer Baukunst zu sehen, klein, aber interessant, etwas jünger als die großen Tempelbauten: das fast ganz zerfallene Venustempelchen. Hier sehen wir den Stil der Spätzeit noch freier und kühner, aber nicht ohne Geist und Erfolg nach malerischem Effekt in der Architektur streben. Ein Rundbau, außen gleich den Rundtempelchen in Tivoli und in Rom in regelmäßigen Zwischenräumen mit korinthischen Säulchen umstellt. Der Architrav dieser Säulen folgt nun aber nicht der Kreislinie des Hauptkörpers, sondern ist je zwischen zwei Säulen segmentförmig eingebogen und eingeschweift. Der große Kreisbogen, die ihn umziehenden Säulen, die sechs Segmentbogen, welche den Hauptkreis berühren und doch zugleich fliehen, — das erzeugt in der That einen reizenden Schwung der Linien.

Von Baalbek nach Beirut.

Freitag, 29. April.

Der Morgen schlägt die purpurnen Vorhänge zurück. Die Sonne zieht herauf über die Berge und streift mit sanfter Hand den sechs großen Säulen das Leichengewand der Nacht und der fahlen Dämmerung ab und leiht ihnen wieder auf einen Tag ihr Flammenkleid, in welchem sie prangen wie der absterbende Laubwald in seinem farbenreichen Herbstgewand. Mit Sonnenaufgang steigen wir in den Sattel und reiten das Thal hinab. Gerne hätten wir den Cedern, den ehrwürdigen Patriarchen der Baumwelt, einen Besuch abgestattet; aber das würde drei Tage kosten, und zudem sind jene Höhen noch mit Schnee bedeckt. Die gute Poststraße nach all den schrecklichen Wegen macht das Reiten zum Genuß und erlaubt den Augen und Gedanken freies Spiel. Sie zieht sich musterhaft gerade durch die Fruchtfelder mit dunkelrotem Humus hindurch, vorüber an einer Reihe von Dörfchen, welche teils von Drusen teils von Maroniten bewohnt, teils paritätisch sind.

In dem kleinen maronitischen Dörfchen Ablah machen wir in hübscher, reinlicher Gastherberge Mittagsrast. Ich ging ins Dorf hinein, Kirche und Pfarrer zu besuchen. Ein großes Steingebäude, solid, aber ohne alle Architektur, nur auf einer Seite mit Fenstern versehen, d. h. mit Fensteröffnungen; daran angeschiftet das Wohnhaus mit flacher Terrasse, von der man auf das Kirchendach steigen kann; auf letzterem ein kleines Mauergestell für ein Glöckchen. Eine Steintreppe führt ins Obergeschoß des Hauses, das nur ein einziges Gemach hat. Dasselbe ist in zwei Hälften geteilt; die hintere ist mit Matten und Polstern belegt; auf einem Wandregal steht ein Dutzend Bücher; auf einem Polster ruht der Geistliche mit langem weißen Bart, in schwarzem Talar; der vordere Raum ist Vorflur und Küche; an der Feuerungsstelle waltet die Gattin — die maronitischen Geistlichen sind mit Indulgenz von Rom zum Teil beweibt — ihres Amtes und bereitet eben das Mittagsmahl. Ich suche mit dem Geistlichen ein Gespräch anzuknüpfen, aber weder französisch noch italienisch noch lateinisch führt zum Ziele; die ältern Herren haben noch nicht die guten Schulen des jüngern Klerus gehabt, der mehrerer Sprachen mächtig ist. Also bleibt nur die Volapük-

sprache der Gesten. In dieser mache ich ihm begreiflich, daß ich die Kirche zu sehen wünsche. Er führt mich bereitwilligst hinab in den verschlossenen, scheunenartigen Raum, der völlig schmucklos ist, aber reinlich gehalten, mit Matten belegt. Den vordern Teil grenzt eine Art Ikonostase, ein Holzgitter ab; hinter diesem steht der Altar, überdacht von einem hölzernen Baldachin von schlichtesten Formen. Auf dem Altar ein kleines Holzkästchen, das wohl das Sanctissimum birgt; auf dem Altartische steht der Kelch und liegt ein Häufchen überaus ärmlicher geistlicher Gewänder; einige kleine Kerzchen und papierene Heiligenbilder bilden den ganzen Altarschmuck. Der Pfarrer führt mich ins Haus zurück und will mich bewegen, auf dem Diwan Platz zu nehmen und Kaffee zu trinken. Aber ich verabschiede mich, indem ich ihm einen französischen Silberfranken in die Hand drücke. Nie werde ich das von Rührung, Dankbarkeit und Freude strahlende greise Antlitz vergessen, das wieder und wieder sich vor mir verneigte. Die maronitischen Geistlichen sind meist ohne alle Besoldung; sie müßten Hungers sterben, wenn nicht ihre Schäflein gerne ihr Weniges mit ihnen teilten: ihr einziges Geldeinkommen besteht aus Meßstipendien, und der Bischof ist froh, wenn er seinen Geistlichen fünf bis zehn in jedem Monat zuweisen kann. Die Jesuiten in Beirut geben sich Mühe, aus dem Abendlande Meßstipendien zu erhalten, welche sie den maronitischen Bischöfen für die armen Geistlichen überweisen.

Zwischen Ablah und El-Kerak sehen wir eine Kavalkade, in dichte Staubwolken eingehüllt, gegen uns ansprengen. Freund oder Feind? Die Reiter sehen nicht aus wie räuberische Beduinen noch wie wilde Drusen. Es sind gutgekleidete, sonnenverbrannte junge Männer; sie passieren im vollen Galopp unsere vordern Linien, dann *ein* Ruck, und mitten im schärfsten Ritt halten die Pferde. Die Reiter springen mit *einem* Satz von den herrlichen Tieren, gehen auf unsern Dragoman zu, der ebenfalls vom Pferde gestiegen ist, umarmen und küssen ihn auf das herzlichste und begrüßen ihn mit allen Zeichen der Ehrfurcht. Mit *einem* Sprunge sind sie wieder auf den feurigen, sattellosen Arabern und reiten in gestrecktem Galopp hinaus ins weite Feld und führen eine Fantasia auf, dem Dragoman zu Ehren, uns zur Schau. War das ein Reiten und Rennen, ein Jagen und Jauchzen, ein kühnes Angreifen und gewandtes Fliehen! Die edlen Tiere berühren kaum den Boden mehr mit ihren Hufen; folgsam dem leisesten Druck und Wink, ganz verwachsen mit dem Reiter und ganz von seinem Willen beseelt, fliegen sie pfeilschnell hin und beschreiben sie die schönsten Volten. Nie sah ich ein solches Reiten, mit so vollendeter Kunst bei so viel natürlicher Wildheit. Dann setzt sich die Eskorte an unsere Spitze. Die

Stadt Zahle hat sie entsendet. Unser Dragoman gehört einer der angesehensten Familien der Maroniten an und genießt ein großes Ansehen auf dem ganzen Libanon. Als Stammeshaupt führt er seit Baalbek die große, wohl 10 m lange Lanze, mit wallendem Federbusch unter der Eisenspitze geschmückt. Diesen schwanken Schaft auf dem Pferde zu balancieren ist keine geringe Kunst; aber er nimmt ihn auch mit auf den Fantasia-Ritt, hält ihn hoch empor und versetzt ihn mitten im Galopp über seinem Haupt in Schwingung.

Kurz darauf wird uns eine andere Augenweide bereitet. Wir reiten hinauf nach dem Dörflein El-Kerak. Heute ist der kleine Beiram, der Abschluß des Ramadan. Eine feierliche Procession der umliegenden mohammedanischen Ortschaften bewegt sich dem Dorfe zu nach dem Grabe Noes. Unsere Begleiter erwirken uns die Erlaubnis, die Dachterrasse eines Hauses zu besteigen. Unter Trommelschlag und mächtigem Geschrei naht sich ein Zug, so phantastisch, wie nur Festzüge des Orients sein können, malerisch ungeordnet, unbeschreiblich farbenprächtig, überwallt von einer Menge bunter Fahnen. Eine Riesenfahne von der Gestalt eines lateinischen Segels, von vielen Männern getragen, hüllt den in der Mitte reitenden Scheich samt seinem Pferde fast ganz ein. Fahne und Pferd werden beständig während des Weiterziehens in rasendem Tanz umkreist von acht bis zehn Derwischen, an welchen in der furchtbaren Hitze der Schweiß in Strömen niederrinnt, deren Haare wild flattern, denen die Augen aus den Höhlen treten und die mit schäumendem Mund unausgesetzt das muselmännische Glaubensbekenntnis keuchen. Gerade vor unserem Hause hält der Zug. Alles schweigt. Es bildet sich eine Gasse zwischen den Volksmassen. Die Derwische werfen sich zu Boden, das Gesicht nach unten gekehrt; sie rücken eng zusammen; Schulter schließt sich fest an Schulter, Fuß an Fuß. So entsteht eine mit Menschenleibern gepflasterte Straße, über welche der Scheich zu reiten hat. Er naht auf seinem prächtigen, schneeweißen Schimmel, im reichsten Kostüm, in wallendem Barte, mit finstern und ernsten Zügen. Das Tier, menschlicher als die Menschen, scheut vor dem lebendigen Weg. Da faßt es einer am Zügel und führt es rasch über die Körper weg. Totenstille herrscht; nicht bloß uns, auch dem Volke scheint das Herz vor Schauder stillzustehen; ängstlich schaut alles auf die Überrittenen hin. Wie aber einer um den andern sich erhebt ohne fremde Hilfe, und weder Boden noch Leiber eine Spur von Blut zeigen, da löst sich aus allen Herzen und Kehlen ein Freudengeschrei, das die Luft erzittern macht. Die Überreitung (Doseh) als passives Mitglied mitzumachen, wird für verdienstlicher angesehen als eine Wallfahrt nach Mekka; dabei totgeritten werden ist für den Betreffenden kein Unglück, sondern befördert

ihn mundauf ins Paradies; gleichwohl gilt es als gutes Omen für die Gesamtheit, wenn die Sache ohne Unfall und Blut abläuft. Der religiöse Brauch ist so grauenvoll, auch wenn andere sonst noch damit verbundene Kunststücke und Scheußlichkeiten wegfallen, wie das Einstoßen von Messern und Schwertern in den Hals und Bauch der Opfer, das Hinwegschreiten des Scheich über einen, der sich zu Boden geworfen hat, den Bauch auf der Spitze eines aufrechtstehenden Schwertes, — der Brauch an sich ist so grauenvoll, daß dessen Opfer sich vorher durch ihr unsinniges Gebaren eine Selbsthypnose bereiten müssen.

Weg mit den widerwärtigen Eindrücken! Unsere Ehreneskorte geleitet uns hinauf in das Städtchen Zahle (Fig. 89), etwas von der Straße



Fig. 89. Zahle.

abseits, durch eine große Straßenschleife mit ihr verbunden. Es herbergt etwa 15 000 Einwohner, meist Christen, und liegt amphitheatralisch in einem ansteigenden Thälchen, das mächtige Bergwände umschließen. In schöngeschwungenem Bogen umzieht es eine tiefe, baumreiche Schlucht, durch welche der vom Sannin herabkommende Barduni zu Thal rauscht. Die weißen, gutgebauten Häuser lachen fröhlich aus den grünen Hainen; ihr besonderer Schmuck sind zahlreiche offene Bogenhallen in dem untern oder dem obersten Geschoß; massig ragen über die Wohnungen die zahlreichen Kirchen empor, kenntlich an den kleinen Glockentürmchen auf dem flachen Dache.

Vor einem hübschen Hause machen wir Halt. Es ist die Heimat unseres ersten Kammerdieners, des stets freundlichen und dienstbeflissenen Ibrahim. Man begrüßt uns in der offenen Halle; Frau und Kinder stellen sich vor, ziehen sich aber dann alsbald zurück. Wir treten in einen geräumigen Saal, der mit schönen Teppichen ausgelegt, rings an den Wänden mit niedern Polstern besetzt ist. Eine feine Limonade aus Rosensyrup wird gereicht, dann Kaffee, dann ein sehr starker Arak; dazu eine lange Reihe von Süßigkeiten. Ibrahim, der unsere Vorliebe für Bier kannte — unser transportabler Karawanenkeller war in Jerusalem mit einem beträchtlichen Quantum von tropensicherem Münchener Bier gefüllt worden und labte uns damit bis zum letzten Tag unserer Landreise —, hatte zartfühlig sogar Bier sich zu verschaffen gewußt und reichte uns den abendländischen Trank in großen Kelchen. Hierauf wird vor jeden die Nargileh hingestellt, die schöngeformte Wasserkaraffe aus Glas mit dem langen Hals und dem daraufgesetzten Metalltellerchen für den stark genäßten persischen Tabak; die Kohle wird auf denselben gelegt; wir nehmen den langen, goldverzierten Schlauch mit dem beinernen Mundstück, und es gelingt uns, nach und nach durch mächtige Pumparbeit beider Lungenflügel den Tabak in Brand zu setzen und den Rauch durch das gurgelnde Wasser zu locken.

Nur ungern schieden wir aus dem gastlichen Hause. Die Kunde von unserer Anwesenheit hatte sich inzwischen durch das Städtchen verbreitet; allenthalben werden wir freundlich begrüßt; von den Terrassen winkt man uns zu, und schöne Hände werfen uns Rosen herab. Was wir von diesem Völkchen der Maroniten gesehen, gehört und gelesen, wandte ihm unsere Sympathien in hohem Grade zu. Ihm in Europa weitere Sympathien und Freunde zu werben, ist der Zweck der folgenden Mitteilungen über dasselbe. Zuvörderst aber möge unser Freund, der Kirchenhistoriker, das Wort nehmen und über die Geschichte und die kirchliche Stellung desselben berichten.

* * *

Die Maroniten, wohl die edelste aller christlichen Völkerschaften des Orients, ca. 250000 Seelen zählend, sind eine wahre Heldenschar des Kreuzes, die ihr heiligstes Gut hier auf Erden, das Angebinde für die Ewigkeit, den christlichen Glauben, gegen die zahllosen feindlichen Angriffe durch die Jahrhunderte herab bis auf unsere Tage treulich gewahrt und zur Stunde noch Tag für Tag gegen fanatische und tückische Feinde, die Drusen, mutig verteidigen. Eine schwierige, viel ventilierte, bis zur Stunde aber nicht befriedigend gelöste Frage ist die nach Herkunft des Namens „Maroniten“, und im Zusammenhang hiermit nach

der fortdauernden Rechtgläubigkeit dieses christlichen Volkes. Im allgemeinen stehen sich hier zwei Ansichten gegenüber, die ich die abend-

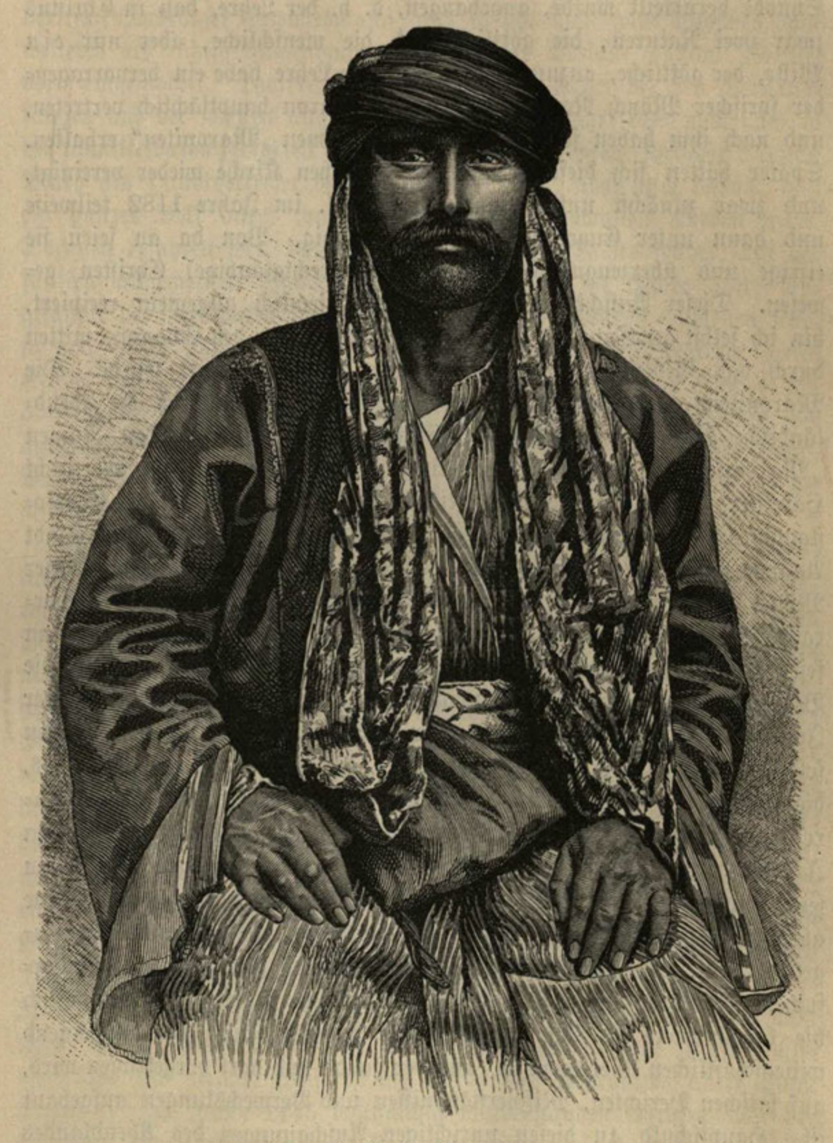


Fig. 90. Ein Maronite.

und die morgenländische oder eigentlich besser die lateinische und maronitische nennen möchte. Um sie kurz zu charakterisieren, so geht erstere dahin: Maroniten sei der Name einer christlichen Sekte, die nach dem sechsten

allgemeinen Konzil zu Konstantinopel im Jahre 680 n. Chr. vom wahren christlichen Glauben abgefallen und dem Monotheletismus, der auf jener Synode verurteilt wurde, angehangen, d. h. der Lehre, daß in Christus zwar zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, aber nur ein Wille, der göttliche, anzunehmen sei. Diese Lehre habe ein hervorragender syrischer Mönch Namens Maro oder Maron hauptsächlich vertreten, und nach ihm haben seine Anhänger den Namen „Maroniten" erhalten. Später hätten sich dieselben mit der römischen Kirche wieder vereinigt, und zwar zunächst unter Papst Lucius III. im Jahre 1182 teilweise und dann unter Eugen IV. 1445 vollständig. Von da an seien sie eifrige und überzeugungstreue orthodoxe (rechtgläubige) Christen gewesen. Dieser Ansicht, im Abendland so ziemlich allgemein recipiert, bin ich selbst gewesen, bis ich auf meiner Reise über den Libanon, mitten durch das Gebiet der Maroniten, eines andern belehrt wurde. Die Maroniten, und zwar Laien wie Priester, weisen nämlich die abendländische Behauptung mit aller Entschiedenheit zurück. Den Namen „Maroniten" leiten auch sie von einem Mönche Maro ab, der aber nicht Häretiker, sondern ein großer Heiliger war, zur Zeit des hl. Chrysostomus um das Jahr 400 n. Chr. lebte und in der Nähe der Stadt Apamea im nördlichen Syrien ein weltberühmtes Kloster gründete. Dieser Mönch Maro wird denn auch in der Liturgie der Maroniten als hervorragender Heiliger verehrt. Weiter halten die Maroniten streng daran fest, daß sie stets rechtgläubig gewesen; mit Entrüstung weisen sie die Behauptung der Abendländer zurück, daß sie je einmal als Nation einer Irrlehre verfallen gewesen und gar noch hiervon den Namen tragen sollten, wie etwa die Arianer von Arius, die Nestorianer von Nestorius, die Eutychianer von Eutyches u. a. Die Entschiedenheit, mit der die Maroniten es ablehnen, einen Sektennamen zu tragen und längere Zeit, ja Jahrhunderte hindurch, als Volk in einer Irrlehre befangen gewesen zu sein, imponierte mir, und ich stand selbstverständlich davon ab, meine abendländische Anschauung weiter zu begründen, ließ es mir aber angelegen sein, nach der Rückkehr in die Heimat die Frage näher zu untersuchen. Da fand ich nun, daß die maronitische Darstellung thatsächlich die begründetere ist, die abendländische dagegen, trotz der anscheinend wissenschaftlichen Überlegenheit, mit der sie da und dort vorgetragen wird, auf falschen Berichten, Mißverständnissen und Verwechslungen aufgebaut ist. Hauptschuld an diesen unrichtigen Anschauungen des Abendlandes trägt, soweit ich es verfolgen konnte, der Erzbischof Wilhelm von Tyrus (gest. um 1188). In seiner Geschichte über die Kreuzzüge, die im Abendland stets großes Ansehen genoß, giebt er nämlich obige Angaben über die Maroniten, die er aber nachweislich kritiklos dem durchaus

unzuverlässigen alexandrinischen Patriarchen Eutychius (gest. um 950) nachgeschrieben hat. Wilhelm von Tyrus galt dem Abendlande stets als vertrauenswürdiger Gewährsmann, und so hat man seine Angaben ohne weiteres als richtig hingenommen und andere Berichte danach gedeutet oder umgemodelt. Thatsächlich findet sich aber weder bei den Verhandlungen auf der sechsten allgemeinen Synode im Jahre 680 noch auch in der unmittelbaren Folgezeit irgend eine Spur von einem syrischen Mönche Maro als Hauptvertreter des Monotheletismus, noch auch davon, daß ein ganzes Volk durch ihn für die Irrlehre gewonnen worden wäre. Dagegen erfahren wir, daß schon mehr als 100 Jahre früher, auf der fünften allgemeinen Synode zu Konstantinopel im Jahre 553, Abgesandte des berühmten syrischen Klosters des hl. Maron erschienen sind, ja noch mehr, daß Kaiser Justinian, der von 527—565 regierte, dieses Kloster des hl. Maron restaurieren ließ. War nun dieses Kloster um 550 bereits so ruinös, daß es restauriert werden mußte, so werden wir annehmen dürfen, daß es damals schon mehr als 100 Jahre stand. Damit kommen wir aber auf die Zeit des hl. Chrysostomus und auf die Richtigkeit der maronitischen Überlieferung.

Beruht so die Ansicht betreffs des Mönches Maron auf Verwechslung, so jene bezüglich der Jahrhunderte andauernden Häresie der Maroniten auf einem Mißverständnis. Unter den stets rechtgläubigen Maroniten des Libanon wurden nämlich anfangs des 12. Jahrhunderts monotheletische Irrtümer verbreitet und fanden vereinzelt auch Anklang, sogar beim Patriarchen. Hiergegen wehrten sich jedoch die rechtgläubigen Maroniten und wählten einen neuen, orthodoxen Patriarchen, der aber von den Anhängern der Irrlehre ermordet wurde. Nun entstand unter den Christen des Libanon gewaltige Verwirrung und große Aufregung; doch gelang es dem lateinischen Patriarchen Haimerich von Antiochien, nach einiger Zeit wieder Ruhe und Einigkeit herzustellen, wovon 1182 eine maronitische Gesandtschaft Kunde nach Rom brachte. Dies nun wird von Wilhelm von Tyrus kurzweg als Union der monotheletischen Maroniten mit Rom geschildert, und alle Spätern haben ihm dies unbedenklich nachgeschrieben, obwohl es gerade so richtig ist, als wenn man sagen wollte, Frankreich sei im 18. Jahrhundert dem Jansenismus verfallen. In gleicher Weise ist die Union von Maroniten unter Papst Eugen IV. im Jahre 1445 vollständig mißverstanden worden. Wie der Wortlaut der päpstlichen Bulle klar und bestimmt sagt, handelte es sich hier entfernt nicht um das Volk der Maroniten auf dem Libanon, sondern um Maroniten auf der Insel Cypern. Dieselben waren, wie der Papst sagt, durch die falschen Lehren eines gewissen Makarius, aber nicht Maron, aus Antiochien angesteckt worden, nun aber mit ihrem

Bischof Elias wieder zum orthodoxen Glauben zurückgekehrt. So wird dem edlen Völklein der Maroniten wie der Ruhm heldenmütigen Kampfes für die Religion des Kreuzes, so auch die Ehre der Reinerhaltung seines Glaubens gewahrt bleiben müssen.

Die verschiedenen Eigentümlichkeiten in Ritus und Disciplin, die sich bei den Maroniten noch aus altchristlicher Zeit erhalten und regelmäßig aus der langen Trennung derselben von der abendländischen Kirche erklärt werden möchten, leiten sich aus ganz anderer Ursache her. Seit 636 stehen die Maroniten fast ununterbrochen unter den Waffen im Kampfe für das Kreuz gegen den Halbmond. Wenn sie auch oft, wie ihre Gegenwohner am Mittelländischen Meere, die Basken im nördlichen Spanien, von einem überlegenen Feinde in ihre Thäler und Gebirge zurückgedrängt wurden, zum Abfall vom christlichen Glauben konnten sie nie vermocht werden. Dieser andauernde Kampf für Freiheit und Glauben, der freilich das Volk zeitweilig fast ganz von der übrigen Welt abschloß, erklärt hinlänglich das treue Festhalten am Alten, das Unkenntnis nicht selten für Abfall oder willkürliche Änderung ausgeben möchte. Wollen wir einige dieser Eigentümlichkeiten der Maroniten namhaft machen, so ist zu nennen der Gebrauch der altsyrischen Volkssprache beim Gottesdienst. Es weist dies in die altchristliche Zeit zurück, wo die Kirche den Gottesdienst stets in der Sprache des Volkes gehalten, um dieses zu eifriger Teilnahme zu veranlassen, wie dies auch der lateinische Meßritus heute noch darthut. Diese unmittelbare Anteilnahme des Volkes am Gottesdienst dauerte auch im Mittelalter noch fort, nur hatte sich hier die Sache dahin verkehrt, daß das Volk sich die Sprache der Kirche zu eigen machte, während in der alten Zeit die Kirche zur Sprache des Volkes herabstieg. In der neuern Zeit nun hat sich dies dahin weiter entwickelt, daß das Volk von der Kirchensprache regelmäßig nichts mehr versteht. Eine weitere Eigentümlichkeit der Maroniten, die den Abendländern und selbst Priestern besonders auffallend erscheint, ist die, daß sich in den maronitischen Kirchen regelmäßig nur *ein* Altar findet, und falls an einer Kirche mehrere Priester angestellt sind, fungiert nur *einer* am Altare, während die andern diesem assistieren. Die Konsekrationsworte aber sprechen alle gemeinsam. Auch dies weist wiederum in die älteste Zeit der Kirche zurück, und es hat sich hiervon ein kleiner Überrest sogar in der lateinischen Kirche erhalten. Bei der Priesterweihe feiern nämlich die Weihekandidaten mit dem sie weihenden Bischof gemeinsam das heilige Opfer und sprechen mit ihm laut die Konsekrationsworte, wie dies bei den Maroniten heute noch üblich ist. Ebenso hat sich bei letztern die Priesterehe in ihrer alten Form erhalten, d. h. den Priesteramtskandidaten steht es frei, *vor* der Priesterweihe sich zu verehelichen.

Nach der Priesterweihe aber oder ein zweites Mal ist die Eingehung einer Ehe strengstens untersagt. Übrigens machen keineswegs alle Priester von dieser Licenz Gebrauch und es giebt auch im Libanon nicht wenige unverheiratete Weltgeistliche. Wie mir unser Dragoman, Herr Menhem Abbas Gabriel, ein überzeugungstreuer Maronit, in Beirut wohnhaft, den ich Palästina-Reisenden als Führer bestens empfehlen könnte, versicherte, stehen unverheiratete Geistliche in keinem so hohen Ansehen wie verheiratete, und sind erstere in Familien nicht so gerne gesehen wie letztere. Dagegen genießen die Priestersöhne den denkbar schlechtesten Ruf, und der Ausdruck: „Er ist wie ein Priestersohn", ist fast sprichwörtlich für ausgelassene Leute. Was die Ausbildung des Klerus anlangt, so ist sie keineswegs so primitiv, wie im Abendlande vielfach geglaubt wird. Derselbe wird in den Sprachen und Realien sowie in der Theologie ziemlich eingehend unterrichtet, und viele Geistliche sprechen geläufig französisch oder italienisch. Die Patriarchenwahl gemahnt wiederum an alte Zeiten. Dieselbe erfolgt durch sämtliche Bischöfe unter allgemeiner Teilnahme der ganzen Nation. Wahl und Weihe des Patriarchen, der vom Papste bestätigt wird, ist ein förmliches Nationalfest, und der Patriarch ist wie die Bischöfe auch politisch sakrosankt. Ein Maronit, der dem Patriarchen oder Bischof die Achtung und den Gehorsam verweigerte, würde der allgemeinen Verachtung verfallen. Die höheren Kleriker und schon die Professoren an Priesterseminarien müssen unverheiratet sein, werden jedoch keineswegs, wie dies regelmäßig behauptet wird, ausschließlich aus den Mönchen, sondern weit mehr aus unverheirateten oder verwitweten Weltgeistlichen genommen. Nicht selten treibt der Weltklerus gleich dem Apostel Paulus noch ein Handwerk, namentlich Korb- und Mattenflechten, um sein oft spärliches Einkommen zu mehren. Doch wird er von den Gläubigen durch Almosen zuvorkommend unterstützt. Wer durch die Ortschaften des Libanon reist, wird in bessern Familien nicht selten einen Geistlichen zu Tische finden. Überhaupt ist die Liebe und Verehrung zum geistlichen Stande beim Volke der Maroniten weit größer, als wir es im Abendlande wahrzunehmen gewohnt sind. Die Verhöhnung eines Geistlichen, die ich ihm als bei uns nicht selten vorkommend schilderte, hielt unser Führer für unglaublich. Die große Achtung vor der priesterlichen Würde zeigt sich bei den Maroniten auch in der Bestattungsfeier der Geistlichen. Während, wie P. Jullien S. J. in Beirut in einem Briefe vom 18. Juni 1893 an Professor Grauert in München berichtet, in Mesopotamien nur die Bischöfe sitzend bestattet werden, geschieht dies im Libanon auch bei gewöhnlichen Geistlichen mit Seelsorge. Der verstorbene Priester wird spätestens einen Tag nach seinem Tode, mit den priesterlichen Gewändern

angethan, auf einem Stuhle sitzend und festgebunden, in die Kirche verbracht. Während des Totenofficiums defilieren die Gläubigen an der Leiche vorbei und küssen das Kreuz in der auf den Knieen ruhenden Hand. Der Patriarch hat 10 Bischöfe unter sich, 1000 Priester, 1200 Mönche, 400 Nonnen, 50 Klöster.

So wäre der Libanon fast als klassisches Land zu bezeichnen, wo unter einem lebenden Volke christliche Archäologie studiert werden könnte; nur dürfte man nicht von der griechischen Krankheit befallen sein, von der schon Tacitus berichtet, wenn er den Griechen die lobenswerte Eigenschaft nachrühmt: quia sua tantum mirantur. Das edle, glaubensstarke Volk der Maroniten aber verdiente wahrlich die volle Sympathie und den ausgiebigen Schutz von seiten des christlichen Abendlandes. Ja selbst wenn die vielverschlungenen Wege der sich klug dünkenden Diplomatie noch weniger christlich wären, als sie wirklich sind, so müßte einfache Klugheit und politische Berechnung diesem seit Jahrhunderten auf der Warte stehenden und unverzagt aushaltenden Vorposten die ersehnte Hilfe bringen. Doch das Volk, das sich und seinen Glauben durch eigene Kraft durch die Jahrhunderte hindurch gerettet hat, wird sicher auch durch die Kurzsichtigkeit und den Krämergeist der abendländischen Diplomatie nicht zu Grunde zu richten sein.

* *
*

Man kann in der That, wenn man im Libanon reist und persönlich mit den Maroniten bekannt wird, sich des Bedauerns nicht erwehren, daß dieses Völkchen in Europa keineswegs in dem Maße bekannt und geachtet ist, in welchem es dies verdient. Sehr auffällig ist z. B. auch die Beurteilung desselben in Bädekers Reisebuch. Der Hauptsatz, eigentlich der einzige Satz, mit welchem es hier (3. Aufl., S. XCI) charakterisiert wird, lautet: „Die Maroniten sind geistig und sittlich wenig entwickelt; sie sind die bittersten Feinde der neben ihnen wohnenden Drusen." Man halte gegen diesen herben und scharfen Satz den folgenden: „Die Drusen zeichnen sich durch Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit aus und sind gewöhnlich gute Freunde namentlich der englischen Konsulate. Sie sind wegen ihrer Tapferkeit berühmt und gefürchtet" (S. CIV). Welche Sympathie spricht aus dem letztern Satze, welche Antipathie aus dem erstern! Sympathie und Antipathie sind wahrlich nur aus großer Voreingenommenheit erklärlich, und schon die Formulierung der beiden Urteile zeigt, daß sie nicht unparteiisch sind. Sind die Drusen etwa geistig und sittlich mehr entwickelt? Wenn die Gastfreundschaft der Drusen besonders hervorgehoben wird, ist man nicht den Maroniten dasselbe Lob schuldig? Stellen nicht die Libanon-Reisenden,

welcher Richtung sie sein mögen, ihnen dieses Lob rückhaltlos aus? Es mag ja mitunter ärmlich bestellt sein mit Wohnung und Nahrung, die dem Fremden wird, aber es ist ihr Bestes, was sie ihm geben. Hätte nicht mindestens Anerkennung verdient der unverdrossene Fleiß, die ungebrochene Arbeitskraft dieses Volkes? Welch rauhes, ungeschlachtes Land ist ihm zum Wohnsitz angewiesen, und was hat es aus diesem Lande zu machen gewußt! Wer kann über den Libanon reisen, ohne mit Hoch-



Fig. 91. Ein Druse.

achtung erfüllt zu werden beim Anblick dieser Boden- und Baumkultur bis hinauf in die Schneeregion, auf einem Terrain, dessen Härte und Sprödigkeit selbst abendländischen und deutschen Fleiß hätte entmutigen können! Wo zwischen den ungeschlachten Felsklötzen und dem Steingeröll ein Eckchen und Plätzchen bebaubaren Bodens sich findet, es mag noch so klein sein, da ist es in ein Äckerchen umgewandelt oder mit einem Baume bepflanzt. An den zerrissenen Berghalden sind mit unendlicher

Mühe Steinterrassen angelegt, und in deren schmale Wannen wurde fruchtfähiger Boden Scholle für Scholle eingesammelt, damit die Wildwasser ihn nicht wegschwemmen könnten. Welche Arbeit kostet fortwährend die Erhaltung dieser Baumpflanzungen, dieser kleinen Haine von Maulbeer-, Öl-, Feigen- und Obstbäumen, dieser Weingärten, welche zwischen den Felsen hinaufklimmen und sich in die Schluchten hineinziehen; welche Arbeit die Anlegung und Besorgung dieser Fruchtfelder, die Stückchen für Stückchen wie in eine Festung eingemauert werden mußten, um sich gegen Schnee, Wassersturz und Felsbruch behaupten zu können, und die vielfach künstlich bewässert werden müssen! Verdient solcher Fleiß nicht Anerkennung im Orient, im großen Vaterland der Faulheit? Kommt hier nicht unwillkürlich jedem der Gedanke: Was könnten diese Hände aus dem Boden Palästinas machen! Und wenn bei den Drusen die Tapferkeit gerühmt wird, haben die Maroniten nicht auf dasselbe Lob Anspruch? Wenn von den Maroniten gesagt wird, sie seien die erbittertsten Feinde der Drusen, von den Drusen, sie seien wegen ihrer Tapferkeit berühmt und gefürchtet, — muß das nicht den Schein erwecken, als ob an den unaufhörlichen Fehden zwischen beiden eigentlich nur die Maroniten schuldig seien? Will ihnen auch die Schuld am Aufstand von 1860 zugeteilt werden, bei welchem doch wahrlich noch andere Charaktereigenschaften der Drusen als Tapferkeit zu Tage traten?

Ich war nicht wenig erstaunt, als ich nach dem Besuch von Zahle in Bädekers Reisebuch las: „Die Einwohner sind turbulent; sie hatten 1860 viel zu leiden, denn hier konzentrierte sich die Macht der Drusen, welche das Städtchen eingenommen hatten“ (S. 337). Soll das etwa heißen, die Einwohner von Zahle wurden 1860 von den Drusen schwer heimgesucht, aber nicht unverdient, denn sie sind überhaupt turbulente Leute? Wir übersetzen unserem Dragoman diesen Passus ins Französische. Auch er war zuerst befremdet über jenes ehrende Beiwort. Dann lächelte er und erzählte uns einen Vorfall, der nach seiner Ansicht allein den sonst so friedfertigen Zahlensern, die nur turbulent werden, wenn man sie totschlagen will, jenes Lob eingetragen haben könne. Vor einigen Jahren ließ sich ein deutscher protestantischer Missionar in Zahle nieder; anstatt sich etwa mit den Schäflein der britisch-syrischen Mission, welche schon seit längerem eine Station in Zahle hat, zu befassen oder den Mohammedanern das Evangelium zu bringen, näherte er sich in sehr aufdringlicher Weise den Maroniten, drängte sich in die Häuser ein, machte Versuche, Kinder den Eltern, Frauen den Männern und ihrer Kirche abspenstig zu machen, bedrohte den äußern und innern Frieden der Familien. Einige Zeit sahen die Zahlenser diesem Treiben zu. Dann hatten sie genug, und rasch entschlossen beförderten sie in einer Nacht

den Missionar über die Stadtgrenze. Ob ihr Vorgehen hierbei in allweg parlamentarisch war, will ich nicht entscheiden, aber so viel scheint mir sicher, daß der Missionar an dem, was ihm widerfuhr, nicht unschuldig gewesen. Zur Entschuldigung der Zahlenser dient es, daß sie allerdings in der Kultur des 19. Jahrhunderts noch weit zurück sind. Unser Dragoman kalkulierte mit seiner wenig fortgeschrittenen Logik ein-



Fig. 92. Drusische Emirsfrau.

fach so: Wenn es diesem Diener des Wortes wahrhaft um das Evangelium und das Reich Gottes zu thun gewesen wäre, so würde er seine Wirksamkeit nicht den Maroniten, sondern den Mohammedanern zugewendet haben, und er hätte nicht sich damit abgegeben, den christlichen Glauben nach seinem Zuschnitt denen aufzunötigen, die doch schon gläubige Christen waren. Das war auch der einfache Kalkul der Zahlenser und daraus erklärt sich ihr Vorgehen. Sie hatten eben noch nichts vom

Evangelischen Bunde gehört; sie wußten nicht und konnten nicht wissen und könnten es auch heute noch nicht verstehen, daß sie in dem lieben alten, hypercivilisierten Europa und seinem fortgeschrittensten Herzland christliche Mitbrüder haben, nach deren Überzeugung die Katholiken noch viel tiefer stehen als die Mohammedaner und vor diesen nötig haben, zum christlichen Glauben bekehrt zu werden. Sollte wirklich um dieses einen Vorfalles willen sich das Gesamturteil so ungünstig gestaltet haben und die Zahlenser für immer als turbulente Leute gebrandmarkt worden sein?

Daß die Maroniten geistig und sittlich wenig entwickelt seien, ist ein sehr scharfes Urteil, das aber schwer zu beweisen sein dürfte. Die Missionäre, die mit dem Volke zu thun hatten, bezeugen einstimmig seine Sittenreinheit; keiner der Libanon-Reisenden, auch der andersgläubigen, hat diesen schönsten Ruhmestitel bestritten oder etwas anzuführen gewußt, was jenes herbe Urteil zu rechtfertigen vermöchte. Die notorische Arbeitsamkeit, die tiefe Gläubigkeit und die harte Lebensweise erscheinen schon an sich als sittliche Dämme von großer Stärke. Soll wieder die Feindschaft gegen die Drusen als Beweis der geringen sittlichen Entwicklung dienen? Aber ist denn diese Feindschaft nicht gegenseitig, und läge es etwa in der Macht der Maroniten, sie ohne weiteres in Freundschaft zu verwandeln? Ist es nicht die Notwehr, welche 1860 und sonst noch oft ihnen die Waffen gegen die Drusen in die Hand drückte? Sie sind geistig wenig entwickelt. Weniger als die Drusen? Ja, sie sind ein Bergvolk, ein schwer arbeitendes Landvolk, ohne seine Schuld isoliert in seiner Bergeinsamkeit und Jahrhunderte hindurch fast ganz abgeschlossen vom Verkehre mit Europa, das ja doch seit langer Zeit für den ganzen Orient die einzige Mutter und Amme ist, die ihn mit der Milch der Bildung versehen kann. Seitdem die Verbindung wiederhergestellt ist, mehrt sich von Jahr zu Jahr die Zahl der Schulen, hat sich rasch das Bildungsniveau des Klerus und des ganzen Volkes entschieden gehoben.

Es war mir Herzensbedürfnis, ein Wort zu sprechen zu Gunsten dieses Volkes, das nach meiner vollen Überzeugung in seiner gesunden Brust noch eine Zukunft birgt, das in der dreifachen Schule der Arbeit, des Leidens und des christlichen Glaubens — für letztern hat es mehr als einmal die Feuerprobe glänzend bestanden — sich jung und kräftig erhalten hat inmitten der absterbenden und siechen Völker des Orients, das einst mit Freude und Begeisterung den Kreuzfahrern seinen bewaffneten Arm lieh gegen die barbarischen Horden des Islam und das heute noch ein vorgeschobener Posten Europas, ein Vorarbeiter und Vorkämpfer für europäische und christliche Civilisation ist. Im Herzen dieses

Volkes lebt eine tiefe Sympathie für Europa; dieselbe hat seit den grauenvollen Tagen von 1860, wo sein Blut in Strömen floß und endlich das Abendland ihm Hilfe brachte, sich mit aufrichtiger und unauslöschlicher Dankbarkeit verbunden und verwurzelt. Jedem Europäer, der ohne Vorurteil ins Auge dieses Volkes blickt, glänzt ein heller Strahl dieser Sympathie und Dankbarkeit entgegen. Die Maroniten haben damals erkannt, daß das christliche Europa ihr einziger Verbündeter sein könne und daß von daher auch der Befreier Syriens und Palästinas kommen müsse. Von der Hochwarte ihrer Berge sehen sie hoffnungsfreudig aus nach ihm und harren sie der Stunde, wo sie an seiner Seite kämpfen dürfen gegen den Islam und thätigen Dank abstatten können für die ihnen gewordene Hilfe. Es wäre überaus traurig, wenn sich Mißverständnisse, engherzige Abneigung, konfessionelle Verstimmungen zwischen Europa und dieses edle Volk trennend einschieben würden.

Möchte mehr und mehr der Libanon von Europäern bereist und durchforscht werden — nicht von den Herden der gewöhnlichen Touristen (vor diesen möge Gott das Land in Gnaden bewahren), aber von einzelnen ernsten Forschern und erleuchteten Männern, welche eines unbefangenen Urteils fähig sind und welchen das Wohl dieses Volkes am Herzen liegt. Es ist wahr, — ein Hindernis steht dem entgegen, und in einem Punkte möchte man versucht sein, das Volk orientalischer Indolenz anzuklagen. Die Verkehrswege sind durchweg sehr schlecht und uncivilisiert. Aber es ist nicht die Barbarei, welche sie in diesem Zustande läßt, sondern kluge Berechnung. Die Maroniten wären auch den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten gewachsen, welche in der wilden Bergnatur liegen; aber sie lassen absichtlich die Wege in diesem Zustande, denn deren Rauheit, Steilheit, Lebensgefährlichkeit ist ihnen die wertvollste Bundesgenossin im steten Kampfe gegen den Erbfeind, die Drusen, und erspart ihnen Verteidigungswälle und Festungsbauten. Man möge sich dadurch nicht abschrecken lassen vom Besuch; maronitische Hand wird sicher geleiten und maronitische Gastfreundschaft die Strapazen der Reise erleichtern.

Nein, wir möchten jene Schwierigkeiten und Hindernisse durchaus nicht wegwünschen. Mögen sie bestehen bleiben und auch in Zukunft sich bewähren als Schutzmauern gegen die Drusen, aber auch als Schutzdämme gegen das Eindringen europäischer Hyperkultur.

Ob nicht schon etwas zu viel abendländische Kultur in die rauhe Bergwelt des Libanon eingedrungen? Wir wollen offen heraussagen, was uns auf die Seele brennt und was mit uns sehr genaue Kenner und aufrichtige Freunde dieses Landes und Volkes befürchten und bedauern.

Es ist wahr, das katholische Europa und vor allem Frankreich hat sich in den letzten Zeiten der Maroniten warm angenommen. Es sind große Opfer an Liebe, an Geld und Arbeit gebracht worden, um in diese abgeschlossenen Gegenden die Wasser europäischer Bildung zu leiten. Die Jesuiten haben die Universität Beirut gegründet, einen Bildungsherd für das ganze Land. Sie haben sich um die Erziehung und Ausbildung des maronitischen Klerus Verdienste erworben. Es sind von Europa aus Kollegien gegründet worden für die Heranbildung maronitischer Jünglinge, namentlich für den Priesterstand, und die maronitischen Bischöfe sind ihrerseits mit Errichtung ähnlicher Schulen nachgefolgt. Ehre und Dank allen, welche in solcher Weise sich die Zukunft dieses Volkes angelegen sein ließen.

Aber dieser gutgemeinte Eifer scheint doch mitunter in einen schweren Fehler und eine beklagenswerte Zielverirrung zu verfallen. Man verpflanzte das europäische bezw. französische Schulwesen mit seinem Studienbetrieb, seiner Methode und seinen Lernzielen fast unverändert auf diesen fremden Boden und nötigt den Maroniten europäische und französische Kultur auf. In den Schulen wird das Arabische gelehrt, was gut und notwendig ist, denn es ist jetzt die Landessprache; dann aber nimmt den zweiten Rang ein die Pflege der französischen Sprache. Die alte syrische Sprache, die heilige Sprache des Gottesdienstes, welche früher in den Schulen neben dem Arabischen gelehrt wurde, wird vernachlässigt, und selbst die Zöglinge, welche Chouri (Priester) werden sollen, erlernen sie nur sehr ungenügend. Auch in den bischöflichen Kollegien wird mit dem Französischen ein Sport getrieben, um der Gewogenheit des französischen Konsuls und der materiellen Unterstützung Frankreichs sich zu versichern. Das hat zunächst die schlimme Folge, daß das Volk und selbst die Priester die ehrwürdige Liturgie der maronitischen Kirche nicht mehr verstehen; darunter leidet schwer die Ausführung dieser Liturgie und die innere Beteiligung des Volkes an ihr. Aber der Fehler wirkt weiter. Man unterweist dieses Volk mit europäischer Gründlichkeit in der christlichen Religion, und das ist gut. Aber man bringt ihm auch europäischen Schliff bei und einen großen Ballast von vielerlei Wissen, von gelehrtem Kram, von fremden Sprachen und fremder Literatur, und das ist bedenklich. Man rühmt ihm Europa als Paradies civilisierten Lebens; man gewöhnt es an europäische Bedürfnisse, Lebensweise, Kleidung, Nahrung, Wohnung. Damit entleidet man ihm sein Vaterland, weckt und nährt einen ungesunden Wandertrieb, ein krankhaftes Heimweh nach Europa, einen Durst nach Geld und Reichtümern, nach höhern und feinern Lebensformen. Die so erzogenen Geistlichen werden dem eigenen Volke fremd und können sich in das blutarme

Leben in den Dörfern nicht mehr eingewöhnen. Diese Verhältnisse werden ihnen zu eng, und sie streben in die großen Städte zu kommen, nach Beirut, Tripolis, Alexandrien, Kairo, in die Städte von Palästina bis nach Konstantinopel. Dies der Hauptgrund, warum die unverheirateten Geistlichen in geringerer Achtung stehen als die verheirateten; die letztern sind durch ihre Familien gebunden und zum Bleiben genötigt; die erstern werden zu gerne Wandervögel, welche ihre Gemeinden verlassen, sobald größere Schwierigkeiten ihnen entgegentreten und irgend eine Aussicht in der Fremde sich ihnen eröffnet. Dazu dann der weitere große Mißstand hier wie in manchen andern Ländern, daß die Bischöfe viel zu viel Geistliche ordinieren; deswegen bittere Armut in den Reihen des Klerus und deswegen auch die Stipendienjagd, welche in Europa so eifrig betrieben wird und für welche in Frankreich und auch bei uns eigene Agenten aufgestellt sind.

Wer hat uns den Auftrag und das Recht gegeben, die Maroniten zu Abendländern, zu Europäern, zu Franzosen oder Deutschen zu machen? auf Kosten einer fremden Nationalität eigenen nationalen Interessen und Eitelkeiten zu frönen, den Libanon wie eine Kolonie von Frankreich zu behandeln? Unser Beruf kann doch bloß der sein, die Maroniten zu einem trefflichen katholischen, orientalischen, in bestem Sinne gläubig einfältigen Volk zu erziehen, ihnen ihre berechtigte orientalische Eigenart zu belassen, in ihrer eigenen, echten, alten Art sie weiterzubilden, ihnen ein einfaches, aber gediegenes Wissen zu vermitteln ohne gelehrten Kram, nationale Sitte, Tracht, Lebensweise ihnen zu erhalten und nur etwa zu veredeln, ihnen Priester zu geben, welche auf dem Boden ihres Landes und Volkes stehen und den Anforderungen ihres Berufes gewachsen sind. In diesem Bestreben wollen wir uns die Hand reichen und doch niemals Christianisieren und Missionieren verwechseln mit Europäisieren und Französischmachen.

* * *

Mit den besten Eindrücken und in frohester Stimmung verlassen wir Zahle und kehren auf die Poststraße zurück. Links von der Straße entfaltet ein kleines mohammedanisches Volksfest sein heiteres Leben und den außerordentlichen Farbenreichtum der Festtagsgewänder. Bei Saadanail schwenken wir abermals von der Straße links ab und beziehen unser Lager, das in der Nähe eines hübschen Wäldchens und eines Flüßchens aufgeschlagen ist. Wenige Minuten von uns entspringt das letztere und füllt mit starkem Schwall ein gemauertes Quellbassin. Die Einwohner von Thalabaya, die an dem Volksfeste bei Muallaka sich beteiligten, kehren in der Abendstunde zurück und machen an der Quelle Halt, sich

und ihre Reitesel zu laben. Wir setzen uns auf den Mauerrand und ergötzen uns an dem köstlichen, fröhlichen Volksleben. Im Lager sind maronitische Offiziere angelangt, unsern Dragoman zu begrüßen. Alles still und friedlich. Nur im nahen Sumpfe führen große, dicke Frösche ein schreckliches Konzert auf; mehrere Revolverschüsse vermögen auch nicht einen Augenblick dasselbe zu unterbrechen.

*

Samstag, 30. April.

Der letzte Tag der Landreise. Bewegten Herzens sieht man das Zeltlager abschlagen, das drei Wochen hindurch unsere Wohnung war, und mahnt sich selber, daß die Stunde vielleicht nahe, wo auch das Zelt des eigenen Lebens niedergelegt wird (2 Petr. 1, 14). Aber dessen ist man froh, daß das Leben zu Pferd ein Ende nimmt. Die Tiere sind allmählich sehr müde geworden und trotten auf den bessern Wegen in einer Art Halbschlummer hin, der dem Reiter doppelte Wachsamkeit zur Pflicht macht und schwere Treiberarbeit auferlegt.

Bei Schtôra, das wir in aller Morgenfrühe durchreiten, mündet die gute Straße durch die Bekaa in die vorzügliche Hauptstraße von Beirut nach Damaskus ein. In Schtôra blüht der Weinbau. Die Jesuiten haben hier schöne Besitzungen. Ihre Kollegien in Zahle und Ghazir stehen in hoher Blüte. Sie halten Missionen und vergessen selbst die armen Ziegenhirten nicht, welche im Sommer auf den Höhen des Libanon, im Winter in den dichten Wäldern von Yamune und Behweith, das ganze Jahr hindurch im Freien, abgeschlossen von allem Verkehre mit der Welt, ihr beschwerliches Hirtenleben führen und hinter verwilderter Außenseite ein goldenes Herz, reine Sitten und großen religiösen Eifer sich bewahrt haben. In ihre Arbeit teilen sich die Lazaristen, welche im Norden des Libanon missionieren.

Beim Dorfe Mekse beginnt der Aufstieg. Die Meisterhand französischer Ingenieure hat die Schleifen und Bogen der Straße so durch die Klüfte und an den Bergwänden hinaufgeleitet, daß man fast mühelos die Paßhöhe gewinnt. Große Walzen sind immer in Bewegung, die kleinsten Unebenheiten der Straße auszugleichen. Die entsetzlich steinigen und fast senkrecht an den Wänden hinaufkletternden Trakte der alten Libanonstraße sehen daneben nicht mehr aus wie Menschenwerk, sondern wie Bergschrunden und Felsstürze. Und doch zieht noch heute der Araber mit seinen Lasttieren mit Vorliebe auf diesen Pfaden dahin; auch ein Beispiel des zähen Konservatismus des Orients, falls sie nicht etwa damit thöricht einem Wegzoll entgehen wollen. Gleichwohl herrscht reger Verkehr auf der neuen Straße; Lastwagen, Lasttiere, Kamelzüge, flinke

Pferde, Postwagen europäischer Einrichtung vermitteln die Verbindung zwischen Beirut und Damaskus.

Aber die Bergwelt selber ist wild und schauerlich öde (Fig. 93), von einigen Chanen abgesehen hier ganz unbewohnt. Unsere Karawane löst ihre bisher enggeschlossenen Glieder; vereinzelt und schweigsam ziehen wir zwischen den bis zu 2000 m hohen Bergwänden hin, von frischer Bergluft umweht. Nun taucht zur Linken auch unser alter Freund, der Hermon, wieder auf und winkt uns aus Palästina herüber ein Lebewohl zu. Wir sind auf der Paßhöhe, 1542 m über dem Meere, angelangt. Da geht mit einemmale eine neue Welt auf.



Fig. 93. Hochgebirgslandschaft des Libanon.

Das Meer zieht zuerst mit magnetischer Kraft die Blicke auf sich, das Meer, das silberflimmernd ins Blau des Himmels verschwimmt. Landzungen lecken weit hinaus in die Salzflut; schroffe Felsen stellen sich ihr trotzig entgegen; schöne Buchten ziehen ihre Kurven; niedere Sandufer mit weichen Wellenlinien scheinen mit den Wogen zu tanzen. Zwischen Meer und Gebirge aber taucht ein zweites, andersfarbiges Meer auf, eine gewaltige, grüne Ebene mit dem Häusermeere der Riesenstadt Beirut, welche in unerhörtem Aufschwung seit dem Jahre 1860 und zum Teil infolge der Schreckenstage dieses Jahres ihre Einwohnerzahl von 20 000 auf über 100 000 hinaufgeschnellt hat. Der Ritt abwärts über den langgestreckten Rücken eines Ausläufers des Libanon hin giebt uns

Muße genug, das herrliche Panorama zu genießen. Der Libanon zeigt uns nun seine schönere, dem Meere zugewandte Seite, unvergleichlich reicher gegliedert, bewachsen und bewohnt als die cölesyrische Seite. Wahrlich, Syriens Alpen können sich mit denen der Schweiz messen. In großem Halbkreis umziehen die Bergriesen die Ebene von Beirut und die St. Georgsbai und rücken dann oberhalb derselben kühn und stolz gegen das Meer vor, ihren Fuß in den Wellen zu baden. Ihre gewaltigen Körpermassen sind durch Vorberge, tiefgeschnittene Schluchten und eingebuchtete Thäler kräftig modelliert und in eigentümliches Farbengewand gehüllt. Unten ist es ein weites, wallendes Gewand, gewoben aus dem Grün der Reben, der Maulbeerpflanzungen und des reichsten Baumwuchses. Auf halber Berghöhe geben kleine Fruchtfelder, Ölgärten, die überall zu Tage starrenden weißgrauen oder rötlichen Felsen, die Klöster, Dörfer und Villen, die an die Bergwände angeheftet und über tiefen Schluchten angeklebt sind, die gemauerten Terrassen das Kolorit an, weiter oben die dunklen Schatten der Cedern und des wilden Gestrüpps; zu oberst der Silbersaum des Schnees und die kahlen, von der Sonne geröteten Kuppen. Hier versteht man das schöne Wort arabischer Poesie: der Libanon befasse das ganze Jahr hindurch alle vier Jahreszeiten in sich; er trage auf seinem Haupte den Winter, auf seinen Schultern den Frühling, im Schoße seiner Thäler den Herbst, und an seinem Fuße schlafe, vom Meer umrauscht, der Sommer. Von den Bergen schweift der Blick wieder hinab ins Thal; er lustwandelt in dem Garten, der rings Beirut umschließt und endlos sich hindehnt und noch an den Bergen hinaufsteigt. Nicht endlos. Im Südwesten gebietet die Wüste von Beirut ihm Halt. Sie malt mit ihren Sandufern und ihren Dünen eine weitere kräftige Farbe ins Gemälde ein, ein warmes Goldgelb; aber sie kann ihre schaurige, verderbliche Natur doch nicht verbergen. Sie begnügt sich nicht damit, ihre Grenzen zu behaupten und durch die Sandwälle gegen weiteres Vordringen des Lebens zu sichern: sie macht selbst Eroberungszüge in das Reich des Lebens hinein; da und dort sieht man ihre Sandstreifen hereinmäandern in die Gartenfluren. Die Triebsandbank Raml-Beirut ist in erschreckendem Vorrücken begriffen; im Bunde mit dem Westwinde, der sie beritten macht und beflügelt, soll sie in 25 Jahren ein 30 m breites Gebiet zu ihrem Reiche geschlagen haben; sie ermordet nicht bloß blühende Kulturen und stämmige Bäume, sie zerstört auch die Niederlassungen der Menschen und treibt ihn mit Gewalt von dannen. Nur der Pinienwald an den Grenzen des Stadtgebietes konnte bisher ihrem Ansturme widerstehen.

Man würde nicht satt und nicht fertig werden mit Besichtigung dieser großartigen Bilder; aber allmählich legt sich die Sonnenglut auf



Fig. 94. Beirut.

der schattenlosen Straße mit furchtbarem Druck auf Augen und Hirn. Wir sind in kurzer Zeit aus dem Frühling in den Hochsommer versetzt worden, und je weiter wir herabsteigen, um so heißer dampft der Boden und flammt die Luft. In El-Hazmije halten wir kurze Mittagsrast; dann reiten wir noch eine Stunde, ziemlich teilnahmslos und schachmatt, durch Gärten und endlose Maulbeerpflanzungen hindurch und ziehen endlich staubbedeckt in Beirut (Fig. 94) ein. Vor dem Hôtel d'Orient Bassoul gerührter, aber im ganzen leichter Abschied von dem treuen Reittiere und den Mukkari. Erneuerung der Kräfte durch ein Seebad, durch eine Siesta im Hotel und durch einen guten Trunk Münchener Bieres in den schönen Lokalitäten des Deutschen Vereins bei Proß, welche uns zuvorkommend für die ganze Dauer unseres Aufenthalts eingeräumt werden.

*

Sonntag, 1. Mai.

Nach dem Gottesdienst in der nahen großen Kirche der Franziskaner Rundgang durch die Stadt. Neben den winkligen und schmutzigen Quartieren der Altstadt und der Bazare, welch letztere nachts noch durch Thore abgeschlossen werden, breite Straßen und freie Plätze und ganze neue erstandene Stadtteile mit herrlichen Villen inmitten einladender Gärten, malerisch angelegt an den Höhen von St. Dimitri und Ras-Beirut. Die Villenbauten erinnern mit den großen, durch zwei Stockwerke geführten Fensteranlagen der Salons in der Mitte des Hauses an die Pergole der venetianischen Paläste; die vielen Ziegeldächer geben der Stadt ein mehr abendländisches Aussehen. Die Außenseiten der Häuser sind mit Vorliebe blau getüncht, wohl um das grelle Licht der Sonnenstrahlen etwas zu mildern.

Das christliche Element beherrscht die Stadt; neben 60000 Christen leben 30000 Mohammedaner. Der massenhaften Einwanderung von Christen in und nach den Schreckenstagen von 1860 dankt sie namentlich ihr Emporblühen. Überall glänzt über der Stadt das christliche Kreuz. Die fast unzähligen Kirchen, Schulen, Institute, Krankenhäuser, Waisenhäuser aller christlichen Konfessionen und Nationen durchweben das Stadtbild mit tüchtiger und vornehmer Architektur.

Das ehrwürdigste christliche Heiligtum ist jetzt leider Hauptmoschee der Stadt, nahe beim Bazar gelegen. Die Kreuzfahrer bauten diese Kathedrale von Beirut; da dieselbe zwar die übliche Kreuzfahreranlage zeigt: drei Schiffe mit drei Apsiden, spitzbogige Arkaden, romanische Kapitäle, aber noch keine Kuppel und noch ein tonnengewölbtes Hauptschiff, so vermutet de Vogüé wohl mit Recht, daß sie der Erstlingsbau der Kreuzfahrer in Palästina gewesen sei, wohl bald nach der Einnahme

durch Balduin I. 1108 gebaut. Eine zweite berühmte Kirche war die Salvatorskirche mit einem hochverehrten Kuzifixbild. Nach einem fälschlich dem Athanasius zugeschriebenen, auf dem zweiten Konzil von Nicäa 787 verlesenen Berichte hätte ein Christ dasselbe beim Umziehen aus Versehen in der Wohnung hängen lassen; der auf ihn folgende Jude habe nun mit andern Juden dem Bilde dieselbe Behandlung angedeihen lassen wie ihre Ahnen dem Gekreuzigten selbst, es bespieen und geschlagen und zuletzt durch seine Seite gestochen; da sei plötzlich Blut und Wasser aus der Seite geflossen, und die Frevler seien durch dieses Wunder zum Glauben bekehrt worden. Die Kirche wurde mehrmals zerstört, von den Franziskanern sehr einfach wieder aufgebaut und von den Mohammedanern ebenfalls in eine Moschee verwandelt. Das Bild soll im 10. Jahrhundert von Kaiser Nicephorus nach Konstantinopel verbracht worden sein.

Wir besuchen die großartigen Bauten der Jesuitenuniversität Sankt Joseph. Ein Pensionat von gegen 600 Zöglingen; eine große, schöne Kirche; geräumige Hörsäle, Studiensäle, Speisesäle und Schlafsäle, breite, gewölbte Gänge; eine sehr leistungsfähige Druckerei unter deutschem Direktor mit fünf Dampfpressen, Papierfabrik, Typengießerei und Buchbinderei; außer gelehrten Werken druckt sie auch Zeitungen und Zeitschriften für das Volk und den Klerus. Von 60 Professoren wird dociert Philologie, Philosophie, Naturwissenschaften, Theologie. Seit 1883 ist auch die medizinische Fakultät eröffnet, an welcher weltliche Professoren angestellt sind; ein großer Neubau mit eigener Kapelle birgt ihre Hörsäle, Ordinationszimmer und Lehrmittel, ein reich ausgestattetes anatomisches Institut und eine Apotheke; Krankenhaus ist keines damit verbunden, aber der Fakultät stehen die städtischen Spitäler zur Verfügung. Die Unterrichtssprache ist französisch und arabisch.

Nicht weniger als sechs Bischöfe residieren in Beirut, ein griechisch-katholischer und fünf römisch-katholische (der maronitische, melchitische, syrische, der Apostolische Delegat der Lateiner und sein Koadjutor). Die Maroniten haben ein blühendes Kollegium mit 225 Zöglingen und 28 Professoren, ebenso die Melchiten mit 113 Zöglingen und 22 Professoren. Mit dem Unterricht und der Erziehung der Mädchen befassen sich besonders die französischen Barmherzigen Schwestern, die Trinitarierinnen und die Frauen von Nazareth. Die Franziskaner, die Jesuiten, die Lazaristen und die Kapuziner haben hier Ordensniederlassungen, Schulen, Spitäler. Unter 26 christlichen Kirchen sind 17 katholische.

Mit den Katholiken wetteifern die Protestanten in Gründung von Spitälern, Schulen und Kirchen. Obenan steht die amerikanische Mission, ein imposanter, vielflügeliger Bau in schönster, meerbeherrschender Lage,

ebenfalls eine Art Kombination von Gymnasium, Universität und theologischem Institut, 1865 gegründet, mit großer Missionskirche; 22 Professoren unterrichten 200 Zöglinge; die medizinische Fakultät besonders gut vertreten. Dieser Bildungseifer hat selbst die Türken und Juden erfaßt; die Regierung gründete 1882 ein türkisches Kollegium mit 17 Professoren und 150 Zöglingen; das israelitische Kollegium, 1875 errichtet, zählt 97 Zöglinge und 17 Professoren. Die preußischen Diakonissen besorgen das Johanniterspital und daneben ein großes Waisenhaus und Mädchenpensionat.

Kurz gesagt: es giebt keine christliche Konfession und keine Nation Europas, welche nicht um das Aufblühen dieser Stadt, um Verbreitung christlicher Bildung sich verdient gemacht hätte, und welche nicht einen Wert darauf legen würde, hier festen Fuß zu fassen und Grund und Boden zu erwerben. Es stieg in uns nur der sehnliche Wunsch auf, es möchte dies auch dem Deutschen Palästina-Verein noch vergönnt sein.

Man freut sich von Herzen über diese Entwicklung der Stadt, auf deren Boden freilich die großen Völkerwogen auch große Massen von Schlamm und Schmutz der Laster ablagern. Für das alte, unbedeutende Berytus, das unter den Römern als Felix Iulia in Blüte kam und von Herodes Agrippa heidnisch aufgeputzt wurde, ist ganz ungeahnt eine Glanzperiode angebrochen zu derselben Zeit, wo fast alle Städte Syriens und Palästinas teils unverkennbare Zeichen des Niederganges, teils Spuren von Saft- und Blutstockungen aufweisen. Beirut hat sich zu kommerzieller Bedeutung aufgeschwungen. Schon zur Römerzeit als Seidenstadt berühmt, hat dasselbe diesen Edelzweig der Industrie wieder kräftig in Pflege genommen, und es dankt ihm eine geldbringende Ausfuhr. Der Handel der Stadt wird sich noch heben, wenn der 1889 begonnene Hafenbau vollendet sein wird und die Schiffe am Land anfahren können, und mehr noch, wenn einmal die Eisenbahn von Haifa nach Damaskus und Beirut ihre Schienenstränge an die maritimen Linien angeknüpft hat.

Aber nicht darauf allein beruht der Aufschwung. Das ist das Erfreulichste, daß auf diesem wichtigen Boden Europa den Kampf gegen den Islam aufgenommen und lediglich durch die geistigen Waffen der christlichen Glaubenskraft, abendländischen Fleißes und abendländischer Geistesbildung zum Siege geführt hat. Das wird vorbedeutend sein für die ganze Zukunftsentwicklung dieses Stückes der orientalischen Frage. Mich gemahnte das Zusammentreffen der christlichen Nationen und Konfessionen auf diesem Boden lebhaft an das Vorzimmer, in welchem die Erben sich nach und nach einfinden, um im Augenblick, wo der Kranke die Augen schließt, auf dem Platze zu sein und ihre Erbansprüche geltend

zu machen. Der Kranke ist der Islam, das türkische Regiment. Zu lange wird er sein jetziges Dasein, das starke Symptome der Agonie zeigt, doch nicht mehr fortschleppen können. In der großen Stunde der Entscheidung an Ort und Stelle zu sein und hier schon festen Fuß gefaßt zu haben, wird dann niemand bereuen. Man wird mit denen rechnen müssen, welche sich bereits nicht nur durch Ankauf, sondern durch segensreiche Wirksamkeit, durch Verdienste um das Land Rechte auf dasselbe erworben haben. Selbst wenn, was Gott verhüten wolle, der Russe einmal Herr dieses Landes werden sollte, auch er wird es nicht mehr wagen können, die andern christlichen Kirchen und europäischen Nationen, welche sich in dessen Boden schon festgewurzelt haben, einfach auszutreiben und vom Mitbesitze auszuschließen.

Möchte in jener großen Stunde eine halbwegs erleuchtete Regierung die Pforten des heiligen Landes weit aufmachen, und möchten die christlichen Konfessionen friedlich und geordnet durch dieselbe einziehen und jede sich ihr Arbeitsgebiet suchen. Möchte dann nicht abermals, wie zur Zeit der Kreuzzüge, den Ungläubigen das jammervolle Schauspiel geboten werden, wie Christen mit Christen hadern und streiten, und wie kleinliche Eifersucht und lieblose Engherzigkeit einen großen Sieg verderbt und verzettelt, anstatt ihn auszunützen. Es giebt zu thun für alle, und wenn gestritten sein muß, so sei es ein nützlicher Wettstreit im christlichen Leben und in christlicher Liebe!

*

Mittags fahren wir bei unserem Dragoman Menhem Abbas Gabriel vor, uns von ihm zu verabschieden. Er hat hier sein Heim, einen wahren Edelsitz mit blumenreichen Höfchen und Terrassen und reich ausgestatteten Gemächern. Seinen Vater, der mit 80 Jahren noch über die volle Rüstigkeit eines Fünfzigers verfügt und noch immer vornehme Europäer auf weiten Reisen begleitet, hatten wir in Baalbek kennen gelernt. Hier werden wir mit aller Herzlichkeit wie Familienglieder begrüßt von Menhem, seinem Bruder, seiner anmutigen, feingebildeten Gemahlin mit ihren wohlerzogenen Kindern. Die Hausfrau beschenkt uns mit Blumen aus ihrem Garten; der Hausherr bewirtet uns überreich mit allerlei feinen Getränken und orientalischen Süßigkeiten. Auf seidenen Polstern und kostbaren Teppichen ruhend, geben wir uns ganz dem Wohlgefühle hin, mit welchem so herzliche Gastfreundschaft in der Fremde das Herz erfüllt. Wir wissen uns alle dem edeln Manne fürs Leben verpflichtet und können wahrlich seine Führersdienste jedem, der Palästina, Syrien, namentlich den Libanon bereisen will, mit gutem Gewissen aufs wärmste empfehlen.

Von da machen wir eine Rundfahrt durch die Stadt, welche christliches Sonntagsgepräge belebt, etwas verwischt und verdorben nur durch die wüsten Auftritte, die ein rohes Schiffsvolk in einer der Hauptstraßen verursacht. Diese Matrosen benützten ihren Ruhetag dazu, um sich schon am hellen Mittag in Branntwein zu berauschen und sich dann die Schädel einzuschlagen und mit ihren Messern Aderlässe zu applizieren; die Polizei schleppt aus einer Branntweinkneipe ein halbes Dutzend blutüberströmter Körper heraus: ob von Menschen oder Tieren, ist kaum mehr zu unterscheiden. Wir suchen das Weite und machen eine mehrstündige Fahrt durch die Umgebung von Beirut, an dem Pinienwald vorbei, durch herrliche Gärten und Maulbeeranlagen hindurch, unter dem Schatten gewaltiger Bäume und hoch aufschießender Palmen hin. Die Abendbeleuchtung breitet milden Glanz über die Stadt hin, durchfunkelt die Kronen der Bäume, flammt auf dem Meere feurig auf, behaucht das Firmament mit zartem Rosa und glüht die Höhenzüge des Libanon golden und purpurn an.

*

2. und 3. Mai.

Unruhige Nacht. Ein heißer Glutwind streicht durch die offenen Fenster ins Zimmer. Später verkündigt ein fernes, hohles Brausen und Donnern, daß es dem fortgesetzten Toben des Sturmes gelungen ist, die See aus dem Schlafe zu rütteln. Gegen Morgen antwortet sie seinem heulenden Anrufe mit lautem Gebrüll. Wir eilen hinab an den Strand und sehen die tags zuvor noch ruhigen Wellen in wilde Raserei versetzt. Das Meer will seine Grenzen nicht mehr anerkennen, und vom Wind aufgestachelt, macht es wahnsinnige Versuche, sie zu stürmen und das Festland mit Krieg zu überziehen. Rastlos und unermüdlich wirft es gewaltige Wassermassen gegen die Dämme und Felsbänke. Umsonst; an der harten Felsbrust derselben zerbranden und zerstäuben sie und sinken, als hätten sie sich den Schädel eingerannt, dumpf und schwer zurück in die Tiefen. Mitunter ist es, als wolle Ruhe und Vernunft zurückkehren; die Hebungen und Senkungen werden gleichmäßiger, ähnlich dem starken Atmen eines Riesen, der vom Kampfe ausruht. Aber der Quälgeist, der Föhnsturm, läßt die See nicht zum Einschlafen kommen. Wütender als zuvor stürzt sie sich in den Kampf. Sie ordnet jetzt ihre Wellenheere. In langen, geschlossenen Kolonnen ziehen sie heran, mitunter anzusehen wie Reiterregimenter mit schwarzen, weißmähnigen Pferden. Dann, wenn sie dem Ufer nahe sind, lösen sich die Glieder und stürzen sich die Wogen in wilder Attacke auf das Land; den kühnsten und wildesten gelingt es, dem Schoße des Meeres zu enteilen und in mächtigem Bogensprung ans Land zu kommen, Häuser und Wege zu

überfluten und die Menschen in eilige Flucht zu treiben. Aber auch ihre Kraft ist zu Ende, sobald sie den Boden berühren, und jämmerlich gebrochen und beschämt schleichen sie wieder zur Mutter zurück.

Das ist nun wohl ein großartiges Schauspiel, an welchem man sich stundenlang unterhalten könnte; aber gar nicht unterhaltlich und erfreulich sind die Folgen, welche sich hieraus für uns ergeben. Unser Dampfer sollte schon da sein und fahrplanmäßig heute abend 6 Uhr abfahren. Er wird nun zwar bis Mittag erwartet, aber man sagt uns alsbald auf der Agentur, daß von einer Abfahrt zur festgesetzten Zeit nicht die Rede sein könne, weil die hochgehende See das Ausschiffen und Einschiffen der Ladung nicht erlaube; denn noch können die großen Dampfer nicht am Quai anfahren, sondern sie müssen eine Viertelstunde von demselben auf offener See halten. Ob man morgen werde ausladen und abfahren können . . . nun, das hänge von morgen ab. Eine betrübende Nachricht, welche jedenfalls den Ausflug von Smyrna nach Ephesus aus unserem Programm streicht, wenn sie nicht noch weitere Störungen mit sich bringt. Aber zu machen ist nichts; wir sind festgelegt, und das klügste ist, nach orientalischer Weise sich ruhig auf den Teppich der Erwartung zu setzen und die Pfeife der Geduld zu rauchen.

Ein herber Tabak in unserem Falle. Denn der Aufenthalt in Beirut beginnt so ungemütlich als möglich zu werden. Der Föhn hat die Luft in wabernde Glut verwandelt. Von Zeit zu Zeit fällt ein Platzregen, der nur tüchtig einnäßt, nicht abkühlt. Ein Meerbad zu nehmen, ist nicht mehr möglich; die empörten Wellen würden die Körper an den Felsen in Atome zerreiben. Das Wallen des Meeres bringt nicht die mindeste Kühlung; es gleicht einer kochenden Masse geschmolzenen Bleies, die nur weitere Gluten aushaucht. Heißer Dunst umlodert uns in den Straßen, und wenn wir uns etwas weiter hinauswagen, treibt uns der Wind brennenden Flugsand in die Augen, die ohnedies schon genug schmerzen in dem grellen Lichte der weißglühenden Sonne, welche immer wieder durch die vom Sturm gepeitschten Wolken sticht. Das Blut hämmert gegen die Schläfen, man ist keines Gedankens mehr fähig. Gerne hätten wir noch die malerischen Taubengrotten am Meere besucht und den Felspaß bei der Einmündung des Hundsflusses ins Meer, an welchem die großen Könige des Altertums, die in diese Gegenden kamen, darunter auch Ramses II., ihre Visitenkarten zurückgelassen haben, in ägyptischen, assyrischen, griechischen und lateinischen Inschriften auf die Felswand eingegraben, — aber unsere Kraft reichte nicht mehr so weit. Wir konnten nur mehr träge durch die Straßen schleichen, am Strande auf den Felsen träumen oder bei Proß mit heimischem Bier und heimischen Zeitungen uns die Zeit vertreiben.

Kurz, wir haben zum erstenmal auf der ganzen Reise Langeweile, und zur Langeweile gesellte sich bald ein Heimweh, das in dem Maße sich steigerte, in welchem das tobende Meer die Heimkehr hinauszuzögern drohte. Vor dem halbgeschlossenen Auge tauchten allerlei phantasmagorische Bilder auf: das Bild eines deutschen Tannen- und Eichenwaldes mit seinem lichtdurchfunkelten, köstlichen Schatten; das Bild eines Städtchens, das im Schoße schöner Thäler über einen Bergsattel hingelagert sich jedenfalls um diese Zeit duftiger Maifrische erfreut; das Bild eines ehrwürdigen Katheders vor vielen Bankreihen mit lauschenden Zuhörern; das Bild eines bekannten, halbunterirdischen Stübchens, in welchem jedenfalls am Abend das Feuer noch lustig brennt, ohne daß sein leises Knistern oder das kreischende Lachen der in der Wasserröhre eingeschlossenen Kobolde oder der eherne Takt der Gasuhr die weihevolle, anheimelnde Stille erheblich zu stören vermag . . . das Bild . . .

Ein heller, fröhlicher Ruf weckt aus diesen Träumen. Heute, Dienstag, abend 6 Uhr werden wir eingeschifft, und der Dampfer wagt die Fahrt, trotzdem die See noch unruhig ist. Fast undankbar fröhlich und leicht nehmen wir Abschied vom Orient, vom Libanon, von den wallenden Palmen, von dem azurnen Himmel und von den samtnen Augen mit dem blitzenden Strahle. O Menschenherz! im Occident sehnst du dich nach dem Orient, im Orient nach dem Occident; daß du einmal ganz erfassen möchtest das Wort: „Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die künftige suchen wir“ (Hebr. 13, 14).

Von Meer zu Meer ins Heimatland.

Dienstag, 3. Mai.

Die Einschiffung in den Dampfer Minerva erinnerte lebhaft an die Ausschiffung in Jaffa, ging aber ohne Unfall von statten. Ihr folgten qualvolle Stunden. Der Dampfer hatte seine Befrachtung noch nicht eingenommen. Ein großes Lastschiff um das andere näherte sich ihm behutsam von der Seite und mußte mit aller Kunst und Kraft im Kampfe gegen die wilden Wogen an seiner Breitseite festgehalten werden, bis der Dampfkranen seine Lasten gehoben und in den Bauch des Schiffes versenkt hatte. Das Schiff selbst bot das jämmerlichste Schauspiel. Am Anker festgekettet, konnte der Dampfer zwar von der tosenden See nicht von der Stelle gerückt, aber um so mehr hin und her geworfen werden. Über vier Stunden macht er ruhelos die gefürchtete Doppelschwankung auf und ab und rechts und links, der auf die Dauer fast kein Magen zu widerstehen vermag. Er stöhnt und seufzt in tiefem Ingrimm, gleich einem Riesen, der an Händen und Füßen gebunden dem Spott und der Mißhandlung von bösen Buben ausgesetzt ist und sich nicht wehren kann. Endlich, 10½ Uhr nachts, wird der Anker aufgezogen; das Schiff wirft sich in die Brust; mit einem gewaltigen Ruck setzt es sich in Bewegung, um seine Bahn zu laufen. Nun kann es den offenen Kampf mit seinen Feinden aufnehmen und spaltet ihre Reihen und jagt sie in die Flucht, daß sie nur noch ihren Gischt nach ihm zu spritzen vermögen. Bald läßt der Sturm nach. Aber die Seekrankheit befreit uns nicht so bald von ihrem lästigen Besuch. Sie fühlt sich heimisch auf dem mit griechischen und russischen Jerusalemspilgern überfüllten Schiffe, auf welchem wir zu vier uns in eine Kabine teilen müssen. Da bleibt nichts übrig, als mit Job „nicht zu wehren dem Munde, zu reden in der Trübsal des Geistes und zu jammern in der Bitterkeit der Seele“ (7, 11).

*

Mittwoch, 4. Mai.

Langsam glätten sich die Wogen; nur weiße Schaumflocken erinnern noch an den Sturm der verflossenen Tage, wie halbgetrocknete Thränen auf den Wangen von überstandenem Seelensturm erzählen. Morgens

9 Uhr kommt die Insel Cypern in Sicht; vor 10 Uhr legen wir bei der Stadt Larnaka an und fahren auf einem Boote für einige Stunden ans Land. Gleich dem Riesen Antäus ziehen wir aus der Berührung mit dem festen Boden der Erde neue Kraft.

Trotz Sonnenglanz und Meeresleuchten macht die Insel keinen freundlichen Eindruck; überall sandgelber Boden, kahle Berge, ganz ausgebrannt von der Sonne, nach Regen lechzend; fast unerträglich scharf heben sich davon ab die weißgetünchten Häuser und Minarete der Stadt; nur die Palmen mischen ein wohlthätiges Grün in das augenblendende grelle Gemälde. Die Mittagshitze ist unbeschreiblich; aber die interessante, altbyzantinische, leider verzopfte Lazaruskirche, welche einst in ihrer Krypta den Leichnam des Lazarus barg bis zu dessen Überführung nach Venedig, bietet ihren Schatten an für ein Halbstündchen einsamer Betrachtung.

An Stoff fehlt es nicht. Nicht nur die Wogen des Weltmeeres, auch die Wogen der Weltgeschichte umbrandeten dies Eiland. Sein Sandboden hat wie in einem Riesengrab eine Unmasse von Erinnerungen und Denkmälern aufgeschichtet aus der Zeit der Phönicier, welche ägyptische und assyrische Kultur- und Kunstkeime hierher verpflanzten, aus der Zeit der Griechen, Römer, Byzantiner, Araber, Türken. Ihnen folgen 1878 die Engländer als Herren der Insel. Die Griechen verlegten hierher die Heimat der Aphrodite; an diesem Gestade soll sie dem Meerschaum entstiegen sein. Das ursprünglich reine und hehre weibliche Ideal hat die spätere Zeit und Kunst schmählich entblößt und in den Schmutz gezogen. Eine zahlreiche Judenschaft macht in der römischen Periode Quartier für das Christentum. Das Geisteswehen des ersten Pfingstfestes und der Sturm der ersten Christenverfolgung in Jerusalem trägt den ersten Samen des Evangeliums hierher. Dann kommt der hl. Paulus mit Barnabas, dem Cyprioten, und mit Johannes Markus. Der Apostel macht Cypern zum Vorort seiner abendländischen Wirksamkeit, durchzieht als Eroberer die ganze Insel von Salamis bis Paphos, blendet seinen Widersacher, den falschen Propheten und Zauberer Elymas, und bekehrt den römischen Statthalter Sergius Paulus (Apg. Kap. 13). Seinen Tritten sproßt eine herrliche christliche Ernte nach. Der Huf des Islam stampft sie in den Boden und schlägt die einst so blühende Insel mit Unfruchtbarkeit und Verödung. Die sanguinischen Hoffnungen, welche man auf die englische Occupation gesetzt hatte, haben sich nur sehr spärlich erfüllt; einem momentanen Aufschwung folgt bereits wieder ein Niedergang; die Stunde der Befreiung schlug zu spät für diese Insel. Unter 200 000 Einwohnern sind etwa 150 000 schismatische Griechen, etwa 50 000 Mohammedaner, bloß etwa 4000 katholische Christen und Maro-

niten mit Kirchen und Franziskanerklöstern in Nikosia, Larnaka, Limasol. Süßer cyprischer Wein, unglaublich billig, erquickt uns Leib und Seele und weckt „ein balsamisch Hoffen und des Lebens neue Lust". Eine englische Militärkapelle schifft sich mit uns ein und fährt mit bis nach Limasol. Ihre kräftigen Weisen hallen mächtig hin über den weiten Ocean, und die tanzenden Wellen klingen und singen leise darein. Abends 6 Uhr kommen wir nach Limasol, viel schöner gelegen als Larnaka, am Fuße von vier übereinander aufsteigenden Höhenzügen hingebettet; der letzte und höchste ist der große Olymp, 2000 m hoch. Abends 10 Uhr Abfahrt. Der Leuchtturm an der äußersten Spitze der Insel giebt uns mit seinem Lichte noch lange das Geleite in die Nacht hinein.

*

Donnerstag, 5. Mai.

Den ganzen Tag nichts zu sehen als Himmel, Wasser und Sonnenlicht. Das will zuerst dem verwöhnten Auge zu wenig sein, das wochenlang in das Kaleidoskop des orientalischen Lebens mit seinen stets wechselnden farbenreichen Bildern geschaut. Aber nach und nach empfindet man es wieder: mit dem Meere allein sein heißt nicht allein sein. Auch die See, die alte Mutter, die große Erzieherin und Charakterbildnerin der Völker, weiß viel und hat viel zu erzählen, und eine Malerin ist auch sie, eine so gewandte, daß der geübteste Malerpinsel es ihr nicht gleichthun kann.

*

Ein bewegtes Leben, auch wenn der Störenfried, der Sturm, von dannen gezogen und die See in sich versunken zu ruhen scheint. Nur die unheimliche Ruhe vor dem Sturm, die gespannte Schwüle vor dem Gewitter, die lastende Schwere bleiernen Gewölks vermag dies Leben ganz in Bann zu schlagen, daß die Wellen sich gleichsam verkriechen und nicht mehr wagen zu atmen. Aber der blauende Himmel, das sanft niederflutende Licht der Sonne, leise webende Lüftchen genügen, den Wassermassen fröhliches Leben einzuhauchen und endlose Reihen stets wechselnder Farbenbilder auf ihrem Spiegel hervorzurufen, — alle getragen von dem einen Farbenaccord: dem Hellblau des Himmels, dem Golde des Sonnenlichts, dem Ultramarin des Wassers.

*

Gerade in diesem steten Wechsel, in dieser fortwährenden Umbildung, in diesem raschen Umschlage der Farbenbilder liegt das Wesen und der Zauber des Meereslebens. Daher die fast unüberwindliche Schwierigkeit, das Meer zu malen. Wie man einen einzigen Moment für sich

fixieren will, ist das ganze schöne Spiel verdorben, wird das lebendige, wallende Element vergletschert und versteinert. Im Leben des Meeres giebt es noch viel weniger eine Gegenwart, etwas Bleibendes, als im Leben der übrigen Natur; das ist der Triumph der Marinemalerei, wenn sie diese ruhelose Thätigkeit, dies stets im Fluß befindliche Leben, dies Ineinander- und Durcheinanderspielen von Licht und Wasser, das sie unmöglich darstellen kann, wenigstens ahnen läßt mittelst jenes undefinierbaren Oscillierens, das die großen Marinemaler so sehr in ihrer Gewalt haben.

*

Meerluft und Meerleben wirkt befreiend, entlastend, entbindend auf das Gemüt. Das Meer selber ist frei, man möchte sagen das freieste Wesen der unfreien Natur, noch mehr ein Bild der Freiheit als selbst der Sternenhimmel mit seinen nur scheinbar in freiem Spiele verstreuten und sich vergnügenden Lichtwelten, die in Wahrheit in so strenge Bahnen gewiesen sind. Strand und Land muß dienen. Ihnen sieht man es auf den ersten Blick an, daß sie unter Botmäßigkeit, unter ehernen Gesetzen stehen. Das Land ist der frönende Knecht, dem der Mensch überall Brandmale der Sklaverei aufgedrückt hat. Das Meer ist frei und lebt nur nach seinen eigenen Gesetzen. Frei rollt es seine Wellen von Ufer zu Ufer; wenn diese auch im Strande den Grenzherrn anerkennen müssen, sie können ihm wieder entfliehen, und es bleibt ihnen ein fast endloser, grenzenloser Tummelplatz der Freiheit. Wohl erstreckt sich die Herrschaft des Menschen auch über das Meer, aber sie ist doch nur eine sehr partielle und beschränkte, eine stets bedrohte. Sie kann das freie Leben der See kaum stören und beeinträchtigen. Der Mensch kann diesem Souverän nur mit Zittern und Zagen Befehle erteilen; er kann seiner furchtbaren Kraft bloß Lasten zu tragen geben, welche sie spielend zu bewältigen vermag.

*

In herrlich geschmücktem, mit krystallenem Estrich belegtem, von der Abendröte mit goldenen und rosigen Floren behangenem Festsaale begegnen und verabschieden sich Tag und Nacht. Der Tag zieht von dannen, die Nacht übernimmt das Regiment. Allein auf Deck. Unter mir Unermeßlichkeit, über mir Unendlichkeit. Die Geheimnisse des Meeres fließen über in die Geheimnisse des Sternenhimmels. Einsamkeit, majestätische Ruhe und Stille ringsumher. Das dunkelblaue, sternbesäte Gewölbe scheint tiefer und tiefer sich herabzuneigen zur See, und mit leisem Aufzittern und Aufwogen scheint die See dem Firmament entgegenzustreben und begierig das Licht in sich aufzunehmen, welches die

funkelnden Sterne ihr als Gruß zusenden. Es fallen die Schranken von Raum und Zeit. Gedanken der Ewigkeit steigen auf aus dem Meeresgrund, Ahnungen der Ewigkeit tauen herab von den Gestirnen.

*

In später Nachtstunde taucht eine dunkle Masse aus dem Meere auf. Allmählich nimmt sie Gliederung an. Stolze Mauern, hohe Türme, schlanke Minarete, schwanke Palmen, überbaute Hügel heben sich vom nächtlichen Himmel ab. Das ist Rhodus, heute noch trotz der entsetzlichen Pulverexplosion von 1856, welche so viel zerstörte, ein gewaltiges Grab- und Ehrendenkmal für den Johanniterorden, welcher nach dem Verluste von Jerusalem und Palästina diese Insel zum letzten Bollwerk gegen den Islam machte und sie 212 Jahre lang mit unerhörter Tapferkeit verteidigte. Ein fahles Leuchten umzieht die Uferklippen, als ginge es von den Tausenden von Leichnamen aus, welche hier das Meer verschlang. Blasse Schimmer irren wie Totenlichter über das alte Gemäuer hin, und gleich Heldenaugen funkeln Sterne, die darüber ziehen. Was ist großartiger und glorreicher, was trauriger und schmerzlicher als die Niederlage dieser Ritter und ihr Abzug von der Insel im Jahre 1522? Nachdem das Meer hier Türkenblut in Strömen getrunken hatte und große Heere und Flotten des Islam an diesen Klippen und am Mute der Ritter zerschellt waren, kam Soliman mit 300 Schiffen und 200000 Streitern. Und volle sechs Monate hielten die 10000 Ritter der erdrückenden Übermacht stand. Nicht besiegt, nur verraten von einem aus ihrer eigenen Mitte, verlassen und preisgegeben vom Abendland, mußten sie die Insel räumen. So viele Tapferkeit nötigte auch dem Feinde Achtung ab; er gewährte ehrenvollsten Abzug und wagte nicht, die Bauten der Ritter zu zerstören.

*

Nachts 2 Uhr verläßt der Dampfer die Insel wieder. Wie wir morgens erwachen, finden wir uns mitten ins Inselreich der Sporaden versetzt. Ein ganz neuer, ungewohnter Anblick. Große und kleine Eilande tauchen rechts und links aus dem Meere, aus der Ferne anzusehen wie ein stolzer Zug von silbergefiederten, goldgeschirrten Schwänen. In der Nähe zeigen sie die merkwürdigsten Formen und verschiedenartigsten Silhouetten. Hier ungeschlachte Felsblöcke ohne alle Spur von Vegetation und menschlichem Leben; dort langgestreckte Inseln, vom Rückgrat eines Gebirges durchzogen, ähnlich versteinerten Riesendelphinen. Dann wieder halbkugelig aufschwellende, schildkrötenförmige neben solchen mit vielzackigen Uferrändern, steil abfallenden Wänden und wilden, zer-

rissenen Höhen; die einen in sanftem Dufte verwehend, die andern in sattem Rot prangend, oder in ein blendendes Weiß oder ein dunkles Blau gehüllt. So reihen sie sich aneinander zu einer Art Schiffbrücke, die aus dem Morgenland ins Abendland führt, zu einer ununterbrochenen Kette von Haltstationen und Stapelplätzen für die Handelszüge, von Forts für die Kriegszüge der Völker.

*

Die langgestreckte Halbinsel, auf welcher einst Knidos mit dem berühmten Aphroditetempel stand, und ihre Endspitze, das Kap Krio, lag schon hinter uns. Der erste Anblick, der sich in der Morgenfrühe bot, war die Stadt Kos, Hauptstadt der gleichnamigen Insel, freundlich unter Bäume auf weiten grünen Plan gebettet. Am Strande zahlreiche Windmühlentürme; über dem Städtchen viele Kuppeln und Minarete; unfern dem Ufer ein mächtiges Kastell, ein Vorwerk der Rhodiser Ritter, und nahe dabei eine große Platane, in deren Schatten Hippokrates seinen medizinischen Unterricht erteilt haben soll: alles überragt von sanften Höhenzügen. Schmale Durchfahrtsstraße zwischen Kos und der karischen Küste mit dem alten Halikarnassus, der Residenz der kriegerischen Königin Artemisia, welche ihrem Gemahl das Mausoleum baute. Kalymnos und Leros kommen in Sicht; erstere Insel wild und steinig, letztere mit viel Grün belebt.

*

Zwischen Leros und dem unwirtlichen, unbewohnten Lipsos hindurch zeigt sich uns erstmals die Insel Patmos, durch Form und Farbe von den andern charakteristisch verschieden. Ein massiger Gebirgsstock, auf allen Seiten ziemlich jäh abfallend, mit zackigem Kamm sich am Horizont abzeichnend, in schwermütiges Graublau gehüllt. Zwischen steilen Klippen und scharfgezackten Bergrändern gähnt der ausgebrannte Krater eines Vulkans. Auf höchster Bergeshöhe ist ein weißer Streifen sichtbar: die Stadt Patmos mit festungsartigem Klosterbau. Unten am Berge, nahe dem Hafenorte La Scala, bezeichnet ein Kloster und eine Kirche über einer Grotte den Ort, wo der hl. Johannes sich aufhielt und die Offenbarung empfing. Hier kommt es uns klar zum Bewußtsein, daß der Einschlag der großartigen und furchtbaren Bilder der Apokalypse von der Natur genommen ist, die hier den Seher umgab. Von dieser schaurigen Einöde aus sah der Apostel voll Sorge und Kummer hinüber nach der Küste Asiens, wo die sieben Kirchen von Ephesus, Smyrna, Pergamus, Thyatira, Sardes, Philadelphia, Laodicea blühten, und aus der Verbannung sendet er ihnen jene sieben Sendschreiben, so voll ernster Mahnung, aufrichtender Tröstung, erschütternder

Drohung. Wehe, ihre Leuchter sind längst von der Stelle gerückt! Aus den Steinwüsten, aus den schwarzen Klüften, aus den zerrissenen Schluchten der Insel, aus den Abgründen des Meeres stiegen die schaurigen, blutigen Gesichte der Verfolgung der Kirche, der Schrecken und Frevel des Antichrist auf; vom Himmel schwebten herab die Lichtvisionen, welche das bedrängte Gemüt den endlichen Sieg der Kirche über alle ihre Feinde schauen ließen. Vom Himmel kommt herab der frohe Verheißungsruf: „Ja, ich komme bald", und von der Erde seufzt es empor: „Amen; ja komme, Herr Jesus!"

*

Die Meeresstraße führt an einer Gruppe kleiner Inseln vorüber, zwischen dem felsigen Eiland Ikaria oder Nikaria, das seinen Namen vom unglücklichen Sohne des Dädalus hat, und dem berühmten Samos hindurch, über welches der 1440 m hohe Berg Kerki sein königliches Haupt erhebt. Hierher verlegt die Sage Junos Geburt und Kindheit. Hier erhob sich ihr weltberühmter, statuenreicher Tempel. Hier ward Pythagoras geboren. Hier schrieb Herodot, hier sang Anakreon, hier gab die Sibylle von Samos ihre Orakel. Hier wurden auf dem Meere mehrmals Griechenlands Geschicke ausgefochten. Hier regierte der allzu glückliche Polykrates, der am Kreuze endete. Hier landete der Apostel Paulus auf der Fahrt nach Milet (Apg. 20, 15). Welche Erinnerungen! Die letzte große That der Samier war der Kampf um die Freiheit, welchen sie, angefeuert durch die Erhebung Griechenlands 1821—1830, gegen die Türken führten. Für sie schlug aber die Stunde der Freiheit nicht. Sie mußten unter das türkische Joch zurückkehren, und nun wissen sie auch von dem geringen Maße von Freiheiten, das ihnen zugestanden wurde, keinen vernünftigen Gebrauch mehr zu machen.

*

Mehrere Stunden durch offenes, insselloses Meer. Abends 5 Uhr im Angesichte von Chios zwei Stunden vor Anker. Die lieblichste aller Sporadeninseln. Öde Kalksteingebirge, aber auch sanftgeschwungene, grünbewachsene Hügel. Die Stadt liegt an der Bogenlinie einer schönen Bucht, inmitten herrlicher Gärten, deren Grün von dem scharfen Grau oder dem milden Rosa der Berge merkwürdig absticht; großartige Paläste und Villen spiegeln sich im Meere. Wer die Unglücksgeschichte von Chios nicht kennt, möchte es wohl für eine Insel der Seligen halten. Vom Meere aus sind keine Spuren des entsetzlichen Erdbebens vom 3. April und 27. August 1881 mehr zu entdecken. Neues Leben sproßt aus den Ruinen. Der Handel mit Mastix, Wein und Seide blüht, und die reichgewordenen Chioten geben sich Mühe, mit ihren Palast-

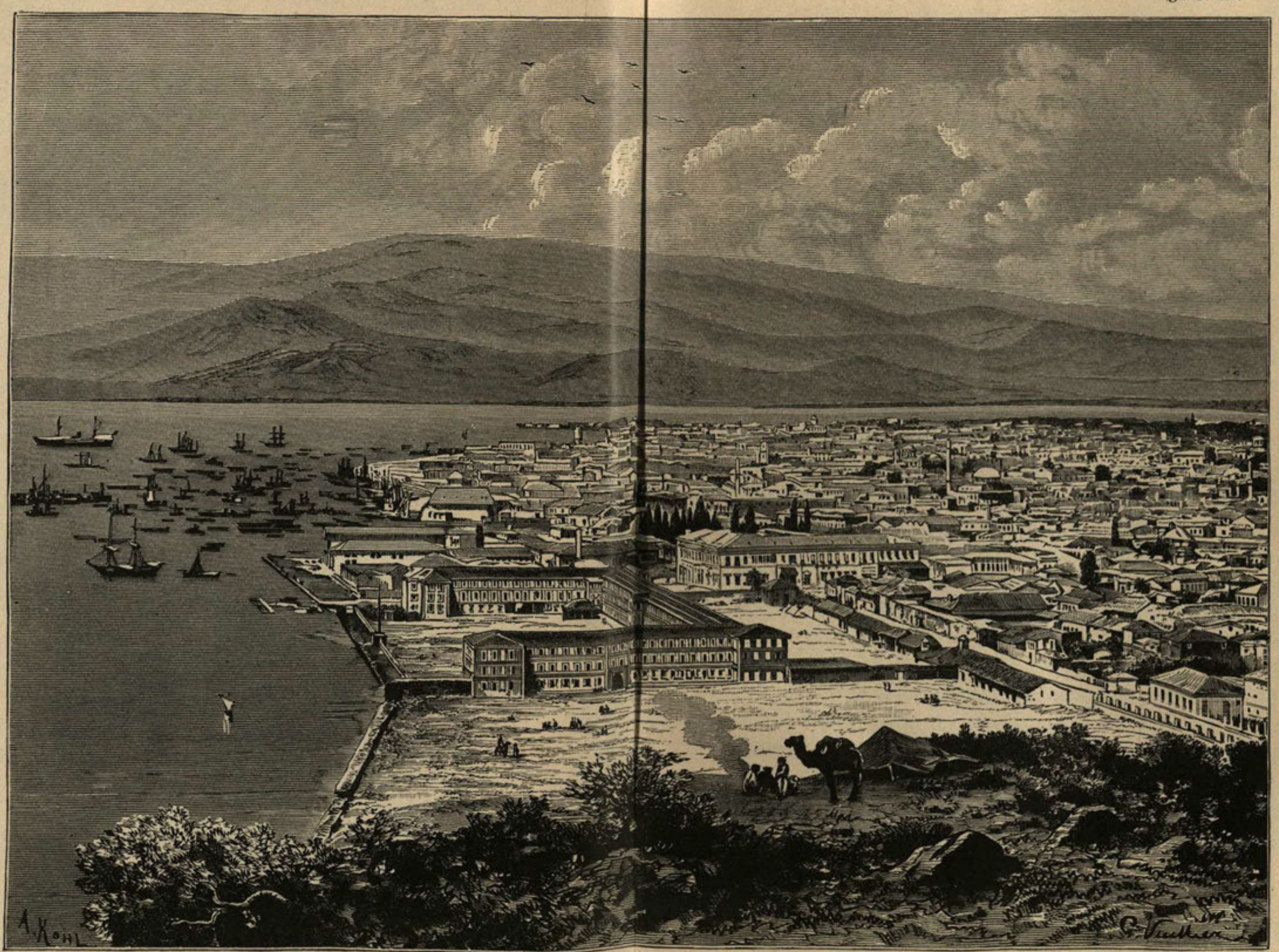


Fig. 95. Smyrna.

bauten die Erinnerung an die schreckliche Katastrophe und das Gefühl der Unsicherheit zu bannen.

In schöner Sternennacht umfahren wir das Vorgebirge Kara Burun und lenken in den Golf von Smyrna ein (Fig. 95). Das Schiff fährt sehr langsam, fast lautlos durch die ruhige See, da wir nicht vor Tagesanbruch in Smyrna landen dürfen. Am Samstag, 7. Mai morgens 5 Uhr taucht die Stadt vor unsern Augen aus dem Meer auf, oder vielmehr sie scheint dem Auge von den Bergen ans Meer herabzusteigen. Zuerst zeigt sich nämlich die mächtige Burgruine auf dem Höhenkamm des Pagos. Dann taucht das in halber Höhe am Berge sich hinziehende mohammedanische und jüdische Viertel auf mit seinen Moscheen, Minareten und den Cypressenwäldern, den Hainen der Toten. Erst beim Näherkommen sieht man, daß zwischen Berg und Meer eine ebene Fläche liegt, ganz übersät mit Häusern, Kirchen und großen Quaibauten, welche in weitem Halbkreisbogen sich am Meere hinlagern. Das Meer selbst aber verwandelt hier im Golfe seine tiefblaue Farbe in ein helles Grün.

Drei Tage sollte unser Aufenthalt hier dauern, aber infolge unserer verspäteten Ankunft schrumpft er auf 8 Stunden zusammen. Nicht ohne Schmerz streichen wir Ephesus mit seinem großen Ruinenfeld und seinen lieblichen Erinnerungen an Paulus, Johannes, Timotheus und die Gottesmutter aus unserem Plane. Ein Rundgang macht uns mit der unvergleichlich schönen Lage von Smyrna näher bekannt. Der von den Bergen beschirmte, ruhige Golf, das den Höhen vorgelagerte große ebene Terrain, das nicht nur einer Großstadt gestattet, sich ungehindert zu entfalten, sondern ihr auch Platz genug für Gärten, Haine, Fruchtfelder zur Verfügung stellt, der Wasserreichtum des Stromes Meles, die Lage genau in der Mitte des kleinasiatischen Küstenstriches — das sind zahlreiche und kräftige Garantien für das Gedeihen einer Stadt; man begreift, daß Smyrna aus den Zerstörungen der Kriege, der Feuersbrünste, der Erdbeben, aus den Verheerungen der Pest sich immer wieder zu neuer Blüte erhob und auch als Sklavin der Türken sich ein frisch und kräftig pulsierendes Leben bewahrte. Das türkische Element muß mehr und mehr dem christlichen weichen; unter etwa 160000 Einwohnern sind nur mehr etwa 45000 Türken.

Das Frankenviertel hat einige halbwegs ordentliche Straßen; die Bazare sind aber ein solch labyrinthisches Gewirr von Gassen und Gäßchen, daß wir lange vergeblich den Weg durch sie hindurch zur St. Polykarpskirche suchen. Ein Mönch geleitet uns endlich hin; ein hübscher, reinlich gehaltener Barockbau; im Franziskanerkloster begegnen wir dem katholischen Erzbischof. Dann besteigen wir einen Hügel, der mit jüdischen Gräbern bedeckt ist und auf seinem Gipfel Reste eines

Äskulaptempels trägt. In der Nähe ist ein großer mohammedanischer Friedhof, über welchem in großer Zahl schwarze Cypressen gleich Obelisken aufragen und Turteltauben ihre melancholischen Totenklagen singen. Von da kommen wir zu der Stätte des antiken Stadion auf halber Höhe des Pagosberges, in eine Bergfalte eingebuchtet; noch sind seine Umrisse und einige Sitzreihen zu erkennen. Hier beschloß St. Polykarp, Schüler des Evangelisten Johannes und Bischof von Smyrna, sein Leben mit glorreichem Martyrium (155 n. Chr. unter Antoninus Pius). Dies beschreiben uns in ergreifender Weise die ältesten Martyrerakten, eine Encyklika der Gemeinde von Smyrna über den Tod ihres Bischofs. Als er nach seinem mutigen Glaubensbekenntnis auf den Scheiterhaufen geschleppt wurde, umwoben ihn die Flammen wie eine Gloriole, ohne ihn zu versehren; der Dolch machte seinem Leben ein Ende und der Strom seines Herzblutes löschte die Flammen.

Bis zum Kastell auf der Höhe des Pagos allein emporzusteigen, ist bei der großen Unsicherheit der Umgebung von Smyrna nicht ratsam. Ich weide mein Auge am Bilde der Meeresstadt, welchem die etlichen vierzig Moscheen mit Kuppeln und Minareten und die zwanzig christlichen Kirchen mit Türmen ein merkwürdiges Gepräge geben. Dann nimmt man an der großen Karawanenbrücke, die über den Meles führt, Abschied von den Kamelen. In langen Zügen sieht man sie hier fast zu jeder Stunde des Tages dem kleinen Führer, dem Esel, folgen, entweder beladen mit den Erzeugnissen Kleinasiens, welche die Schiffe nach Europa ausführen, oder damit beschäftigt, Europas Waren ins Land zu importieren. Das Grand Hôtel Huck an der Marina, der großen, sehr belebten Quaistraße, deckt uns reichlichen Mittagstisch. Nachher begeben wir uns auf den französischen Dampfer Douros, der stark befrachtet und nur für eine kleinere Zahl Passagiere eingerichtet ist. Wir behelfen uns gerne, da die Fahrt nicht lange dauert. Die Unbequemlichkeit der Nachtlager gleicht eine gute Küche und ein guter Schiffskeller aus. Wir halten uns an das Wort: „Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden, doch ihre Weine trinkt er gern“, und sind so heiter, daß die Franzosen ihre helle Freude an uns haben.

*

Mittags 3 Uhr verläßt der Dampfer Smyrna; gegen Abend passieren wir wieder das Kap Kara Burun, dann schlagen wir, ohne irgendwo anzuhalten, die direkteste Linie nach Athen ein, an den Inseln Chios und Psara vorbei, über die offene See nach der Insel Andros hin; dann durch den Oro-Kanal in den Kanal von Zea. Sonntag, 8. Mai fahren wir im ersten Frühlicht zwischen den Inseln Zea.

dem alten Keos, und Makronisi durch, und beim Einlenken in den Golf von Ägina begrüßen uns die schlanken Marmorsäulen des Kap Colonna oder des Vorgebirges Sunion. Da stehen sie auf nicht sehr hohem, aber steil ins Meer abfallendem Hügel, die zwölf dorischen Säulen des alten Athene-Tempels mit ihren Architravbalken, heute noch schimmernd weiß und unerschütterlich aufrecht. Sie gleichen Heroen, die allein aus grauer Vorzeit am Leben blieben. Wie Schildwachen auf exponiertem Posten, die zum Schutz gegen die Zerstörerin Zeit ihre Schilde übers Haupt halten, schauen sie weit hinaus ins Meer und vermelden dem fremden Wanderer des alten Hellas Größe und Gruß.

*

Zur Linken die ausgezackte, reich profilierte Küste von Argolis mit vorgelagerten Inseln und Halbinseln. Uns ziemlich nahe Ägina, einst die seetüchtige Nebenbuhlerin Athens, aber auch in den schönen Künsten wohlbewandert, besonders in der Skulptur, wie die berühmten Giebelgruppen im Äginetensaal in München beweisen, welche einst den auf hohem Hügel gelegenen Athene-Tempel schmückten. Zur Rechten die schlichtern Profile der attischen Küste, dann die Züge des Hymettos, dann die Bucht von Phaleron, über welcher Athens Akropolis mit ihren goldpatinierten Säulen aufsteigt. An sich nichts weniger als eine sehr großartige oder besonders reiche Landschaft; die Höhen nicht imposant, dazu fast alle öd, steinig, baum- und kulturlos, während sie früher zum Teil sicher in reichem Waldschmuck prangten. Gleichwohl ist das Gesamtbild heute noch von unbeschreiblicher Lieblichkeit und Farbenpracht. Was unter anderem Himmel und in anderer Umgebung eintönig, rauh, schwermütig, hart und kalt erscheinen würde, das durchpulst, an sonnigen Tagen wenigstens, dieser tiefblaue Himmel, die ungeheure Lichtfülle der Atmosphäre, die lichtgesättigte Meeresfläche mit freundlicher Anmut, mit strahlender Lieblichkeit, mit frohem Glanze. In der ersten Stunde des Verkehrs mit dieser Natur wird man klarer über den Charakter hellenischer Kultur und hellenischer Kunst: sie hat von der Natur viel in sich eingesogen und dankt ihr zum guten Teil dies Gepräge der Klarheit, der Harmonie, der Anmut.

*

Morgens 10 Uhr fahren wir durch die Meerespforte von Griechenland in den geschützten, herrlichen Hafen des Piräus ein, dessen Bedeutung für Athen Themistokles zuerst erkannte und welchen Perikles durch gewaltige Mauern mit der Hauptstadt verband. Die Begrüßung und Umarmung der Fremdlinge seitens der Hellenen läßt an stürmischer Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig. Etliche dreißig große und kleine

Nachen schwirren heran, ihre Mannschaften blockieren und entern in regelrechtem Seekampf unsern Dampfer, erklettern ihn von der Seite und stürzen sich unter wildem Siegesgeschrei auf Deck und auf die wehrlosen Passagiere. Doch läuft alles unblutig ab, und ein Ruderschiff fährt uns an stattlichen griechischen Kriegsdampfern vorbei ans Land. Eine große, moderne Stadt, ganz neu aufgeblüht seit der Befreiung Griechenlands, mit einer aus allen Nationen gemischten Bevölkerung nimmt uns auf, vermag uns aber nicht zu fesseln. Nach Athen steht uns der Sinn. Einige Zweispänner — die Eisenbahn erschien uns als zu modernes Vehikel — bringen uns in einer halben Stunde durch fußhohen Staub und abgeerntete Felder in das sehr komfortable Hôtel de la Grande-Bretagne neben der königlichen Residenz.

Besuch in Griechenland.

Sonntag, 8. Mai.

Athen, Herzpunkt eines von Natur reich, aber nicht überreich ausgestatteten Landes, Mittelpunkt eines von der Vorsehung mit mehr Talenten als alle übrigen begabten Volkes, Angelpunkt einer der bedeutungsvollsten Perioden der Weltgeschichte, Universität des Altertums, Amme der Philosophie und Poesie, Mutter der schönen Künste, Heimat eines Solon, Miltiades, Themistokles, Perikles, Demosthenes, Aristides, Aristoteles, Plato, Sokrates, Zeno, Phidias, erste geistige Weltmacht der alten Zeit, welche dem Christentum ihre Bildungsschätze zur Verfügung stellte, — herrliches Athen, sei uns gegrüßt!

Zwar was wir hier vor uns sehen, ist nicht das alte Athen, sondern eine sehr junge Neustadt. Das alte Athen ist tot, es lebt nur noch in seinen Reliquien und Ruinen. Aber nicht gestorben mit ihm, nur durch lange Mißwirtschaft verdorben ist seine landschaftliche Umgebung. „Schön bleibt Natur, ging auch Kunst, Freiheit, Ruhm zur Gruft." Noch umschließt der feste Berggürtel des Hymettos, des Pentelikon, des Parnes, des niedrigern Höhenzuges Ägaleus die attische Ebene nach Osten, Norden und Westen; noch begrenzen sie im Süden die unbedeutenden Bodenschwellungen gegen den Saronischen Golf hin, welche von jedem etwas erhöhten Standpunkte aus herrliche Blicke auf das blaue Meer verstatten. Keine großartige Landschaft. Keine starken Kontraste, welche überwältigend wirken. Nirgends überquellende Üppigkeit und Fruchtbarkeit. Kein Strom, der in majestätischem Siegeslaufe die Ebene durchrauscht. Imposant außer der Bergnatur des Hymettos und Pentelikon und etwa noch der turmartig aufragenden Bergwarte des Lykabettos nur der mächtige Felsstock der Akropolis, der am südlichen Rand aus der Ebene aufstarrt, ein von der Natur gesetzter Mittel- und Krystallisationspunkt für eine Stadtgründung, ein großer Bergaltar, welcher Ebene und Meer beherrscht, aber doch sehr der Nachhilfe menschlicher Kunst bedurfte, um so viel vorstellen zu können. Im übrigen alles schlicht, gewöhnlich, nahe beisammen, eng umschrieben, abwechslungsreich aber klar gegliedert und leicht zu überschauen, anmutig aber bescheiden, vielleicht ohne Griechenlands Sonne und Himmel sogar trist und einförmig.

In gewissem Grade ist ja doch die Natur Erzieherin und Bildnerin aller Völker, besonders in Perioden, in welchen noch nicht durch Hyperkultur die Beziehungen des Menschen zur Natur erkältet und gestört sind. So werden wir es wohl auch mit dieser Natur Griechenlands und Athens in Zusammenhang bringen dürfen, daß der hellenische Geist und Charakter sich so wesentlich von dem orientalischen unterscheidet, bei aller Kraftfülle und Lebenslust sich zu bescheiden und zu konzentrieren weiß, Lebensgenuß mit Lebensarbeit zu verbinden, in Philosophie und Kunst Ernst mit Frohsinn, Phantasie mit Gedankenklarheit, feine Empfindung mit Gedankenschärfe, hohen Flug mit weiser Selbstbeherrschung, Freiheitsgefühl mit strengem Maßhalten, ästhetischen mit praktischem Sinne zu paaren versteht.

Die Gruppierung der Stadt um den gegebenen Mittelpunkt der Akropolis, die Verbindung derselben mit dem Piräus mittelst der starken Arme der langen Mauern, die Ebnung und Ausnützung des Burgberges, die Verlegung der Pnyx, der Stätte der Volksversammlungen, auf das flache Gehänge eines unbedeutenden Höhenzuges, der sie über den Lärm des Marktes und das Getriebe der Parteien hinausheben sollte, die Bestimmung der unförmlichen Felsplatte des Areopag, welche vor der Akropolis gleich dem Rücken einer Riesenschildkröte aus dem Boden aufschwillt, zum Sitzungssaale des obersten Gerichtshofes, die Einbettung des Stadion, des Festplatzes für die panathenäischen Spiele, in eine ganz unerhebliche Einbuchtung am Fuße des Helikon, — diese und manche andere Züge lassen erkennen, wie die Griechen mit den gegebenen Verhältnissen, auch mit kleinen, zu rechnen, die Natur auszunützen, ästhetisches und praktisches Interesse zu verbinden wußten.

Nach der ersten allgemeinen Orientierung über Lage und Umgebung widmen wir den Sonntag Nachmittag der Neustadt Athen (Fig. 96). So seltsam uns zunächst alles Moderne auf diesem Boden anmutet, so unvorteilhaft die Konfrontierung moderner Bauten, vor allem der kasernenmäßig nüchternen Residenz, mit den alten Monumenten für die erstern ausfällt: man versöhnt sich nach und nach, und man freut sich darüber, daß für neuere Großbauten ein Stil gefunden wurde, der mit Hilfe des Edelgesteins vom Pentelikon sich dem Antiken gegenüber einigermaßen zu behaupten vermag. Die niedrig gehaltenen Prachtbauten des Polytechnikums, des Nationalmuseums, der Akademie der Wissenschaften, der Universität sind in einem klassicistischen Stile gehalten, der wenigstens keinen Streit anfängt mit den alten Bauten und Erinnerungen, wenn er auch mit seinem kindlichen Ornamentenspiel und seinem Haschen nach Effekten sich vor der klassischen Kunst tief in den Staub beugen muß. Die innere Stadt ist ein sehr enges Maschenwerk von kleinen

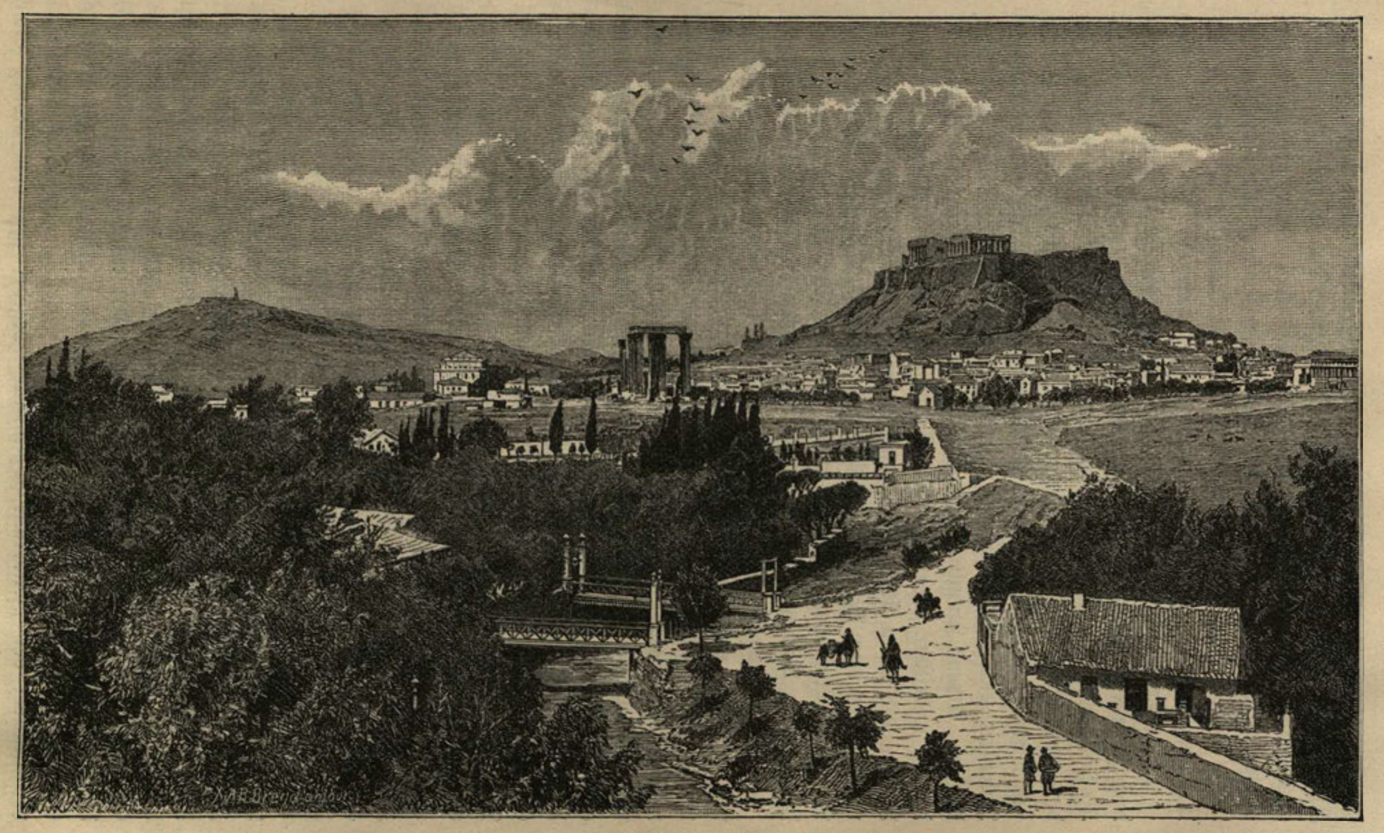


Fig. 96. Athen.

Gassen. Einigen Eindruck machen die zahlreichen alten byzantinischen Kirchen, meist Centralbauten von sehr kleinen Dimensionen, zum Teil aus antiken Trümmern gebaut. Für den Bau einer großen neuen Metropolitankirche (1840—1855) mußten 70 Kirchen und Kapellen das Leben lassen. Die katholische Kirche hat Anklänge an St. Bonifaz in München und ist geräumig, befriedigt aber wenig.

Die Erweiterung der Stadt zeigt es, und die Statistik berechnet es, daß sie als Residenz einen mächtigen Aufschwung genommen; innerhalb 50 Jahren ist die Einwohnerzahl von 20000 auf 90000 gestiegen. Ist das eine natürliche Blüte, aufquellend aus der Kraft eines Volkes, das sich wieder gefunden, aus dem Reichtum des Landes, aus lebenskräftiger Industrie und regem Handel, oder Treibhausblüte? Sicher eher das letztere. Athens Industrie und Handel will nichts bedeuten. Das Land ist fast unheilbar verarmt. Die Stadt zehrt aus dem Ruhm und den Ruinen des alten Athen, lebt von den großartigen Stiftungen der Mäcenaten, von dem Almosen der Reichen. Der Volkscharakter bietet nicht viele Garantien der Zukunft; mehr Geschrei als Thatkraft, mehr Einbildung als Bildung, mehr Freiheitsillusionen als freiheitlicher Sinn.

In diesem Gefühle bestärkte uns eine Sonntagserfahrung, welche wir in Athen machten. Wir schlenderten durch die Straßen und ergötzten uns an den farbenreichen, malerischen Kostümen der Griechen und Albanesen, unter welchen besonders auffällt die phantastische Fustanella, das reichgefältelte weiße Schoßröckchen bis an die Kniee, dem Balletkostüme ähnlich, welches merkwürdigerweise auch ein Truppenteil, das Jägerbataillon, trägt. Der Menschenschlag klein; aber manche schöngewachsene Gestalt und manches feingeschnittene Antlitz erinnert noch an den klassischen Typus. Einmal kreuzt ein pompöser Leichenzug unsern Weg. Ein hoher Staatsbeamter wird zu Grab geleitet; der Leichnam liegt in ungeschlossenem Sarge auf dem offenen Leichenwagen, und Griechenlands Sonne spielt zum letztenmal über das bleiche Antlitz hin. Das ist atheniſche Sitte. Kurz nachher aber fielen uns starke Truppenbewegungen auf. Kavallerieposten von 30—50 Mann fassen an allen Straßen rings um das königliche Schloß Posto. Adjutanten sprengen im Galopp hin und her. Die Offiziere scheinen sehr ernsten Gesichts einer nahenden Gefahr entgegenzusehen. Aus der Ferne braust es heran wie Meeressturm. Nun überschwemmt eine ungeordnete Volksmasse tumultuarisch den großen Platz unterhalb des Schlosses, Platz der Verfassung genannt. Hunderte von Equipagen und Wagen, grün verziert, alle mit einer Unmasse von Bildern behangen, welche dasselbe Porträt eines bärtigen Mannes zeigen. Es ist das Bild des Trikupis; zu seinen Ehren ist die Demonstration veranstaltet; der „souveräne Volkswille" begehrt ihn vom König als

Ministerpräsident anstatt des Delyannis, der in Volksungnade gefallen. Die Wagen sind vorwiegend mit jungem Volk besetzt bis herab zu den Gassenbuben, welche offenbar ihrer Stimmen wegen beigezogen wurden. Diese bezahlten Schreier umwogt eine Menge von Tausenden, welche teils in den Ruf: „Hoch Trikupis, nieder Delyannis!" einstimmen, teils gegenteilige Rufe ausstoßen, zischen und pfeifen und Stöcke schwingen und dadurch den Skandal auf den Höhepunkt treiben. Der Zug will sich Bahn brechen zum königlichen Schlosse, um dem König direkt den Willen des Volkes zu vermelden; aber der König hat alle Ursache, solch zärtlichem tête-à-tête, so nahen Umarmungen seines Volkes sich zu entziehen. Die Offiziere haben gemessene Befehle; ebenso ruhig als entschieden verweigern sie den Durchgang, und wie Mauern stehen ihre Mannschaften hinter ihnen. Hat man anfangs nicht ohne Bangen dem Tumulte zugesehen, so erkennt man bald die völlige Ungefährlichkeit desselben, und von da an bekommt er einen starken Stich ins Lächerliche und Komische. Die Kraft dieser Volksmassen liegt im Schreien; darin leisten sie das Menschenmögliche. Von 5 Uhr abends schreien sie ununterbrochen fort. Die Sonne geht herrlich unter, und goldene Abendröte umwebt Berg und Thal, — sie schreien weiter. Die Nacht senkt sich herab; von geisterhaftem Glanz umflossen, mahnen die Ruinen der Akropolis an die große Vorzeit, — sie schreien immer noch. Wir gehen zur Ruhe, und noch in unser Schlafgemach tönt herein das heisere Hyänengeschrei: „Trikupis, Trikupis." Es mischt sich in unsere Träume, und nachts 2 Uhr erwachen wir an dem Rufe: „Trikupis, Trikupis!" O Solon! o Themistokles! o Demosthenes! Schon die alten Athener hatten ja gewiß große Unarten; aber diese Jung-Athener scheinen entweder keinen oder nur den unartigsten Tropfen alt-athenischen Blutes mehr in ihren Adern zu haben. „Sie streiten sich, so heißt's, um Freiheitsrechte; genau besehn sind's Knechte gegen Knechte."

* * *

Montag, 9. Mai.

In fiebrig heißer Morgenluft treten wir unsere archäologische Entdeckungsreise an. Wir beginnen beim Olympieion, dem Tempel des Zeus Olympios. Im Südosten der Stadt, auf gewaltigem freien Platz unweit der Quelle Kallirrhoe, an welcher jetzt die Waschweiber als Quellnymphen fungieren, halten noch 16 Riesensäulen mit korinthischen Kapitälen und mächtigen Gebälkstücken feierliche Totenwache. Diese 20 m hohen Giganten sind die letzen Überlebenden von dem großen Heere der 120 Säulen, welche einst den kolossalen Tempel (116 m lang, 56 m breit) umkreisten. Aber sie sind keine blutechten Söhne hellenischer und

korinthischer Kunst, wie ihre Häupter, die Kapitäle, zeigen. Schon von Pisistratus 530 v. Chr. im dorischen Stile begonnen, wurde der Bau erst durch Antiochus Epiphanes ca. 174 v. Chr. in korinthischem Stile weitergeführt und erst von Hadrian 135 n. Chr. in griechisch-römischem Stile vollendet. Er barg die Goldelfenbein-Statue des Zeus und war von einer weitausgreifenden Umfassungsmauer umschlossen. Ein ganz neues Stadtviertel siedelte sich dann um den Tempel an, die Stadt Hadrians, durch das Hadriansthor mit hoher Bogenöffnung über dem Portal mit der Altstadt verbunden.

Durch dieses Thor fahren wir hindurch zu dem choragischen Denkmale des Lysikrates von 335 v. Chr., welches etwas feiner, aber auch nicht ganz rein den korinthischen Stil repräsentiert. Ein umsäultes Marmor-Rundtempelchen mit Dachkuppel und krönendem Blumenkapitäl, das einst den Dreifuß, den Siegespreis bei den dionysischen Wettkämpfen, trug. Dann zum Turm der Winde, ca. 100 v. Ch. gebaut: ein Horologium mit Windfahne, mit Sonnen- und Wasseruhr. Von da zur Stoa oder dem Gymnasium des Hadrian, einem großen, mauerumschlossenen Bezirk, auf welchem noch Säulenreste, Grundmauern, Exedren, Mosaikböden von den alten Säulenhallen, der Bibliothek, den verschiedenen Tempelchen und den in ihr Erbe getretenen christlichen Kapellen erzählen.

In der Nähe des Bahnhofes erhebt sich über einem großen freien Platz ein erstaunlich gut erhaltener Tempelbau, 33 m lang, 15 m breit. Man hat seine Berechtigung, den Namen Theseion oder Theseustempel zu führen, schon angezweifelt, aber wohl mit Unrecht. Allem nach ist der Tempel identisch mit dem von Kimon ca. 465 v. Chr. für die angeblichen Überreste des Heros Theseus, des Gründers von Athen, gebauten. Die Christen weihten ihn dem hl. Georg, den sie als rechtlichen Erben des alten Heros ansahen. Eine für den Altar eingebaute Apsis ist wieder entfernt worden, und abgesehen von dem Tonnengewölbe, welches jetzt die Halle überspannt, ist die ursprüngliche Gestalt im Innern und Äußern ganz erhalten. Die Langseiten sind mit je 16, die Schmalseiten mit je 6 Säulen flankiert; zwischen den Anten noch je zwei weitere Säulen. Das Innere zeigt noch Reste alter Malerei auf Stuck; am Äußern schmücken 18 Metopen den Fries über dem Architrav mit Reliefs der Großthaten des Herakles und Theseus, den Fries um die Mauern der Cella Bilder aus dem Kampf der Lapithen und Centauren: Skulpturen, welche wichtig sind als Verbindungsglieder zwischen der archaischen Kunst und der des Phidias. Ein reines Werk des dorischen Stils, Vorbild und Vorläufer des Parthenon, ein Monument, welches die ganze wuchtige Kraftfülle und Majestät altgriechischer Architektur zum Bewußtsein bringt.

Zwischen dem Nymphenhügel, der jetzt eine Kapelle der hl. Marina (bekannt aus Brentanos poetischer Bearbeitung ihrer Legende) und eine Sternwarte trägt, und dem Hügel der Pnyx, dessen sanften Abhang eine kräftige Quadermauer aufhält und zu einer halbkreisförmigen Terrasse ebnet, wo von den Felsenstufen herab die Redner zum Volke sprachen, steigen wir hinauf auf den Areopag. Eine kahle, ungeschlachte Felsmasse, regellos abgeplattet, wild profiliert, weder sehr hoch noch sehr umfangreich. Gegen Norden stürzt sie jäh ab und ist sie von oben bis in dunkle Tiefen hinab entzweigeborsten; diese gähnende Kluft wurde als die Residenz der Erinnyen oder Eumeniden angesehen, welche hier ein Heiligtum hatten. So schwer wir uns vorstellen können, wie auf diesem unebenen, kleinen Terrain, auf den sehr wenig bequemen, aus dem Felsen gehauenen Bänken der oberste Gerichtshof seine Sitzungen halten konnte, — der Charakter des Ortes und die Nähe der Erinnyenschlucht läßt ihn allerdings für solche Bestimmung geeignet erscheinen. Wie oft mag hier der für unbestechlich geltende Notabeln-Gerichtshof, von welchem an keine höhere Instanz appelliert werden konnte, über Leben und Tod, Schuld und Unschuld entschieden haben! Aber nie spielte sich hier ein größerer Prozeß ab als damals, wo der Apostel Paulus auf diese Anhöhe geführt wurde, um Rechenschaft zu geben über seine Lehre. Da er die Stadt sah, voll von Götzenbildern, ward er im Geiste erregt; er konnte nicht länger an sich halten und fing an, auf der Agora dem Volk und den Epikureern und Stoikern, diesen Sadducäern und Pharisäern des Heidentums, ins Gewissen zu reden. Sie führen ihn auf den Areopag, als ahnten sie, daß es sich hier um Hochwichtiges handle. Der Felshügel wird die erste christliche Kanzel Griechenlands. Angesichts der verblendeten Stadt, angesichts des Volkes, das mit seinen herabgekommenen Philosophen am Neuigkeitsfieber krankte, angesichts der Akropolis, der stolzthronenden Hochburg des Heidentums, wallt der apostolische Feuereifer in ihm auf. Er hält jene Rede, deren Einleitung schon zeigt, daß er auch über attisches Salz verfügt. Er wird zum Richter, der scharfe und vernichtende Anklage erhebt gegen das ganze Heidentum, der die heidnische Weisheit der Blindheit, heidnische Kunst und Religion der Verirrung überführt, der den Stolz der Athener auf ihre Nation und ihre Nationalgötter als kleinliche Beschränktheit brandmarkt, das Ende der Herrschaft des Heidentums und das Nahen des großen Weltenrichters Jesus Christus ankündigt. Ob auch dieses kühne Todesurteil vom thörichten Stolze der Philosophen und von der Leichtfertigkeit des Volkes verlacht wird, ob auch nur einzelne, wie der edle Areopagite Dionysius und die Frau Damaris, es erfassen und zu Herzen nehmen, — es bleibt doch in Kraft. Dieser Richterspruch vom Areopag herab hat die Götter Athens

von dannen gejagt, ihre Statuen und Altäre umgestürzt, ihre Tempel in Ruinen verwandelt; als die Zeit der Langmut abgelaufen war, wurde am Ende des 4. Jahrhunderts Alarich mit seinen Goten als Gerichtsvollstrecker berufen. Als ich den Areopagfelsen (der samt dem Nymphenhügel von den Jung-Athenern zum großen Stadtabtritt degradiert wird) rings umwanderte, stieß ich auf ein merkwürdiges Erinnerungszeichen an den Aufenthalt und die Wirksamkeit des Apostels in Athen. Auf der der Stadt zugewandten Seite flacht sich unterhalb der großen Felsplatte der Hügel etwas ab, und hier fand ich auf kleinem, grün bewachsenem ebenen Plan die aus dem Boden ragenden Fundamentmauern einer christlichen Kirche, im Süden hart an die gerade abfallende Felswand angestoßen, im Osten vorlaufend fast bis zur Eumenidenschlucht. Die Anlage der kleinen Basilika ist noch wohl zu erkennen; sie hatte drei Schiffe mit vier Jochen; im Westen war ein Narthex vorgelegt, durch eine Scheidemauer vom Langhaus getrennt; im Osten schlossen die drei Schiffe ohne Querhaus mit drei Apsiden in gleicher Linie. Unter dem Fußboden der Kirche sind noch einige ausgewölbte Grabanlagen zu sehen. Ob dieser edle Bau noch aus der Zeit Justinians stammt, welcher 529 heidnische Tempel Athens in christliche verwandelte und die Philosophenschulen schloß, oder aus dem 13. Jahrhundert, in welchem Athen unter das lateinische Kaisertum und unter die Burgundionen kam, wage ich nicht zu entscheiden; das letztere scheint mir wahrscheinlicher. Auffallenderweise fand ich ihn nirgends erwähnt, und es konnte mir auch niemand Auskunft über ihn geben; das antik-archäologische Interesse ließ, wie es scheint, in Athen das christlich-archäologische noch nicht aufkommen.

Nun klopfenden Herzens zur Akropolis, dem großen Friedhofe, dem monumentalen Mausoleum des alten Athen, dem schönsten Ruinenfelde der Welt, soweit Ruinen schön sein können. Etwa 80 m hoch erhebt sich die mächtige Felsenburg über das Niveau der Stadt, oben kunstvoll in Mauern gefaßt und planiert (Fig. 97). Den einzigen Zugang vermittelt die terrassenförmig ansteigende Westwand. Die von zwei Treppenanlagen flankierte Fahrstraße, deren Rillen noch sichtbar sind, wird unterhalb der Plateauhöhe feierlich von den Propyläen aufgenommen und vollends auf die Höhe geleitet. Die Propyläen sind die wundervolle Vorrede zu den architektonischen Wundern oben, ein Kompromiß zwischen dorischem und jonischem Stil aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. Zwei Säulenhallen nehmen die von fünf Thoren durchbrochene Portalwand in die Mitte; an sie schließt sich links ein großer Saalbau, die Pinakothek genannt, einst mit Gemälden großer Meister ausgestattet, rechts ein kleinerer Bau, wohl für die Tempelwache. Auf gleicher Höhe mit den

Brilessos. Akropolis.

Erechtheion.

Markt (Agora). Propyläen. Bild der Athene. Parthenon. Lykabettos. Pentelikon.

Tempel der Artemis. Odeion des Herodes Atticus. Asklepieion. Dionysos-Theater.

Privathäuser. Zuschauerraum. Orchestra. Bühne.

Fig. 97. Athen, vom Museumshügel gesehen, nach der Rekonstruktion von Prof. Buhlmann.

Propyläen liegt rechts auf gemauerter Terrasse das Nike-Tempelchen aus der Zeit des Perikles, 1835 von deutschen Händen aus Trümmerstücken wieder zusammengesetzt, ein kleiner, lieblicher Bau der attisch-jonischen Ordnung mit einer Säulenhalle an den beiden Giebelseiten. Jenseits der Propyläen die immer noch ansteigende Hochfläche von imposantem Umfang, mehr lang als breit. Soweit sie nicht die Tempelbauten deckten, war sie einst belebt von einem Heere von Statuen, von unzähligen, kostbaren Votivgeschenken auf steinernen Postamenten, die teilweise noch aus dem Boden ragen. Über alle erhob sich riesengroß, fast 20 m hoch, das Erzbild der Athene Promachos von Phidias, dessen vergoldete Lanzenspitze weit hinausleuchtete ins Meer und den Seefahrenden aus aller Ferne den Gruß Athens zuwinkte.

Die höchste Stelle des Plateaus ist eingeräumt dem Haupttempel der jungfräulichen Göttin Athene, dem Parthenon, unter Perikles von den Architekten Iktinos und Kallikrates aus pentelischem Marmor gebaut, von der Meisterhand des Phidias mit Skulpturen geschmückt, 438 v. Chr. eingeweiht, um 500 n. Chr. in einen christlichen Tempel der Gottesmutter, 1459 in eine türkische Moschee verwandelt. Das alte Parthenon, welches die Perser zerstörten, lag etwas mehr nördlich; man hat 1886 seine Fundamente wieder gefunden. An dem perikleischen Prachtbau waren die Jahrhunderte mit auffallender Schonung vorübergegangen. Nur zwei Jahre wurden für ihn verhängnisvoll: 1687 schlug eine venetianische Bombe in eine von den Türken im Parthenon angelegte Pulverkammer, und eine schreckliche Explosion riß ihm ein Stück aus dem Leib; 1814 kam der berüchtigte Lord Elgin und beraubte ihn seiner schönsten Skulpturen. Dem letztern hat Lord Byron in seinem Childe Harold (2. Gesang XI ff.) ein Denkmal der Schande gesetzt; er nennt ihn unter allen Heiligtumsräubern den schlechtesten Patron und wirft ihm vor, daß er Albion mit Athenerleid beglückt und die freie Königin der Meere mit des Dulderlandes letztem Hab und Gut bereichert habe. Am meisten zerstört ist das Innere, wo die 13 m hohe chryselephantine (die Fleischteile Elfenbein, das Gewand Gold, von den Goldfärbern mit vieler Kunst verschieden abgetönt, der Kern Holz) Statue der Athene mit der kleinen Nike in der Hand thronte, uns noch bekannt aus zwei Nachbildungen, der Pallas Lenormant und einer 1881 gefundenen Statue; die Quermauer, welche die Schatzkammer von der eigentlichen Tempelcella schied, die 20 Säulen, welche die Halle des Hekatompedos, der 30 m langen Cella, in drei Schiffe teilten und über sich je eine zweite Säulenstellung und eine Galerie trugen, sind auf einen schrecklichen Trümmerhaufen zusammengeworfen; das Dach, das vielleicht einst von großer Lichtöffnung durchbrochen war, ist ganz verschwunden.

Aber am Äußern sind die Hauptlinien des Baues noch wohl erhalten. Noch steht fest in der Erde gegründet der dreistufige Stereobat, der hohe Unterbau, welcher den Tempel vom Boden löst; noch erhebt sich über ihm der 70 m lange, 31 m breite Stylobat, welcher die Säulen trägt; noch steigen hoch in die Luft die stämmigen, kannelierten dorischen Säulen, 17 auf den Langseiten, 8 an den Schmalseiten, alle 10 m hoch, und die je 6 weitern der östlichen und westlichen Vorhalle; noch tragen diese Säulen ihre schöne Last, den glatten Architrav, einst wahrscheinlich mit Inschriften und vergoldeten Schilden besetzt, darüber den Bilderfries, die reliefierten Metopentafeln zwischen den Triglyphen, den Dreischlitzen mit der Tropfenregula, welche die Tragbarkeit der Säule wieder aufnehmen und als Stützen des Kranzgesimses fungieren; noch ist das Gesims der Schmalseiten überdacht von dem sanft ansteigenden Giebel, dessen Tympanon aber der Figuren beraubt ist; noch stehen die geschlossenen, ungegliederten Mauern des eigentlichen Tempelhauses, oben mit einem Reliefband umzogen, mit den Säulen durch kassettierte Steinplatten verbunden.

Wer auch nur etwas architektonischen Sinn hat, wird angesichts dieses Tempels sofort von dem Gefühle durchschauert werden, daß er einem der größten Monumentalgebäude der Welt gegenübersteht. Die Gesamtwirkung ist ja sehr bedeutend geschwächt durch die teilweise Zerstörung. Das ehemalige schöne Zusammenspiel der drei Künste: der Architektur, Skulptur und Malerei, hat aufgehört. Der Skulpturenschmuck mit seiner feinberechneten Steigerung von dem ganz flachreliefierten Fries der äußern Cellawand bis zum Hochrelief der Metopen und bis zu den ganzen Figuren der Giebelfelder und endlich der freistehenden Kolossalstatue der Athene ist beinahe ganz verschwunden. Es fehlt das reiche Farbengewand, welches einst, wie man erst in neuester Zeit klar erkannte und nicht ohne Widerstreben anerkannte, den ganzen Tempel umhüllte, das starke, feingestimmte Kolorit der Hauptglieder, die sanfte Abtönung, die man wahrscheinlich selbst den Marmorsäulen und den Wänden gab; die Zeit hat allerdings diesen Farbenschmuck durch eine adelige goldgelbe Patina glücklich ersetzt.

Wenn trotz dieser Einbußen der Bau noch heute überwältigend wirkt, so ist das die sicherste Probe wahrer Kunst, einer Architektur, welche in sich selbst groß ist, darum auch der Mitwirkung der Schwesterkünste entraten kann. Worin liegt das Geheimnis dieser Größe? Grundriß und Disposition ist überaus einfach, fast erschreckend einfach. Es walten keine komplizierten Verhältnisse; alle Dimensionen und Proportionen wachsen aus einer Maßeinheit heraus; der Durchmesser der Säule an ihrer Basis bestimmt Höhe und Distanz der Säulen, bestimmt

Höhe des Mauerbaues, bestimmt Architrav und Gesims. Es giebt nichts Schlichteres, Einfacheres, Regelmäßigeres als die konstruktiven Linien dieses Baues, nichts Gesetzmäßigeres als seine Maße. Hier ist alles Überflüssige gemieden, alles lockere Spiel der Ornamentik ferngehalten, nur das Notwendige zugelassen und das Notwendige durch Ebenmaß vergeistigt und beseelt. Hier ist alles Maß und Zahl und Gesetz, Einheit und Einfachheit. Eben dies ist die Signatur der Größe, der wahren Architektur. Die Ursätze und Grundprincipien der Philosophie sind von größter Einfachheit; die obersten Sätze der Mathematik sind die Einfachheit selbst; die Musik ist schon nach Pythagoras nichts anderes als hörbar gewordene Zahlenverhältnisse; die Architektur ist nichts anderes als sichtbar gewordene Zahlenverhältnisse, in den Stein übertragene geometrische Gesetze. Wahre Kunst ist nicht eitel, putzt und ziert sich nicht, spielt nicht, tanzt nicht, tändelt nicht, — so wenig als wahre Wissenschaft. Ihr fehlt die Freiheit nicht, aber ihre Freiheit ist eine vom Gesetze getragene und garantierte, eine Freiheit, welche stark ist und vernünftig, weil sie das Maß kennt und einhält, eine Freiheit, „die groß und still sich vor den Göttern beugt, weil sie das Göttlichste, das Maß, gefunden" (Geibel). Frucht und Duft dieses freien Gehorsams, dieser Unterwerfung des Verstandes, des Gefühls, der Phantasie unter die ewigen Gesetze des Maßes, ist vollendete Harmonie, Wohlklang aller Linien und Teile, Einheit und Klarheit, Hoheit und Würde, religiöser Ernst und religiöse Weihe. O, man sollte sie alle hierherschicken zu einem Elementarkursus der Kunst, alle die Modernen, welche bei Nennung des Wortes Kunst bloß mehr an Ornament denken können, welche das Geheimnis der architektonischen Schönheit im Spiel mit Zieraten suchen, welche so ängstlich jedes strenge Stilgesetz fernhalten, weil sie es als Todfeind freien künstlerischen Schaffens und anmutiger Wirkung ansehen.

In dem sichern Besitze der Urgesetze der Kunst, in der klaren Kenntnis der Harmonie der Maße und Zahlen offenbart sich die Verwandtschaft zwischen griechischer und ägyptischer Kunst. Für den dorischen Stil sind in Ägypten so viele Analogien nachweisbar, daß man diese Verwandtschaft nie hätte leugnen sollen. Die Frage ist unwichtiger und kann offen bleiben, ob die verwandtschaftlichen Beziehungen direkte sind, oder ob sie durch die phönikische Kunst vermittelt wurden.

Ist schon beim Parthenon der dorische Stil etwas durch attische Weichheit und jonische Grazie gemildert, aber ohne daß sein Charakter dadurch verdorben wird, so zeigt uns das Erechtheion den ausgebildeten jonischen Stil, in welchem bereits die Grazie und das Ornament sich auf Kosten des Ernstes und der Wucht, des monumentalen Charakters zur Geltung bringt. Zwischen Dorismus und Jonismus ist in der That

ein Unterschied wie zwischen Mann und Weib, und es ist sehr bezeichnend, daß an der Karyatidenhalle die weiblichen jonischen Säulen mit den zierlichen Füßen, den abgeplatteten Stegen der Kanneluren, den ausgerollten Polsterkapitälen geradezu durch weibliche Gestalten ersetzt werden. Es will nicht mehr gelingen, die etwas komplizierte Innendisposition dieses architektonischen Schmuckkästchens völlig aufzuklären, welches einst dem Kult der Stadtgöttin Athene, dem Schutze ihres heiligen Ölbaumes, dem Begräbnis des Erechtheus und der Verehrung der Nymphe Pandrosos zugleich zu dienen hatte, später eine Zeitlang christliche Kirche, dann Residenz der fränkischen Herzoge und dann gar Harem der türkischen Paschas wurde.

An der am wenigsten steilen, in mehreren Terrassen absteigenden Südwand des Akropolishügels sehen wir noch bedeutende Reste jener Bauten, welche die Architektur ihren redenden Schwesterkünsten, der Musik und der Poesie, am Fuße des Tempelberges errichtete: das Odeion für musikalische Vorträge, das Dionysos-Theater, wo die Tragödien eines Äschylos und Sophokles aufgeführt wurden. Monumentale Bauten, würdig der monumentalen Tragödien. Hier arbeiteten alle Bildungsmächte zusammen an der Erziehung des Volkes: Architektur, Skulptur, Poesie, Musik und Tanz, — der Tanz selbst nichts anderes als eine in Bewegung gesetzte Plastik. Majestät, Ernst, erschütternde Größe waren auch die Hauptmerkmale des antiken Dramas. Die Vorstellungen waren mehr lebende Bilder, durchaus keine raffinierte Wiedergabe des wirklichen Lebens und der ungebändigten Leidenschaften; hier war die Idee alles, die Scenerie nur Nebensache. Zwischen dem Odeion und dem Dionysos-Theater, welche einst ein Säulengang verband, lag etwas höher am Berge das Asklepieion, das Heiligtum und die Heilstätte des Gottes Asklepios, und die Quellgrotte, die einst ihm geweiht war; nicht weit davon ist jetzt ein Höhlenkapellchen der Gottesmutter, der Salus infirmorum.

* *
*

Willst du Ruinen besichtigen, vollends Ruinen wie die der Akropolis, wähle dir nicht die strahlende Sonne, wähle dir den bleichen Mond zum Führer, oder vielmehr betrachte sie zuerst im Flammenlicht der Sonne, dann im Flimmerlicht des Mondes. Solche Ruinen schlafen bei Tag und wachen bei Nacht. Die Sonne ist zu sehr Gegenwart, zu sehr die Macht des heutigen Tages; sie rückt diese ehrwürdigen, über zwei Jahrtausende alten Greise in zu grelles Licht, zeigt zu schonungslos die tiefen Falten und Runzeln in ihrem Gesicht und sticht ihnen in ihre halberblindeten Augen, daß sie einschlafen, die welken Wangen rosig angehaucht wie die Wangen schlafender Kinder. Das sanfte Mondlicht

legt die rauschende Gegenwart in Schlaf und läßt die Vergangenheit zu ihrem Rechte kommen. Es weckt die Greise auf, kühlt ihnen die gefurchte Stirne und ruft ihnen uralte Erinnerungen ins Gedächtnis. Wer da ihnen naht mit dem Mitgefühl und der ehrfürchtigen Scheu, die man dem Alter schuldet, der kann viel von ihnen erfahren.

*

Nachts um die neunte Stunde geleitet uns der Vollmond auf die Akropolis. Schweigend lassen die Wächter uns ein nach Vorzeigung der vom Kultusminister ausgestellten Karten. Schweigend trennen wir uns unter den Propyläen. Jeder irrt für sich über das weite Trümmerfeld hin und sucht sich dann ein einsames Plätzchen für beschauliche Betrachtung. Totenstille. Nur da und dort klingt unter den Steintrümmern hervor das silberhelle Zirpen einer halbverschlafenen Cikade. Oder es streicht vom Hymettos herüber ein sanfter Nachtwind wie mit stillem Seufzen und Klagen um die Säulen des Parthenon. Höher und höher steigt der Mond; aber vereinzelte Wanderzüge lichtgrauer oder dichtschwarzer Wolken kreuzen seine Lichtbahn und ändern von Viertelstunde zu Viertelstunde die Beleuchtung, oft in jähem Wechsel. Und je nachdem die Silberfluten des Mondlichtes ungehemmt niederfließen über die alten Bauten oder halb oder ganz aufgesogen werden von den Wolken, strahlen die Ruinen in bläulichgrünem Glast oder ragen sie schwarz und dunkel auf, zeigen sie ihre Licht- oder ihre Schattenseiten, sind es frohe und helle oder traurige Bilder und Gedanken, welche sie in der Seele wachrufen.

*

Nun alles hell und licht. In scharf umrissenen Silberlinien zeichnen sich die Umwallungsmauern, das Parthenon und Erechtheion, die Propyläen und das Nike-Tempelchen vom dunkelblauen Nachthimmel ab. Das Innere des Parthenon ist vom Mond elektrisch beleuchtet. Die geborstenen Mauern fügen sich wieder zusammen, die Lücken und Wunden schließen sich, lautlos fügen die gestürzten Säulen und Kapitäle sich wieder an ihren Platz ein. Der verödete Bezirk bevölkert sich wie ehedem mit Statuen, mit Priestern und Wallfahrern. Dort wogt und wallt es die Propyläen herauf. Es ist der Festzug der Panathenäen. Zahllose Priester und Priesterinnen, ehrwürdige Greise der attischen Phylen, Ölzweige tragend oder an Stäben langsam weiterschreitend, bekränzte Opfertiere, weißgekleidete Jungfrauen mit Vasen, Opferschalen und Amphoren, die Söhne und Töchter der Metöken, die Flöten- und Kithara-Spieler, Kriegswagen, Reiter auf schmucken Rossen, jauchzendes Volk. So rauscht der Zug vorüber am Standbild der Athene, die ihr königliches

Haupt bis in die Wolken erhebt, hinauf zum Parthenon, wo das Hauptbild der Göttin in purem Golde flammt, im sanften Glanze des Elfenbeins schimmert. Die Halle füllt sich. Weihrauch wallt auf und umwogt zugleich mit den Harmonien der Musik und des Gesanges das Götterbild. . .

*

Mit einem Schlage versinkt das ganze festliche, farbenglühende Bild wie nächtlicher Spuk in die Tiefen der Unterwelt. Eine große Wolke lagert über dem Berg und hüllt ihn in schwarze Schatten. Gespenstisch ragen die alten Mauern auf. Die Wände des Parthenon scheinen ein großes, mit Moder und Finsternis angefülltes Grab zu umschließen. Der Weihrauchduft verwandelt sich in Moderluft, die Harmonien der Musik verklingen in grellen Dissonanzen, anzuhören wie schrilles Hohnlachen aus den Tiefen der Hölle. Mit Entsetzen denken wir daran, welchen Greueln all diese Pracht zum Deckmantel diente, welcher Geist schließlich all diesen Kult für sich in Beschlag nahm und in diesen Tempeln seine Residenz aufschlug, wie ein edles, hochangelegtes Volk gerade durch das, was des Menschen Höchstes ist und ihn zur Höhe tragen soll, in Abgründe des Lasters und der Unzucht hinabgezogen wurde.

*

Die Wolkenmasse hat sich vorübergeschoben; ihr Schweif zerteilt sich. Die Sterne flimmern durch. Vereinzelte Mondstrahlen zittern um die schlanken Säulen, blitzen auf im Tempel und irren auf der weiten Fläche umher wie Seelen der Abgeschiedenen. Eine liebliche Erinnerung daran, daß doch auch die Nacht des Heidentums nicht ohne alles Licht war. Weit herein in diesen nächtlichen Himmel dämmerte noch ein Abendrot der Uroffenbarung. Das Wort Gottes, der Logos, streute auch über diese Nachtgefilde seinen Samen, Sterne der Offenbarung, denen sichtbar, welche einigermaßen das Haupt über den Sticknebel der Leidenschaften und Schlechtigkeiten zu erheben vermochten. Wieviel redliches Suchen nach Wahrheit, nach Licht, nach Gott mag auch diesen Berg bestiegen und Aug' und Seele über diese Tempel und Götterbilder hinaus zum Himmel emporgetragen haben! Wieviel Sehnen und Seufzen nach Erlösung, wieviel brennende Thränen der Reue, wieviel herzbrechendes Weh, wieviel opferkräftiges Tugendstreben, wieviel herzentquellende Gebete, unendlich wertvoller als alle goldenen und silbernen Weihegaben, mögen von hier aus auch durch die dichte Wolke des Heidentums hindurch den Weg zum Herzen des himmlischen Vaters gefunden haben!

*

Ein Windstoß zerflockt vollends das Gewölk und treibt die Wolkenschafe in eilige Flucht, wie der Hund die zurückgebliebenen Schäflein der Herde zur Eile spornt. Wieder liegt das Parthenon ganz in Licht gebadet vor uns. Innerlich gesund trotz aller Mißhandlungen und Zerstörungen, reckt es seine herrlichen Glieder in der Kühle der Nacht, so wie der Held nach heißem Kampfe in kühler Nacht auf der Walstatt wieder zum Bewußtsein erwacht und seine Glieder streckend und probend mit Freuden gewahrt, daß keine einzige der vielen Wunden den Lebenspunkt tödlich getroffen.

*

Ja, dieser Bau ist innerlich gesund und immer noch lebensfähig, in gewissem Sinne unsterblich, weil von wahrer Religiosität beseelt, von idealem Ebenmaß durchgeistigt. Man ahnt, daß eine Kunst, deren Wurzelschlag so tief hinabgeht auf den religiösen Grund und noch Säfte saugt aus der Uroffenbarung, aus der Kraftfülle und dem Kunstvermögen der Urzeit, nicht wenig dazu beitragen konnte, den Verfall des Heidentums in religiöser und sittlicher Hinsicht aufzuhalten, den Geist der Religion und Autorität zu kräftigen, das Gemeine niederzuhalten, den Menschen in die Linien der Ordnung zu weisen. Sie war eine Art natürliche Prophetin, welche an die Uroffenbarung zurückerinnerte und auf das Christentum vorbereitete.

*

So auch die religiöse Skulptur der alten Zeit. Sie war noch weit entfernt von der Prätension, Götter zu machen und für ihre Gebilde göttliche Anbetung zu beanspruchen; sie wagte auch noch nicht, mit Abbildern sterblicher Menschen die Tempel und Tempelplätze zu bevölkern. Ihr Streben war lediglich dahin gerichtet, Symbole der Gottheit zu schaffen. Daher bewahrt sie durchaus die symbolische, hieratisch-typische Haltung, eben weil sie es darauf absieht, den Geist des Beschauers aus dem Reiche der Sinnlichkeit und Wirklichkeit, vom körperlichen Bilde weg in die Welt des Übersinnlichen und Idealen zu erheben. Ihre Bilder sind bloß Zeichen, bloß Hieroglyphen, bloß Verkörperungen idealer Gedanken. Wie das Licht des Vollmondes diese Säulen durchsichtig macht und in einen Schimmer hüllt, der aus ihnen selbst hervorzubrechen scheint, so waren die Gebilde dieser alten Kunst alabasterne Gefäße, durch welche die Flamme religiöser Gedanken und Absichten schimmerte.

*

Aber freilich, das Leuchten dieser Flamme wurde mehr und mehr zu einem schwachen, unsichern Flackern, und endlich erlosch sie ganz, als die Schuld riesengroß anwuchs und mit erdrückender Schwere sich auf

dies Volk und zwischen Volk und Himmel legte, — so wie jetzt diese schwarze Wolke sich einschiebt zwischen die Akropolis und das Gestirn der Nacht und den alten Bauten ihr Lichtgewand abstreift, so daß sie als tote, schwere Masse zurücksinken in schaurige Nacht. Nun wurde auch die Kunst eine ganze Heidin. Sie streute keine Geistessaat mehr aus, sie säete auf das Fleisch. Sie schuf keine Götterbilder mehr, sie vergnügte sich in Nachbildungen von Menschenkörpern, mit welchen sie auch die Tempel und Tempelbezirke besiedelte. Sie lag nicht mehr dem Kulte der Gottheit ob, sondern trieb einen Kult mit dem menschlichen Körper. Sie verherrlichte nicht mehr den Schöpfer, wie es doch Aufgabe religiöser Kunst ist, sondern berauschte sich in eigener schöpferischer Lust; sie gab den ernsten Dienst der Wahrheit auf und verweichlichte in sinnlichem Behagen an der Schönheit. Jene Künstlerhand, die es wagte, noch die letzten Schleier und Flore, welche das natürliche Heiligtum des menschlichen Körpers, besonders des weiblichen Körpers verhüllt und welche die alte Kunst keusch und ehrfürchtig respektiert hatte, frech wegzureißen, sie machte die griechische Kunst zur Circe, die mit den Reizen ihrer Schönheit die Menschen in Schweine verwandelt. Das ist die Kunst, welche gegen das Ende der Alten Welt hin ganz Athen mit den schönen Kindern sinnlicher Lust bevölkerte.

*

Das ist die Kunst, welche den Apostel im Geiste erschauern und ergrimmen machte, welche nebst der entarteten Philosophie das vom Gottesgeist durchflammte Wort des Apostels zunächst mit Unfruchtbarkeit schlug, welche diese Stadt länger als andere in den Banden des Heidentums festhielt und welche erst durch Alarich und seine Goten in Staub zerstampft werden mußte, ehe das Christentum von diesem Boden Besitz ergreifen konnte. Der Parthenontempel aber — wie leuchtet er jetzt verklärt wieder auf im geheimnisvollen Glanze des Vollmondes! — durfte stehen bleiben als edler Repräsentant einer bessern Vergangenheit, als Kind einer noch tief religiösen Mutter, als Siegesdenkmal für jene Macht, welche so unscheinbar in die Welt hereintrat und doch so rasch fertig wurde mit der Weltmacht des Heidentums, dessen Hilfsquellen unversieglich, dessen Hilfskräfte unüberwindlich scheinen konnten.

* *
*

Dienstag, 10. Mai.

Die aus dem Boden der Akropolis, Athens und Griechenlands ausgegrabenen Überreste antiker Kunst sind, soweit sie nicht ins Ausland wanderten, beigesetzt in drei Friedhöfen: im Museum der Akropolis, das mit lobenswerter Bescheidenheit sehr schlicht gebaut und an der Südost-

ecke des Burgplateaus so tief gelegt ist, daß es sich nicht über die Umfassungsmauern erhebt und die alten Bauten nicht stört, sodann im Museum des Polytechnikum und im Patissia= oder Nationalmuseum in der Neustadt. Leider sind die Schätze aller drei Museen noch immer nicht zu definitiver Aufstellung gekommen, sondern in stetem Wandern begriffen. Die Kataloge sind noch nicht fertig, oder soweit solche vorhanden, stimmen sie nicht in Angabe der Säle und Nummern. Ein Grund mehr, hier nicht ins einzelne zu gehen. Zudem wäre es Verwegenheit, der Philologie und Archäologie ins Wort fallen zu wollen, welche auf Erforschung und Verarbeitung dieses Riesenmaterials ein staunenswertes Maß von Arbeit und Scharfsinn verwendet haben, ohne freilich bis zur Stunde die wünschenswerte Klarheit und Einigkeit erzielt zu haben.

Es seien beiseite gelassen die berühmten Funde Schliemanns aus Hissarlik und Mykenä aus dem 16.—12. Jahrhundert v. Chr., Becher, Schalen, Ringe, Kronen, Armbänder, Gesichtsmasken, Goldblechzieraten, zu einem guten Teil barbarisch primitiv, sehr flitterhaft, stark von orientalischen Einflüssen durchwirkt, bedeutend geringer als die Gräberfunde Ägyptens. Beiseite gelassen seien auch die zahllosen bemalten Vasen aller Arten und Formen, welche fast allein noch einen Einblick in die hellenische Malerei gewähren und welche Gegenstand so eifrigen Studiums und so tüchtiger Monographien geworden sind; beiseite gelassen auch die Hunderte von Terrakotten, Tanagra=Figürchen, Statuetten der Götter und Göttinnen, vor allem der Athene, und auch die nicht unbedeutende Sammlung ägyptischer Altertümer im Polytechnikum. Aber einige unmaßgebliche Gedanken zur Geschichte der griechischen Skulptur dürfen hier wohl angeschrieben werden.

Es gab eine Zeit, wo man erst von Phidias an (ca. 500—432 v. Chr.) den eigentlichen Anfang oder jedenfalls die Blüte griechischer Plastik datieren zu dürfen meinte und die Kunst vor Phidias sehr niedrig taxierte. Mit Recht kommt man mehr und mehr von dieser Anschauung zurück. Vielleicht schätzt man auch jetzt die althellenische Skulptur noch nicht nach Verdienst und rechnet man ihr manches als Beschränktheit und Mangel an, was eher unter ihre Vorzüge und Tugenden eingereiht werden sollte. Zweifellos war Phidias ein Säkularmensch, aber vor allem in dem Sinne, daß er aus den vorhergegangenen Jahrhunderten zehrt und die Summe zieht. Was er der Kunst vor ihm dankte, war wahrscheinlich viel mehr, als um was er diese Kunst weiter förderte. Die neuen Errungenschaften des Phidias und seiner Nachfolger sind zum Teil derart, daß sie den frühern Meistern nicht etwa wegen mangelhaften Kunstverständnisses oder wegen geringern technischen Vermögens

verschlossen blieben, sondern lediglich wegen des Charakters und der Tendenz ihrer Kunst.

Die sogen. Ägineten (Fig. 98) in der Glyptothek in München, die noch dorisch streng stilisierten Skulpturen, welche einst den Giebel des Athene-Tempels zu Ägina schmückten, sodann die zahlreichen Skulpturen der altattischen Schule im Akropolismuseum und Centralmuseum, die charakteristisch bemalten Tuffsteinfiguren und namentlich die weiblichen Votivbilder aus der Zeit der Pisistratiden, das berühmte eleusinische Relief, Demeter, Kore und Triptolemos darstellend, so manche Nachbildungen archaischer Typen auch noch aus der Zeit nach Phidias führen uns eine Kunst vor Augen, welche noch in tiefster Seele religiös ist, religiös gebunden in der Formgebung, aber auch religiös begeistert in den Ideen. Ähnlich wie die altägyptische Kunst hält sie noch den goldenen Maßstab des Kanons des menschlichen Körpers fest in der Hand; dabei benützt sie auch die Natur, aber mit Pietät, mit Ehrfurcht, mit weiser Selbstbeschränkung. Sie vermag Schönheit und Lieblichkeit, strenge Formgebung, Klarheit und Schärfe der Zeichnung, Ernst und Würde der Auffassung, Bescheidenheit und Einfalt so zu verbinden, wie die spätere Kunst dies nicht mehr vermochte. An religiösem und seelischem Gehalt ist diese Kunst nicht ärmer als die spätere, sondern reicher; sie ist ärmer an rein natürlichem Leben, aber nur deswegen, weil sie hierin sich selber Schranken setzt, weil sie sich Sünden fürchten würde, die Bilder der Gottheit ganz dem Bilde des Tagesmenschen zu assimilieren, die religiösen Vorstellungen und Darstellungen ganz in den Kreis des alltäglichen Lebens herabzuziehen. Das war eine Skulptur, welche noch unter der Herrschaft des religiösen Glaubens stand und dieser Herrschaft zu mächtiger Schutzwehr diente.

Später sinkt der religiöse Gehalt in dem Maße, in welchem die Natur weiter eindringt ins Gebiet der Kunst, in welchem die Kunst, statt der Religion zu dienen, selbst den Ehrensitz der Religion usurpiert, auch da, wo sie für das Heiligtum und die Gottheit arbeitet, sich lediglich der künstlerischen Lust überläßt, mit der Musik der Proportionen, der Formen, Linien, Glieder und Falten spielt, darauf ausgeht, nicht die Menschen zu belehren und zu erbauen, sondern sie zu ergötzen. Die Aphrodite und Athene in der Münchener Glyptothek, so voll Ernst und Weihe und so voll jungfräulicher Reinheit, und viele ihnen ebenbürtige Götterbilder der archaischen Periode, — die Athene und der Zeus Olympios des Phidias, schon viel menschlichere Gestalten, aber wenigstens götterähnliche Menschen, — die Aphrodite und der Apollo des Praxiteles und ihre unzähligen gleichgearteten Nachkommen, schöne Menschen, aber bloße Menschen, der letzten Gewandhülle entkleidet: das sind drei Ent-

wicklungsphasen der griechischen Skulptur; wer nur auf technische Gewandtheit, auf Fertigkeit in Wiedergabe des menschlichen Leibes, auf Grazie der Formen sieht, dem können diese drei Punkte in aufsteigender Linie zu liegen scheinen; wer den religiösen, den echt künstlerischen, geistigen Gehalt wiegt, der erkennt, daß sie auf einer schiefen Ebene liegen, welche einem Abgrunde zuführt, — dem Abgrunde, der schließlich den idealen Charakter, die Reinheit und Züchtigkeit, die keusche Größe und Einfalt der alten Kunst ganz verschlingt.



Fig. 98. Athene der Ägineten.
(Nach dem Original in München.)

Wieviel hätte von dieser ältesten Kunst die Renaissance und unsere moderne Kunst lernen können! Aber sie verschlossen das Auge vor derselben und gingen bloß in die Schule der Verfallzeit und lernten ihr mit der künstlerischen Art die Unarten ab, ja letztere ohne die erstere. Daher sank die moderne Kunst so rapid; jetzt ist sie so eingefleischt realistisch, daß selbst die späte griechische Skulptur ihr immer noch zu streng und zu sittlich ist; sie mag dieselbe nicht mehr sehen; sie ist ihr im Wege als beständiger Vorwurf, als beschämender Spiegel der eigenen Häßlichkeit, Gemeinheit und künstlerischen Unkraft. Da ertönte der Ruf: Hinaus mit der Antike; wenn wir sie doch nicht erreichen können — hinaus mit ihr! Seitdem ist das Studium der Antike aus den Bildungsschulen und Akademien fast ganz ausgewiesen; die Gipsabgüsse der antiken Statuen sind in den Winkel gestellt; die Antikenkabinette unserer Kunstmuseen werden nur noch von Philologen und Archäologen besucht. Wenn das Kunstverderben, welches hierauf folgte, zu noch tiefern Abgründen des Elends hinabgeführt haben wird, dann wird vielleicht eine Periode der Renaissance anbrechen, der wahren und echten, welche bei der Antike das Heilmittel sucht und aus ihrem Strom trinkt, aber nicht da, wo die Wasser bereits abgeleitet, abgestanden, brackig und ver-

feucht sind, sondern da, wo der Strom krystallklar und seelenfrisch hervorbricht, an den Quellen der altägyptischen und althellenischen Kunst.

Schlichte, aber ergreifend zum Herzen sprechende Produkte hellenischer Kunst sind die vielen Grabreliefs auf den schlanken Grabstelen oder an der Fassade der kleinen Grabtempelchen, wie man sie noch findet an der ursprünglichen Stelle zu beiden Seiten der Dipylonstraße, die nach dem Piräus führt, der Via Appia Athens, und in den Museen. Sie sind meist sehr handwerklich, offenbar im Vorrat gearbeitet und geben in der alten Zeit bloß vage Typen, erst in der Spätzeit Portraits der Verstorbenen. Aber die Darstellung der Verstorbenen — sei es inmitten ihrer einstigen Beschäftigungen und Umgebungen, die Jünglinge mit dem Ölgefäß und Schabeisen zur Vorbereitung auf den Ringkampf, die Frauen mit ihren Schmuckkästchen, die Kinder mit dem Hündchen spielend; sei es am Opfermahltisch, wo sie von den Totenopfern der Hinterbliebenen genießen — bringen uns ans Herz wie späte, verhallende Nachklänge der altägyptischen Totenbilder. Ganz besonders rührend aber sind die zahlreichen Scenen auf Vasen und Stelen, welche den Abschied des Toten von seiner Familie schildern. Entweder sitzt der Verstorbene auf einem Sessel oder er liegt auf einem Ruhebett, und die Angehörigen reichen ihm die Hand und schicken sich an zum Gehen, oder er ist selbst als Abschiednehmender und Scheidender dargestellt. Auf den tiefbetrübten Gesichtern, auf den zuckenden Lippen, welche das Lebewohl sprechen, in den Augen, welche sich mit Thränen füllen und so herzbrechend wehevoll sich ineinander versenken, zittert der ganze unendliche Schmerz des Scheidens. Man sieht, wie das grause, ungelöste Rätsel des Todes, die Ungewißheit dessen, was über dem Grabe drüben liegt, diesen Schmerz verdüstert und mit Grauen und Entsetzen mischt; aber mitunter meint man doch auch noch einen letzten Funken der Hoffnung auf ein Jenseits, auf ein Wiedersehen, auf ein unsterbliches Leben aufleuchten zu sehen.

* * *

Mittwoch, 11. Mai.

Ausflug nach Eleusis. Zu Wagen, nicht mit der Bahn, welche, in großem Bogen den Korydalos umziehend, auf der Fahrt nach Korinth auch Eleusis berührt. Zu Wagen auf der alten heiligen Straße, auf welcher einst die Festzüge von Athen nach Eleusis wallten, durch den Ölwald mit seinen zum Teil uralten Bäumen und den spärlichen Wasseradern des Kephissos, hinauf auf die nicht bedeutende, aber fortifikatorisch wichtige Paßhöhe von Daphni. Unweit derselben steht auf der Stelle eines Tempels des pythischen Apollo das griechische Daphni-Kloster, halb ruinös, mit Festungsmauern umpanzert; die byzantinische Kirche, ein

Centralkuppelbau, zeigt noch sehr schöne, mit Geist und Sorgfalt ausgeführte Mosaiken: ein großes Brustbild Christi, von Prophetengestalten umgeben. Nun hinab an den Meeresstrand. Rechts von der Straße eine Felswand mit Votivnischen, ein ehemaliges Heiligtum der Aphrodite. Der stille Friede der Bai von Eleusis umfängt uns. Die Straße führt zwischen dem Meer und einigen salzigen Strandseen durch, welche von eigenen Quellen gespeist werden und Mühlen treiben. Um die Seen Felder, die ganz mit roten Kornblumen, der Blüte des wilden Mohn, bedeckt sind; ihre intensive Farbe färbt auch das Wasser mit flammendem Rot. Dann durch die weite, fruchtbare Ebene von Eleusis, auch Thriasische Ebene genannt. Nach $2^1/_2$ Stunden, von Athen aus gerechnet, fahren wir durch das armselige Albanesendörfchen Lewsina. Hier stand das alte Eleusis, Attikas zweitgrößte Stadt; den Gipfel des mäßigen Hügelzugs, der das Stadtgebiet begrenzte, krönt ein mittelalterlicher Turm, — hier stand die alte Akropolis. Und hier ist das steinerne Meer der Tempelruinen.

Wahrlich, die nervigen Gotenfäuste haben da saubere Arbeit gemacht. Die Vorsehung lieferte ihnen den Tempel aus, in welchem sich bis ans Ende des 4. Jahrhunderts heidnischer Götzendienst und Mysterienkult hartnäckig gegen das Christentum behauptete. Die Goten machten ihn dem Erdboden gleich und schichteten seine eigenen Trümmer als Grabhügel über der Stätte auf. Erst in neuerer Zeit begann man abzuräumen und die Fundamente wieder bloßzulegen. Aber niemand wird ohne fremde Hilfe oder genaue Vorkenntnisse im stande sein, aus diesen Resten die alte Tempelanlage zu rekonstruieren. Wenn man schon orientiert ist, findet man die großen Propyläen, welche in der römischen Kaiserzeit nach dem Vorbilde der Propyläen der Akropolis gebaut wurden und durch die erste Umfassungsmauer hindurchführten. Daneben die Fundamente eines kleinen Tempelchens der Artemis, eines Antentempels mit Pronaos und Posticum. Dann das zweite Thor der zweiten Umfassungsmauer, die kleinen Propyläen mit Resten eines Tempels des Hades, des Plutonium. Dann ein Trakt der alten gepflasterten Straße, welche auf ein etwas höher gelegenes, teilweise dem Felsen abgewonnenes Plateau führt. Hier stand der große Mysterientempel, dessen Grundriß mit Mühe noch festgestellt werden kann. Er unterscheidet sich wesentlich von denen aller übrigen Tempel. Der Hauptbau war quadratisch oder beinahe quadratisch, ca. 50 m breit und lang, das Innere durch sieben Säulenreihen in Schiffe geteilt, welche zum Teil zweigeschossig angelegt waren. Rings um die Innenmauern liefen mehrere Steinstufen oder Steinbänke übereinander. Diesem Hauptbau wurde eine mächtige Vorhalle vorgelegt mit zwölf Säulen, 50 m breit wie der Tempel, 12 m

tief. Wie erklärt sich diese eigentümliche Anlage? Die antike Architektur war hier vor ein anderes Problem gestellt als bei den übrigen Tempelbauten. Für gewöhnlich hatte der eigentliche Tempel bloß die Cella, das Tabernakel für das Götterbild, mit beschränktem Raum für wenige, ferner kleine Nebengemächer für den Tempelschatz ꝛc. zu umschließen. Hier mußte der Innenraum groß und weit sein, um bei der Feier der Mysterien die Tausende von Eingeweihten aufnehmen zu können; er war zugleich Versammlungshalle, heiliges Theater für Aufführung der Mysteriendramen. Es wäre interessant zu wissen, wie näherhin die alte Architektur dieses Problem löste; aber die Trümmer, aus welchen man noch fünf verschiedene einander ablösende Tempelbauten herauskonstruieren wollte, geben keine genaue Auskunft mehr. Feste Mauern setzten einst den Tempelbezirk in unmittelbare Verbindung mit dem Meere und einem eigenen Tempelhafen, dessen Überreste noch zu sehen sind. Ein kleiner Museumsbau birgt die ausgegrabenen Statuen, soweit sie nicht nach Athen verbracht wurden, fast alle von den Goten geköpft.

Auf einer der Steinbänke im Innern des Tempels setzen wir uns nieder und lassen die Blicke schweifen. Welch wunderbare Lage hatte dieser Tempel! Das von der Außenwelt völlig abgeschlossene, weite, herrliche Thal ist selbst wie ein Heiligtum. Die Weltferne, die tiefe Einsamkeit, das hehre Schweigen, das selige Träumen dieser lieblichen Fluren, das lind und weich herabwogende, in reichem Farbenspiel sich brechende Sonnenlicht machen es zu einem Abbilde des Paradieses, wie es wenige auf Erden geben mag. Auch hier nichts Großartiges und Überwältigendes, keine Offenbarungen der furchtbaren Kraft und Majestät der Natur; vorherrschend kleine und weiche Züge, aber harmonisch zusammengeordnet zu einem entzückenden Bilde der sanften Milde und Güte der Mutter Natur. In den Frieden dieses großen, herrlichen Gartens und der ihn in lichten Linien umstreichenden Höhenzüge von schlichtem Aufriß und zarter Fältelung, unter welchen nur das Gebirge der Insel Salamis als Wächter der Bai von Eleusis das Haupt höher und ernster erhebt, — in diesen stillen Frieden bringt das Meer herein, aber nicht das laute ungestüme Meer, nicht das endlos hinflutende und am Horizont mit dem Firmament verschwimmende. Nein, leise und friedlich kommt es auf der Straße von Salamis hereingewallt, und lautlos und ehrfürchtig verstummend füllt es das große Becken des Golfes; es umschmeichelt sanft die schönen Ufer von Eleusis und läßt sich von ihren weichen Armen umschließen. Es wird zum lieblichen Binnensee, kleidet seine Wasser in helleres Freudengewand und hält den Atem an wie ein Kind, das in ein Märchenland hineinträumt. In seinem klaren Spiegel beschauen sich vergnügt die grünen Ufer, die sanften

Höhen und die schroffen Felsmassen der Insel Salamis, welche einst vor 22 Jahrhunderten Zeugen des herrlichen Sieges des Themistokles über die Flotte des Xerxes waren und noch voll Stolz den lauschenden Wellen von diesem großen Tag zu erzählen scheinen. Ein ganz abgeschlossenes und eng umschlossenes Bild; aber es bannt auch das blasierteste Auge mit magischer Gewalt und konzentriert auch die ausschweifendsten Gedanken. Welches Farbengemälde in diesem engen Rahmen! Die ganze Luft ist Licht, und alles Licht ist Farbe, volle, kräftige, leuchtende Farbe. Die kräftigen Erdfarben, welche der von den Sonnenstrahlen angeglühte Boden aushaucht, der leuchtende Rotocker und Gelbocker mit dem bunten Mosaik der Wiesen, Bäume und Blumen, tragen die große, glastende Perlmutterschale des Firmaments und umranden die scintillierende Wasserfläche, welche alle Farben des Landes noch einmal wiedergiebt, von den geschäftigen Wellen auf silberner Palette wundersam durcheinandergemischt.

Und nun mitten in dieser schönen Natur das große Grab der eleusinischen Mysterien. Welche Geheimnisse birgt es? Der dichte Schleier wird sich nie ganz heben lassen. Die Todesstrafe, welche jedem drohte, der die Mysterien offenbarte oder unbefugt sich zu deren Feier eindrängte, war eine strenge Wächterin des Geheimnisses; diese Steine hier, die einzigen noch vorhandenen Zeugen desselben, plaudern nichts aus. Demeter, die Göttin der Natur oder der Erde, so weiß die jener uralten ägyptischen Göttersage von Isis und Osiris nachdichtende Mythologie zu erzählen, verlor ihre Tochter Persephone (Proserpina) oder Kore; Hades, der Gott der Unterwelt, hatte sie entführt. In peinvollem Suchen durchirrt die Mutter ruhelos die Welt, und auf diesem Irrgange kommt sie in das Thal von Eleusis. Sie erfährt endlich den Aufenthalt der Tochter, aber sie muß höherer Macht sich fügen und zugeben, daß die Tochter ein Dritteil des Jahres in der Unterwelt beim Gemahle bleibt; die übrige Zeit darf sie oben weilen; im Frühjahr kommt sie herauf, im Herbst steigt sie hinab.

Das bildet den Einschlag der eleusinischen Mysterien mit ihren zwei Hauptfestzeiten im Frühjahr und im Herbst. Da wurde das schmerzliche Suchen der Göttin und das frohe Wiedersehen, das Hinabsteigen in die Schauer der Unterwelt und das selige Wiederauftauchen ins Reich des Lichtes mimisch nachgebildet und mystisch nachgelebt; nachdem man in dunkler Nacht bei Fackellicht und unter wilden Schmerzensausbrüchen der Göttin hatte suchen helfen, wurden die nach längerer Probezeit und vielfachen Reinigungen und Bußübungen Eingeweihten zugelassen zum Schauen des heiligen Dramas in der festverschlossenen Halle des Tempels. Da soll ihnen zunächst unter furchtbaren Zeichen und grausenhaften Erscheinungen die Unterwelt aufgeschlossen und ein Blick in das Reich der

Schatten und der Verdammten verstattet worden sein; dann wurden sie allmählich hinübergeführt in die Gefilde der Seligen voll Friede, Licht und Wonne, und es ward ihnen ein Anrecht auf diese Freuden verbrieft.

Was wir sonst noch von diesen Festen wissen, läßt sie als seltsames und unheimliches Gemisch und Gebräu von Ausschweifungen und Bußübungen, von Orgien der Leidenschaften und Streben nach Erleuchtung und Reinigung, von Schmerzensausbrüchen und toller bacchantischer Lust, von Unzucht und Selbstzucht, von Gebeten und Zoten, von Glauben und Aberglauben, von Religion und Schlechtigkeit erscheinen. Aber doch sind diese Mysterien für die Religionsgeschichte des Heidentums von großer Bedeutung. Sie zeigen uns eigentlich erst die Volksreligion im Unterschiede von der offiziellen und öffentlichen Staatsreligion. Hier erklärt sich die Menschenseele laut und stürmisch für unbefriedigt durch die künstlerisch verzierte Religion der Akropolis, durch die religiös verzierte Kunst Athens, welche die Seele doch nur hinwegtäuscht über den Ernst der religiösen Frage, sie einlullen möchte in sinnliches Behagen und Genießen; sie erklärt sich für nicht befriedigt durch die Philosophie, welche vorgiebt, diese Frage lösen zu können oder gelöst zu haben, oder welche frivol die Existenz einer solchen Frage leugnet. Hier sucht die Menschenseele mit Aufgebot all ihrer Kraft den Bann des Diesseits zu durchbrechen, über den Grabstein, den sie unmöglich als Grenzmarke des Daseins anerkennen kann, weil sie sich unsterblich fühlt, über den Grabstein hinweg vorzubringen in die dunkeln Gefilde des Jenseits. Sie stürmt fiebernd vorwärts, von Unruhe gepeinigt, von Furcht gejagt, von verzehrendem Verlangen getrieben. Sie sucht ihren Gott, sie weiß, daß derselbe nicht zu finden ist in schönen Marmorstatuen, nicht auf den Lustwegen ästhetischen Genießens, sondern nur auf den Wegen der Buße, Reue, Sühne. Sie sucht die Lösung der großen Rätsel, an welche die Auferstehung der Natur im Frühjahr und ihr Absterben im Winter immer wieder gemahnt, der Rätsel des Daseins, des Schmerzes, des Todes, des Jenseits. Freilich, ans Ziel führt dieses tobende, gewaltsame Vorstürmen nicht. Der zum Ahnen verblaßte Glaube vermag nicht Führer und Leitstern zu sein; die Tiefen der Menschennatur werden aufgerührt, alles, was Gutes, aber auch was Böses in ihr schlummert; der Seele geht der Atem der Vernunft aus; sie verliert das Gleichgewicht; sie gerät in einen Zustand der Berauschung, der Narkose, in welchem sie Irrlichter für Himmelssterne, Aberwitz für göttliche Offenbarungen ansieht, in welchem sie Spielball und Fangball betrügerischer Mystagogen, das Opfer höllischen Blendwerks wird.

* * *

Die letzten Stunden in Athen. Noch einmal besteigen wir den Areopag, dann den steilen Bergkegel des Lykabettos, um das ganze Bild fest in der Erinnerung zu fixieren und von oben herab uns von Athen zu verabschieden. Zwiegespräch mit dem siebzigjährigen Einsiedler auf dem Lykabettos, der das St. Georgskirchlein oben besorgt und bewacht, sich eine Einsiedelei angebaut und das kleine Gipfelplateau mit Ringmauern eingefaßt hat; nie ist eine Fleischspeise über seine Lippen gekommen, aber seine Wangen sind voll und kindlich rosig angehaucht.

Abends 5 Uhr mit der Bahn nach dem Piräus. Ein Nachen bringt uns an Bord der „Aurora". Ein kleiner, behender, ganz neu montierter Dampfer des Österreichischen Lloyd. Punkt 6 Uhr schlängelt er sich gewandt durch die imposanten Reihen seiner kriegerischen Brüder hindurch. Der Golf strahlt in wonnig-wehmütiger Abendbeleuchtung. Noch einmal grüßt zu uns herüber die Akropolis und das Parthenon, von der Abendröte mit Guirlanden von Flammenrosen umzogen. Athen, ehrwürdig in deinem großen Unglück, groß nur mehr als Grab einer großen Vergangenheit, Völkerniobe, erstarrt und versteinert in grenzenlosem Schmerz: Athen, lebe wohl!

Konstantinopel. Heimkehr.

Donnerstag, 12. Mai.

Wir erwachen auf hoher See. Ein ganz ungewohnter Anblick: die Sonne, welche elf Wochen hindurch fast Tag für Tag unsern Reisepfad beschienen, zeigt sich heute nicht. Ein graues Gewölbe spannt sich statt des blauen über den regungslosen Ocean. Dem Auge thut das gedämpfte Licht fast wohl, und an Farbenspiel fehlt es trotzdem nicht, namentlich wie wir uns dem Inselland und Festland wieder nähern. Die große Insel Mitylene kommt zuerst in Sicht, das alte, sangesreiche Lesbos, das einst von des Arion, des Alkäos, der Sappho Lyra wiedertönte. Dann hebt Anadolys König, der Götterberg Ida (1750 m hoch), sein schneeweißes Haupt hoch in die Wolken, und links von uns breitet die Insel Lemnos ihre Bergzüge und die von vielen Flußadern und von heißen Quellen durchzogenen Fruchtgefilde auf die Wellenflur hin. Dem Festland legt sich das kleine, niedrige, felsenreiche Inselchen Tenedos vor, und gerade vor uns steigen die bewaldeten Höhen der Insel Imbros aus dem Meere. Der heilige Berg Athos und die Insel Samothrake ist dem Blicke nicht erreichbar; nach Enos an der Mündung der Maritza senden wir aus der Ferne unsern Gruß. Die Tagesfarbe ist heute ein wundersames Blau, gedämpft durch das Grau des Firmaments. Grünblau das Meer, blau von den tiefsten Tönen bis zur hellsten Lichtung das Land, dessen Konturen aber nicht im Nebelduft verwehen, sondern scharf und klar sind; die Tinten malen sich immer wieder anders ineinander, je nachdem die Inseln und Küsten sich nähern oder entfernen.

Nachmittags fahren wir durch das 4 km breite Thor der Dardanellen. Bei Kum-Kale mündet der homerische Fluß Skamander ins Meer und dehnt sich die von ihm durchrauschte trojanische Ebene weit ins Land hinein, überragt von der Schneekuppe des Ida. Nichts Genaues ist zu sehen von Hissarlik und von dem Ausgrabungsfeld, auf welchem Schliemann seine Schachte durch sechs Schichten hindurchtrieb, welche ebensoviele Stadtanlagen übereinander bedeuten; während Schliemann selbst die zweite Schichte für die Stätte des homerischen Ilion ansah, namentlich wegen deutlicher Spuren von Brandschutt, entschied sich neuer-

dings Dörpfeld für die sechste Schichte, deren Weiterverfolgung bedeutende Reste von Mauern, Häusern und Antiquitäten zu Tage förderte. Die engste, nur mehr $1^1/_2$ km breite Stelle des Kanals sperren zwei Festungswerke, auf der europäischen Seite das Fort Kilid-Bahr, auf der asiatischen das Fort Sultanije-Kalessi. Dann kommt auf asiatischer Seite Nagara, das alte Abydos, von welchem Xerxes 480 v. Chr. eine Brücke über den Hellespont nach Sestos hinüber schlug; ferner Lapsaki, das alte Lampsakos, einst durch den unzüchtigen Priaposkult berüchtigt, und auf europäischem Ufer Gallipoli mit Leuchtturm und Hafen, den wir kurz anlaufen.

Eben wie wir aus der Dardanellenstraße ins Marmara-Meer einliefen, begann die Wolkenschicht sich zu zerteilen, der Himmel sich zu klären, die Sonne Ströme von Licht herabzusenden. So wurde unser letzter Abend auf dem Meere zu einer wahren Festfeier. Der Übergang des gedämpften Farbenspiels, das den Tag über uns unterhalten hatte, in die jubelnde und rauschende Farbenmusik ist entzückend schön. Es ist in der That, als ob alles sich zum festlichen Gottesdienste bereit mache, zum Abendopfer und Abendgebet im großen Tempel der Natur. Eine feierliche Stimmung über Meer, Land und Firmament. Geschäftige Abendwinde breiten im Westen die kostbaren goldenen Teppiche aus und legen die scharlachroten Wolkenvorhänge in weiche Falten. Die Sonne kleidet sich wie die Priesterin der Natur in vollen Goldschmuck, und langsam und ehrfürchtig schreitet sie, gleichsam ihr Herzblut opfernd, durch den Vorhang ins Allerheiligste hinein. In hehrem Schweigen schauen Land und Meer ihr nach, mit stillem Beten sie begleitend; Purpurflocken wallen auf gleich Weihrauchwolken; die Sterne zünden die Lichter des hohen Domes an; der Wind spielt auf der großen Meeresorgel; das Wort der Anbetung flicht der Mensch ein in diese Abendandacht der Natur.

* * *

Konstantinopel, 12.—18. Mai.

Freitag früh nach 4 Uhr nähern wir uns der großen Weltstadt (Fig. 99). Mit scharfem Frühlichte kündigt ein heiterer Tag sich an, aber über dem Lande liegt eine feine weiße Nebelschichte. Um 5 Uhr biegen wir um die Spitze von Stambul. Auch das Stadtbild ist weiß überschleiert. Aber während wir geraume Zeit auf unsere Ausschiffung zu warten haben, lösen sich langsam von der Wasserfläche die Nebel ab, schweben empor gleich Geistergestalten in langen Leichentüchern und verwehen oben im Lichte der aufgehenden Sonne. Ganz langsam und allmählich geht diese Entschleierung vor sich, und gerade durch dieses

allmähliche Entfalten ihrer Reize bezaubert die schöne Stadt vielleicht noch siegreicher das Auge. Nun, da der letzte Vorhang aufgezogen, ist keiner unter uns, der nicht hoch entzückt wäre und Konstantinopel vor Kairo, Alexandrien, Damaskus und vor allen ihm bekannten Städten Italiens und Deutschlands bezüglich der Schönheit der Lage den Preis zuerkennen würde.

Ausschiffung durch Matrosen, welchen Sonne und Meersalz ein schreckliches Hautrelief ins Gesicht gebrannt. Pässe werden nicht abverlangt. Im Zollbureau fällt auf ein hochgeschichteter Haufen von Broschüren, Reisebüchern, ausgerissenen und zerfetzten Bogen und Blättern, gar jämmerlich anzusehen. Das sind die Leichen der durch die Zollwächter abgeschlachteten litterarischen Gegner des großen türkischen Reiches. Es wird sorgfältig gefahndet nach solchen Schriften und Reisebüchern, welche am türkischen Regimente unbefugte Kritik üben; auch Meyers und Bädekers Türkei sind auf der Proskriptionsliste. Entweder werden dann die Bücher ganz abgeschlachtet oder es werden die mit türkenfeindlichen Bacillen infizierten Eingeweide herausgerissen. Glückliche Türkei, die auf so einfache Weise ihrer litterarischen Feinde sich entledigen kann! Nur das ist etwas inkonsequent, daß man nicht wenige der beanstandeten Bücher, auch Meyer und Bädeker, oben in Pera ruhig in den Schauläden der Buchhändler paradieren läßt. Mein armes Büchlein, wirst du Gnade finden vor dieser türkischen Censur oder einst auch so grausam justifiziert werden?

Ein reichlich bemessener Bakschisch fördert unsere vielen Koffer ziemlich rasch aus der Folterkammer heraus, und sie wandern nun auf die gepolsterten Rücken einiger wenigen Gepäckträger, der berühmten Hamal von Konstantinopel, welche im Tragen so Erstaunliches leisten und gleich hochbepackten Kamelen durch die Straßen ziehen. Wir fahren hinauf in die Oberstadt, in den fast ganz europäischen Stadtteil Pera. Das schön gelegene Hôtel de Londres räumt unserer Karawane das große, vielstockige Nebenhaus ein.

Eine Woche reicht nicht, diese ausgedehnte Stadt von 900 000 Einwohnern ganz zu besichtigen, über ihren Charakter völlig klar zu werden, ihr Leben auf den Grund zu studieren. Deswegen bieten auch die folgenden Seiten nur vereinzelte Züge, Notizen und Striche. Wer nähere Bekanntschaft mit der türkischen Hauptstadt machen will, reise entweder selbst auf einige Wochen hin oder lese das hübsche Buch von H. Zschokke (Konstantinopel. Eine Fahrt nach dem Goldenen Horn. Würzburg 1884).

* * *

Mahmud-Brücke.
Galata-Turm.
Walide-Brücke.
Jeni-Dschami.
Großer Bazar.
Leander-Turm.
Aja Sofia.
Moschee Mohammeds II.
Ahmedje.

Fig. 99.

Konstantinopel,

vom Seraskier-Turm aus gesehen.

Freitag Mittag 1 Uhr Selamlik, feierlicher Moscheenbesuch des Sultans Abdul-Hamid II., die einzige Gelegenheit, bei welcher er seine Residenz, den außerhalb der Stadt auf einer Höhe über dem Bosporus gelegenen Jildis-Kiosk, verläßt. Der Besuch gilt der nur wenige Minuten vom Palast entfernten, vom Sultan 1885 erbauten Hamidije-Moschee, einem marmornen Schmuckkästchen mit hoher Kuppel und einem Minaret. Vor einem Gebäude gegenüber der Moschee, unmittelbar an der Straße, welche der Sultan passiert, ist den fremden Europäern ein eigener Platz zum Zuschauen eingeräumt. Unter klingendem Spiele rückt Regiment um Regiment auf. Aus allen Truppengattungen: Kavallerie, Artillerie, Infanterie, Marinesoldaten, bildet sich eine lebendige Mauer, welche in großem Viereck die Moschee und ihren Vorhof umschließt und sie mit dem Palaste in Verbindung setzt. Malerische Uniformen; schöne Pferde, je für ein Regiment von ganz gleicher Farbe; kräftiger, sehniger Menschenschlag; treffliche Haltung; tadelloser Aufmarsch, der unsern Offizieren imponiert. Diese Massen sind nur ein kleiner Bruchteil der riesigen Militärmacht Konstantinopels, welche in neun großen und unzähligen kleinen Kasernen untergebracht ist; dazu kommen noch die starken Besatzungen der vielen Forts des Bosporus, des Marmara-Meers und der Dardanellen. Die Großwürdenträger, die Minister und Veziere, die hohen Offiziere fahren auf in prunkvollen Uniformen, den einfachen roten Fes auf dem Haupte. An der Moschee fährt an der Hohepriester des Islam, der Scheich-ul-Islam, in schwarzseidenen Gewändern mit grünseidenem Turban; er allein darf die Moschee betreten; vor dem Portal haben fremde Derwische und Pilgrime sich auf Matten niedergelassen, um ihr Gebet mit dem des Hauptes aller Gläubigen zu vereinigen. Fanfaren schmettern. Eine Reihe ganz geschlossener schwarzer Kutschen kommt vom Schloß herab und fährt in den Hof der Moschee; sofort werden die Pferde ausgeschirrt und weggeführt; niemand steigt aus; die Haremsdamen des Sultans dürfen nur bei herabgelassenen Vorhängen durch kleine Öffnungen herausäugeln. Eilends durchbricht den Soldatenwall ein Dutzend Sandkarren; der Weg von der Moschee zum Palaste wird mit frischem Sande bestreut und mit Wasser besprengt. Abermals ein Fanfarensignal. Die Musikkapellen intonieren. Der Muedbin besteigt die Galerie des Minarets und ruft zum Gebet. Eine glänzende Kavalkade kommt vom Schloß herab. In ihrer Mitte eine kleine, offene Equipage, mit feurigen Arabern bespannt. Das ist der Sultan, in einfacher schwarzer, europäischer Kleidung mit rotem Fes; ihm gegenüber Osman Pascha, der Oberkommandant der Truppen und Palastmarschall, der Sieger von Plewna. An der Moschee steigt der Sultan aus und verschwindet im Innern. Nach einer Viertelstunde erscheint er wieder,

ergreift selbst die Zügel und fährt im Trab nach dem Palast zurück; die Großwürdenträger keuchen zu Fuß hintendrein. Ein Schauspiel, geeignet, die Achtung vor dem türkischen Militär, die man in Syrien verloren, wiederherzustellen. Stark fällt freilich auf der Kontrast zwischen der gedrückten, sorgenvollen, mißtrauischen Miene und Haltung des Sultans und der ungeheuern Macht, die hier zu seinem Schutze parat steht; man fühlt, daß er unter Gefahren lebt, welche durch Kanonen, Bajonette und Gewehre nicht zu beschwören sind.

*

Zu Wagen nach Kiathane, in das Thal der süßen Wasser von Europa, durchrauscht von munterem Flusse, welcher in die Salzflut des Goldenen Horns mündet. Im Thalgrunde saftige Wiesen, Gärten und Baumgruppen im ersten Frühlingsprangen; kleine Palastvillen und Parke. An den Ufern an allen Freitagen des Monats Mai fröhliches Volksleben. Hunderte von Frauen und Kindern in buntester Kleidung lagern auf Matten und Teppichen an den Wellen und vergnügen sich stundenlang; sie plaudern, rauchen Cigaretten, trinken Kaffee, naschen Süßigkeiten, lauschen den umherziehenden Musikanten, Sängern und Sängerinnen. Die grellroten, blauen, gelben, schwarzen und violetten Seidentücher, in welche die Frauen ganz eingehüllt sind, zaubern die merkwürdigsten und kräftigsten Farbenbilder auf den grünen Plan. Die vornehmen Haremsdamen bleiben in ihren Karossen und lassen ihre großen, schwarzen Augen flammend schweifen; ein weißer Flor deckt Stirne und Gesicht und läßt nur einen schmalen Spalt für die Augen; Eunuchen halten Wache am Kutschenschlag. Männer und Frauen auch hier streng gesondert. Alles lebhaft, aber nicht lärmend, kindlich und harmlos. Warum kann unser Volk sich nicht mehr freuen, ohne durch wüstes Schreien und Lärmen, durch Maßkrüge, Alkohol, Randal und Unfug die Flamme der Lebenslust künstlich höher zu treiben? Die Hyperkultur streift den Duft vom Baume des Volkslebens, die kindliche Naturfreude. Zwei große Boote, Kaik genannt, tragen uns den Fluß hinunter und durch die große Feststraße des Goldenen Horns, welche die untergehende Sonne bengalisch beleuchtet. Die Ruderschläge, die plätschernden Wellen, der goldene Abendglanz, der Anblick der verklärten Stadt, die hochgeschwungenen Kuppeln, die schlanken Minarete, die malerischen Häuserzeilen — all das wiegt Auge und Seele in seliges Träumen.

*

Was ist das für ein stolzer Bau, der am Eingange des Bosporus über dem Quartier Fyndykly weithin sichtbar thront und von dem Cypressenwalde des großen Friedhofs von Pera sich so stattlich abhebt?

Große bronzene Adler breiten auf seinen Zinnen ihre Schwingen. Es ist das um seine Lage viel beneidete Hotel der deutschen Botschaft. Seiner hier zu gedenken ist für mich Pflicht der Dankbarkeit. Manche schöne Stunde habe ich dort verlebt im Kreise der edeln Familie v. R., welche bald nachher nach Madrid übersiedelte. Von einer Familie, der man sich durch die zartesten geistigen Bande verbunden weiß, die man seit Jahren nimmer gesehen, mit echt deutscher Herzlichkeit aufgenommen zu werden, das thut wohl nach wochenlangem Umherirren in der Fremde, doppelt wohl in solcher Weltstadt, von welcher das Wort gilt: Magna civitas, magna solitudo, wo man unter den sich drängenden und schiebenden Hunderttausenden sich doppelt vereinsamt und verwaist fühlt. Solche Wohlthaten vergißt man nicht. Die lichten, freundlichen Erinnerungen daran blühen von selbst auf in den sehnlichen Wunsch nach einem Wiedersehen des trauten Kreises, in welchem man soviel feinem Kunstsinne begegnete, so erleuchteter Kenntnis des Orients, soviel wahrer Geistes- und Herzensbildung im Bunde mit soviel zarter Aufmerksamkeit und herzquellender Freundlichkeit und Fröhlichkeit. Auf, mein Buch, fliege eilends nach dem schönen Spanien, poche an das Thor der deutschen Botschaft in Madrid und melde dort Gruß und Dank und ein herzliches: Auf Wiedersehen!

* *
*

Die Fahrt durch den Bosporus hat man schon mit einer Rheinfahrt verglichen. Aber das Bild ist schwach und unzulänglich, was Wasser und Land betrifft, auch wenn man die schönsten Partien des Rheinstromes sich unmittelbar aneinandergerückt denkt. Die Ufer des Bosporus sind beiderseits stattliche Höhenzüge; so ist die 500—2000 m breite Fahrstraße von Bergmauern eingeschlossen, über welche der Blick nicht hinüberzubringen vermag. Aber die beschränkte Aussicht ist doch von höchster Mannigfaltigkeit. Denn die Ufergebirge laufen nicht genau parallel, die Wasserstraße nicht in ganz gerader Linie. So gleichen die Ufer Coulissen, welche während der Fahrt sich beständig verschieben, auseinanderrücken und zusammentreten. Jetzt lagert sich dem Bergzug eine breitere oder schmälere Landbank vor, jetzt fällt er jäh ab ins Meer, jetzt buchtet sich zwischen seine Wände ein liebliches Thal mit reicher Vegetation ein; dann wieder weicht er wie in neckischem Spiele mit den Wellen plötzlich zurück und lockt die Wasser in stille Golfe und große Buchten hinaus. Zu einer ununterbrochenen Fest- und Triumphstraße aber gestalten den Bosporus die unzähligen Paläste, Villen, Dörfer; eine Architektur, welche zum Teil feenhaft ist, überall aber malerisch und interessant und in ihrer Wirkung gehoben durch die Hintergründe wunderbarer Parke, schöner Platanen- und Cypressenwälder, königliche

Bäume. Kaum hat das Auge die mächtige Front des Dolma-Bagdsche-Palastes (Fig. 100) abgeweidet, ihre Marmorpracht und ihren phantastischen Schmuck, so kommt schon der Palast von Tschiraghan in Sicht mit einer Fassade von 750 m Länge, unzugänglich, von Geheimnissen umwoben; niemand weiß, wer hinter den dichtverhängten Fenstern lebt, ob der abgesetzte Sultan Murad überhaupt noch unter den Lebenden ist oder am Ende bereits das Schicksal des Abdul-Asis geteilt hat, der 1876 dort im Nebengebäude des Palastes ermordet ward. Und sofort taucht gegenüber auf asiatischer Seite der Palast Beglerbeg aus den Fluten, der Prunkbau dieses genannten Abdul-Asis, mit dem Marmorquai und den marmornen Prachttreppen, mit welchen die Wellen plaudern. Es grüßt auf europäischem Ufer das Dörflein Ortakiöj mit Moschee und schönen Gärten, und Arnautkiöj mit dem Kap Akynty-Burnu. Die ruhige Meeresflut nimmt mehr und mehr Stromesart an, je näher wir der engsten Stelle des Bosporus kommen. Die Festungen Rumili-Hissar auf der europäischen und Anadoly-Hissar auf der asiatischen Seite bewachen dieselbe, beide jetzt finstere, trotzige Ruinen, furchtbar noch in ihrem Zerfalle. Hier sah Darius auf einem Felsenthrone dem Übergang seiner 700 000 Streiter über die von Mandrokles aus Samos geschlagene Brücke zu. Dann entfaltet das Villendorf Emirgon seine Reize. In herrlichem Garten liegt das Palais, in welchem Ismail Pascha, der wegen seiner Verschwendung abgesetzte Khedive von Ägypten, im Exil lebt. Die weich und lieblich eingeschnittene Bucht von Stenia bringt die Argonautensage in Erinnerung, welche den Bosporus zu ihrem Schauplatz erwählt hat; hier sollen sie dem geflügelten Genius, der ihnen im Kampfe gegen Amykos, den König der Bebryker, beigestanden war, einen Tempel und ein geflügeltes Standbild errichtet haben; Konstantin der Große fand hier einen Tempel und eine solche Statue vor und weihte beide dem hl. Michael. Unmittelbar an Stenia schließt sich das Christendorf Jenikiöj, und jetzt fahren wir in großem Bogen um eine scharfe Ecke in die herrliche Bucht, welche Therapia und Bujukdere malerisch umranden, mit den schönen Landhäusern der Botschafter und den vielen Villeggiaturen. Hier hat die Natur alle ihre Reize verschwendet und der Mensch alles gethan, sie auszunützen und zu heben. Eines jener lieblichen Grenzgebiete, wo das Großartige und das Anmutige sich begegnen, das Erhabene und das Zarte sich umarmen. Wir besteigen die Höhe über Bujukdere und verfolgen von oben den weitern Lauf des Bosporus, dessen Küsten jetzt öde werden und schroff zum Meer abfallen; an seinem Auslaufe ragen zwei Leuchttürme auf; vor dem europäischen starren die Felsnadeln der Symplegaden aus dem Wasser, und weiter hinaus wälzt das Schwarze Meer in finsterer Majestät und großartiger

Einsamkeit seine dunkeln Wogen bis an die Grenzen des Horizonts. Dann lustwandeln wir in dem großen Garten der Sommer-Residenz des deutschen Botschafters in Therapia mit seinen ehrwürdigen Baumgreisen und seinen Waldpartien, deren Rauschen und geheimnisvolles Dunkel uns nach Deutschland versetzt.

* * *

Hinüber nach Stambul. Die unterirdische Drahtseilbahn befördert uns von Peras Höhen rasch in die Tiefe, an die neue eiserne Schiffbrücke, welche den Hauptverkehr zwischen Altstadt und Neustadt ver-

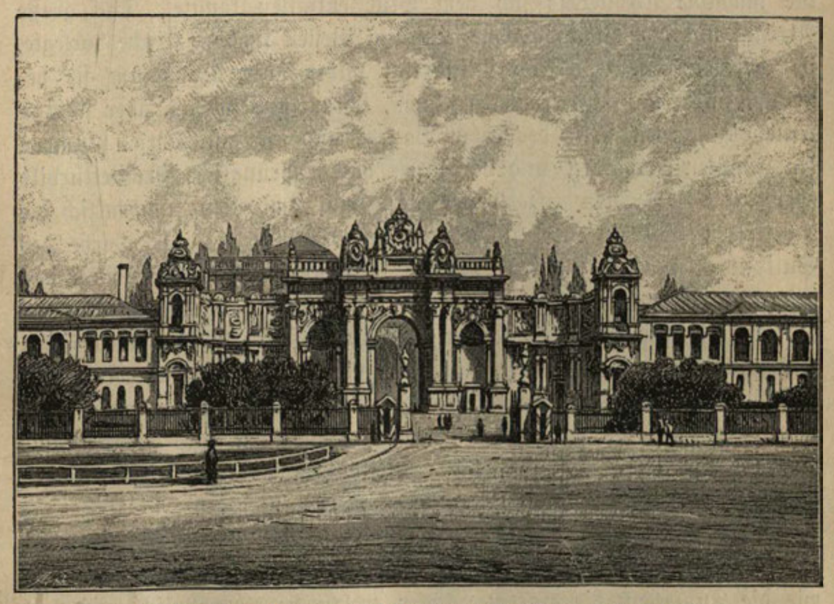


Fig. 100. Hauptfassade des Palastes Dolma-Bagdsche in Konstantinopel.

mittelt. Sie mündet in Stambul auf einen größern freien Platz, den die Moschee Sultan Walide, 1616—1665 erbaut, mit ihren zwei Minareten und vielen Kuppeln beherrscht. Die Pferdebahnlinie geleitet zur Umfassungsmauer des großen Serailgartens und zur „Hohen Pforte", dem Regierungspalast mit den Bureaux des Großveziers und der Minister. Wir besuchen zuerst, in den Serailhof eintretend, die alte Kirche St. Irene, jetzt Waffenmuseum und im Innern unzugänglich. Konstantin der Große ist ihr erster Erbauer; unter Justinian brannte sie ab und wurde sie wiederhergestellt; im 8. Jahrhundert zerstörte sie abermals ein Erdbeben, und Leo der Isaurier ließ sie wiedererstehen, wie es scheint, möglichst in der ursprünglichen Gestalt. Soviel man von außen

sehen kann, hat sie die basilikale Anlage, nur mit einer Kuppel bereichert; im Osten wölbt sich eine Apsis aus; die Kuppel stützen außen Streben, welche zwischen den 20 Oberlichtern des Tambour sich gegen die Mauer stemmen.

Nun verlassen wir den Serailhof wieder, und vorüber an dem schmucken Brunnen Achmeds III. aus dem Jahr 1728 kommen wir zur Königin von Konstantinopel, zur Aja Sophia (griechisch Hagia Sophia, die hl. Sophia; siehe Fig. 101—103).

Ihr Äußeres verrät, namentlich in der Nähe gesehen, kaum mehr die königliche Würde. Es fehlt ein schöner freier Platz, auf welchem die mächtige Architektur sich dem Blick entfalten könnte. Das große Atrium mit dem Lichthofe, das einst im Westen sich der Kirche vorlegte, ist verschwunden. Die vier Minarete, mit welchen der Islam sie bedachte, sind zwar für sich überaus schön, schlank und zierlich, aber sie sind keine organischen Teile des edlen Baues, und ihre unschönen, plumpen Unterbauten verderben und verbergen das ursprüngliche Architekturbild ebenso wie die vielen andern Anbauten und Umbauten, namentlich die zahlreichen Turben oder Mausoleen der Sultane (in der Turbe des Sultans Mustafa I., an der Südecke des Narthex, vermutet man das alte Baptisterium). Unförmliche und ungegliederte Stützmauern steigen auf fast bis zur Höhe der Kuppel, plumpe Gesellen, welche deren freien Aufschwung und majestätische Einsamkeit stören. Sehr schlecht wirkt auch die Bemalung des ganzen Äußern mit parallelen gelben und roten Streifen, anzusehen wie ein dem ganzen Bau umgelegtes Zwangshemd aus gestreiftem Drilch. Ja, die edle Königin ist entthront, gefangen gesetzt und in einen mohammedanischen Harem verbracht; sie trägt das Kleid der Sklavin; der große Halbmond auf der Kuppel erscheint wie das ihrer Stirne aufgedrückte Brandmal der Sklaverei, die vier Minarete wie die Eunuchen, die Haremswächter, welche sie argwöhnisch umstellen.

Gehen wir ins Innere. Aber binden wir vorsichtig die Sandalen um den Fuß und drehen wir unsern Stock um, damit nichts Unheiliges den Boden entweiht; denn wir werden von giftigen Blicken verfolgt. Im Westen der doppelte Narthex (Vorhalle), nicht sehr tief, aber so breit als der ganze Bau. Neun Thore führen in den äußern Narthex, fünf von dem äußern in den innern, neun vom innern in die Kirche. Sehr reich ist von den letztern neun Portalen das südlichste mit altem Bronzeschmuck und das Königsthor in der Mitte, in starke Bronzerahmen gefaßt. Durch dieses treten wir in das Hauptschiff. Einige Schritte vorwärts, ein Blick von Mauer zu Mauer, ein Blick in die Höhe — und wie gebannt bleiben wir stehen. Es durchzuckt uns elektrisch jener Schrecken, der die erste Wirkung dessen ist, was alles gewöhnliche

Maß überschreitet und hineinwächst in die Höhen, zu welchen nur das Genie emporzudringen vermag, um von dort sozusagen übernatürliche Offenbarungen der Kunst herabzuholen.

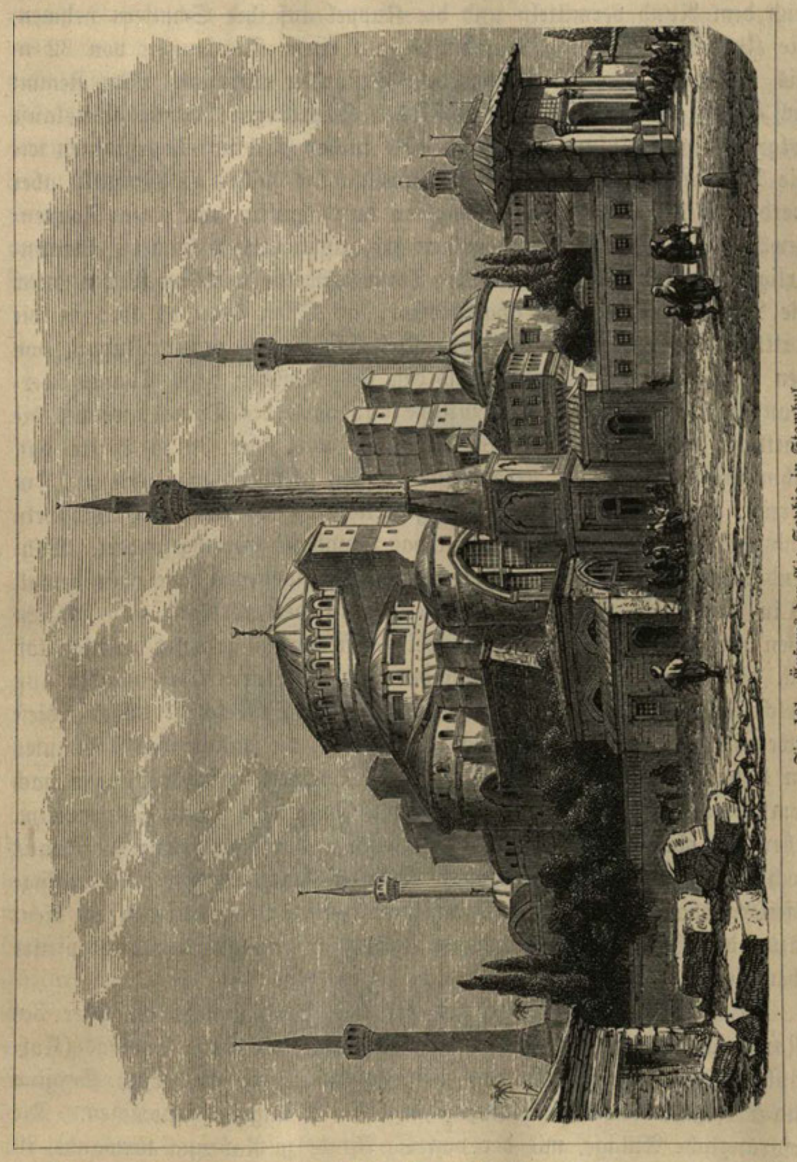


Fig. 101. Äußeres der Aja Sophia in Stambul.

Überwinden wir diesen Schrecken und legen wir uns die architektonischen Gedanken und Grundlinien des Baues zurecht. Sein Mittelpunkt ist offenbar die große Kuppel, schon beim Betreten des Langhauses

beinahe ganz übersehbar. Ihre Träger sind vier Riesenpfeiler, vier kolossale Bogen, die sich von Pfeiler zu Pfeiler schwingen; sodann vier sphärische Pendantifs oder Zwickelgewölbe, welche zwischen dem Viereck und dem Rund vermitteln und die Kuppel auf ihre Schultern nehmen, die Kuppel, welche sich majestätisch mit einem Durchmesser von 32 m bis zur Höhe von 57 m über dem Fußboden aufwölbt. Nun stemmt sich gegen den östlichen und westlichen Hauptbogen, seinem Kreislaufe folgend, eine Halbkuppel an, und diese beiden Halbkuppeln erscheinen wie die Trabanten der großen Mittelkuppel. Die beiden Halbkuppeln aber werden wieder unter ihren Lichtgaben durchschnitten von einem Tonnengewölbe und zwei seitlich demselben sich anschließenden kleinern, konchenartigen Halbkuppeln; das mittlere Tonnengewölbe wird im Westen durch die Mauer des Narthex abgeschlossen, im Osten leitet es über in die stattliche Altarapsis. Dieser vom Riesenschirme der großen Kuppel, von den zwei großen Halbkuppeln und den sechs Konchen bezw. Tonnen überspannte Raum bildet das eigentliche Langhaus des Domes, welches die stattliche Ausdehnung von 80 m Länge und über 30 m Breite hat. Ihm fügen sich seitlich Nebenschiffe an von gleicher Länge und je 15 m Breite, durch die massigen Vierungspfeiler, die Pfeiler der Halbkuppeln und reiche Säulenstellungen gegen das Langhaus hin abgesondert. Während nämlich der östliche und westliche Vierungsbogen, wie oben gesagt, je in eine große Halbkuppel überleiten, ist der nördliche und südliche oben vermauert und nur durch zwei Fensterreihen gelichtet. Unten löst sich die Mauer in zwei Kolonnaden und Arkaturen übereinander auf, welche ein unteres und oberes Stockwerk der Seitenschiffe bilden; diese Zweiteilung setzt sich auch durch die Exedren, die halbrunden Ausbauten im Osten und Westen, fort. Das obere Stockwerk, mit Brüstungen nach dem Hauptschiffe versehen, bildete das Gynaikeion, den Frauenraum. Über der obern Arkatur zieht sich ringsum durch das ganze Langhaus noch ein vergitterter Laufgang hin. Die Außenmauern sind durch massige Pfeilerausbauten versteift, und ein kompliziertes Verstrebungssystem dient dazu, den Hauptschub der großen Kuppel auf die äußern Strebepfeiler überzuleiten.

Nicht gar weit entfernt von der Aja Sophia liegt am Ufer des Marmara-Meeres hart an der Bahnlinie die „kleine Aja Sophia“ (Kutschük Aja Sophia), jetzt Moschee, ursprünglich eine Kirche der hll. Sergius und Bacchus, von Kaiser Justinian 527 in Angriff genommen. Die ursprüngliche Anlage, mit der von S. Vitale zu Ravenna verwandt, ist noch wohl erhalten und rechtfertigt den Namen „kleine Aja Sophia“, denn sie bildete in der That die Vorstufe und Vorschule für den Bau der großen. Was in der kleinen Sophia erstmals schüchtern versucht

wurde, findet in der großen seine geniale Lösung und Durchführung, nämlich das Problem, den reinen Centralbau so zu durchbrechen und mit dem Langhausbau zu verschmelzen, daß er für den christlichen Gemeinde-Gottesdienst brauchbarer wurde. Die große Sophia ist der gelungenste Kompromiß zwischen Langbau und Centralbau; beide konnten nicht genialer kombiniert werden, und heute noch ist der Erfolg dieser Kombination ein überwältigender. Vieles ist ja im Äußern und Innern verändert und verdorben worden; viel fehlt von der einstigen wunderbaren Ausstattung. Das Prachtgewand der Mosaiken ist zerschlissen und zerfetzt, bis auf wenige Reste mit wüstem, goldlackiertem Stucküberwurf zugedeckt; die noch sichtbaren Cherubim in den Zwickeln unter der Kuppel sind durch Verstreichung der Gesichter in fledermausartige Monstren ver-

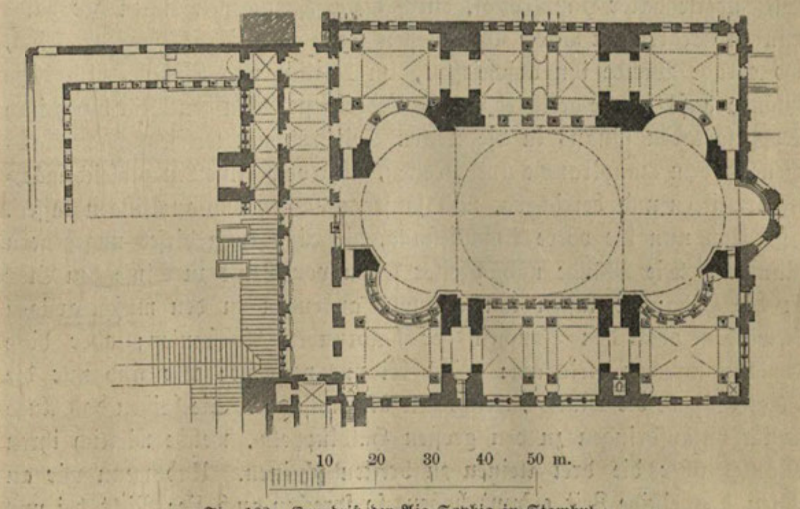


Fig. 102. Grundriß der Aja Sophia in Stambul.

wandelt; die abscheulichen kreisrunden Holztafeln an den Hauptpfeilern mit den riesengroßen arabischen Schriftzeichen sind Embleme der Barbarei im Tempel der Kunst, Reklameschilde des Islam im Dome der Christenheit. Es fehlt der vielgerühmte Ambo mit seinem Marmor-, Gold- und Juwelenschmuck; es fehlt das silberne Gitter, welches den Chor abschloß; es fehlt der Altar aus purem Golde, mit blitzenden Edelsteinen und farbenreichem Email überstreut; es fehlt das Ciborium über dem Altar, welches auf vier silbernen Säulen die herrliche Kuppel mit dem großen goldenen Kreuze trug; es fehlen die 600 vergoldeten Kandelaber, welche auch bei Tag den Luftraum mit Flammenblitzen durchzuckten. Für all das ist nur ein geringer Ersatz die jetzige Gebetsnische, die Kanzel mit dem minaretartigen Turm, auf deren hohem

Throne der Chatib jeden Freitag, ein hölzernes Schwert in der Hand, die Predigt hält, das vergoldete Käfig der Sultanloge, die verschiedenen Estraden unter der Hauptkuppel, die Kronleuchter, welche sehr tief hängen. Da ferner die Apsis nicht genau die Richtung nach Mekka hat, wurde die Gebetsnische in derselben aus der Achse gerückt, nach Süden hin, und auf sie laufen nun die Linien aller Fußteppiche zu; das verwirrt das Auge in hohem Grade und erweckt den Schein, als weiche der Bau selber aus der Achse.

Trotz alledem ist der Eindruck des Innern auch heute noch unbeschreiblich großartig. Es wirkt kraftvoll und harmonisch zusammen die Weiträumigkeit der Basilika mit der vollendeten Einheit und konzentrierten Geschlossenheit des Centralbaues. Ein gewaltiger und doch mit einem Blick übersehbarer Hauptraum, durch die geschwungenen Linien der halbrunden Exedren im Osten und Westen weich und lieblich begrenzt. Da, wo gerade Wände ihn abschließen, im Norden und Süden, sind diese Wände aufs feinste gelichtet und gegliedert; sie leiten den Blick durch ihre Doppelarkaden hinaus in die weiten Seitenräume, welche sich durchaus dienend dem Hauptraume unterordnen, aber doch denselben zugleich mächtig erweitern und bereichern, und sanft auslaufen und ausklingen lassen.

Und nun die obere Abschließung, die Eindeckung dieses ungeheuern Raumes. Die Wände und Pfeiler leiten von Stufe zu Stufe den Blick in die Höhe; sie lassen ihn erstmals ausruhen in den muschelartigen Gewölben oder den Konchen der halbrunden Ausbauten; aber diese Konchen sprechen gleichsam: Nicht bei uns verweile; wir sind nur die Töchter; siehe die Mutter, welche uns alle umfängt. Sie heißen das Auge weiter hinaufdringen zu den großen Halbkuppeln, welche wirklich ihren Mantel über die drei kleinen zu breiten scheinen. Und wenn wir an ihnen uns einige Zeit erfreut haben, so sprechen auch sie: Nicht bei uns verweile; wir sind nur die Dienerinnen; walle weiter hinauf, dort findest du unsere Herrin und Königin. Und von Ehrfurcht durchschauert heben wir den Blick höher und höher, von der Galerie bis zum Kranze der 40 Fenster, höher und höher bis in den Zenith des Firmamentes der großen Kuppel. Da ruht Auge und Seele aus, innerlich beglückt und beseligt, hinausgehoben über weltliche Gedanken und Gefühle, hinausgehoben über sich selbst ins Reich des Unendlichen, befriedigt im vollen Sinne des Wortes, erfüllt mit einem Frieden und einer Ruhe, wie sie nur noch der Anblick des blauen Himmelsgewölbes im Schweigen der Nacht einflößen kann. Welchen Aufschwunges ist der Menschengeist fähig, wenn er von religiösen Ideen beschwingt ist! Wie vermag er da durch die Kraft seines Gedankens die lästigen Gesetze der Körperwelt gleichsam aufzuheben und illusorisch zu machen, sich ihrem engen Banne zu ent-



Fig. 103. Innere Ansicht der Aja Sophia in Stambul.

ziehen, gewaltige Steinmassen zu beseelen, daß sie leben, streben, schweben, als wären sie aller materiellen Schwere entlastet! Welcher Triumph der Kunst, diese Kuppel! Wohl die einzige ganz befriedigende auf Erden. Sie hat nicht die Höhe der Peterskuppel in Rom, noch der Florentiner Kuppel; aber sie hat vor ihnen voraus, daß sie nicht bloß wie diese im mittlern Drittel des Innenraumes sichtbar ist, sondern fast von jedem Punkte des Langhauses aus vollständig übersehen werden kann; sie beherrscht im vollen Sinne den ganzen Innenraum und breitet über denselben eine majestätische Ruhe. Mit diesem allmählichen, siegreichen Aufschwung, welcher mit der Aufwölbung des Firmamentes wetteifert, kann doch nicht einmal das Aufstreben der gotischen Gewölbe sich messen; man erkennt hier, daß in der That die Kreislinie Königin der Linien ist und der Vollkommenheit am nächsten kommt; sie hat die Ruhe, Würde, Harmonie, die Musik der Unendlichkeit voraus vor dem Spitzbogen, der gerade da, wo er die höchste Höhe erreicht, zusammenknickt, in seinen Linien sich bricht, schneidet, kreuzt und dadurch ein gewisses Gefühl der Unruhe, der Nichtbefriedigung hervorruft. Viel trägt allerdings zu der erfreuenden, befriedigenden Wirkung des Innern der Aja Sophia bei die vorzügliche Beleuchtung und vor allem die treffliche Inslichtsetzung der Kuppel. So manche italienische Kuppel wirkt im Innern störend und drückend, weil sie infolge schlechter Beleuchtung wie eine dunkle Höhle, wie ein finsteres Loch in der Höhe erscheint. Vom lichtgesättigten Gewölbe der Sophia sprüht sanft und mild ein Tauregen von Licht, im Fallen bereichert durch die Zuflüsse der übrigen Fenster, über den ganzen Raum herab.

Ein Weltwunder, ein Wunder der bauenden Kunst. Aber auch nicht ohne Spuren menschlicher Unvollkommenheit und menschlichen Elendes. Die Geschichte dieses Domes setzt sich zusammen aus Perioden der Glorie und Perioden des Unglückes in jähem Wechsel. Konstantin d. Gr. war es, welcher zuerst in seinem Neu-Rom eine Kirche der heiligen Sophia (nicht der Heiligen dieses Namens, sondern der göttlichen Sophia, der ewigen Weisheit) erbaute. Sie war noch die Kathedrale des berühmtesten Patriarchen von Konstantinopel, des hl. Chrysostomus. Als dieser zum zweitenmal in die Ungnade Eudoxias fiel und gegen das Verbot des Kaisers am Karsamstag 404 sich in seine Kathedrale begab, um die Katechumenen zu taufen, drangen bewaffnete Scharen ein, schändeten den Tempel und färbten den Taufbrunnen mit Blut. Chrysostomus wurde zum zweitenmal verbannt, seine Anhänger in der Stadt blutig verfolgt. Noch im selben Jahre äscherte eine Feuersbrunst den Senatspalast und die Sophienkirche mit ihren Anbauten ein. Theodosius repariert die Kirche 415; 532 brennt sie abermals nieder. Noch im

gleichen Jahre läßt Justinian die berühmten Baumeister Anthemius von Tralles und Isidor von Milet kommen und beauftragt sie, den größten und herrlichsten Tempel der Christenheit zu bauen. Von Rom, Athen, Delos, Kyzikus, von Ephesus und Baalbek, ja selbst aus Ägypten, werden kostbare Säulen zum Baue herbeigeholt. Schon nach fünf Jahren konnte der Dom eingeweiht werden. Justinian, der von Anfang an den Fortgang des Baues persönlich überwacht und die Arbeiter angefeuert hatte, zieht am Einweihungstage mit großem Pompe zur Kirche, eilt vor bis zum Ambo und breitet, überwältigt von der Größe und Majestät des Domes, die Arme aus mit dem Rufe: „Ehre sei Gott, der mich gewürdigt hat, ein solches Werk zu vollenden; Salomon, ich habe dich übertroffen!" Er weist der neuen Kirche einen Grundbesitz von 365 Landstücken in der Nähe der Stadt an und giebt ihr einen Hofstaat von 1000 Klerikern. Aber große Erdbeben erschüttern 553 und 557 die Kuppel; am 7. Mai 558 stürzt sie ein. Justinian baut sie wieder auf mit Hilfe eines Neffen des Isidor von Milet; er verstärkt die Hauptbogen und die Widerlagerpfeiler und steigert die Kuppelhöhe noch einmal um 7 m.

Der Tempel Gottes ward bald zur Hochburg der cäsaropapistischen Gelüste des byzantinischen Kaisertums wie der ehrgeizigen Bestrebungen der übermütigen Patriarchen von Konstantinopel, welche als Rivalen des römischen Papstes auftraten. Im 8. Jahrhundert pochte der Bilderstreit stürmisch an seine Pforten; 1054 wurde das Band, das ihn mit Rom verknüpfte, zerrissen; 1204 erlebt er die Gründung des lateinischen Kaisertums und öffnet er seine Hallen für die Kaiserkrönung Balduins von Flandern; 1205 gewährt er dem Dogen Enrico Dandolo ein ruhmreiches Grab. Sein eigentliches Unglücksjahr aber ist 1453.

Arme Aja Sophia! Die Türken sind Herren der Stadt. Wie unter den Schutz der Mutter, fliehen die entsetzten Christen zu Tausenden in das Asyl ihrer Kathedrale. Der Feind naht; er sprengt die verrammelten Pforten und dringt ein; die bluttrunkenen Türkensäbel arbeiten wie Erntesicheln; rauchende Bäche von Menschenblut fließen durch den heiligen Raum; Blut bespritzt hoch hinauf die Pfeiler und Wände; 3000 Leichname decken den bunten Estrich. Die Schätze der Kirche werden zertrümmert und geplündert, der Mosaikboden mit Keulen und Äxten zerstampft, Schandthaten werden verübt an Frauen und Kindern und Altären. Wilder Siegesjubel, untermischt mit gellenden Wehschreien und Verzweiflungsrufen, mit dumpfem Stöhnen der Sterbenden, bricht sich am Gewölbe der großen Kuppel, und wimmernd giebt sie Wiederhall, da zum erstenmal auf Befehl Mohammeds von der Kanzel das Glaubensbekenntnis des Islam ausgerufen wird.

Arme Aja Sophia, durch Menschenblut und Greuelthat entweiht zur türkischen Moschee, eine türkische Sklavin! Schon 400 Jahre trägt sie ihr herbes Los. Wie hat sie ein so schweres Geschick verdient? Hat der byzantinische Stolz und Luxus, der weltliche Hofgeist, von welchem soviel in sie hineinverbaut ward, hat das Schisma, das in ihr sich festsetzte und breitmachte, solche Demütigung, solchen Fluch auf sie herabbeschworen? Ist die Schuld noch nicht getilgt? Giebt es keine Erlösung für sie? Wird sie den Tag nicht mehr erleben, wo der konsekrierende Bischof sie aus einer Sklavin des Islam wieder zur christlichen Königin salbt, wo das heilige Opfer sie entsühnt, wo die Hand des christlichen Künstlers mit zarten Schlägen an ihre Wände pochen und ihre eingesargte christliche Vergangenheit, die feierlichen Züge heiliger Gestalten wieder ans Tageslicht rufen wird?

Arme Aja Sophia! wer würde dir das nicht wünschen, nicht das für dich hoffen? Noch lebst du; das Mägdlein ist nicht tot, es schläft nur. Es schläft, hypnotisiert vom Islam; es schläft unter den schweren Teppichen, die es fast ersticken. Aber es ist nicht tot, es ist nicht abgefallen vom christlichen Glauben, so sehr man ihm alle Erinnerung an die christliche Vorzeit auslöschen wollte. Noch lebt es, und es wimmert wie in schmerzenreichem Fiebertraum; jeder Christ, der mit dem Herzen hinhorcht an seine Säulen, Pfeiler und Wände, vernimmt dieses geisterhafte Wimmern. Noch lebt es und noch hofft es. Aber freilich, zu lange darf der Tag der Befreiung sich nicht mehr verzögern. Seine eigenen Lebenstage sind gezählt. Es dankt seine Existenz einer Architektur, welche das beinahe Unmögliche möglich machen wollte und möglich machte, aber ihm doch nur beschränkte Lebensdauer garantieren konnte. Die Jahrhunderte türkischen Sklavenlebens, während welcher es so gut wie alle Pflege entbehren mußte, haben sein Nervensystem schwer zerrüttet. Langsam, aber unaufhaltsam geht es seinem Tode entgegen. Die Restauration, zu welcher endlich die türkische Regierung sich entschließen mußte und welche Fossati 1847—1849 vornahm, war nicht gründlich und nachhaltig genug; fortwährend verschiebt sich das komplizierte System, und man weiß nicht, wie lange noch die Pfeiler dem mächtigen Schub der Gewölbe, besonders der Riesenkuppel, gewachsen sein werden. Arme Aja Sophia! sollte dir das entsetzliche Los beschieden sein, in der Gefangenschaft zu sterben an gebrochenem Herzen, als Sklavin des Islam den Märtyrertod zu sterben?

Viele ihrer Schwestern in Konstantinopel teilen ihr schweres Geschick oder sind demselben bereits erlegen. Als Moscheen dienen heute noch die schon genannte Kirche St. Sergius und Bacchus; die Andreaskirche, welche Arkadia, Schwester Theodosius des Jüngern, baute (jetzt Moschee

Kodscha Mustafa Pascha); die Klosterkirche St. Johannes Studios, unter Leo dem Großen 463 gebaut von dem Patrizier Studios, eine flachgedeckte Basilika mit zweigeschossigen Nebenschiffen (jetzt Moschee Mirachor-Mesdschidi); die Klosterkirche Pantokrator, im Anfange des 12. Jahrhunderts von der Kaiserin Irene gebaut, einst im Besitze eines hochverehrten, angeblich vom Evangelisten Lukas gemalten Bildes der heiligen Jungfrau (jetzt Seirek-Klissi-Dschami); die Kirche Pammakaristos (der allerseligsten Jungfrau), im 12. Jahrhundert von Maria Komnena, Mutter der gelehrten Anna Komnena, errichtet (jetzt Fetschije-Dschami); die Kirche der hl. Thekla aus dem 6. Jahrhundert (jetzt Toklu-Dede-Mesdschidi); die Kirche Panepoptes, „die überall Sichtbare", auf dem fünften Hügel, aus dem 11. Jahrhundert (jetzt Eski-Imaret-Mesdschidi); die Kirche der hl. Theodosia von 1031 (jetzt Gül-Dschami, Rosenmoschee); die Kirche der hl. Anastasia, ein byzantinischer Bau (jetzt Moschee Mehemed Pascha); endlich die einstige Klosterkirche Chora (Landkirche, weil außerhalb der Mauern gelegen), ein durch großen Chor verlängerter Kuppelbau vom Ende des 11. Jahrhunderts mit doppeltem Narthex und geräumiger Seitenkapelle (jetzt Kahrije-Dschami). Die letztgenannte Kirche, vor dem Adrianopler Thore gelegen, hat in der doppelten Vorhalle und in der Seitenkapelle noch den vollen Schmuck ihrer Mosaik- und Freskenbilder bewahrt, welche wohl dem Anfange des 14. Jahrhunderts angehören und für die Geschichte der byzantinischen Malerei von großer Wichtigkeit sind. Die zahlreichen Mosaiken, zwei reiche Cyklen aus dem Leben Jesu und Mariens, zeigen sich vollständig frei von byzantinischer Versteifung und Verknöcherung und zeichnen sich aus durch eine Naturwahrheit, Gewandtheit der Anordnung und Gruppierung, Lebendigkeit und Bewegtheit der Darstellung, feine und freie Behandlung der menschlichen Gestalt und Draperie, welche Giottos Fresken beinahe noch übertrifft. Die Photographen Sebah und Jouillier haben vortreffliche Aufnahmen derselben publiziert und André Leval einen guten Katalog dazu verfaßt.

Vom Erdboden verschwunden ist die von Konstantin erbaute Apostelkirche, deren Stelle die Moschee Mohammeds II. einnimmt, und die Marienkirche der Blachernen, 475 von Kaiserin Pulcheria erbaut. Der Islam hat in Konstantinopel gewaltige Moscheenbauten aufgeführt, aber sie sind fast ohne Ausnahme lediglich Kopien der Aja Sophia, so daß sie an unserem frühern Urteile über die Baukunst des Islam nichts ändern. So die herrlich gelegene Suleimanijeh, 1550—1566 erbaut, welche im Innern nicht ohne Erfolg mit der Sophia rivalisiert, in den Einzelformen aber häßlich ist; die Moschee Mohammeds II., von 1463 bis 1469; die Achmedijeh, von 1609—1614, mit sechs Minareten, deren

Centralkuppel aber auf runden Pfeilern ruht, anzusehen wie plumpe Elefantenfüße; die Jeni-Dschami oder Moschee Sultan Walide, von 1616—1665; die Ejub-Moschee, nach der Eroberung Konstantinopels erbaut, welche noch kein Christ betreten hat und in welcher jeder neue Sultan mit dem Schwerte des Propheten gegürtet wird und den Schwur leistet, den Islam auf der Erde mit Feuer und Schwert auszubreiten; die Bajasid-Moschee, von 1497—1505, berühmt durch ihre Taubenscharen; bis herab zur Walide-Dschami, welche 1870 gebaut wurde.

* * *

Ein vom Botschafter gütigst ausgewirkter Irade des Sultans und die Entrichtung einer Gebühr von 1500 Piaster (300 *M.*) verschafft uns die Möglichkeit, den Schatz des Sultan im alten Serail zu sehen. Wir beschreiten den sonst nicht zugänglichen zweiten Hof des Serail, in welchen das kritische Doppelthor Orta-Kapu führt; ein kritisches Thor, denn zwischen seinen zwei Portalen lag die Henkerstube und wurde mancher in Ungnade gefallene Pascha oder Vezier um einen Kopf kürzer gemacht. Durch einige weitere Höfe kommen wir zum Schatzhause. Dreißig Diener marschieren auf vor dem Portal, die Arme über der Brust gekreuzt. Dann kommt der Schatzmeister (Hasne-Kiajasi), löst die großen Siegel des Thores und öffnet die Schlösser. Alsbald verteilen sich Diener im ganzen Raume des ersten mit einer Galerie versehenen Saales, und die Fremden dürfen eintreten. Das erste, was in die Augen fällt, ist ein großer goldener Thron, mit Edelsteinen und Perlen mosaiziert, im 16. Jahrhundert in Persien erbeutet; sodann ein zweiter Thron aus Ebenholz, mit Gold, Silber, Rubinen, Smaragden, Saphiren und Perlen inkrustiert, aufgebaut wie ein Mimbar, wie eine Moscheenkanzel, überwölbt von einer Kuppel, von welcher an goldener Kette ein riesiger Smaragd herabhängt. Ringsum in Glaskästen an den Wänden dreier Gemächer hin zahllose kostbare Waffen, Helme, gestickte Gewänder, Turbane, Sättel, die Prachtkleider der Sultane von 1433—1839, Edelsteine von nie gesehener Größe, unglaubliche Mengen von Diamanten und echten Perlen, — alles in bunter Unordnung, untermischt mit wertlosem Tand. Der Materialwert und die barbarische Pracht überwiegt im allgemeinen über die feine künstlerische Ausführung. Das vierte Gemach wird nicht geöffnet; es birgt den Mantel des Propheten, seine Fahne, seinen Stab, Säbel und Bogen und einige christliche Reliquien aus der byzantinischen Zeit, wie den Arm des Täufers, in Gold gefaßt, und eine Kreuzpartikel.

Man geleitet uns in den gutgepflegten Teil des Serailgartens nach der Spitze der Landzunge hin; in einem von Blumenbeeten umgebenen

Marmorkiosk werden wir als Gäste des Sultans mit Kaffee regaliert, den man in goldenen, reich mit Diamanten besetzten Täßchen und Untersätzen reicht. Am malerischen Bagdad-Kiosk und der granitenen Gotensäule (mit der Inschrift: Fortunae reduci ob devictos Gothos) vorbei steigen wir zum Meere hinab, wo einige kaiserliche Ruderschiffe für uns bereit stehen. Schöne rasche Fahrt nach dem Palaste Dolma Bagdsche, dann aufs asiatische Ufer hinüber zum Palaste Beglerbeg. Zuerst wird das Auge geblendet durch die orientalische Pracht und die farbenbunten Innenräume. Der reflektierende Kunstsinn findet sich aber wenig befriedigt durch die geschmacklose Stilmischung, welche kein Maßhalten kennt

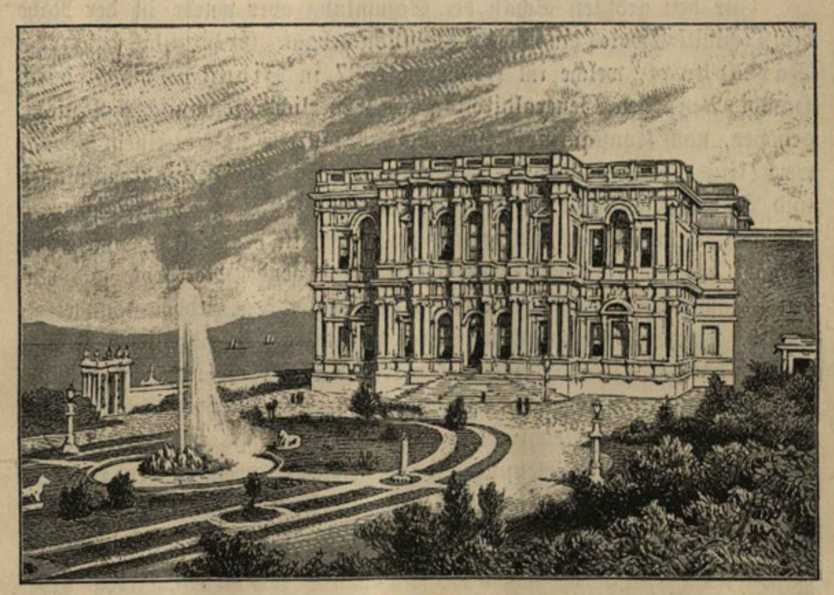


Fig. 104. Der Palast Beglerbeg.

und Arabisches mit starken Anlehen aus dem Barock und Zopf verquickt, zudem im Innern der Paläste sehr mit unechten Materialien arbeitet, mit Latten, Brettern und Gips.

*

Reinern Kunstgenuß gewährt der Besuch der **Altertumssammlungen im Serail.** Die Berührung mit Europa hat den Türken, sehr gegen seine innerste Natur und ganz gegen seine Tradition, sogar zum Archäologen und Sammler gemacht. In den äußern, sehr schlecht gepflegten Serailgärten, deren einzigen Schmuck Prachtexemplare von Bäumen bilden, ist der Dschinili-(Fayencen-)Kiosk, ein hübscher, mit Frontkolonnade geschmückter Palastbau des 15. Jahrhunderts, zum Anti-

quitätenmuseum eingerichtet worden. Dasselbe hat sich rasch gefüllt mit Ausgrabungen und Funden aus dem Boden Konstantinopels, Alt-Griechenlands, Cyperns, Syriens, Assyriens und Ägyptens. Um schöne Sarkophage gruppieren sich bedeutende Reste antiker Skulptur; das christliche Altertum ist vertreten durch eine in Konstantinopel gefundene Statue des guten Hirten. Ein Seitengemach birgt wertvolle Bronzen, goldene Schmucksachen aus Troja, eine fein ciselierte Silberschale aus Lampsakos, den abgeschlagenen bronzenen Schlangenkopf der Schlangensäulen auf dem Hippodrom; ein anderes sehr interessante Denkmäler der altcyprischen Skulptur mit starken Anklängen ans Ägyptische.

Für den größten Schatz der Sammlung aber wurde in der Nähe des Dschinili-Kioskes ein eigener Pavillon gebaut. Er birgt die achtzehn Sarkophage, welche im Frühjahr 1887 in Sidon gefunden, durch Hamdi Bey, den Generaldirektor der kaiserlich ottomanischen Museen, gehoben, nach Konstantinopel verbracht, restauriert und in einem Prachtwerk (Une necropole royale de Sidon. Paris, Leroux) in Abbildungen und Text veröffentlicht wurden. Durch Zufall stieß man in Sidon auf eine Felsengrabkammer, in welche ein tiefer, in den Felsen eingeteufter Schacht hinabführte; von dieser 10 m tief liegenden Nekropole aus entdeckte Hamdi Bey noch eine andere, 8 m unter dem Erdboden angelegte Gruft, welche in ägyptischem Sarg die Leiche des sidonischen Königs Tabnit barg. Die Sarkophage der erstern Nekropole waren, mit Ausnahme eines anthropoiden (der Menschengestalt nachgebildeten), ausgeraubt worden, vielleicht schon im Altertum; sie hatten bei dieser Beraubung schwere Verletzungen davongetragen, welche aber repariert werden konnten, da alle abgeschlagenen Teile sich noch in der Gruft vorfanden. Unter den achtzehn sind es besonders vier, welche das allgemeine Interesse auf sich zogen und für die Kunstgeschichte von hoher Bedeutung sind.

Der erste hat den Namen Sarkophag des Satrapen erhalten; die Kenner teilen ihn der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. und einer der ostgriechischen Schulen zu. Er schildert in Reliefs das Leben des Verstorbenen, eines langbärtigen, ehrwürdigen Mannes, der auf der einen Langseite dargestellt ist auf dem Thronsessel, mit Scepter und spitzer Tiara, den Auszug zum Kampfe, die Jagd auf eine Hirschkuh und einen Panther, ein Gastmahl oder Totenmahl. Hier ist das Flachrelief mit altattischer Feinheit behandelt, leider an der Oberfläche stark mitgenommen und in seiner ursprünglichen Farbenwirkung zerstört.

Wahrscheinlich dem Ende des 5. Jahrhunderts gehört an der sogen. lykische Sarkophag, „das formvollendetste Werk der attisch beeinflußten ostgriechischen Kunstschule, welche zur Zeit des peloponnesischen

Krieges in Lykien thätig war" (Studniczka, Verhandlungen der 42. Philologen-Versammlung in Wien, Leipzig 1894). In den Giebelfeldern des sehr hohen, im Spitzbogen auslaufenden Deckels ein Sphinxen- und ein Greifenpaar; auf den Schmalseiten ringende Kentauren, auf den Langseiten eine Eberjagd mit fünf Reitern und eine Löwenjagd mit zwei von Frauen gelenkten Stiergespannen und speereschleudernden Amazonen, — diese Bildwerke in der Formgebung sichtlich beeinflußt durch die Skulpturen des Parthenon-Frieses.

Äußerst merkwürdig ist der Sarkophag mit den Klagefrauen (Pleureuses), le poème de la douleur. Die Kunst des Bildhauers schuf die Wände des Sarkophags um in eine Tempelarchitektur oder vielleicht eher in eine Art Prothesis-Baldachin, unter welchem der Leichnam aufgebahrt wurde. Zwischen dessen Säulen ist in jede der 18 Interkolumnien je eine Frauenfigur in hellenischer Gewandung eingeordnet, teils stehend, teils halb sitzend an eine Rampe gelehnt. Ob diese Gestalten als Personen, als die Haremsfrauen des Verstorbenen anzusehen sind, oder als bloße Personifikationen des Schmerzes um den Verstorbenen, lassen wir dahingestellt. Sie sind in Gesicht, Haltung, Gewandung verschieden und jede prägt in Stellung und Antlitz eine andere Art und einen andern Grad von Schmerz aus, von dem gehaltenen, nach innen zurückgedrängten bis zum laut und verzweiflungsvoll hervorbrechenden. Man staunt über diese großartige Psychologie des Schmerzes und über die Künstlerhand, welche sie durch so fein abgestufte Typen zur Darstellung zu bringen verstand. Diese Totenklage wird aufgenommen und fortgeführt durch Männer und Frauen in den Giebelfeldern des Deckels, dessen Bilderfries einen Leichenzug darstellt, während am Sockel des Sarkophags eine fröhliche Jagd dargestellt ist. Das herrliche Kunstwerk stammt aus der besten Zeit der attischen Gräberplastik, wahrscheinlich aus der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr., und man vermutet als Bewohner des Sarges den 361 verstorbenen König Strato I. von Sidon, der nach den Berichten des Altertums ein Philhellene war und einen hellenischen Harem hielt, auch der Jagdlust frönte, wie die Skelette von nicht weniger als sieben in seinem Sarg mitbestatteten Jagdhunden beweisen. Der Meister könnte Bryaxis sein.

Der vierte Sarkophag, Alexander-Sarkophag benannt, stellt alle anderen in Schatten und blendet das Auge durch seine Pracht und seine überwältigenden künstlerischen Effekte. Er ist ganz mit Ornamentik übersponnen und über seine Schmal- und Breitseiten ziehen sich figurenreiche Jagd- und Schlachtenschilderungen hin. Sein ganzes Können entfaltet der Meister in der Alexanderschlacht, welche in vielen Einzelheiten erinnert an das berühmte gleichnamige Mosaik aus Pompeji im Museum

zu Neapel. Ein macedonisches Reitergeschwader, geführt von Alexander selbst und seinem ersten Feldherrn, entscheidet die Schlacht und die Niederlage der Perser — wohl die bei Issos. Der Sarg aber wurde nicht für den Sieger, noch für einen der macedonischen Feldherrn, sondern für einen Besiegten als letzte Wohnung erstellt, für einen Orientalen, der im Schlachtenbild figuriert und in der Jagddarstellung, welche ihn von persischen und macedonischen Edeln umgeben zeigt, — wahrscheinlich für den nach der Schlacht bei Issos von Alexander auf den Königsthron von Sidon erhobenen Abdalonymos. Die Entstehungszeit des Sarkophags ist das Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr., der Meister könnte Euthykrates, der Sohn des Lysipp, oder des letzteren Schüler Eutychides sein. Bewunderungswürdig ist die Virtuosität, mit welcher hier alle Arten des Reliefs gehandhabt werden, von der vom Grunde fast ganz losgelösten Rundfigur bis zur äußersten Flachfigur, welche auf dem Hintergrund unmerklich sogar in bloße Malerei übergeht; sodann die packende Lebendigkeit und erstaunliche Naturwahrheit, das hinreißende Feuer der Schilderung und die mitunter ins Kleinliche getriebene Genauigkeit und Sauberkeit der Detailausführung; endlich der innige Bund der Skulptur mit der Malerei, denn das ganze Werk ist polychromiert in enkaustisch, unzerstörbar aufgetragenen Farben, welche aber durchaus nicht die Wirklichkeit nachäffen, sondern nur den Zweck verfolgen, durch überaus kräftige, ungebrochene, feingestimmte Töne das Bildwerk zu heben und zur vollen Wirkung zu bringen.

Soviel im einzelnen noch zweifelhaft ist, — eines ist über allen Zweifel erhaben, daß diese Sarkophage einen hervorragenden Platz in der Kunstgeschichte beanspruchen können und daß durch sie mit einem Schlage das früher nicht sehr bedeutende und beachtete Antikenmuseum des Serail zu einer Sammlung ersten Ranges emporgehoben wurde.

* *
*

Das Stadtbild von Konstantinopel ist so vielteilig, daß keine Abbildung, keine Photographie es halbwegs richtig und vollständig wiederzugeben vermag, daß es auch nicht möglich ist, von einem Turm oder einer Anhöhe aus es mit dem Auge zu umspannen. Mit Recht sind daher mehrere Hauptaussichtspunkte fixiert, welche der Fremde der Reihe nach aufsucht. Über Galata ragt 150 m über Meer empor der stattliche Galata-Turm, zugleich Feuerwarte. Sein Obergemach gewährt die beste Aussicht über Stambul und über das im Goldenen Horn sich ansammelnde große Geschwader von Schiffen aller Art. In Stambul steigt vom großen Exerzierplatz auf der Seraskierturm; er zeigt Stambul aus der Vogelperspektive, läßt hinüberschauen in die gewaltige Vorstadt

Skutari auf asiatischem Ufer, auf das Marmara-Meer bis zu den Prinzen-Inseln und zum Schneegipfel des Olymp; ferner giebt er den besten Überblick über Galata-Pera und schönen Einblick in den Eingang des Bosporus. Wir wandern durch ganz Stambul oder fahren durch das Goldene Horn hinauf bis Ejub, am obern Ende des Hornes gelegen, da wo es sich scharf umbiegt und ins Thal der süßen Wasser von Europa einmündet; hier erfreut uns der große, am Bergabhang aufsteigende Friedhof mit der schönsten Aussicht auf diesen edelgeformten Meeresarm und seine überaus malerischen Uferseiten. Endlich fahren wir hinüber auf die asiatische Seite und besteigen den hohen Berg Bulgurlu über Skutari, wo wir 200 m über dem Meere das umfassendste und großartigste Panorama der Weltstadt genießen; aber gerade das diesseitige Ufer fehlt darin, und das jenseitige erscheint von diesem hohen Standpunkt aus abgeflacht, und über Galata und Pera und dem Bosporus taucht, nicht zum Vorteile des ganzen Bildes, das langweilige, teilweise steppenartige Hinterland auf.

Versuchen wir das Unmögliche, die verschiedenen Panoramen, welche die einzelnen Aussichtspunkte aufrollen, mit Worten in ein großes Gesamtbild zu vereinigen, welchem die geschichtliche Erinnerung Lichter und Schatten einfügt.

Wir sehen die Städte als von der Natur bevorzugt an, welchen keine flache Tafelebene, sondern eine mannigfach gegliederte, hügeldurchwirkte Landschaft sich als Untergrund und Hintergrund, als Standort und umschließenden Rahmen darbietet. Mächtig gesteigert und bereichert erscheint uns dieser Vorzug, wenn die durch Kontraste belebte Landschaft und das in sie hineingezeichnete Stadtbild von großem Flusse durchströmt wird, in dessen Silberspiegel sich die edlen Bauten und malerischen Häuserzeilen beschauen, wie in Prag oder Florenz, oder wenn gar das Meer selbst vor der schöngelegenen Stadt seinen metallisch schimmernden Estrich hinbreitet und mit seinem Wogenspiele ihr huldigt, wie in Neapel oder Genua. Alle diese Bedingungen malerischer Lage finden in Konstantinopel sich vereinigt wie nirgends sonst in der Welt. Hier das Festland, hügelwellig, reich profiliert und durchbuchtet, berggekrönt; zu seinen Füßen das Marmara-Meer, zwar rings von sichtbaren Festlandsgrenzen umzogen, gleichwohl von majestätischer Ausdehnung. Aber nicht bloß als ein Riesenspiegel legt sich dieses Meer dem Lande vor: es breitet zwei mächtige Arme aus nach links und rechts, wie um den europäischen Kontinent zu umklammern und zu umarmen, und trägt das stark pulsierende Leben seiner Wogen tief ins Land hinein. Der rechte Arm ist der Bosporus; mit ihm reicht das Marmara-Meer seinem schwarzen Bruder, dem Pontus Euxinus, die Hand zum

Bunde, und zugleich reißt es Europa und Asien auseinander, welche hier einander entgegeneilen und sich an die Brust sinken zu wollen scheinen. Der kürzere und schwächere Arm ist das Goldene Horn; es durchklafft das europäische Festland mit tiefer Spalte, verbindet aber alsbald wieder die auseinandergerissenen Teile durch das weiche, dienstfertige Element seiner Wasser, welche als breite Flußstraße den Verkehr vermitteln und zugleich den Schiffen ein sicheres Asyl gewähren.

Marmara-Meer und Goldenes Horn bespülen die große Landzunge oder Halbinsel von Stambul, auf der Grenzscheide dreier Meere und zweier Welten. Schon 658 v. Chr. erkannten Kolonisten von Megara die großen Vorteile dieser Lage, und als Konstantin der Große im Osten einen neuen Herzpunkt für das römische Reich suchte, dachte er zwar zuerst an die Ebene von Troja, aber bald richtete sein Blick sich auf Byzanz. Hier fand er alles, was er für sein Neu-Rom sich wünschen mochte: eine centrale Lage auf der Schwelle zwischen Occident und Orient, schöne Umgebung, Schutz und Sicherheit, Möglichkeit ungehemmter Ausdehnung und Erweiterung, Leichtigkeit des Verkehrs mit der ganzen Welt. Konstantin selbst begnügte sich mit dem Gebiete der zwei ersten Anhöhen der Landspitze, und er umwallte diesen Rayon mit Uferbefestigungen gegen das Marmara-Meer und das Goldene Horn und mit einer Verbindungsmauer, welche über den Landrücken hinüberlief. Theodosius II. sah sich genötigt, der Stadt mehr Luft zu schaffen; er rückte die Landmauer weiter hinaus und zog noch fünf andere Hügel zum Stadtgebiete. Nun war Neu-Rom Siebenhügelstadt wie Alt-Rom.

Heute noch hält sich innerhalb der von Theodosius gezogenen Grenzen das eigentliche Centrum Konstantinopels, die eigentliche Hauptstadt Stambul. Sie hat nur oben am Bosporus den Mauergürtel ganz durchbrochen, da wo schon Kaiser Heraklius ihn erstmals geweitet hatte, um den großen Blachernen-Palast noch mit demselben zu umfangen. Freilich von der weltberühmten Herrlichkeit des einstigen Konstantinopel ist in Stambul wenig mehr zu finden. Verschwunden die Akropolis, welche einst von der Spitze der Landzunge aus, wo heute der Serail steht, die Meere beherrschte. Verschwunden das kaiserliche Forum (Forum Augusteum), das des Konstantin, das des Theodosius, das des Arkadius. Verschwunden das ausgedehnte Palastviertel, das einst die Sophienkirche umschloß, verschwunden die Meerpaläste Bukoleon und Porphyrion, der Palast Magnaura, Chalke, Daphne, das Palatium sacrum, die Kaiserresidenz, der große Blachernen-Palast, die Residenz der Komnenen, verschwunden unzählige Kirchen und Klöster. Nur ein Riesenbau behauptet noch seinen Platz als Repräsentant des Altertums, die Aja Sophia; daneben noch einige kleinere Kirchen aus alter Zeit, welche wir schon

kennen lernten; außerdem noch viele verfallene Türme, geborstene Mauern, rauchgeschwärzte Gewölbe, aus dem Boden starrende Fundamente, Hügel und Haufen von Weltschutt, Ruinen und Trümmer (Fig. 105), welche nicht mehr Zeugen der einstigen Herrlichkeit Konstantinopels sind, bloß noch Zeugen seines großen, tiefen Falls, Totengebeine des großen byzantinischen Leichnams, der nach jahrhundertelangem innerlichen Verwesungsprozeß schließlich auch nach außen zerfiel und zerbarst.

Wir finden sie verstreut, diese Gebeine und Ruinen, über alle sieben Hügel hin; ringsum ist die Stadt mit ihnen besäumt. Am Ufer des Goldenen Horns sind die letzten Reste der einstigen Umwallung ins



Fig. 105. Ruinen des Palastes des Justinian am Marmara-Meer in Stambul.

Meer versunken; aber von der Serailspitze an können wir sie noch verfolgen am ganzen Ufer des Marmara-Meeres hin. Die neue Bahn, welche die erste große Bresche in die hohe Mauer und die streng verschlossenen Geheimnisse des Serail gebrochen hat, folgt ganz der alten Fortifikationslinie. Welch ein Leichenzug der Weltgeschichte an diesem Meeresufer hin! Welch ununterbrochene Reihe von Leichensteinen und Totendenkmalen des byzantinischen Reiches — diese morschen Mauern und zerrissenen Türme! Welch ein Leichnam der Architektur — diese Trümmer des justinianischen Purpurpalastes, von welchem die kaiserlichen Prinzen den Namen Purpurgeborne (Porphyrogeneti) erhielten! Der große Zug bewegt sich einem Festungswerk entgegen, an welchem verschiedene Jahr-

hunderte gebaut haben, der halbzerfallenen Zwingburg der sieben Türme, Yedikule, auf der Stelle des antiken Heptapyrgion. Hier ist noch zu sehen die Goldene Pforte, das Triumphthor, durch welches die Kaiser nach siegreichen Feldzügen in die Stadt zurückkehrten, dreiteilig, noch mit dem Monogramm Christi geschmückt, von kolossalen Pylonen aus Marmorquadern flankiert, jetzt vermauert. Auch die mohammedanische Zwingburg ist verlassen und verfallen; die dunklen Blutkammern und Turmverließe erzählen noch von den zahlreichen Morden, welche diese Wände mit Blut bespritzten, von den unglücklichen abgesetzten Sultanen, in Ungnade gefallenen Paschas und Vezieren, brutal eingekerkerten Ge=

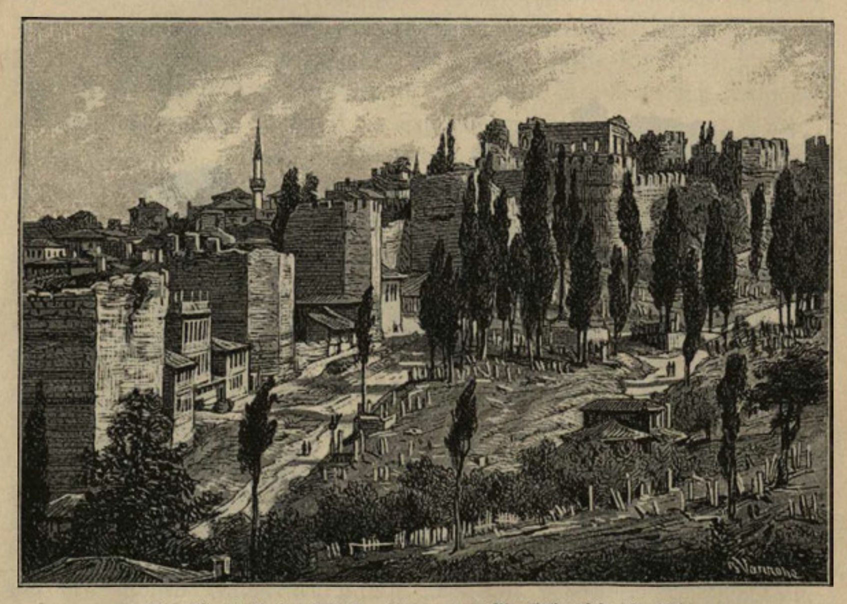


Fig. 106. Reste der Umfassungsmauer von Stambul auf der Landseite.

sandten fremder Mächte, welche hier schmachteten. Aber noch hält der finstere Bau die Verbindung aufrecht zwischen der Seemauer und Land=mauer oder vielmehr den Trümmern beider. Von hier lauft die Be=festigungslinie quer über den Rücken der Halbinsel hinüber nach dem Goldenen Horn (Fig. 106). Nur durch Risse und Breschen unterbrochen zieht die Ruinenprozession weiter über Höhen und Thäler hinüber; 6670 m lang war der Lauf der zwei parallelen Mauern; über 100 Türme verstärkten die äußere und ebensoviele die innere Mauer; 30 Thore ver=mittelten den Verkehr zwischen Stadt und Land; ein jetzt zugeschütteter Wassergraben wehrte die Annäherung von der Landseite her. Erdbeben und entsetzliche Belagerungen haben diesem Riesenwerk der Befestigungs=

kunst hart zugesetzt. Epheu überrankt jetzt mitleidig die kolossalen Trümmer, dunkle Cypressen scheinen mit ihnen zu trauern, starke Platanen sie stützen zu wollen; allerlei Bettelvolk hat sich in ihrem Gemäuer eingenistet. So kommen wir am St. Romansthor, dem heutigen Top-Kapusi, vorbei, durch welches damals die Türken eindrangen, und bei dessen Verteidigung der letzte Paläologe, Konstantin XI., den Heldentod starb, auf die Stätte des einstigen Blachernen-Palastes am Goldenen Horn; einige Türme, einige finstere Gewölbe und brüchige Grundmauern — das blieb übrig von seiner einstigen Herrlichkeit.

Nicht bloß an der Peripherie, auch im Innern Stambuls ragen



Fig. 107. Obelisk und Schlangensäule in Stambul.

noch vereinzelte Ruinen auf wie Gliederstumpfe, wie Mumienarme eines Riesenleichnams, namentlich auf dem Atmeidan, dem Platze des alten Hippodrom (Rennbahn), in der Nähe der Sophienkirche. Dort ziehen sich unter dem Boden die riesigen Wassergewölbe hin, die von Konstantin erbaute Cisterne des Philoxenos, genannt die Cisterne von tausendundeiner Säule, jetzt wasserlos, zur Hälfte mit Erde angefüllt und von Seilern als Werkstätte benützt; über dem Boden aber recken sich in die Luft drei merkwürdige Zeugen der Vergangenheit: ein Obelisk (Fig. 107), welchen Theodosius der Große vom Sonnentempel in Heliopolis in Ägypten 390 n. Chr. hierher überführte als Denkmal seines Sieges über Maximus; die Schlangensäule aus Bronze, einst Trägerin eines Dreifußes,

das Weihegeschenk, welches die Hellenen nach der Schlacht von Platää 479 v. Chr. in Delphi aufstellten, von Konstantin dem Großen hierherverbracht; endlich die sogen. verbrannte Säule, ein aus Quadern aufgemauerter Koloß, ursprünglich angeblich 60, jetzt noch 25 m hoch, von Konstantin Porphyrogenetos errichtet, ehedem mit Erzplatten geschmückt, jetzt anzusehen wie ein Rauchkamin, nur durch eiserne Klammern vor dem Einsturz bewahrt. Kräftiger zeichnet sich ins Stadtbild ein, gleich einem gigantischen, fossilen Knochengerüst, der grün übersponnene lange Trakt des Aquädukts von Valens, der mit zwei Bogenreihen übereinander hoch sich hinausschwingt über die Häuser und hinüberschwingt über die Thalmulde zwischen dem Seraskierat und der Moschee Mohammeds II., heute noch im Dienst trotz starken Zerfalls und Nährvater aller Brunnen von Stambul.

Es sind im ganzen sehr elende Quartiere, welche von diesen Ruinen garniert und durchwoben werden. Eine Bevölkerung von 400 000 Menschen ist in Stambul zusammengepfercht, meist in jämmerlichen Steinhäusern und Holzbaracken, welche fortwährend vom Brand heimgesucht werden, durch welche mit Mühe schmutzüberzogene Gassen und halsbrecherisch gepflasterte Straßen sich durchwinden. Man weiß nicht, ob man den türkischen Quartieren, oder den armenischen, oder dem jüdischen Viertel den Preis des größten Schmutzes und intensivsten Duftes zuerkennen soll, wird ihn aber am besten dem Labyrinth des Großen Bazars vorbehalten mit den angebauten Chanen oder Karawanseraien. Und gleichwohl weiß Stambul auch heute noch seine Rolle als eigentliche Hauptstadt gut zu spielen. Von der Höhe herab oder vom andern Ufer herüber gesehen, verschwinden und versinken die ärmlichen Quartiere, und es dominieren in gewaltiger Majestät die großen Moscheenbauten, welche in langer Festprozession sich über die Höhenrücken hinziehen und gerade die schönsten Hügel krönen. Diese monumentale Architektur zieht den Blick ganz auf sich; ihre unebenbürtige Umgebung läßt sie noch mehr zur Geltung kommen; ihre Kuppelgewölbe bringen Schwung in das Stadtbild, und ihre schneeweißen, kannelierten Minarete, aufblitzend ins Blau des Himmels, lichten und verklären dasselbe.

Die Stadt auf der vom Meere und Goldenen Horn gebildeten Landzunge rief und forderte fast mit Naturnotwendigkeit eine Vorstadt drüben auf dem andern Ufer des Goldenen Horns. Schon frühe besiedelt und durch eine Brücke mit der Hauptstadt verbunden, wurde dieses kräftig ansteigende Ufer im 13. Jahrhundert den Genuesen eingeräumt und bald Sitz einer bedeutenden, ebenfalls mauerumschlossenen Handelsstadt, welche sich aber im großen Entscheidungskampfe gegen die Türken treulos und feige auf die Seite der Feinde schlug. Heute sind die ca. 240 000 Menschen

herbergenden Stadtteile Galata=Pera vorwiegend europäisch. Galata kann kurz charakterisiert werden als Handels= und Geldviertel, auch als Lasterviertel, als Hauptquartier der Unzucht Europas und Asiens, Pera als das Viertel der Gesandten, der Botschafter, der Hotels, der reichen Europäer, der christlichen Kirchen und Institute (darunter etwa zwölf katholische), welch letztere aber meist in den Gassen versteckt und baulich wenig bedeutend sind. Die lange, dem Uferrand parallel laufende Haupt=

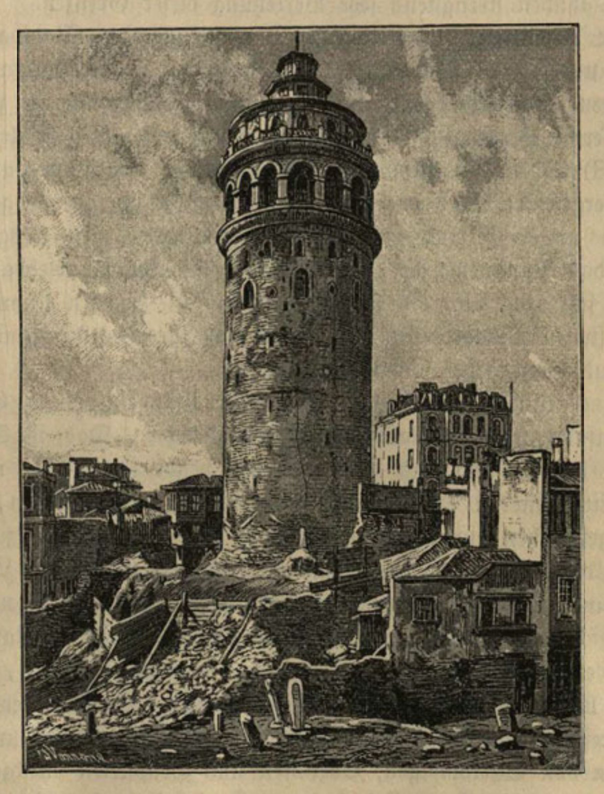


Fig. 108. Der Galata-Turm in Galata.

straße Galatas, eine große Schmutzkloake, ist dicht gefüllt mit internationalem Gewühl und Gewimmel, mit Lastträgern, Hausierern, Bettlern, Derwischen, Wasserträgern, Zeitungsverkäufern, Türken, Juden, Griechen, Fremden und wilden Hunden. Den Verkehr mit dem höher gelegenen Pera vermittelt eine in weitem Bogen ausholende Fahrstraße, ein steiler Treppenweg und die unterirdische Drahtseilbahn. In Pera sieht es etwas civilisierter aus; nur die Hunderudel erinnern an den Orient, welche auch in der vornehmen, mit glänzenden Schauläden besäumten Grande

Rue de Pera sich umhertreiben. Die Hunde fungieren auch hier als Reinlichkeitspolizei, indem sie den Auswurf der Häuser wenigstens zum Teil auffressen; mit ihren oft verstümmelten Gliedern und ihrem brandroten, räudig zerfetzten Fell sind sie gerade kein Schmuck der Straße, aber die musterhafte Ordnung unter sich und die Unbestechlichkeit giebt ihnen Anspruch, zur Elite der türkischen Beamtenschaft gerechnet zu werden; sie haben die Quartiere und Straßen genau untereinander verteilt und ahnden strengstens jede Verletzung dieser Grenzen.

Eine wesentliche architektonische Bereicherung des Stadtpanoramas bedeuten weder Pera noch Galata, noch weniger die an Galata sich anschließenden, einerseits bis in den Bosporus, andererseits bis zum Ende des Goldenen Horns sich hinziehenden Quartiere. Der Galata-Turm (Fig. 108) und einige Moscheen erheben allein etwas ihr Haupt über das Häusergewirre. Und doch wirkt diese Vorstadt im ganzen genommen ungemein malerisch und erweitert sie mit ihren weit ausgreifenden Flügeln das Panorama der ganzen Stadt fast ins Unabsehbare; denn sie dehnt sich nicht über ein flaches Terrain hin, sondern klimmt empor an den steilen Wänden des im Dreieck ins Meer vorspringenden Festlandes und krönt dessen Grate und Plateaus.

Ihr gegenüber taucht auf asiatischem Ufer eine dritte Großstadt auf, ebenfalls noch Vorstadt von Konstantinopel. Das ist Skutari mit etwa 50000 und das sich daranschließende Kadiköij mit circa 25000 Einwohnern: ersteres von ausgesprochen orientalischem, letzteres von ausgesprochen europäischem Anstrich; ersteres eine mit zahlreichen Moscheen am Fußgelände des mächtigen Bulgurlu ansteigende Landstadt, letzteres eine in schöner Ebene träumende, von Höhenzügen umrandete vornehme Villenstadt mit reizender Meeresbucht. In Skutari haben aber das erste Recht nicht die Lebendigen, sondern die Toten, und ihr Quartier beansprucht den meisten Platz für sich. Siehe diesen Urwald von Cypressen, von Tauben durchschwirrt, von Mausoleen und vielen Tausenden von Sarkophagen, Obelisken und Grabstelen durchzogen, — das ist der türkische Centralfriedhof von Konstantinopel, wohl der größte Friedhof des ganzen Orients. Was ein rechter Muselmann ist, bestellt sich hier auf asiatischem Boden sein Grab, im richtigen ängstlichen Vorgefühl, daß in Europa drüben die Tage des Islam gezählt sind und in Asiens Boden doch noch mehr Wurzeln seiner Kraft liegen. Kadiköij ist das alte Chalcedon, berühmt durch das hier abgehaltene vierte allgemeine Konzil (451), welches den Nestorianismus und Eutychianismus verurteilte. Die Basilika der hl. Euphemia, in welcher das Konzil seine Sitzungen hielt, ist verschwunden; an ihrer Stelle steht ein griechisches Lyceum. Nichts gemahnt hier mehr an alte Zeiten, an die antiken

Tempel, welche einst die Hügelchen krönten, an Belisars Land= und Ruhe=sitz. Jetzt reiht sich Villa an Villa, Garten an Garten, Park an Park. In geringer Entfernung von Kadiköij heben die neun Prinzen=Inseln wie ruhende Delphine das Haupt aus dem Wasser. Und über Inseln und Festland hinüber thront über Brussa der schöne Berg Olymp mit seiner Schneekrone.

Das ist der Hofstaat von Vorstädten, welcher die Hauptstadt Stambul umkreist. Und hier ist dafür gesorgt, daß die Vorstädte der Hauptstadt nicht zu nahe kommen, daß sie nicht unbefugt sich mit derselben ver=mischen. Das Weltenmeer hält sie in respektvoller Ferne, verbindet sie aber auch wieder mit dem Centrum. Und zwischen Hauptstadt und Vor=städten vermittelt eine schwimmende Stadt — Hunderte von Schiffen, deren Masten wetteifern zu wollen scheinen mit dem Wald der Minarete, Kriegsdampfer und große Seedampfer, welche wie Riesenbauten über die Meeresfläche aufragen, umwimmelt von zahllosen kleinen Lokaldampfern, Segelbooten und Ruderbooten.

Aber noch fehlt der unbeholfenen, hart und steif umrissenen Zeichnung das, was den eigentlichen Zauber von Konstantinopel ausmacht. Man sollte im stande sein, diesen Plan richtig zu kolorieren, diesem Bilde die glühenden, flammenden, strahlenden Farben des Orients einzumalen, ins Licht gesetzt durch eine Sonne, welche die Wasserspiegel der Meeres=arme zu Riesenreflektoren macht und jedes Objekt bis hinaus zu den Grenzlinien des Horizonts klar und scharf beleuchtet. Man müßte zu=sammenmalen können die endlosen Häuserzeilen mit ihren flachen Ziegel=dächern, die überall sich dazwischen bettenden grünen Gärten und Wäldchen, die zahllosen dunklen Cypressen, diese Pyramiden der Pflanzenwelt, die silbern schimmernden Silhouetten der Minarete, die 850 Moscheen mit ihren glänzenden, hochgeschwungenen Kuppeln, die Marmorberge der Paläste, die bunten Wipfel der Schiffe und die bunten Kleider der über die großen Brücken und durch die Straßen flutenden Menschenmenge, das smaragdene Grün der Wassermassen, die kräftigen Erdfarben der Uferhöhen, die hellen Färbungen der unmittelbaren Umgebung, die ver=blauenden und verwehenden Töne der Ferne, und müßte all das über=strömen können mit den Lichtfluten der Sonne des Orients. Ihr ge=lingt es, so heterogene Bestandteile, Paläste und Baracken, Moscheen und Schmutzhütten, Ruinen und Kloakenstraßen, Reichtum und Pracht und hungerndes Elend zu einem bezaubernden Gesamtbilde zu vereinigen.

Freilich, ungemischt orientalisch ist dieses Bild nicht mehr. Die Trägheit und träumerische Beschaulichkeit des Orients ist durch europäi=schen Geschäftseifer, durch europäische Hast und Unruhe aufgestört; die Barbarei des Islam ist von europäischer Kultur beleckt. Europa ringt

hier Brust an Brust, Tag für Tag mit dem Islam um den Alleinbesitz dieser Stadt. Auf sie sind die begehrlichen Blicke europäischer Mächte gerichtet, denn sie ist das wertvollste Erbstück, das der „kranke Mann" einst hinterlassen wird. Wann wird er sterben? Welche europäische Großmacht wird dereinst ihr Banner hier aufpflanzen und mit dem Donner ihrer Kanonen der Welt verkünden, daß der Halbmond endgültig aus Europa verdrängt ist? Wem wird diese Stadt als Erbe zufallen? Arme Aja Sophia — wenn der Kanonendonner dir einst die Befreiung aus türkischer Gefangenschaft verkündet, wirst du dich dieser Stunde freuen können oder nur aus einer Gefangenschaft in eine andere geraten?

* *
*

Donnerstag, 19. Mai, abends 8 Uhr den Eilzug bestiegen, um 48 Stunden später in Wien ihn zu verlassen. Von Konstantinopel bis Adrianopel fährt zum Schutze gegen die Räuber ein Pikett Soldaten im Zuge mit und ist die ganze Bahnlinie in Zwischenräumen mit Soldatenposten besetzt, ebenso die Bahnstationen. Der Eilflug des Zuges wird nur etwas gar zu oft unterbrochen durch die vielen Gepäck- und Paßvisitationen in den Balkanstaaten. Adrianopel, Philippopel, die Maritza-Ebene und das Rhodope-Gebirge, Sofia, der Dragoman-Paß über den Balkan, das Nischawa-Thal, Belgrad, Peterwardein, die ungarische Pußta mit ihrer tiefen Melancholie, Budapest, Preßburg — all das zieht mit phantasmagorischer Schnelligkeit an uns vorüber.

Den Tag über nimmt Auge und Geist Momentphotographien auf, welche sich aber für die Öffentlichkeit nicht eignen, weil die Dampfroßperspektive zu wenig zuverlässig ist. In den schlaflosen Stunden der Nacht aber kehrt sich das Auge nach innen und lustwandelt die Erinnerung auf den Gefilden Ägyptens, Palästinas, Griechenlands. Hier taucht erstmals der Plan auf, diese Blätter zu schreiben. In Prag wird er bekräftigt und fängt er an feste Gestalt zu gewinnen unter dem Zuspruch eines treuen Freundes, unter dem wohligen Einfluß herzlichster Gastfreundschaft, welche mir auf den schönen Höhen des Hradschin wurde. Der Sonnenschein so vieler Liebe und Güte der hohen Herren, denen hier Gruß und Dank gesagt sei, verflüchtigte rasch den noch auf Körper und Gemüt lastenden Druck der Strapazen und Mühseligkeiten der Reise. Das Betreten des heimatlichen Bodens, das Wiedersehen der Angehörigen, die Rückkehr in die Musenstadt am Neckar, die Begrüßung der Zuhörer machte die Freude voll über die unter Gottes Schutz so gut verlaufene und glücklich beendete Reise, welche die Gnade des Königs und das Entgegenkommen der Kollegen und Behörden ermöglichte.

Die Mußestunden der folgenden Zeit wurden darauf verwendet, die Wander- und Wallfahrten im Geiste mit dem Stifte in der Hand noch einmal zu durchleben, aus den gesammelten Ähren die Körner auszureiben, in die gärende Masse von Eindrücken und Erfahrungen Ordnung und Klarheit zu bringen. So entstand dieses Buch, dessen ein teurer Reisegenosse, Herr Verlagsbuchhändler Herder in Freiburg, zuvorkommend sich annahm und dessen Illustrierung er eine besondere Sorgfalt zuwendete.

Ob es in allweg gelungen, bezweifelt der Verfasser selbst. Es ist nicht leicht, hier die richtige Mischung von Objektivem und Subjektivem, von Thatsachen und Reflexionen, von Ideen und Gefühlen, von Kunst und Natur, von Wirklichkeit und Poesie zu finden. Es ist schwer, das Weberschifflein der Gedanken so aus der vorgeschichtlichen Urzeit in die geschichtlichen Zeiten, aus der Vergangenheit durch die Gegenwart hindurch in die Zukunft zu leiten, daß ein geordnetes Gewebe entsteht. Es ist schwer, über den Orient zu schreiben, wo mehr noch als sonst irgendwo die Gegenwart bloße Illusion ist, wo noch die Vergangenheit herrscht und die Zukunft bereits mit mächtiger Hand hereingreift. Wer könnte sich schmeicheln, Bilder aus dem Orient mit voller Richtigkeit der Zeichnung und mit dem farbenglühenden Kolorit wiedergeben zu können, das ihnen eigen ist?

Möglich, daß manche finden, es sei beim Entwurfe dieser Bilder dem subjektiven Gefühle mehr Recht eingeräumt worden, als gut ist. Man ist empfindlich geworden in diesem Punkte. Je mehr die Herzkrankheit zu einem Zeitübel geworden, um so mehr sucht man vielfach Heil und Rettung in einseitiger Kultur des Verstandes, in möglichster Unterbindung der Herzadern.

Aber Herzkrankheiten und Störungen des Blutumlaufes entstehen nicht nur aus Hypertrophie, auch aus Anämie des Herzens, nicht bloß aus Überfluß, auch aus Mangel an Blut in den Herzkammern. Ich habe das Herz auf die Reise mitgenommen und ließ es auch im Buche mitsprechen. Ich kann auch immer noch nicht recht glauben, daß es, um zu Klarheit des Denkens und zu richtigen Anschauungen zu kommen, unbedingt notwendig sei, vor allem einen Selbstmord am eigenen Herzen zu verüben oder zum mindesten ihm allen Zutritt zum Studierzimmer und alle Mitbeteiligung an geistiger Arbeit bei Todesstrafe zu untersagen. Es ist doch schließlich immer wieder das Gemüt, welches auch den Gedanken Lebensblut zuführen muß, sollen sie nicht bleichsüchtig werden und auf den Gefrierpunkt herabsinken, wo das organische Leben aufhört.

Vielleicht sind diese Blätter nicht ganz ungeeignet für Erreichung des Zweckes, der ihrem Verfasser vorschwebte. Sie sollen, offen gestanden,

dem Leser Wehe und Leid bereiten; ihm mit Heimweh die Seele erfüllen, mit Heimweh nach dem heiligen Land, denn es ist betrübend, daß gerade Deutschland zum Heere der jährlichen Palästina-Wallfahrer das kleinste Kontingent stellt; mit Leid, mit Mitleid und Hilfsbereitschaft für die heiligen Stätten, Bauten, Ruinen, für die Schulen, Institute, Kirchen unserer Brüder im Orient.

Wenn geistige Beziehungen angeknüpft werden zwischen dem christlichen Volke Deutschlands und dem heiligen Land, wenn manche Hand sich öffnet zu einer christlichen Opfergabe für die Kirche des Orients, wenn mancher Reiselustige und Reisefähige seine Schritte dorthin lenkt, wenn in künftige Reisen ins heilige Land einige gute Gedanken eingefügt werden, so ist das Buch nicht umsonst geschrieben und sein Verfasser belohnt.

*

Es ist nicht umsonst geschrieben, und der Verfasser fühlt sich reich belohnt. Acht Monate nach dem Erscheinen war die erste Auflage vergriffen. Sie hat mir viel Freude und viel Freunde gebracht, — ich darf hoffen, nicht bloß mir, sondern auch dem Orient und dem heiligen Lande. Nicht wenige, welche seitdem dorthin pilgerten, haben sich von dem Buch begleiten lassen, seine Gedanken und Gefühle nachgedacht und nachempfunden. Von der Kritik ist dasselbe ausnahmslos freundlich und sympathisch behandelt worden.

Gleichwohl ist der Verfasser nicht ohne Bangen und inneres Widerstreben an die Besorgung dieser zweiten Auflage gegangen. Sein Plan war gewesen, falls nach Jahren eine weitere Auflage nötig würde, ohne Zögern zum zweitenmal zum Wanderstab und Pilgerstab zu greifen, die beschriebenen Länder nochmals zu besuchen, sei es als ganz freier Wanderer, sei es als Teilnehmer an einer unserer erprobten deutschen Pilgerkarawanen, nochmals alles genau zu prüfen, den Rahmen des Gesehenen zu erweitern, Lücken auszufüllen, besonders die religiösen und socialpolitischen Verhältnisse sowie das Missionswesen jener Länder auf den Grund zu studieren und dann das Werk umgearbeitet, ergänzt und auch formell verbessert wieder in die Welt gehen zu lassen.

Die zweite Auflage kam zu rasch, als daß dieser Plan hätte ausgeführt werden können, zumal in der Zwischenzeit der Verfasser sein Lebenszelt von den Ufern des Neckars an die der Dreisam verlegt hat. So mußte er sich leider damit begnügen, Einzelkorrekturen anzubringen und nur wenige Partien eigentlich umzuarbeiten. Das aus dieser aufgenötigten Selbstbeschränkung sich ergebende Gefühl des Unbehagens wird nur dadurch einigermaßen beschwichtigt, daß kompetente Beurteiler sich

überhaupt gegen eine wesentliche Umgestaltung des Buches, seiner Grundanlage und Gesamthaltung aussprachen. Möge es dem Verfasser nachgesehen werden, daß er in dieser zweiten Auflage nichts wesentlich Vollkommeneres zu bieten vermag, und möge der Segen der Vorsehung, welche nicht bloß die Geschicke der Menschen, auch die der Bücher lenkt, auch die zweite Auflage begleiten.

In die Zwischenzeit fällt ein Ereignis, an welches jeder Freund des Orientes schöne Zukunftshoffnungen knüpfen darf. Ein Ereignis und eine folgenschwere That darf die päpstliche Encyklika vom 30. November 1894 Orientalium dignitas ecclesiarum genannt werden. Leo XIII. hat am Abende seines Lebens sein erleuchtetes und durchdringendes Auge namentlich auch nach dem Orient gerichtet und mit den Patriarchen des Morgenlandes und mit Kardinälen das Wohl dieses wichtigen Erdteils beraten. Das Resultat ist die genannte Encyklika. Ganz beseelt und durchweht von Ehrfurcht und Hochachtung vor den orientalischen Riten und von apostolischer Fürsorge für die Kirche des Orients, verfügt sie, daß Orientalen, welche den lateinischen Ritus angenommen, zum frühern mit Erlaubnis des apostolischen Stuhles sollen zurückkehren dürfen; sie verlangt von den klerikalen Erziehungsinstituten, daß sie ihre Zöglinge vor allem in das Verständnis und die Ausführung dieser Liturgien einweihen, verbietet bestehenden lateinischen Instituten, ihre männlichen oder weiblichen Zöglinge zur Annahme des lateinischen Ritus zu bewegen, macht die Neugründung solcher Erziehungshäuser von spezieller Erlaubnis des Apostolischen Stuhles abhängig, bedroht jeden lateinischen Missionär, welcher einen orientalischen Christen durch Rat oder Beihilfe von seinem Ritus abwendig macht und ihn für den lateinischen zu gewinnen sucht, mit Suspension und völliger Absetzung und kündigt den Plan an, mit Hilfe der Christenheit an geeigneten Orten Seminarien, Kollegien und Institute zu gründen zu dem besondern Zweck, um eingeborne Jünglinge zu Priestern auszubilden auf der Grundlage der vaterländischen Riten und des in den Schriften der orientalischen Väter und Lehrer niedergelegten Bildungsschatzes.

Das sind Grundsätze von großer Weitsichtigkeit und Weitherzigkeit, Grundsätze, welche mit den im Verlauf des Buches, namentlich bezüglich der Maroniten, geäußerten Anschauungen und Wünschen im vollsten Einklang stehen. Aus ihnen ist zu ersehen, wie weit Rom davon entfernt ist, mechanisch alles latinisieren, europäisieren, uniformieren zu wollen. Ein solches äußerliches Nivellieren würde wahrlich jener Kirche schlecht anstehen, welche auf sich selbst anwendet die Worte des Psalmisten von der regina circumdata *varietate,* circumamicta varietatibus (Ps. 44, 10. 15), von der Königin, die mit mannigfaltigster Pracht geschmückt

ist. Wahrlich, die sind nicht vom Geiste Roms beseelt, welche meinen, fremde Völker nach einer äußern Schablone zustutzen zu können, so wie man Hecken beschneidet.

Möchten jene Grundsätze siegreich durchdringen und den so erfreulich erwachten Eifer des Abendlandes für die orientalische Kirche erleuchten und leiten. Dann werden die Wechselbeziehungen zwischen Morgenland und Abendland, besonders zwischen Deutschland und Palästina, für beide Teile segensreiche werden. Lassen wir den orientalischen Brüdern, was sie haben, bringen wir ihnen, was sie nicht haben. Schulmeistern wir sie nicht; fühlen wir uns ihnen gegenüber nicht bloß als Gebende, sondern auch als Empfangende, nicht bloß als Lehrende, auch als Lernende. Wir sind berufen, der orientalischen Kirche frisches Blut, aktuelles Leben, gesunde Kultur und Sinn für Wissenschaft und energische Thätigkeit zu bringen, ihre missionierende Expansivkraft zu wecken und zu unterstützen; was sie uns mitteilen könnte, ist ein gutes Maß von Natürlichkeit und Einfachheit, von Stetigkeit und Konservatismus, ein ruhigerer Pulsschlag für unsern quecksilbernen, übercivilisierten, fiebrig fluktuierenden Geist. Und soweit uns eine pädagogische Mission gegenüber dem Orient von der Vorsehung zugewiesen ist, dürfen wir nie vergessen, daß der letzte Zweck aller Pädagogie ist, sich selbst überflüssig und entbehrlich zu machen, jene Völker zur Selbständigkeit zu erziehen und auf ihre eigenen Füße und ihren eigenen Boden zu stellen.

Alphabetisches Register.





Aus R. v. Riess, Bibel-Atlas.

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.

